







ARCHIV
FÜR
KULTURGESCHICHTE

Herausgegeben von

WALTER GOETZ

HERBERT GRUNDMANN UND FRITZ WAGNER

37. Band



1955

BÖHLAU-VERLAG MÜNSTER/KÖLN

Gedruckt mit Unterstützung
der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Druck der
Aschendorffschen Buchdruckerei
Münster (Westf.)

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Miszellen

Literatur- und Forschungsberichte

Der Mythos vom eingeborenen Sohn

Eine vergleichende Studie zum Heldenepos

von *Max Mühl*

Für Prof. Dr. Eugen Stollreither
(Erlangen) zum 80. Geburtstag.

Auf dem Felde der vergleichenden Sagenforschung waren in früheren Jahren mit recht umstrittenem Erfolge Versuche unternommen worden, Zusammenhänge zwischen orientalischer und abendländischer Heldenepik aufzuhellen. Es sei hier besonders auf die umfangreichen Untersuchungen von P. Jensen über das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur[1] hingewiesen, die auf berechtigten Widerspruch stießen, da die Hypothese, daß Babylonien das Heimatland aller Mythen sei, von niemand gebilligt werden konnte, und da zum andern des Verfassers Methode, mit Hilfe von Analogiereihen Zusammenhänge herzustellen, ihn zu gekünstelten, unglaubhaften Schlüssen verführte und Analogien aufstellen ließ, die nicht vorhanden sind[2].

In jüngster Zeit ist Gertrud Rachel Levy[3] mit einer Arbeit hervorgetreten, die sich um die Erforschung der Ursprünge der epischen Literatur und der literarischen Entwicklung des Helden bemüht. Ein solches Beginnen, das jetzt schon die großen Zusammenhänge zwischen semitischer, indischer, schließlich auch griechischer und germanischer Überlieferung aufsuchen möchte, erscheint heute, wo die Kenntnis der literarischen Entwicklung in den orientalischen Kulturen, vor allem was das Sumerische, Akkadische und Hethitische anlangt, noch in den Anfängen steht, reichlich

[1] *P. Jensen,* Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur, I. Band, Straßburg 1906. II. Band, Marburg a. L. 1929.

[2] Vgl. vor allem die Kritiken von *H. Gunkel,* Deutsche Lit. Zeit. 1909, Sp. 901 ff.; *W. Wundt,* Völkerpsychologie II, 3, S. 514 ff.; *H. Greßmann,* in: 'Das Gilgamesch-Epos' von *A. Ungnad* und *H. Greßmann,* Göttingen 1911, S. 185 ff. — Die Ausführungen des II. Bandes verlieren sich vollends in den abstrusesten Kombinationen.

[3] The sword from the rock. An investigation of the origins of epic literature and the development of the hero. London 1953.

verfrüht[4], zumal wenn so scharfe Unterscheidungen und Abgrenzungen[5] zwischen den einzelnen Heldentypen und den einzelnen Formen des Heldenepos in der großen Zusammenschau östlicher und westlicher Heldenepik versucht werden wie in dem Buche von G. R. Levy. Es kann sich nach meinem Dafürhalten vorerst nur darum handeln, Einzelmotive und Einzelerscheinungen zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen, also mit der Detailarbeit anzufangen, um dann auf Grund von Einzelergebnissen zur Aufklärung weitergreifender Fragenkomplexe zu gelangen.

So habe ich es mir zur Aufgabe gestellt, einer mythischen Einzelerscheinung nachzuspüren, die sich in der Sagenwelt des Orients ebenso nachweisen läßt wie in der des Okzidents, die semitischen und indogermanischen Vorstellungen gemeinsam ist und — um es kurz vorwegzunehmen — anscheinend eine Urform menschlicher und religiöser Denk- und Gefühlshaltung darstellt: Es ist der tief im religiösen wie auch zugleich im menschlichen Bezirk wurzelnde Mythos vom gottentsprossenen, als Einzelkind geborenen Helden. Man hat diesen Mythos, dessen Existenz ich im folgenden aufzeigen will, in der Sagenforschung bisher völlig unbeachtet gelassen[6].

Die Untersuchung soll ihren Ausgang nehmen von einem uralten Sagenstoff, der in Keilschrift-Bruchstücken in der Tontafelbibliothek des Assyrerkönigs Assurbanipal (aus dem 7. Jahrhundert) gefunden wurde[7]. Es handelt sich um das Gilgamesch-Epos, dessen Ursprung in seinen frühesten Bestandteilen in die Zeit der Sumerer zurückreicht (s. u. S. 4 Anm. 15).

Gilgamesch ist König von Uruk, „ein Drittel Mensch, zwei Drittel Gott“[8]. Dieses göttliche Element befähigt ihn zu außerordentlichen Taten,

---

[4] Vgl. das besonnene Referat von *Ad. Falkenstein* über das Buch von Levy im Gnomon, 26 (1954), S. 424 ff.

[5] Die scharfe Trennung der epischen Helden in einen A-B-C-Typus ist sehr problematisch und muß zu Überschneidungen und damit zu irrigen Anschauungen führen. Zum A-Typus gehören nach dieser These die Götterhelden, zum B-Typus die halbgöttlichen Helden, zum C-Typus jene Helden, die als Menschen gegen Menschen kämpfen. S. unten Anm. 8 zu Gilgamesch, der von Levy in den B-Typus eingereiht ist.

[6] Auch bei *St. Thompson,* Motif-Index of Folk-Literature (Finnish Folklore Society, Communications 106, 108, 116. 1932-35) ist das Motiv nicht zu finden; einige Hinweise auf entsprechende Märchen-Motive gibt *A. v. Löwis of Menar,* Der Held im deutschen und russischen Märchen (Jena 1912), S. 32 und 91.

[7] Auf mehreren Fragmenten findet sich der Vermerk, daß die Tafel „entsprechend einem älteren Texte abgeschrieben sei“ (s. *Ungnad-Greßmann,* a. O. S. 2).

[8] Tafel I Z. 51 (bei *Ungnad-Greßmann* a. O. S. 7), Tafel IX Z. 51. — Trotz der ihm innewohnenden Göttlichkeit zeigt Gilgamesch ein durchaus vermenschlichtes Bild. Er ist der leidenschaftliche Lebenssucher, der in seinem dunklen Drang auszieht, das Lebenskraut zu holen und die Göttin Sabitu erklärt ihm: „Das Leben, das du suchst, wirst du nicht finden. Als die

wie sie gewöhnlichen Menschen versagt sind. Er ist der Ruhelose, zu immerwährendem Kampf Geborene, für den seine Mutter Rischat, die heilige Priesterin, vom Sonnengott Šamaš Schutz und Hilfe erfleht: „Warum hast du Gilgamesch, meinem Sohne, ein Herz bereitet, dessen Ungestüm keine Ruhe findet?“ [9]. Er ist Rischats einziger Sohn, ein Einsamer, der ausziehen soll zum Kampf mit Ungeheuern und Dämonen. In ihrem Herzenskummer deutet sie einen Traum des Sohnes dahin, daß er einen Genossen zum Freunde erhalten solle, der ihn retten wird aus jeder Gefahr [10]. Der Traum geht in Erfüllung. Enkidu, ein Geschöpf der Göttin Aruru, entwickelt sich vom Naturwesen zum Kulturmenschen und wird des Gilgamesch treuer, geliebter Freund und Bruder [11]. Der Dichter hat auf diese Weise geschickt und sinnig die beiden Menschen zusammengeführt und wir dürfen in dieser Komposition nicht etwa ein bloßes „Paarungsmotiv“ oder „ein Stilgesetz primitiver Literatur“ erkennen [12], die es liebte, um des Kolorites der Handlung willen ein Freundespaar erscheinen zu lassen. Nein, die Gestalt des Enkidu verdankt ihre Entstehung vielmehr dem dichterischen Bedürfnis einer psychologischen Motivierung, die darauf abzielte, den Kummer der Mutter um Gilgamesch, das einzige Kind, sowie auch des Sohnes eigene Einsamkeitsgefühle [13] zu versinnbild-

---

Götter die Menschen schufen, haben sie den Tod den Menschen auferlegt und behielten das Leben in ihren Händen“. (*Meißner*'sches Fragment, in: Mitteilungen der Vorderasiat. Gesellschaft (1902), Kol. III, Z. 2 ff.). Die Dichtung selbst weist also den Helden dem Bereiche des Menschlichen zu. Gerade an der Gestalt des Gilgamesch zeigt sich, wie schematisch die *Levy*'sche Einteilung der Helden in einen A-, B-, C-Typus ist. Gilgamesch kann nicht zum eigentlichen B-Typus zählen. Vgl. auch die gegen *Levy* geäußerten Bedenken *Falkensteins* (a. a. O.) S. 425.

9 Tafel IV B. Z. 10 (*Ungnad-Greßmann*).

10 Tafel I Z. 277 (*Ungnad*).

11 Die beiden Freunde werden als Brüder bezeichnet auf Tafel VI Z. 173 (it-taš-bu aḫi ki-l [al-la-an] setzten sich die bei[den] Brüder). Wenn es im Epos heißt, daß Gilgamesch den Enkidu seiner Mutter zu Füßen wirft (Tafel I Z. 232, 240), so vermutet *Greßmann* (bei *Ungnad* S. 89 Anm. 3), dieser Zug bedeute, daß Enkidu von der Mutter an Sohnes Statt angenommen und so zum Adoptivbruder des Gilgamesch gemacht werden sollte.

12 So *Greßmann* (bei *Ungnad*) S. 100 f.

13 Dem Enkidu erzählt die Hierodule: „Bevor du (Enkidu) kamst aus dem Gebirge, hat Gilgamesch in Uruk Träume über dich geschaut“ (*Ungnad* Tafel I Z. 220). In einem altbabylonischen Fragment des Gilgamesch-Epos beklagt der Held vor dem Sonnengott den Tod seines Freundes mit den Worten: „Nach seinem Tode fand ich nicht mehr Gesundheit. Ich eilte umher wie ein . . . inmitten der Wüste“ (bei *Br. Meißner*, Ein altbabyl. Fragment des Gilgamos-Epos, Mitteilungen der Vorderasiat. Gesellschaft 7 (1902), S. 9, Kol. II Z. 10).

lichen und zu vergegenständlichen. Die Mutter selbst nennt Enkidu den großen Helfer ihres Sohnes, ihr „Frohlocken“ [14]. Die epischen Gestalten des Gilgamesch und Enkidu wurzeln schon im Dunkel der Sumererzeit. Ob wir den Mythos vom gottentsprossenen, einsamen Kämpfer, der ohne den sein Leben erfüllenden Freund nicht leben kann, schon in die vorbabylonische Literatur verweisen dürfen, oder ob dieser erst der semitischen Fassung des Stoffes seine Entstehung verdankt, kann heute noch nicht entschieden werden. Fest steht freilich, daß die Namen Gilgamesch und Enkidu, die schon früher als sumerisch galten, nach neuesten Funden bereits in sumerischer Überlieferung auftreten [15].

Gilgamesch und sein Kampfeshelfer ziehen aus und vollbringen Wundertaten. Aber den Freund bestimmt das Schicksal zu frühem Tode. Gilgamesch weint sechs Tage und Nächte [16] um den Geliebten. Da naht dem Trost- und Ruhelosen der Schatten des abgestorbenen Freundes. „Wenn ich das Gesetz der Erde, die ich schaute, dir sagte, würdest du dich hinsetzen und weinen.“ [17]. Gilgamesch ist vor ein Nichts gestellt. Schließlich wird er zum Herrn der Unterwelt bestimmt, gleichsam um das Grausen vor den Schrecken des Todes zu überwinden [18].

---

[14] Tafel IV C. Z. 34; *Ungnad* übersetzt: Engidu, Starker, meine Freude allein... *Jensen*, Assyr.-babylonische Mythen und Epen (1900) übersetzt (in seiner Ausgabe Tafel III Col. III b): „Ia-bani, Mächtiger, mein Frohlocken.“ (In-ki-bani dan-nu ul-ṣi-m [a ...]).

[15] Sie finden sich in einem von *Samuel Noah Kramer* veröffentlichten Gedicht aus der Sumererzeit (vermutlich aus dem ersten Viertel des 3. Jahrtausends v. Chr.), das Kramer mit „Gilgamesch und Agga“ betitelt (American Journ. of Archaeology 53, 1949, S. 1—18). Es ist ein Lied vom Kampfe des Gilgamesch mit Agga, dem König von Kisch, das keine mythologischen Motive enthält. Der Name Enkidu als des Dieners (und Begleiters) des Gilgamesch steht in Verszeile 42 des Gedichtes (*Kramer* a. O. S. 8 Text, S. 11 Übers.). Zu sumerischen Vorbildern im semitischen Gilgamesch-Epos s. die Bemerkungen *Kramers* a. O. S. 1 und Anm. 1, wo auf eine mir nicht zugängliche Schrift des gleichen Autors 'The Epic of Gilgamesh and its Sumerian Sources' (1944) pp. 7—23 verwiesen ist. — Die Namen Gilgamesch und Enkidu hatte schon *Greßmann* (*Ungnad-Greßmann*, a. O. S. 75 und S. 76) als sumerisch bezeichnet. — Das Motiv einer tyrannischen Herrschaft des Gilgamesch, den die Bewohner von Uruk mit Hilfe des Enkidu aus der Hauptstadt entfernen wollen, scheint erst später hinzugefügt worden zu sein (*Greßmann* bei *Ungnad* S. 93).

[16] Tafel X Z. 55 (*Ungnad*) und Z. 62.

[17] Tafel XII Z. 95; Z. 96.

[18] Vgl. den Beschwörungshymnus an Gilgamesch bei *P. Jensen*, Assyr.-Babyl. Mythen und Epen (1900) S. 266 (Anhang Ia zum Gilgamesch-[Nimrod-] Epos).

Das Gilgamesch-Epos malt das grandiose Bild eines als Einzelkind geborenen, zu gramvoller Einsamkeit verurteilen Helden, dessen Menschentum in dunklen Daseinstiefen gründet und noch keine klare Sinnbeziehung zu den Mächten der Welt und des Lebens finden kann.

Wir steigen in spätere Zeiten hinab und erleben die Kämpfe der beiden Fürstenhäuser, der Kuru und Pandu, von denen das indische Mahabharatam[19], das alte Bharatidenlied kündet. Jahrhunderte haben an ihm gearbeitet und es ist nicht möglich, die vielen Gestalten und Episoden, die in der Fülle der Gesichte an uns vorüberziehen, zeitlich jeweils in den Werdegang des großen Gedichtes einzuordnen.

Hier fesselt vor allem der heldenhafte, „wie die Sonne strahlende"[20] Bhisma, des Fürsten Santanu und der Göttin Ganga „großer Sohn"[21]. Er ist seiner Eltern einziges Kind[22]. Ist es in der Gilgamesch-Dichtung die Mutter, die sich im Herzen um den Einzigen grämt, so zeigt sich im indischen Epos der Vater Santanu als der von der Angst um den Einen Gequälte[23]. In seinem Kummer beschwört er die frommen Männer, die da sagen: Wer einen Sohn hat, hat keinen Sohn[24].

---

[19] Ich zitiere im folgenden nach der wörtlichen englischen Übersetzung: A Prose English Translation of the Mahabharata, translated literally from the original Sanscrit Text, edited and published by *Manmatha Nath Dutt*, Calcutta 1895 ff.

[20] as effulgent as the sun (Bd. I, chap. 100, 40 S. 147).

[21] the great son of Ganga (Bd. XIII—XVIII. chap. 168, 20 S. 351).

[22] The only son of Santanu (Bd. I, chap. 100, 76 S. 148. Vgl. auch den Stammbaum der Kuru- und Pandu-Fürsten bei *C. Cappeller*, Bharavi's Poem Kiratarjuniya, Cambridge 1912 S. XVI (Harvard Oriental Series, 15. Band). Wohl hatte die Göttin Ganga schon sieben Kinder von Santanu geboren, doch waren dies 7 der 8 Vasugötter, die zur Abwendung des Fluches des heiligen Apawa oder Vasischtha einer Vereinbarung gemäß von ihr zur Welt gebracht wurden, um gleich nach der Geburt ins Wasser geworfen zu werden (Mahabh. I chap. 97—99). So sollten sie von dem Makel irdischer Geburt erlöst werden (Mahabh. I chap. 96, 18 S. 141; chap. 98, 13 S. 143; chap. 98, 18 ff.). Doch bedingt sich Ganga aus, ihr Bund mit Santanu solle nicht fruchtlos sein (may not be entirely fruitless); ein Sohn soll leben (one son may live, Bd. I chap. 96, 19; S. 141). Dieser, „aus je einem Achtel der 8 Vasu Geschaffene" (chap. 96, 20; S. 141), ist die menschliche Inkarnation der 8 Vasu-Götter.

[23] Truly I am melancoly. O descendant of Bharata race, you are the only scion (Sproß) in this our great dynasty (Bd. I chap. 100, 62; S. 147) . . . There is every likelihood of your being killed on the field of battle (S. 148, 69).

[24] The religious men say that he who has one son has no son at all (Bd. I chap. 100, 66 f.; S. 148).

In dem welterschütternden Kampf der beiden Fürstengeschlechter wird Bhisma zum großen Führer der Kuru, zum „Züchtiger der Feinde“ [25]. Nicht der König der Himmlischen konnte Bhisma töten, wenn er in der Schlacht stand mit gespanntem Bogen [26]. Erst als sein eigener Entschluß feststand aus dem Leben zu scheiden — die Zeit seines Todes durfte er gemäß einer Abrede mit dem Vater selbst bestimmen [27] —, da wird der Lebensmüde von den Pfeilen seines Gegners Arjuna, des Sohnes Pandus, überschüttet [28]. Der Versuch, eine Aussöhnung mit den Feinden und Frieden herbeizuführen, mißlingt [29]. So bringt sein Tod nicht die große Entscheidung im Vernichtungskampfe der feindlichen Geschlechter.

Deutlich wird das den Helden des Gilgamesch-Epos und des Mahabharatam Gemeinsame: Beide wurzeln durch ihre Herkunft in der Sphäre der Göttlichkeit, wandeln als Einzelkinder einen kampferfüllten, einsamen Weg und enden ein unerfülltes Leben.

In der Gleichheit der beiden Kriterien unseres Mythos fügt sich eine andere Erscheinung des Mahabharatam in den Rahmen unserer Betrachtung: Den Vyasa, „den ewigen, großen Behälter des heiligen Vedawortes“ [30], der im Mahabharatam selbst als Verfasser des Epos erscheint [31], hat in einer vormaligen Geburt der großmächtige Narayana, die oberste Gottheit (= Vishnu) hervorgebracht [32]. Nach seiner menschlichen Genealogie aber gebar ihn, den „nach dem Höchsten strebenden, großen Rishi“ (d. h. Seher, Heiliger), die Satyavati dem Paraçara, „als einzigen Sohn auf der Insel“ [33].

Aus dem orientalischen Raum, in den wir später nochmals zurückzukehren haben, führt uns der Weg in die Welt des homerischen Epos. In ihm erleben wir den göttlichen Dulder Odysseus, „der immer von Elend zu Elend irrt, seit er in Schiffen dem göttlichen Helden Agamemnon folgte gen Ilios hin, zum Kampfe mit den Reisigen Trojas“ [34]. Von väterlicher Seite her ist er ein Nachkomme des Zeus und der Eurodia, nach anderer Version ein Nachkomme des Deukalion oder auch des Hermes

[25] O chastiser of enemies (Bd. XIII—XVIII S. 350).
[26] Bd. XIII—XVIII chap. 58, 33; S. 351.
[27] Mahabh. Bd. IV—VI (Bhismaparvan) chap. 120, 33; S. 206.
[28] Ebd. chap. 120, 38 ff.
[29] Ebd. chap. 122, 16; 124, 30 ff.
[30] Übersetzung bei *P. Deußen*, Vier philosophische Texte des Mahabharatam (Leipzig 1906), S. 850.
[31] *Deußen* a. O. S. 850, 10.
[32] Zur früheren Existenzform Vyasas s. den Text bei *Deußen* a. O. S. 855, 58—62.
[33] Text bei *Deußen* S. 849, 3. 850, 4.
[34] Odyss. XI 167 ff.

und der Herse, einer Kekropstochter, von mütterlicher Seite ein Sproß des Autolykos, des Sohnes des Hermes und der Chione [35]. Gleich den großen Helden der östlichen Epen ist auch er ein göttlicher Sproß, auch er ein einziger Sohn. „Denn durch einzelne pflanzte Kronion unser Geschlecht fort. Einzeln zeugte der Held Arkeisios erst den Laertes; einzeln Odysseus darauf sein Vater auch; aber Odysseus zeugte den einzelnen mich, den er ungenossen daheim ließ“ [36]. So lautet des Telemach Antwort an den von ihm noch unerkannten Vater, der die Lage im Hause erforschen will und dabei an den Sohn die Lockfrage nach Brüdern stellt [37]. Diese Frage aber fordert den Hinweis auf die Einkindschaft in der Geschlechterreihe, der Odysseus zugehört, geradezu heraus, und so hebt Telemachs Auskunft mit deutlich hörbarer Betonung jenes Moment hervor, das dem Persönlichkeitsbilde großer epischer Helden die bestimmende Prägung verleiht und das der hellenische Dichter an dieser Stelle mit einem frappierenden Akzent versieht [38]. Erst im größeren Zusammenhange unserer Betrachtungen gewinnen die Odyssee-Verse ihre ganz besondere Bedeutung, die seither unerkannt geblieben ist.

Auch der Held der Ilias, „der größte aller Achäer“ [39], begegnet uns als einziger Sohn seiner Eltern, des Peleus und der Göttin Thetis [40], „der Unglücksmutter“ [41]. Wir hören ihre Klage:

Peleus, der Aiakide, „ließ einen Sohn mich später gebären [42] und aufziehn, Blüte der Helden, er wuchs empor wie ein sprossender Schößling, und ich nährte ihn gleich einer Pflanze im üppigen Erdreich ...“

„Nie werd ich ihn wieder empfangen,
Niemals kehrt er mir wieder zurück zum Hause des Peleus.“

---

[35] Vgl. die Nachweise bei *P. Grimal*, Dictionnaire de la Mythologie Grecque et Romaine (Paris 1951) sub Ulysse S. 468. Stammtafel S. 470.

[36] Odyss. XVI 117: ὧδε γὰρ ἡμετέρην γενεὴν μούνωσε Κρονίων
μοῦνον Λαέρτην Ἀρκείσιος υἱὸν ἔτικτεν,
μοῦνον δ᾽ αὖτ᾽ Ὀδυσῆα πατὴρ τέκεν, αὐτὰρ Ὀδυσσεύς
μοῦνον ἔμ᾽ ἐν μεγάροισι τεκὼν λίπεν οὐδ᾽ ἀπόνητο.

[37] Odyss. XVI 95 ff.: („Sage mir, ob du dich gern demütigest, oder das Volk dich
Etwa haßt in dem Lande, gewarnt durch göttlichen Ausspruch;
Oder ob Brüder vielleicht du beschuldigest, welchen ein Mann ja
Immer im Streite vertraut, wie heftiger Kampf sich erhebe.“)

[38] Neben μούνωσε steht dreimal μοῦνον!

[39] Ilias XVI 21.

[40] Volkslegende und dichterische Phantasie haben sich in späterer Zeit der Gestalt dieses Helden bemächtigt und seinem Bilde neue Züge aufgeprägt. S. *P. Grimal* a. O. sub Achille S. 5.

[41] Ilias XVIII 54.

[42] Ilias XVIII 436 ff.

Doch ihr Kummer um den Sohn, der den toten Freund betrauert, ist ins Heldische gesteigert und Thetis erfüllt willig dem Sohne die Bitte, ihn nicht liebend vom Streite zurückzuhalten (XVIII 126):

„Recht hast du geredet, mein Kind, nicht ist es verwerflich, die bedrängten Gefährten vor jähem Verderben zu schützen“ [43].

Und der Trauernde selbst verliert sich nicht wie Gilgamesch in die Trostlosigkeit eines Weltschmerzes. Darin unterscheiden sich ja die gottentsprossenen Helden der homerischen Epen von dem Einsamen des babylonischen Epos, daß sie sich als Vorkämpfer einer Gemeinschaft, wie Achilles, oder einer sittlichen Ordnung, wie Odysseus, bewähren, als Bürgen einer glückverheißenden Zukunft. Ihre Taten und Leiden sind griechisch durchdacht und von der Idee des griechischen Heldentums geprägt. Die Nichtigkeit des todverfallenen Gilgamesch, die Lebensmüdigkeit eines Bhisma erscheinen hier abgelöst durch ein in Leid und Opfer sich erfüllendes Lebensziel des Helden.

Wieder ist es ein einzeln Geborener, der nach langem, leidensvollem Irrwege eine hohe Aufgabe zu erfüllen hat, der vom Schicksal dazu auserkoren ist, den Grund zum römischen Weltreich zu legen: Aeneas, der Sohn des Anchises und der Göttin Venus.

Aeneas verdankt seine göttliche Herkunft gewiß nicht einer oberflächlichen dichterischen Nachahmung der homerischen Helden Achilles und Odysseus, vielmehr einer aus mythischer Tiefe schöpfenden Sagendichtung, die aus religiöser Schau das Bild des *pius Aeneas* geschaffen hat.

Und es gewährt ein besonderes Interesse, daß in der Sage auch Julus (Ascanius) als einziges Kind des Aeneas und der Kreusa erscheint. Inbrünstigen Herzens fleht Venus zum Göttervater um die Erhaltung ihres einzigen Enkels [44]. Dem zum Herrscher von Alba longa Erkorenen hatte der Vater der Götter schon früher liebevoll seinen Schutz verheißen (Aeneis I 254 ff.).

Der Faden, an den wir Vergleichbares reihen, reißt nicht ab, wenn wir aus dem biblischen Bereich Jesu Worte in seiner Unterredung mit Nikodemus folgen lassen (Joh. 3, 16): ‚Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorengehe, sondern das ewige Leben habe‘ [45]. In diesem Worte des Johan-

---

[43] XVIII 128 f.

[44] Aeneis X 46 ff.: „Lasse den Julus gerettet mich den Waffen entziehen,
Laß übrig mir bleiben den Enkel!
Möge Aeneas hinfort durch fremde Gewässer auch irren,
Und wo immer das Schicksal den Weg ihm zeige, da folg' er!
Nur laß jenen mich schirmen, und heil dem Kampfe entreißen!“

[45] Οὕτω γὰρ ἠγάπησεν ὁ θεὸς τὸν κόσμον, ὥστε τὸν υἱὸν τὸν μονογενῆ ἔδωκεν, ἵνα πᾶς ὁ πιστεύων εἰς αὐτὸν μὴ ἀπόληται, ἀλλ' ἔχῃ ζωὴν αἰώνιον. Vgl. 1. Joh. 4, 9.

nes-Evangeliums stoßen wir auf das Motiv der Aufopferung des eingeborenen Sohnes, den Gott in seiner grenzenlosen Liebe zur Menschheit dahingibt. Ein uns vertrautes Motiv leuchtet auf: Es ist aus der Sphäre heldischen Kämpfertums auf das Liebeswerk Gottes übertragen. Und das in ihm ruhende Moment des Leides um den Einen wirkt in dem Worte des Johannes-Evangeliums um so ergreifender, als die Hingabe des Einzigen in der Gottesvorstellung des Evangelisten als Gottes eigenstes Herzeleid erscheint. Im Bibelwort verbindet sich ein uraltes, stimmungsreiches Motiv mit der iranisch-christlichen Erlösungsidee.

Unser Mythos führt uns zunächst noch einmal in den Orient zurück, zum persischen Heldenepos, das in Firdausis Königsbuch (Shânâme) — vollendet im Jahre 1010 — seine endgültige und vollendetste Form gefunden hat[46]. Die Heroenzeit der iranischen Sage ist angefüllt von den wechselvollen Ereignissen des Krieges zwischen Erân (Iran) und Tûrân. Einer der Haupthelden dieser Kämpfe ist Bischen, des Giw Sohn[47], der sich im Ringen mit Turaniern und Ungeheuern mit höchstem Ruhm bedeckt. Oft hören wir aus des Vaters Munde die bange und verzweifelte Klage um den einzigen Sohn:

„Nur dieser einz'ge Sohn ward mir geboren,
In ihm ging mir mein Trost und Schutz verloren“[48].
„Ein Sohn nur war mir auf der Welt verliehn;
Ich zitterte bei Tag und Nacht für ihn“[49].

Der auf die Nachricht von der Einkerkerung des Sohnes in Tûrân von Gram gebeugte Vater bittet unter heißen, „gallenbitteren“ Tränen den Helden Rustem um Hilfe für den in Gefangenschaft schmachtenden Sohn.

---

[46] Firdausi setzt damit das Werk Daqîqîs fort. Als Quelle dienten ihm überwiegend schriftliche Werke, vor allem Bearbeitungen des mittelpersischen Königsbuches, des Chvatāi-nāmak, des Buches der Herrscher, das seinerseits auf den offiziellen Annalen der Sasaniden-Könige beruht und die Geschichte der Könige von Iran von der sagenhaften Vorzeit an erzählt. Vgl. *Ph. Nöldeke,* Das iranische Nationalepos (im Grundriß der iranischen Philologie, hrsg. von *W. Geiger* und *E. Kuhn*), S. 142 f. (über das Chvatāinâmak); S. 147 f. (über Daqîqî); S. 150 (über Firdausi).

[47] Er gehört zu den Kampfgesellen des iranischen Schahs Kai Chosru und ist der Enkel des Helden Rustem, dessen Tochter mit Giw vermählt war (vgl. die Übersetzung von *Graf v. Schack,* Heldensagen des Firdusi Bd. III S. 40: Schluß des 14. Gesanges: „Giw übergibt dem Rustem Chosrus Schreiben“). Der gewaltige Rustem erscheint in der Sage nicht als einzelnes Kind; er hat Brüder.

[48] Übersetzung von *Graf v. Schack,* Heldensagen des Firdusi, Bd. III (Bischen und Menische) S. 29 (oben); in der Übersetzung von *Friedrich Rückert* Bd. III S. 44 v. 518.

[49] Übers. von *Schack* a. O. S. 31 (unter 11). *Rückert* a. O. S. 47 v. 570.

„Von einem Sohn, nur einem, war ich Vater,
Nie war ein Leid, das mehr mein Herz betrübte;
Nach dem Verlornen, nie zur Ruhe mich legend,
Hab ich geforscht in jeder Erdengegend“ [50].

Im Lied um den Helden Bischen klingt auch sonst [51] das Motiv vom einzigen Sohne auf und wir merken unschwer, daß der Dichter oder vielmehr seine Quelle dieses zur Verstärkung des tragischen Momentes bewußt in die Handlung eingeflochten hat. Sein Urgrund freilich liegt im Mythos lange vorangegangener Dichterwelten, und wir erleben bei Firdausi eben die poetische Auswertung einer uralten mythischen Vorstellung. Freilich waren wir gewohnt, daß uns die Helden als Vollbringer großer, übermenschlicher Leistungen als Abkömmlinge einer Gottheit entgegentraten. In der religiösen Anschauung des Islam verbietet sich nun aber jede Art von Vergottung eines Heros. Der Islam schränkt deshalb die Verherrlichung der Helden auf das menschliche Maß ein. So erscheint ein Strang unseres Motivthemas, nämlich die Göttlichkeit des Helden, abgeschnitten.

Die gleiche Wahrnehmung machen wir bei einem anderen großen Helden des Shânâme, dem Isfendiar. Auch er eine Heldengestalt, die in der Unbezwingbarkeit des Kampfesmutes und der Kampfesleistung eine ins Grandiose gesteigerte Heroisierung erfährt, doch wird auch er von jeder Berührung mit einer überirdischen Sphäre ferngehalten. Isfendiar ist der einzige Sohn und Erbe des Schahs Guschtasp, der den Thronfolger zum Kampf mit Ardschasp, dem König von Tûrân, und mit dem unbotmäßigen, gewaltigen Rustem ausschickt, der dem Schah Guschtasp die Huldigung versagt [52]. Die Mutter Ketajun rauft sich beim Abschied des Sohnes vor Schmerz die Haare [53] und setzt alle Mittel der Überredung ein, um ihn von seinem tollkühnen Unterfangen zurückzuhalten. Wir denken hier an das Leid der Mutter des Gilgamesch und des Achilles und wir werden noch weitere Analogien kennenlernen.

Freilich können wir die Gestalt des Isfendiar insofern nicht ganz auf gleiche Ebene mit den anderen hier eingeführten Heroen stellen, als dieser in der Nachkommenschaft Guschtasps nicht allein steht, sondern der Bruder zweier Schwestern ist, deren Befreiung aus der Gefangenschaft des Ardschasp neben anderen harten Prüfungen ihm vom Vater aufgegeben ist [54]. So gilt sein kämpferischer Einsatz doch auch der eigenen Sippe und

---

[50] *Schack* a. O. S. 39. *Rückert* a. O. S. 56 v. 730.
[51] Vgl. z. B. auch *Schack* a. O. III S. 37 („Giw hatte keinen Sohn als diesen“).
[52] *Schack*, Übers. III S. 232.
[53] *Schack* III S. 236.
[54] *Schack* III S. 186 ff.

mithin zeigt das sonst beobachtete Bild des in der Welt alleinstehenden kämpferischen Sohnes in der dichterischen Feier des Helden Isfendiar eine etwas anders geartete Färbung.

Doch finden wir den engsten Anschluß an unseren uralten Mythos wieder, wenn wir den Bogen weit hinüberspannen zur germanischen Sagenwelt.

Der an Sagenkenntnis reiche Dichter des Beowulf, des angelsächsischen Heldenliedes, das mit Angeln und Sachsen aus deutschen Gauen ausgewandert ist[55] und auf skandinavischen Ursprung hinführt, läßt uns den gautischen Helden Beowulf erleben, der, schon in jungen Jahren kampferprobt und sieggewohnt, an dem vom Ungeheuer Grendel heimgesuchten Dänenhof einzieht, um dem Königshause Erlösung aus hilfloser Not zu bringen. Beowulf wird uns als einziges Kind des Helden Egdio und seiner Mutter, einer Tochter Hredels, vorgestellt[56].

Aus dem Munde des Dänenkönigs Rudger vernehmen wir die Kunde[57]:

Ic hine cude cnithwesende.
Waes his ealdfaeder[58] Ecgþeo hâten,
daem to ham forgeaf Hreþel Geata
angan dohtor: is his eaforan[59] nu
heard her cumen, sohte holdne wine.

Zum Thema unseres Motives gewinnt der Held Beowulf noch dadurch eine sinnvolle Beziehung, daß seine Ahnen in die Götterwelt reichen. Die naturmythischen, mit der etymologischen Erklärung des Namens Beowulf zusammenhängenden Deutungen weichen zwar im einzelnen

---

[55] S. *A. Heusler*, Altgerm. Dichtung (im Handb. d. Lit. Wiss. von O. Walzel) S. 121.

[56] Vgl. die Stammtafel bei *Joh. Hoops*, Kommentar zum Beowulf (1932) S. 333 und bei *K. Simrock*, Übersetzung des Beowulf (1859), Anhang.

[57] VI 372, Ausg. von *F. Holthausen*, Beowulf I (1912) S. 12 f. Übersetzung von K. Simrock S. 22 (Gesang 6):
Ich kannt ihn wohl, als er ein Knabe noch war.
Sein Vater, der alte, war Ecgtheow (Egdio) geheißen,
Dem zur Hausfrau Hredel, der Herr der Geaten,
Die einzige Tochter gab. Sein Abkömmling, fuhr er
Nun her, der harte, den holden Freund zu sehen.

[58] Gemeint ist jedenfalls 'Vater', nicht 'Großvater'; hier vielleicht 'ehrenwerter Vater' oder 'verstorbener Vater'. Vgl. *Joh. Hoops* a. O. S. 61. *L. Schücking*, Englische Studien 42, 89 übersetzt: „sein weiland Vater".

[59] eaforan hat hier die Bedeutung: Sohn; s. Glossar bei *F. Holthausen*, Beowulf II u. eafora.

voneinander ab[60], doch sind sie darin einig, daß der Beowulfsage ein alter Mythos von einem göttlichen Helden zugrunde liegt und daß die Gestalt des Beowulf selbst als Hypostase einer Gottheit anzunehmen ist. Wenn in der Heldendichtung selbst der göttlichen Herkunft des Beowulf keine Erwähnung geschieht, so haben wir dies m. E. auf den geistlichen Autor des 8. (bzw. nach L. Schücking[61] des ausgehenden 9.) Jahrhunderts zurückzuführen, der bekanntlich das Epos mit einem christlichen Firnis überzogen hat[62] und dem die Herkunft seines Helden von einer germanischen Gottheit nicht ins Konzept paßte.

Auf Grund der angeführten Kriterien sind wir berechtigt, Beowulf in die Reihe jener epischen Gestalten zu stellen, die den Mythos vom eingeborenen, der göttlichen Sphäre entstammenden Heldensohn verkörpern. Und zu diesen gesellt sich der Held des Nibelungenliedes, Siegfried aus dem Göttergeschlecht der Wälsungen.

Gegenüber den Helden des hellenisch-römischen Epos, deren Taten und Leiden an ein sinngebendes Götterwalten gebunden sind, erscheint Siegfried in einer „nihilistischen Isolierung", wie sie besonders die germanischen Heroen der Edda kennzeichnet, welche mit ihrem Sturze Menschen-Chaos und Götterdämmerung entfesseln[63].

---

[60] Nach *Müllenhoff*, Z. f. d. A. 7, 419 ff. ist Beowulf ein Stellvertreter Freys, ein göttliches Wesen, das den Menschen im Kampfe gegen die Elemente beisteht; ebenso *ten Brink* (Pauls Grundriß¹ 2. 533; Beowulf S. 184); ähnlich *Symons* (Pauls Grundriß² 3, 645 ff.). *Simrock* (Beowulfübers. 1859 S. 192 ff.) sieht in dem Helden einen Vertreter Thors; *G. Sarrazin* (Anglia 9. 203; 19. 374 ff. Beowulfstudien 1888 S. 48 ff.) die Verkörperung Balders (oder eine Kombination Balder-Frey). *E. H. Meyer*, Indogerm. Mythos 2. 634 ff. German. Mytholog. 1891, S. 299, deutet Beowulf als Blitzheros. Selbst ein so kritisch eingestellter Forscher wie *R. C. Boer*, Die altengl. Heldendichtung I. Bd. Beowulf (Halle 1912) deutet die Sage als eine Art mythischer Allegorie. Er bringt Beowulf, den älteren wie den jüngeren, mit dem in angelsächsischen Genealogien auftretenden Béaw oder Béow oder auch Béowa in Zusammenhang und erklärt ihn demnach — nach dem Vorgange *Kögels* (*Boer* a. O. S. 5) — als Getreidegottheit. „Die Gottheit des Béow geht ausschließlich aus seinem Namen und aus mythischen Gebräuchen bei anderen Völkern . . . hervor. Aber aus den Genealogien ersieht man, daß der Gott als Ahne, als König und Held aufgefaßt worden ist" (*Boer* a. O. S. 148). Nach *F. Panzer*, Studien zur germanischen Sagengeschichte I. Beowulf (München 1910) liegt der Sage von Beowulf das durch die Kunst des Skop zur Heldensage gewandelte Märchen vom Bärensohn zugrunde (s. S. 254 ff.).

[61] Paul und Braunes Beiträge zur Gesch. d. deutschen Sprache u. Literatur 42 S. 406.

[62] Die Nachweise bei *W. A. Berendsohn*, Zur Vorgeschichte des Beowulf (Kopenhagen 1935) S. 24 ff.

[63] *E. Laaths*, Gesch. d. Weltliteratur (München 1953) S. 164.

Über die göttliche Herkunft Siegfrieds geben uns die zwei fränkischen Urlieder, die Brünhild- und Burgundensage keine Auskunft[64]. Aber nordische Dichter, die sich der Urlieder bemächtigten und sie im Norden ansiedelten, haben ihren mythischen Einschlag verstärkt und den Gott Odin (Wotan) in Sigurds (= Siegfrieds) Nähe gebracht. Siegfrieds Schwert wird zur Odinsgabe, die schon dem Vater Sigmund verliehen ward. Und schließlich wurde der halbdunkle Gott zum Stammvater und Helfer des Geschlechtes der Völsunger[65], einer nach König Walis, dem Vater Sigmunds benannten Heldensippe[66]. Man mag in diesem Zuge eine spätere, isländische oder norwegische Zutat des jüngeren Sigurdliedes der Edda[67] sehen; aber es war, wie der Gang unserer Untersuchung gezeigt hat, fraglos ein aus uralter mythischer Vorstellung übernommener Zug. Nur eine vergleichende motivgeschichtliche Betrachtung vermag uns den Blick für Urtümliches zu schärfen. Uralt und mit starkem Akzent versehen ist auch das im Nibelungenlied des österreichischen Spielmannes, des letzten am Sagenstoff arbeitenden Epikers[68] auftauchende Motiv: Siegfried das einzige Kind Sigmunds und Sieglindes[69].

Die Klage der Mutter um den zum Streite ausziehenden einzigen Sohn ist uns als episches Stimmungsmotiv bekannt geworden und so vernehmen wir es auch im Nibelungenlied, dort wo Siegfried sich zur Fahrt nach dem Burgundenlande rüstet (III 51)[70]:

Die hatte große Sorge um ihres Kindes Leib,
Sie würde ihn verlieren durch König Gunthers Bann . . .

und wieder III 60.
Aber die Mutter fügt sich, wie wir es in der Begegnung Thetis-Achilles vorgebildet finden, endlich dem Drängen des Sohnes (III 63):

Sît du niht wil erwinden, sprach frou Siglint,
sô hilf ich dir der reise, m î n e i n i g e z k i n t,
mit der besten waete, die rîter ie getruoc[71].

---

64 *A. Heusler*, Nibelungensage und Nibelungenlied³ (1929) S. 26.
65 In der Völsunga saga. *Heusler* a. O. S. 26.
66 *Heusler* a. O. S. 22.
67 Hierüber s. *Heusler* a. O. S. 191.
68 Zur Entwicklungsgeschichte der Sagenkomplexe vgl. *A. Heusler* a. O., bes. S. 238 ff. und *A. Heusler*, Die Quelle der Brünhildsage in Thidreks saga und Nibelungenlied, in: Festschrift f. W. Braune (Dortmund 1920) S. 47 ff.
69 Der Österreicher muß das Motiv in einer seiner Quellen entdeckt haben. Es wäre ein Mißverständnis, hierin etwa nur einen stimmungsmäßig ausschmückenden Eingriff letzter Hand erkennen zu wollen.
70 Nach der Übersetzung von *H. A. Junghans* (bei Reclam).
71 *K. Lachmann*, Der Nibelunge Noth und die Klage (1878) I 64.

Thetis und Sieglinde verlieren sich nicht in fruchtlosem Jammer, am heldischen Sinn der Söhne richten sie sich empor wie rechte Heldenmütter.

Nicht so Parzivals Mutter. Sie läßt nichts unversucht, den wohlbehüteten Knaben, den einzigen Sohn, den nach Abenteuern Gierigen bei sich zurückzuhalten. „Frau Herzeloyde küßte ihn und lief ihm nach. Da geschah ein weltgroßes Leid. Als sie ihren Sohn nicht mehr sah — er ritt hinweg —, da sank die Frau ... zur Erde. Da schnitt ihr der Jammer mitten durchs Herz, so daß sie dem Tode nicht entging" [72]. In der höfischen Dichtung des Mittelalters vermag die Mutter beim Abschied des scheidenden Sohnes nicht standzuhalten [73]. Achills und Siegfrieds Mutter verwinden den Schmerz der Trennung. Herzeloyde aber ist empfindsam und leidenschaftlich. In unbändigem Schmerze erlischt ihr Leben.

Ein — sonst nur noch bei Firdausi fehlendes — Moment vermissen wir im Parzival des Wolfram und des Chrestien de Troyes: Die göttliche Herkunft des Helden. Den Grund hierfür haben wir einerseits im mittelalterlich religiösen Charakter der Dichtung zu suchen, die den Menschen in seiner Unterwürfigkeit unter Gott sieht, andererseits wohl auch in der Wesensart Parzivals, des von Unglauben und Zweifeln gequälten Gottsuchers. Parzival, — auch er zu einem kampferfüllten Weltgang ausersehen, — zeigt den Heldengestalten früherer Epen gegenüber ein gewandeltes Charakterbild. Über seinem Leben webt ein romantischer Zauber; in seinem Dasein wirkt die Problematik der mittelalterlichen Seele. „Eine so feingeordnete Menschenseele muß sich an der harten Wirklichkeit stoßen" [74].

Die Charaktere der großen Helden, wie sie an uns vorüberzogen, spiegeln den inneren, seelischen Wandel der Jahrhunderte und Jahrtausende, und es wäre eine dankbare Aufgabe, diesem Gestaltenwandel in seinen besonderen Einzelzügen und Ausprägungen tiefer nachzuforschen.

In meinen Ausführungen ging es mir darum, wie schon eingangs gesagt, die Existenz eines Mythos vom eingeborenen Sohn nachzuweisen. Hier bleibt nun noch die in den Bereich der wissenschaftlichen Forschungsmethodik übergreifende Frage offen: Haben wir in den von uns aufgezeigten Kennzeichen unseres Mythos eine irgendwie zusammenhängende Tradition zu sehen oder handelt es sich da eher um eine Konvergenz als um eine Descendenz?

---

[72] Ich folge der Übersetzung von *W. Stapel* (Wolfram von Eschenbach, Parzival, Hamburg, 1937) S. 75. In Lachmanns Ausgabe: 129, 16 ff., S. 70.

[73] Zu den Unterschieden in den Abschiedsszenen bei Wolfram und Chrestien de Troyes vgl. *G. Ehrismann*, Gesch. d. deutschen Literatur, II. Teil, 2. Abschn., 1. Hälfte, S. 239.

[74] *Ehrismann* a. O., S. 260.

Da uns eine eigentliche literarische Formensprache für das hier in Frage stehende Motiv nicht zur Verfügung steht, vermögen uns äußere, sprachliche Wendungen und Formulierungen bei Beantwortung der gestellten Frage nicht zu helfen. Wir bleiben somit darauf beschränkt, von der psychologischen Fragestellung sowie von religiösen Vorstellungen her eine Entscheidung zu suchen. Hier stünden folgende Wege offen:

Die uns allenthalben im Mythos ansprechende Sorge um den zu härtesten Proben des Kampfes bestimmten eingeborenen Sohn ist ein natürlich-primitiver Zug, eine Urform menschlichen Empfindens, die sich naturgemäß dazu eignete, dem epischen Dichter ein stimmungsreiches, beim Zuhörer und Leser spontane Teilnahme auslösendes Moment darzubieten. Seine Verwendung bei den Dichtern der verschiedenartigen Völker mag demnach als spontaner, aus den Urtiefen des rein Menschlichen zu erklärender Parallelismus angesehen werden. Weiterhin drängt sich uns zur Erkenntnis der Herkunft unseres Mythos folgende Deutung auf: Die zu übermenschlichen Leistungen befähigten Helden, welche in der Vereinigung unbändiger Kräfte des Körpers und des Willens die Maßstäbe des Irdisch-Menschlichen sprengen, können nur als gottbegnadete und gottentsprossene Wesen gedacht sein und eine göttliche Fügung schenkt sie nur als Einmalige, als einzeln Geborene und wieder nur solchen Elternpaaren, von denen der eine Elternteil nach seiner Herkunft selbst dem Bereiche des Göttlichen angehört, vorausgesetzt, daß eine solche Auffassung mit der jeweiligen religiösen Haltung eines Dichters bzw. seines Volkes im Einklang steht. Vorstellungen dieser Art bedürfen also m. E. keiner traditionsmäßigen Voraussetzung, d. h. sie zwingen nicht notwendig zur Annahme einer von Volk zu Volk weitergegebenen Überlieferung, mithin einer bewußt gepflegten Kontinuität. Wir dürfen hier eher ein Beispiel literarischer Analogie statuieren, die eben aus der Konvergenz gefühlsmäßiger und religiöser Stimmungsmomente abzuleiten und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, als eine Art sich wiederholender literarischer Urzeugung zu deuten wäre.

Frühchristentum und Völkerwanderung in den Ostalpen

von Emerich Schaffran

Es handelt sich hier um jene jetzt deutschsprachigen Teile der Ostalpen, die in der Spätantike zu den römischen Provinzen Raetia II, Noricum mediterraneum, Noricum ripense und Pannonia I (sup.) gehörten. Zwischen den beiden norischen Provinzen kann seit der Teilung unter Diocletian eine Grenze insoweit angegeben werden, daß diese bis zum Paltental auf dem Tauernkamm verlief, wogegen sie weiter östlich, zufolge der unregelmäßigen Verbreiterung der Ostalpen auf steirischem Gebiet, nicht mehr festzustellen ist. In Noricum ripense wurde ferner in späterer Zeit durch die Enns zwischen Hieflau und Mündung eine weitere, administrative Unterteilung herbeigeführt[1]. Die Grenze zwischen Noricum rip. und Pannonia sup. (I) bildete wohl offiziell der Mons Cetius (Wienerwald); aber gerade für das entscheidende 5. Jahrhundert ist zu warnen, diese Grenze als eine stabile Linie anzusehen, hier wäre wohl eher von einem Grenz r a u m zu sprechen[2].

Daß diese Grenze auf dem Mons Cetius außerdem nicht immer eine vollkommene Scheidung der beiden Provinzen bedeutete, erhellt z. B. aus der Unterstellung sämtlicher Streitkräfte zwischen Boiodurum (Innstadt bei Passau) und Arrabona (Raab, ungar. Györ) unter den Dux von Pannonia prima. Gegen Westen hingegen ist die Grenze streng beibehalten, denn schon das nur durch den Inn von Boiodurum getrennte Castra Batava zählte unbedingt zu Raetia II. Diese Einteilung ist noch zur Zeit der Abfassung der *Notitia dignitatum utriusque imperii* (also gegen 400) beibehalten und zeigt die gegen Osten gerichtete Orientierung von Ufernoricum; das wird auch für die Richtung und vielleicht auch für die Art des eindringenden jungen Christentums maßgeblich gewesen sein.

---

[1] Über die Verhältnisse in Ufernoricum orientiert am besten *Ignaz Zibermayr*, Noricum, Baiern und Österreich (München-Berlin 1944). Diese „Ennslinie" führte aber nie zu einer verschiedenartigen Benennung der Provinzteile und bedeutete auch keine Verkehrsschwierigkeiten; ferner: *C. W. Glück*, Die Bistümer Noricums (Sitz.-Ber. d. Wiener Akad. d. Wiss. phil. hist. Kl. 1855), und schließlich das ausgezeichnete jüngste Buch von *R. Noll* „Frühes Christentum in Österreich" (Wien 1954).

[2] *E. Schaffran*, Die Vita Scti. Severini als kunstgesch. Quelle, in „Christliche Kunstblätter" 1947, Nr. 3/4 (Linz).

Bereits im keltischen Königreich Noricum war das Wiener Becken mit dem westlich anschließenden Alpenvorland verbunden; in der Römerzeit bestand dann wohl eine fiktive Grenze, aber sie wurde, wie gezeigt, wenig beachtet, und ein interner Zusammenhang zwischen Noricum ripense und Pannonia I hat sich auch bis 488, dem Jahre der Evakuierung, nicht gelockert.

Diese kurzen Hinweise wären zu beachten, einmal, weil sie den Weg des eindringenden Christentums zeigen, und dann, weil sie nach 454 (Tod Attilas) für die Tätigkeit des hl. Severin und für die Lage seines Sterbeortes Fafianis von Bedeutung sind[3].

Da die seit den Passauer Urkundenfälschungen (10. Jahrh.) behauptete Tätigkeit der Evangelisten Markus und Lukas an der österreichischen Donau Legende ist, das „Regenwunder" in der Markomannenschlacht von 172 sich nicht sicher christlich deuten läßt, so kann das Eindringen des Christentums in die Ostalpen spätestens um 300 vollendet gewesen sein. Denn die noch stark von heidnischen Vorstellungen durchzogene Textierung einer Grabplatte aus Wels (Ovilava) und die bildliche Darstellung auf einer solchen aus Virunum (Museum Klagenfurt)[4] sind nach 300 kaum mehr möglich; es handelt sich ja dabei auch nicht um administrativ und kulturell zurückgebliebene Gegenden. Auf die nicht genügend interpretierten Einzelheiten des Martyriums Sancti Floriani braucht hier

---

[3] Darüber die ausgezeichnete und gut kommentierte Übersetzung der Vita S. Severini durch *R. Noll* (Linz 1947) und *I. Zibermayr* a. a. O. Abschn. I, cap. 3—6.

[4] Epigraphisch gibt es für das Frühchristentum in den deutschen Ostalpen nur 4 Belege, u. zw. 1) eine figurale Bronzeplatte aus Salzburg (1834 gefunden, bald darauf verkauft und nur mehr in einer gleichzeitigen Lithographie bekannt. Literatur: *Martin Hell* in Mittlg. d. Ges. f. Salzb. Ldskunde, 1953, und *E. Schaffran* in Rivista di Archeologia cristiana (Roma 1953, Nr. 1—2). Text der Bronzeplatte: *Valerio Civitatis Juvavensis qui vixit annos LXXI in pace VIII calendas Augusti. Fratri optimi Theodosius Presbyter Grex sua Invasensis*, von *R. Noll*, a. a. O. ohne überzeugende Gründe als Fälschung bezeichnet. — 2) Grabplatte aus Wels-Ovilava, Text: *Flavius Januarius mi(les) vivus fecit. Condita sepulcro hic pausat Ursacrestiana fidelis an(norum) XXXVIII. Per partum subito ducente inpio fato est tradita tartaris-imis et me subito linquit sibi coniugem pro tempore iunctum. Quem ambulo et quero miser, quem ipse aeterna condidi terra. O, quit tribuat genesis, qui separat convirginios dulcis, ut non licuit nobis iugiter supernam frunisci caritatem! — Hoc dico legentibus et lacrimis prosequor verba: Coniuncti amantis semper se bene dicere debent, — quia nihil erit dulcius quam prima iuventus.* — 3) Grabplatte aus Virunum (Landesmuseum Klagenfurt), Text: *(in me)moriam . . . Herodianae (coniu)gis obsequen(tissi)mae Titius . . . maritus.* Die christliche Widmung durch die bildliche Darstellung: Der gute Hirt, erwiesen. — 4) Mosaikinschrift im Consignatorium von Juenna (Hemmaberg): *M . . SV . . De Don . . Dei . . F . cit P(?).*

nicht näher eingegangen zu werden[5]; es genüge der Hinweis auf diese älteste christliche Nachricht aus dem Bereich der deutschen Ostalpen. Wichtig ist der Umstand, daß die spätere Florianlegende (bis zur Gründung einer Cellula als Vorläufer des berühmten Stiftes St. Florian) formal nicht primär ist, sondern dem Martyrologium des hl. Irenäus von Sirmium nachgebildet wurde, also einer östlichen Vorlage. Diese formale Bezugnahme begründet sich darin, daß Sirmium, die Hauptstadt Illyriens, die Lauriacum, dem Sterbeort des hl. Florian, damals vorgesetzte Episcopalkirche war, weil kirchlich noch beide Provinzen Noricums geschlossen zur Diözese Pannonien gehörten. Erst ein Jahrhundert später entwickelte Aquileja sein Einflußgebiet südlich des ostalpinen Hauptkammes; an der Donau fand die Vorherrschaft Sirmiums mit dessen enggültiger Zerstörung 582 ein Ende, nachdem sie schon seit 441 (erste Zerstörung der Stadt durch die Hunnen) wesentlich eingeschränkt war.

St. Florian fand den Tod durch Ertränken. Dies war eine für Pannonien und Dacien sehr beliebte Todesart, während man in den zu Italien gehörigen beiden Raetien den Feuertod bevorzugte. Die Passio Beatissimi Floriani . . . ist zwar ein spätes literarisches Produkt (8./9. Jahrh.), aber nicht ohne Wert, doch wird sie darin durch das Martyrologium Hieronimianum (6./7. Jahrh.) übertroffen.

Die ersten norischen Bistümer dürften bald nach 350 entstanden sein. Im westlichsten Pannonien — von der Porta hungarica bis zum Wienerwald — gab es keine; weder in Carnuntum[6] noch in Vindobona[7] sind solche bisher nachzuweisen gewesen, und nach 428 wird die Übergabe des Landes an die Hunnen um so mehr eine kirchliche Organisation verhindert haben. Für Wien-Vindobona aber kompliziert sich die Sache neuestens dadurch, weil in letzter Zeit die Frage wieder einmal aufgeworfen werden

DC(?). Die Ergänzung nach *R. Egger: M(an) Sue(ta) de don(is) dei fec(it) ped(es) C.* Es handelt sich also um eine Stifterinschrift.

Weiteres frühchristliches Material aus den deutschen Ostalpen wurde bisher nicht bekannt. Bildliche Darstellung eines damaligen Christen nur auf der oben erwähnten Salzburger Bronzeplatte.

[5] *Zibermayr,* a. a. O. s. 17—31 mit der älteren Literatur, und *R. Noll* a. a. O. mit genauem Zitat der Passio Flor.

[6/7] Im westlichen (zweiten) Amphitheater von Carnuntum wurde nahe dem Südtor ein kleines frühchristliches Baptisterium mit den Resten eines sechseckigen Taufbeckens gefunden (*F. Miltner,* Das 2. Amphitheater in C. Wien 1936). In Wien konnte auf dem Platz des heutigen hochbarocken St. Peter an Hand eines Grundrisses aus dem Jahre 1676 eine wahrscheinlich dreischiffige Basilika mit sehr breiter Basis als Bau vorromanischer Herkunft gesichert werden. (*R. K. Donin,* Geschichte d. bild. Kunst in Wien, 8. Wien 1944, S. 139 f. sowie *K. Oettinger,* Das Werden Wiens, Wien 1951, S. 8 ff.).

mußte, ob der bei Eugippius andeutungsweise erwähnte Bischofssitz Fafianis nicht doch — statt in Mautern am Ostende der Wachau — in der Nähe von Wien zu suchen wäre. Darüber später Näheres. Sonst sind im nördlichen Alpenvorland als Bischofssitze bisher bekannt geworden: Fafianis (Mautern oder Wien?), Cetium (St. Pölten?, jedenfalls dort bald wieder verschwunden, denn bei der im 8. Jahrhundert erfolgten Gründung eines Benediktinerklosters war auch der Name Cetium nicht mehr in Verwendung), der allem Anschein nach sehr ausgedehnte Metropolitansitz Lauriacum (Lorch) und das wieder als Bischofssitz sehr ungewisse Juvavum (Salzburg)[8]. In Österreichisch-Raetien (nördlicher Teil) scheint nur Brigantium-Bregenz als Bistum bestanden zu haben. Quellenmäßig meist besser gesichert sind die Bischofssitze in Binnennoricum und im alpinen Raetia II wie Sabiona (Säben im Eisacktal)[9], Aguntum (Lavant bei Lienz), Teurnia (St. Peter im Holz bei Spittal a. d. Drau), Virunum (zwischen Klagenfurt und St. Veit a. d. Glan), Celeja (Cilli, Untersteiermark, heute SHS), und vielleicht auch in Juenna (St. Hemmaberg in Südkärnten)[10]. In Ufernoricum war merkwürdigerweise die Civitas Ovilava, die langjährige Hauptstadt, nie Sitz eines Bischofs, erst ihre politische Nachfolgerin Lauriacum wurde dies. Im Falle Salzburg (Claudium Juvavum, civitas J.) kann nach den erhaltenen Meilensteinen der ungefähre Umfang des Stadtgebietes und damit des bischöflichen Sprengels ersehen werden. Er erstreckte sich zu beiden Seiten der Salzach, dann nordwärts bis fast zur Innmündung, umfaßte den Chiem-, Pon- und Pinzgau, reichte südlich bis auf den Hauptkamm der Hohen und Niederen Tauern, östlich bis zum Paß Mandling und umfaßte im Vorland noch Vöcklamarkt und den westlichen Hausruckwald. Das entspricht mit Ausnahme des damals zum Stadtgebiet Teurnia gehörigen Lungau fast genau der Grenze des späteren reichsunmittelbaren Hochstiftes Salzburg und kann als eine weitere Begründung angesehen werden, daß der hl. Rupert nicht ohne politischen und kirchlich organisatorischen Grund das zu seiner Zeit noch bestehende Juvavum für seinen neuen Bischofssitz wählte[11].

---

[8] Siehe Anm. 4 ad 1) mit der dort angegebenen Literatur.

[9] Über die Geschichte von Säben orientiert ausgezeichnet: *R. Heuberger*, Rätien im Altertum u. Frühmittelalter (Schlernschriften, Innsbruck 1932, Kap. 8); vgl. *A. Sparber*, Das Bistum Sabiona in s. gesch. Entwickl. (Brixen 1942).

[10] Über die Kärntner Bistümer und frühchristlichen Verhältnisse: *R. Egger*, Frühchristliche Kirchenbauten im südl. Noricum (Wien 1916).

[11] *E. Schaffran*, Frühchristliche u. völkerwanderungszeitliche Kunstdenkmäler im österr. Donauraum, in Christliche Kunstblätter, Linz 1953, Heft 3. Es kann nicht deutlich genug auf ein Kapitular Karls d. G. aus dem Jahre 789 verwiesen werden: *Quod non oporteat in villolis vel in agris episcopos constitui* (M. G. H. Leg. II Cap. 1, S. 55). So wie nach der spätantiken Kirchenordnung nur in Städten als Verwaltungsmittelpunkten ein Bischofssitz errichtet wer-

Ostwärts schloß sich der Stadtbereich von Ovilava an. Wenn auch nicht Funktionsbereich eines dort nicht nachweisbaren Bischofs, ist der Umfang dennoch erwähnenswert. Das Territorium erstreckte sich von der Vöckla im Westen bis zum Unterlauf der Traun im Osten; die Südgrenze östlich des Ostendes der Niederen Tauern ist vollkommen unsicher, der einzige aus Ovilava bekannte Meilenstein ist für räumliche Bestimmungen unbrauchbar, er dokumentiert nur die Existenz der Civitas Ovilava.

Die Westgrenze des Bischofssitzes Lauriacum lag beiläufig in der Linie Hinterstoder-Bad Hall-Traunmündung. Gegen Sonnenaufgang zu aber war war freies, unbegrenztes Land mit einem Suffraganbischof in Fafianis und vielleicht auch einem im Cetium; die Ostgrenze(?) auf dem Mons Cetius war weit und möglicherweise auch gar nicht bindend. Nach 500 hing sie von den sehr schwankenden Besitzverhältnissen im Raum Ybbs und Traisen ab, und durch lange Zeit war die Ybbs überhaupt die Ostgrenze, da dieser Fluß noch im 12. Jahrhundert als Lorcher Grenzfluß genannt wird, — wieder ein Beleg mehr für die Beständigkeit der antik-administrativen Verhältnisse im Donauraum und zugleich für das Weiterleben der alten Verwaltungsmittelpunkte auch bei Änderung des Ortsnamens [12].

Der territoriale Umfang der Kärntner Bistümer läßt sich noch am ehesten in Teurnia vermuten [13]. Dieses Bistum erstreckte sich nördlich gesichert bis in den Lungau (der dann nach 700 salzburgisch wurde); seine Südgrenze fällt wohl mit der heutigen Landesgrenze auf dem karnischen Kamm zusammen; die Westgrenze lag in der Talenge westlich von Ob.-Drauburg (Nikolsdorf); die vollkommen unsichere Ostgrenze könnte bei Pörtschach am Wörthersee gelegen sein. Was Virunum anbelangt, so

---

den durfte, so galt dies noch immer für das ausgehende 8. Jahrhundert, und St. Rupert m u ß t e das wahrscheinlich sehr armselige, aber doch als *Civitas* (und dadurch als spätantiker Bischofssitz) bestehende Juvavum für seine neue bischöfliche Gründung verwenden. Wenn die Breves notit. (Salzb. Urk. B. A 3) berichten: *Inveniens ibi multas constructiones antiquas atque dilapsas cepit ibi hunc locum expurgare, ecclesiam construere aliaque edificia erigere ad episcopii dignitatem pertinentia,* so bezieht sich dies auf den ruinenhaften Zustand gewisser antiker Bauten (vermutlich in erster Linie der Tempel), und außerdem ist es eine rhetorische und panegyrische Ausschmückung wie so oft.

[12] *Zibermayr,* a. a. O. S. 106 ff.

[13] *R. Egger,* Frühchristl. Kirchenbauten ... a. a. O. und derselbe, Teurnia (3. Auflage, Klagenfurt, 1948). Die Feststellung des räumlichen Umfanges der norischen Bistümer kann aber immer nur ein Versuch bleiben, da es dazu weder genügend Bodenfunde noch literarische Quellen aus der Zeit gibt. Manche Einzelheit kann überhaupt erst aus den administrativen Verhältnissen des Mittelalters rückgeschlossen werden.

herrscht hier auch darin Dunkel, noch mehr gilt dies für Juenna, über welches noch gesprochen werden muß.

Aus der gleich noch zu nennenden Bittschrift der langobardischen Bischöfe von 591 kann ferner auch die Rangordnung der binnennorischen Bistümer ersehen werden, sie lautete: Virunum, das damals wieder Metropole war, Teurnia, die frühere Metropole Celeja, dann das relativ unbedeutende Aguntum und schließlich der im Dunkel bleibende Episcopus Scarabansiensis.

Dieser Episcopus scarabansiensis wird nur einmal, sogar namentlich als Vigilius erwähnt, eben in dieser Eingabe der langobardischen Bischöfe des östlichen Oberitaliens an den oströmischen Kaiser Mauritius im Jahre 591 anläßlich des sogenannten Dreikapitelstreites[14]; die Führung hatte dabei Aquileja. Der nur hier genannte Episcopus Vigilius Scarabansiensis hat auf keinen Fall etwas mit Scarabantia-Steinamanger zu tun, da diese Stadt nie zu Aquileja gehörte. Es wäre hier besser analog der Nennung des gleichen Bischofs im 'Chronicon patriarcharum Gradensium' an einen Bischof zu denken, der seinen Sprengel im Bereich der Karawanken hatte. Tatsächlich wurde dort nur in Juenna (Südkärnten) archäologisch eine durch das Consignatorium als Bischofskirche gekennzeichnete frühchristliche Kirche des 5. Jahrhunderts freigelegt; weitere Hinweise auf einen Bischof aber fehlen, der Episcopus Vigilius caranvanciensis (Scarabansiensis) ist somit eine recht wenig faßbare Gestalt[15].

Als weitere binnen-norische Bischofsstadt wird schließlich noch Celeja (Cilli) in der früheren Untersteiermark genannt. Die Stadt wurde bereits kurz vorher 572/577 auf einer Kirchenversammlung zu Grado erwähnt (Aquileja war damals durch die Langobarden besetzt bzw. stark beschädigt und funktionsbehindert); rangmäßig stand Celeja zwischen Teurnia und Aguntum.

Von allen diesen bis gegen 600 quellenmäßig bekannten norischen und ostraetischen Bistümern haben indirekt nur Juvavum als Salzburg und Cetium als St. Hyppolit ad Traisma (St. Pölten) ihre Stellung später wieder aufnehmen können; denn an ein geregeltes Weiterführen kann

---

[14] M. G. H. Epist. 1/1, S. 17 ff. Die noch für diese Eingabe anwendbare Bezeichnung Dreikapitelstreit hat ihren Ursprung im Jahre 553 und geht zurück auf eine willkürliche Auslegung der 11. Novelle des Justinianischen Gesetzbuches. Aus dieser Textierung heraus beanspruchte später der Metropolit von Aquileja auch den ranghöheren Titel eines Archiepiscopus. In der zitierten Bittschrift der langobardischen Bischöfe wird Elias von Aquileja (572/85) bereits als Erzbischof bezeichnet. Zum erstenmal wurde dieser Titel auf dem Concil zu Saloniki (451) gegenüber dem dortigen Obermetropoliten angewendet, häufig erst seit 535.

[15] *R. Egger,* Frühchristliche Kirchenbauten ... a. a. O.

doch kaum gedacht werden, auch wenn die Lebenskontinuität noch so sehr und mit Recht als gegeben angesehen wird. Aber zwischen einer notdürftig vegetierenden kleinen Pfarrgemeinde und einem Bischofssitz mit einem systemisierten Sprengel ist doch ein großer Unterschied[16].

Von allen erwähnten Bistümern gingen die Ortsnamen in karolingischer Zeit verloren, so wie auch die Provinznamen nur in späterer humanistischer Rekonstruktion wieder auftauchten. Historisch wurde aus Noricum ripense die Marca orientalis, 'Ostarrichi' (wenigstens zum Teil), aus Noricum mediterraneum die Mark Karantanien, einen keltischen topographischen Namen übernehmend und den antiken weglassend. Die kirchliche Oberhoheit ging nördlich der Zentralalpen auf Passau und Salzburg, südlich bis zur Drau auf Salzburg und jenseits des Flusses auf Aquileja über; die antike Bistumsabgrenzung ist bis auf Salzburg-Stadt (s. u.) verlorengegangen.

Wenden wir uns zurück zur Entwicklung des ostalpinen Christentums. Die Konzile von Nicäa (325) und von Antiochia (341)[17] nennen zwar noch keine norischen Bistümer; sie legen aber eine für das ganze Reich gültige kirchliche Organisation fest, nach welcher der kirchliche Sprengel jeweils dem Stadtbezirk zu entsprechen habe, und sie bestimmen, daß in jeder Provinz in der Hauptstadt ein Metropolit zu installieren sei, von welchem als Suffragane die Bischöfe in den übrigen Stadtbezirken abhängen sollen. Die Provinz-Metropoliten unterstehen ferner dem Diözesanmetropoliten. Das ergibt für die beiden norischen Provinzen in den Ostalpen jenes bereits vorhin skizzierte organisatorische Bild: Diözesanmetropolit: Sirmium, Provinzmetropolit in Ufernoricum: Lauriacum (Suffragane in Fafianis, Cetium?, Juvavum?), in Binnennoricum: zuerst Virunum, dann Teurnia und darauf wieder Virunum, Suffragane in Teurnia bzw. Virunum, Juenna?, Agunt und Celeja. Der Sitz des Diözesanmetropoliten in Raetia II wird wohl Augsburg gewesen sein, ein Suffragan amtierte in Brigantium?, Sabiona gehörte aber zur Diözese Trient.

Wann diese Einteilung in Noricum und in Raetia II durchgeführt wurde, steht nicht fest, sie muß aber zur Zeit des Konzils von Antiochia (341) mindestens bereits im Gange gewesen sein.

---

[16] Das Bestehen eines Bischofssitzes in Juvavum (Salzburg) kann nur aus den Gründungsmodalitäten bei der Errichtung des Bischofssitzes durch den hl. Rupert rückgeschlossen werden. In St. Pölten reichen die ältesten Spuren der Benediktinergründung in das Jahr 750 zurück, Bistum wurde die Stadt erst 1785. Die Errichtung des neuen Bistums Salzburg fällt in die Zeit um 710/20.

[17] *K. Voigt*, Staat und Kirche von Konstantin d. G. bis zum Ende der Karolingerzeit (1936), S. 23 ff. Ferner *C. J. Hefele*, Conciliengeschichte I, S, 382 ff.

Die erste christlich-administrative Nennung von Noricum erfolgte auf dem Konzil von Sardica (343)[18]. Während nun hier aus Spanien, Gallien, Mösien und sogar aus Pannonien (ohne Nennung von Carnuntum und Vindobona) immer mehrere Bischöfe angeführt werden, erscheint *Noricum* nur in der Einzahl, es wird auch weder durch *ripense* oder *mediterraneum* näher bezeichnet. Da damals verschiedene germanische Stämme ihre ersten größeren Raubzüge in ufernorisches Gebiet unternommen hatten[19], Raubzüge, die zwar zu keiner dauernden Besetzung führten, aber ohne Zweifel erhebliche Störungen des zivilen und kirchlichen Lebens mit sich brachten, so könnte dadurch der ufernorische Metropolit an der Teilnahme am Konzil zu Sardica verhindert worden sein, was bei seinem Kärntner Amtskollegen nicht der Fall war. Man darf somit wegen des Fehlens des ufernorischen Metropoliten in Sardica nicht sofort voreilig vermuten, daß es im nördlichen norischen Alpenvorland damals noch keinen Metropoliten oder irgendeinen Bischof gegeben hätte. Wenn Eugippius um 500 meistens (aber nicht immer) mit Noricum nur den inneralpinen Teil der alten Gesamtprovinz bezeichnet, so gilt dies keineswegs für die Mitte des 4. Jahrhunderts, da ein Menschenalter vorher erst die nominelle Teilung Noricums in zwei deutlich bezeichnete neue Provinzen erfolgt war. Ferner macht es nicht den Eindruck, als wäre die christliche Administrierung in Ufernoricum später erfolgt als im binnenländischen Teil; sie geschah mindestens gleichzeitig.

Das Bistum Lauriacum ist eine Gründung Sirmiums und nicht von Aquileja, es ist aber auch keine Stiftung der Apostelfürsten Petrus und Paulus bzw. des Evangelisten Marcus. Davon berichten erstmalig, aber bereits nach einer verschollenen Quelle die Lorcher Fälschungen[20] und fast gleichzeitig die Kremsmünsterer Geschichtsquellen des Bernardus Noricus. Es ist eine jener Gründungslegenden, wie sie für die drei großen oberitalienischen geistlichen Metropolen Ravenna, Mailand und Aquileja gleichfalls schon früh verbreitet wurden und jetzt auch auf Lorch zur Anwendung gelangten. Marcus arbeitete nach frühester kirchlicher Tradition in Petri Gefolge und verfaßte über seinen Auftrag auch das nach ihm genannte Evangelium. Die Übertragung dieser Gründungslegende von Aquileja nach Lauriacum beweist natürlich noch keine kirchliche Abhängigkeit des Donauraumes von der Metropole an der Nordadria, sondern zeigt nur, wie freizügig derartige Legenden verbreitet und über-

[18] Migne, Patrol. graec. 25, S. 312; *Zibermayr*, a. a. O. S. 37.

[19] *Franz Altheim*, Attila und die Hunnen (Baden-Baden, 1951), S. 112 ff., sowie meine Besprechung im Arch. f. Kulturgesch. 36 (1954), S. 60 ff.

[20] *E. Dümmler*, Piligrim von Passau und *Al. Huber*, Geschichte der Einführung des Christentums in Südostdeutschland I (1874).

tragen wurden. Venantius Fortunatus kannte um 560 die aquilejensische Gründungslegende noch nicht, dem Langobarden Paulus Diaconus hingegen war sie um 800 bekannt; sie kann also wohl auch erst in dieser Zeit an die Donau übertragen worden sein; da aber nach 560 dort keine direkt aus Italien kommende Aufnahmemöglichkeit mehr bestand, dürfte die Aufnahme in die Lorcher Fälschungen erst spät und mittelbar aus aquilejensischen Schriften erfolgt sein.

Diese Lorcher Gründungslegende kompliziert sich noch dadurch, daß im Gefolge der Apostel Petrus und Paulus und des Evangelisten Marcus auch noch der Heilige Hermagoras genannt wird[21]. Dieser, ein Nachfolger des Marcus, wurde in Pannonien zum Märtyrer, seine Reliquien wurden später nach Aquileja übertragen. Hermagoras kommt erstmalig in einer ziemlich späten Abschrift des Martyrologium Hieronymianum in korrumpierter Namensform vor (Hermogenes, Hermogeratus, Armager bzw. Armiger). Wichtig ist es, daß es sich hier um einen pannonischen Martyrer, also um einen östlichen Heiligen handelt, der so wie Petrus, Paulus und Marcus nach der Legende donauaufwärts ziehend das Christentum in Ufernoricum verbreitete. Die Lorcher Fälschungen haben diese Ostrichtung mit Behagen aufgenommen, weitergegeben, wenn nicht überhaupt erst in manchem fabriziert, obgleich an dem Zusammenhang des hl. Hermagoras mit Binnennoricum nicht zu zweifeln ist; denn im Gailtal trägt der sehr alte Ort Hermagor seinen Namen. Als das älteste kirchliche Denkmal dieses interessanten Heiligen gilt eine in der Nähe von Pola, also in Illyrien ausgegrabene Kirche um 500; der Ried, auf der sie steht, wurde noch bis zum ersten Weltkrieg korrumpiert Campo Samagher genannt[22].

Diese fabulöse Gründung von Laureacum wurde zwar bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts gründlich widerlegt[23]; immerhin bot sie bis heute zur Vermutung Anlaß, daß alle norischen Bistümer eine Filiation von Aquileja gewesen seien. Wie bereits früher erwähnt, ist eine solche Abhängigkeit für die binnennorischen Bistümer erst nach 488, dem Jahr der Evakuierung Ufernoricums, eingetreten. Inwieweit damals und später im nördlichen Alpenvorland noch eine höherrangige kirchliche Organisation weiterbestand, kann im allgemeinen nur vermutet werden, am

---

[21] Die Frage sehr ausführlich und mit einer Fülle von Quellenliteratur behandelt durch *Rud. Egger*, Der heilige Hermagoras (Klagenfurt 1948), eine mustergültige kritische Untersuchung.

[22] *Ed. Gnirs*, Führer durch die antiken Baudenkmäler und Sammlungen Polas (Wien 1915) S. 127 ff., dann auch in den Atti e memorie della società Istriana XXIV (1908) S. 9 ff. (Triest).

[23] *E. Dümmler* a. a. O. und *Al. Huber* a. a. O.

ehesten war es bei dem das Jahr 488 überlebenden Bistum Laureacum der Fall[24], sonst bestanden längs der österreichischen Donau wohl nur mehr Pfarren und kleine religiöse Gemeinschaften, die bis 582 formell ihren kirchlichen Vorgesetzten in Sirmium hatten, ohne von ihm viel zu wissen.

Nach der Räumung von Ufernoricum im Jahre 488, wobei auch in Tirol und Vorarlberg der Zusammenhang mit Italien verlorenging, gelangte für Binnennoricum die kirchliche Oberleitung an Aquileja, dessen Funktion erst 811 durch Karl d. Gr. auf die Gebiete südlich der Drau eingeschränkt wurde. Diese unbekümmerte Zerreißung der alten Sprengelgebiete von Teurnia und Virunum zeigte deutlich, daß diese nicht mehr bestanden und auch nicht einmal mehr ein historisch zu achtender Begriff von einst waren; das antike Christentum war dort versunken. Ab 488 übernahm für den Raum von Kärnten und Südsteiermark Teurnia und dann neuerlich Virunum die Rolle des regionalen Metropolitansitzes und erstreckte zeitweise seine kirchliche Gewalt auch auf die ufernorische Geistlichkeit (natürlich nur in den Jahren v o r der Räumung); denn sonst hätte Bischof Paulinus von Teurnia seine Mahnbriefe nicht auch an die Geistlichen an der norischen Donau richten können. Kapitel 25 der Vita S. Severins kann wohl nicht anders aufgefaßt werden, als daß Severin die bestehenden kirchlichen Beziehungen zwischen Teurnia und Ufernoricum für seine organisatorische Arbeit ausnützte[25]. Die Funktionserstreckung von Teurnia auf die Donaugegend ist ferner auch darin zu erkennen, daß Severin den Bischof Paulinus vor einem feindlichen Einbruch warnte, dieser aber damals nur durch die nördlich des Hauptkammes der Alpen operierenden Alemannen möglich war.

Wenn I. Zibermayr meint, zur Zeit Severins hätte Noricum als eine für sich bestehende „Diözese" fungiert, welche der Präfektur zu Mediolanum unmittelbar unterstellt war[26], so widerspricht er nicht nur sich selbst, da er stets, also auch für diese zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts, die kirchliche Diözesanstellung von Sirmium betont; er übersieht auch, daß damals auch Pannonia I wieder fest in der Hand der Kaiser war und dadurch

---

[24] *Zibermayr* a. a. O. I cap. 6 und 8; II cap. 5.

[25] *. . . igitur memoratus antistes litterarum tenore praestructus universa diocesis suae castella scriptis propriis vehementer admonuit, ut triduano ieiunio, quod litterae viri dei signaverant, exitio venturae cladis occurrerent; . . quibus iussa complentibus terminato ieiuno ecce Alamannorum copiosissima multitudo feraliter cuncta vastavit, castella vero nullum sensere periculum . . .* Über ähnliches Eingreifen des hl. Severin siehe auch *Fr. Kaphahn*, Zwischen Antike und Mittelalter (München 1947) Kap. 4.

[26] *Zibermayr* a. a. O. I cap. 6, S. 51.

die administrative Verbindung mit Sirmium auch dann hergestellt war, als die Ostgoten als Foederati den pannonischen Raum bewohnten[27].

Der Zeitpunkt des Überganges der binnennorischen Bistümer an Aquileja und die Art des Vorganges dabei kann nicht näher fixiert werden. In den turbulenten Zeiten nach 488 und während der bald darauf erfolgenden Festlegung der Nordgrenze des ostgotischen Reiches in Kärnten ging anscheinend für den inneralpinen Raum stillschweigend die kirchliche Oberaufsicht an Aquileja über. Der erste urkundliche Nachweis dieser Zugehörigkeit aber erfolgte erst 811 durch eine Verfügung Karls d. Gr., der das Hoheitsgebiet von Aquileja zugunsten von Salzburg sehr empfindlich einschränkte. Vorher stützte jeder Patriarch seine territorialen Ansprüche auf aktenmäßig wenig fundierte Besitznachweisungen seiner Vorgänger. Schon um die Mitte des 6. Jahrhunderts war mindestens das Gebiet von Agunt unter fränkische Herrschaft gekommen, die fränkischen Bischöfe erlaubten sich Übergriffe gegen ihre anderen norischen Amtskollegen. Im „Dreikapitelstreit“ trat dann wieder Einigkeit ein. Agunt wird in diesem Zusammenhang auch Augustana genannt.

Ein weiterer Beleg für die Zugehörigkeit Binnennoricums zu Aquileja ergibt sich aus dem bereits angezogenen sogenannten „Dreikapitelstreit“ von 590/591[28], bei welchem sich die langobardischen Bischöfe Oberitaliens (zu welchen auch jene vom Südteil der Raetia II und von Binnennoricum gehörten) zusammen mit den oströmischen Bischöfen unter der Führung von Aquileja an Byzanz wandten. Namentlich erwähnt werden hier die Bischöfe Paulinus und Leonianus von Teurnia und ein Aaron Avorcensis, was wohl als Aguntum aufzufassen ist. Die in dem Schreiben zitierte Ecclesia Beronensis könnte als eine korrumpierte Schreibung von Virunensis angesehen werden. Höchst merkwürdigerweise aber nennt diese Eingabe an den Kaiser auch den Bischof von Augsburg, welches auf keinen Fall irgendwie regional mit dem Amtsbereich der langobardischen Bischöfe in Verbindung gebracht werden kann, wodurch sich der räumlich-organisatorische Quellenwert des bischöflichen Schreibens an Kaiser Mauritius erheblich vermindert. Über den Episcopus Vigilius Scarabansiensis wurde schon vorhin Näheres mitgeteilt.

Diese „Dreikapitelstreit-Synode“ von 591 ist immerhin auch hinsichtlich der völkerwanderungszeitlichen Verhältnisse im Nordteil des langobardischen Reiches aufschlußreich. Aquileja hatte sich 567 sowohl von der west- wie von der oströmischen Kirche getrennt und dadurch eine sehr

---

[27] *A. Alföldi,* Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien (Berlin 1924) Bd. 2.

[28] M. G. H. Epist. 1/1, S. 17 ff. *H. Schmidinger,* Die Besetzung des Patriarchenstuhles von Aquileja bis zur Mitte d. 13. Jahrh. MIÖG 60 (1952).

tiefe Spaltung hervorgerufen. Die Langobarden unter ihrem König Alboin begünstigten dieses Schisma, denn es erleichterte ihnen die Besetzung von Friaul, und ferner traf es Byzanz in einem sehr empfindlichen Punkt[29]. Nach 606 unterstützten die Langobarden den schismatischen, die Byzantiner dagegen den rechtgläubigen Patriarchen von Aquileja. Auf dieser Synode von 606 (in Grado) drohten die schismatischen Bischöfe bei Weiterführung der byzanzfreundlichen Politik der rechtgläubigen Bischöfe, Beziehungen zum Frankenreich aufzunehmen, was damals im Interesse der Langobarden gewesen wäre. Zur schismatischen Gruppe gehörten auch die noch in Noricum amtierenden Bischöfe, und dieser Sachlage ist es zu verdanken, wenn sich das Langobardenreich in Kärnten rasch, mühelos und weit gegen Norden ausdehnen konnte; nach einer in Taggenbrunn nördlich von St. Veit a. d. Glan gefundenen Fibel muß es sich wenigstens zeitweilig bis in diesen Herzraum Kärntens erstreckt haben, also viel weiter, als dies Paulus Diaconus in seiner Historia Langobardorum IV c. 40 erwähnt; denn das dort genannte Land Zellia mit dem Ort Medaria (Meclara) wird heute richtig mit dem Gailtal und mit dem Ort Maglern identifiziert. Auch die eine Sonderstellung einnehmenden Edlingersiedlungen in Kärnten sprechen für eine, wenn auch nicht über 640 hinausreichende größere Norderstreckung des Langobardenreiches in diesem Alpenteil. Die spätrömischen Milites limitanei lebten in der ostgotischen wie in der langobardischen Zeit in vielen Kärntner Grenzkastellen bzw. befestigten Bauernhöfen ebenso weiter, wie — mit Ausnahme von Virunum und Juenna — die antiken Civitates als Burgen, gelegentlich auch als Pfalzen und Mittelpunkte von Verwaltungsbezirken den Anschluß an das Mittelalter fanden. Am besten ist dies bei Teurnia zu sehen, wo die karolingische Grafschaft Lurn den politischen Bereich und (korrumpiert) auch den Namen der antiken Stadt übernahm[30]. Dennoch darf man hier von keiner Verwaltungskontinuität sprechen, sondern höchstens von einem unbewußt geübten Gewohnheitsrecht, zu welchem vielleicht noch eine bescheidene Siedlungskontinuität trat.

Überblickt man nochmals die ostalpinen Bischofssitze hinsichtlich ihres Stadt- und Amtsbereiches bei Heranziehung des archäologischen Befundes, so ergibt sich folgendes Bild: 1. Fafianis, schon deshalb unklar, da die Gleichsetzung mit Mautern neuerdings angezweifelt wird (s. u.), archäologische Belege fehlen bis jetzt ganz. — 2. Lauriacum, der Umfang der Civilstadt ist einigermaßen nachgewiesen, räumliche Spren-

[29] *L. Hartmann,* Geschichte Italiens im Mittelalter (Leipzig 1900), II, 1 S. 167 ff.

[30] *R. Egger,* Führer durch Teurnia a. a. O., ferner *F. Jantsch,* Die spätantiken und langobard. Burgen in Kärnten (Mittlg. d. Anthrop. Ges. in Wien 68 (1938) und *H. v. Jaksch,* Geschichte von Kärnten I (1908).

gelerstreckung nur gegen Westen gesichert, gegen Osten vollkommen unklar; gefunden ist die Friedhofskirche; Bischofskirche und Consignatorium fehlen und werden bei der rapiden modernen Verbauung des Territoriums auch kaum mehr gefunden werden können[31]. 3. Juvavum: hier ist nicht einmal die Existenz eines Bischofssitzes sicher, ziemlich deutlich jedoch der Stadt- und damit der eventuelle kirchliche Bereich[32]. 4. Virunum: der archäologische Nachweis des Stadtraumes und der Bischofskirche fehlt, gefunden wurden zwei kleinere frühchristliche Kirchen. Das Bestehen eines Bischofssitzes ist nur aus Konzilsakten des 4. und 6. Jahrhunderts zu entnehmen. Bei Juenna, Aguntum und etwas schwächer ausgeprägt auch bei Teurnia liegt der Ort mit der Friedhofskirche in der Talebene, die Bischofskirche auf einer benachbarten Höhe[32a]. Bei Anwendung dieser Beispiele auf Virunum müßte dort die Bischofskirche auf einer das Tal begrenzenden Höhe gesucht werden. Eine aus Virunum stammende Sarkophagplatte mit dem guten Hirten stammt paläographisch und wohl auch ikonographisch noch aus dem frühen

---

[31] Forschungen in Lauriacum, Bd. I (Linz 1953), herausgegeben vom Institut für Landeskunde von Ob.Österr., ein Beleg für die ausgezeichnete Grabungstätigkeit des ob.österr. Landesmuseums in Linz zusammen mit dem Archäolog. Inst. der Univers. Wien. Über Lauriacum besteht ferner eine umfangreiche ältere Literatur, auf welche hier nur kurz verwiesen werden kann.

[32] Eugippius erwähnt mehrmals Juvavum, aber nie einen Bischof. Seine Existenz wäre rückzuschließen aus dem Rang Juvavums als Civitas, ferner siehe Anm. 11 und *E. Schaffran,* Eine frühchristl. Bronzeplatte aus Salzburg, in: Rivista di archeologia cristiana (Roma 1953, Nr. 1/2). Die bei Eugipp erwähnte Kirche, in welcher sich Severin aufhielt, könnte nach Analogien die Friedhofskirche gewesen sein *(iuxta oppidum)*; die wie meist erhöht gelegene Bischofskirche müßte auf dem Platz der heutigen Nonnbergkirche zu suchen sein, wo auch tatsächlich der hl. Rupert sein erstes Gotteshaus St. Martin als Bischofskirche erbaute. Friedhofskirche wäre dann, *extra muros*, das heutige St. Peter gewesen, wofür auch die sogenannten Mönchsbergkatakomben sprechen, die in Wahrheit keine solchen, sondern Kultstätten des anachoretischen Lebens des 5.—6. Jahrhunderts waren. Der mit ihnen in Verbindung gebrachte hl. Maximus ist das Ergebnis der Verwechslung der ähnlichen Ortsnamen Joviaco (bei Aschbach an der Donau) mit Juvavo-Salzburg. Eugippius, der auf die Schilderung solcher Dinge sehr bedachte Autor, hätte diese „Katakomben" sicher erwähnt, wenn sie damals bereits bestanden hätten. St. Peter war zur Zeit von Rupert Sitz einer vielleicht schon spätantiken Mönchsgemeinschaft, deren Abt Rupert laut des dortigen Verbrüderungsbuches zugleich war. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß der von mir in der Rivista di archeologia cristiana (1953) und von *M. Hell* in den Mitt. d. Ges. f. Salzb. Ldskunde (siehe Anm. 4) genannte *Theodosius presbyter* seiner *grex* (das kann als Mönchsgemeinschaft gedeutet werden), Vorstand eines Vorläuferklosters von St. Peter war. Ob es sich bis zu Ruperts Zeiten erhalten hat, ist unbekannt. Auszuschließen wäre es nicht.

[32a] *Al. Maier,* Kirchengeschichte von Kärnten, I (Klagenfurt 1953).

4. Jahrhundert. Seit dem 6. Jahrhundert verlor Virunum, eine kurze Spätblüte ausgenommen, rasch an Bedeutung; die Bewohner ziehen sich schließlich in die benachbarten Fliehburgen (z. B. Gratzerkogel) oder auf schon seit langem besiedelte Höhen zurück (Ulrichs- und Magdalenensberg). Nach 600 ist Virunum, diese reiche und einst blühende Stadt, ausgelöscht; das Mittelalter kennt nicht einmal den Platz mehr. — 5. Juenna: Bischofskirche und Consignatorium wurden, von einer Ringmauer umschlossen, hoch oben auf der jetzt Hemmaberg genannten Höhe gefunden[33], der Friedhof (ohne Kirche) in Globasnitz am Ostfuß; die geschlossene Siedlung müßte aus topographischen Gründen auf dem Platz des heutigen Ortes Jaunstein zu finden sein. Die relative Überhöhung des Bischofssitzes über dem Ort würde dann rund 300 m betragen, was aus kirchlich-funktionellen Gründen recht viel wäre. Datierung der Bau- und Ausstattungsreste auf der Bergkuppe: ungefähr Mitte 5. Jahrhundert. Juenna ist erwähnt in der Tab. Peuting. und korrumpiert wohl auch bei Ptolemaeus, Katalog d. norischen Städte II/13. Über die aus den zeitgenössischen literarischen Quellen nur höchst ungenau zu erschließende Existenz eines Bischofssitzes in Juenna wurde bereits gesprochen. — 6. Teurnia: In prächtigen und systematischen Ausgrabungen wurden erhebliche Teile der antiken Stadt mit ihrer Wehrmauer freigelegt. Die Stadt erstreckte sich sowohl auf den Burghügel, den heutigen Holzerberg, wie namentlich in der Ebene nördlich davon mindestens bis zur Bundesstraße. In diesem Teil wurde auch die zwei-apsidiale Friedhofskirche mit einem an kleinasiatische Vorbilder erinnernden Grundriß ausgegraben und zum Teil zu einem Museum umgestaltet, welches die vielen Einzelfunde aus dem ganzen Stadtbereich aufnimmt. Zu diesem gehört als berühmtes Schaustück der in situ gebliebene Mosaikfußboden von ungefähr 520. Nach vorgefundenen Resten wird die Bischofskirche im Baukomplex der heutigen Pfarrkirche von St. Peter im Holz und im Bereich des umliegenden Friedhofes mit Recht angenommen[34]. — Zum alten Stadtbezirk von Teurnia gehören auch die erst im 20. Jahrhundert aufgefundenen frühchristlichen kleinen Kirchen in den Kastellen Hoischhügel (bei Maglern), Tschelschnigkogel bei Villach und von Duel (bei Paternion an der oberen Drau). Die Ausgrabungen von Teurnia, von Agunt, vom Ulrichs- und Magdalenenberg[34a] gehören ohne Zweifel zu

[33] *R. Egger*, Frühchristl. Kirchenbauten, a. a. O. mit Grundrissen und Abbildungen der Mosaiken.

[34] *R. Egger*, Führer durch Teurnia, a. a. O.

[34a] *R. Egger*, „Der Ulrichsberg ...“ (Klagenfurt 1949) und „Führer durch ... das Museum auf dem Magdalenenberg“ (Klagenfurt 1953).

den großartigsten Fundstätten antiken, früh-christlichen und zum Teil auch völkerwanderungszeitlichen Lebens, die im Bereich der deutschen Alpen zu finden sind. Rudolf Egger, der Altmeister der österreichischen Archäologie, hat sich hier, unermüdlich tätig, hohe Verdienste erworben. Die Freilegung von Agunt-Lavant verdankt man in erster Linie der unermüdlichen Forschertätigkeit von Dr. Miltner (Innsbruck). — 7. Aguntum: Gefunden wurden im ziemlich weit erschlossenem Stadtbereich in der schwach geneigten Talebene unmittelbar neben der jetzigen Bundesstraße bei Stribach, Zivilbauten und die Friedhofskirche, die befestigte Bischofskirche mit anderen Gotteshäusern hingegen hoch gelegen südlich von Lavant am anderen Drau-Ufer [35]. Überhöhung 150 m, horizontale Distanz in der Luftlinie ungefähr 4½ km, wobei die damals unregulierte, wilde Drau zu überschreiten war. Da sowohl in Agunt (Talort), wie in der Gebäudegruppe Bischofskirche (Lavant) die frühesten kirchlichen Denkmäler der ersten Kaiserzeit angehören, müssen beide Ortsteile von Anfang an zusammengehört haben, wenn auch später der Bischofssitz zur Fluchtburg ausgebaut wurde. Für Aguntum haben wir 568 die bekannte, ja berühmte dichterische Bestätigung durch Venantius Fortunatus, der mit aller Deutlichkeit vom „hochragenden Agunt“ [36] spricht, also damit nur die Gebäudegruppe südlich von Lavant gemeint haben kann. Zum Jahr 610 erwähnt dann noch Paulus Diaconus eine Schlacht der Slawen gegen die Bayern, „in Agunto“; das ist die letzte Nennung dieser Stadt, die als Talsiedlung keine mittelalterliche Fortsetzung findet; wohl aber erhielt sich in der Kirchen- und Häusergruppe auf dem Berg von Lavant das siedlungsmäßige Leben bis zum heutigen Tag. Von der räumlichen Ausdehnung des Bistums Agunt ist nicht viel bekannt, auch nicht von jener des Stadtbezirkes. Westlich reichte er bis zur Mühlbacher Klause an der Rienz.

---

[35] *Fr. Miltner*, Lavant und Agunt, Lienz 1951, derselbe in Jahreshefte d. österr. archäol. Inst. 38 (1950) und *E. Swoboda*, Führer durch Aguntum (Baden 1935); *R. Egger*, Der Ulrichsberg, ein heiliger Berg Kärntens (Klagenfurt 1949) und *R. Egger*, Führer durch die Ausgrabungen und das Museum auf dem Magdalenensberg (Klagenfurt 1953).

[36] Venantius Fortunatus, Vita S. Martini, IV. 649 f. (M. G. H. Script. ant. IV S. 368): *Per Dravum itur iter qua se castella supinant*
hic montana sedens in colle superbit Aguntus.

Später wurde Aguntum stets als Loncium angesehen, in diesem Sinne spricht auch um 1516/42 der Humanist Putsch davon:

Nunc Romanorum palatia demiramur
saxaque Caesareis intitulata notis
alta stat hic niveo de marmore facta columna
in summo montis conspicienda iugo.

Das Bistum Sabiona-Säben im Eisacktal ist nahe der Ostgrenze von Raetia II gelegen[37]. Mit der *Ecclesia Breonensis* von 591 ist es nicht gemeint. Quellenmäßig ist über die Entstehung des Bistums Sabiona nichts bekannt; auf dem Felsberg, auf dem heute die umfangreichen Kirchen- und Klosterbauten aufragen, befand sich bereits Ende des 4. Jahrhunderts eine frühchristliche Kirche; aber ob sie oder die bald folgende jetzige Heiligkreuzkirche (früher dem hl. Kassian geweiht) die erste Bischofskirche war, ist nicht aufzuklären, da hier zu viele spätere Zerstörungen und Neubauten stattfanden[38]. Die beglaubigte Geschichte von Säben beginnt mit der Nennung eines *Agnellus Tridentinus Ingenuinus de Sabione* als Teilnehmer auf der Synode von Marano bei Grado in den Jahren 589/590; eine noch frühere Erwähnung eines Bischofs 572/577 auf der Synode von Grado ist hingegen zweifelhaft, da die Urschrift des Synodenprotokolls nicht erhalten ist. Nach diesem hätte damals ein Martinus (Materninus) als Bischof amtiert. Jedenfalls war um 580 Säben der Sitz von Bischöfen mit durchwegs romanischen Namen; sie unterstanden Aquileja und nannten sich *episcopus sanctae ecclesiae Sabionensis secundae Raetiae*. Ähnlich wie dann im Mittelalter das Säben nachfolgende Bistum Brixen weit nach Nordtirol übergriff, dürfte auch der Sprengel von Säben bis in das Inntal zwischen Landeck und Zillertal gereicht und auch große Gebiete der nördlichen Dolomiten umschlossen haben. Im Rienztal lag die Grenze bereits bei der Mühlbacher Klause, denn östlich davon begann Noricum und das Gebiet von Agunt. Eisackabwärts erreichte Säben höchstens noch den Raum von Atzwang, dort lag bereits die Nordgrenze der durch das Bistum Trient vertretenen raetisch-italischen Landmark. Das 7. und 8. Jahrhundert brachte für das Bistum Säben derartige Schwierigkeiten, daß, wenn auch das Leben auf dem Felsberg nie erlosch, doch mit einem Aufhören der bischöflichen Funktionen gerechnet werden muß; als das Stift um 750 wieder in den Urkunden auftaucht, erscheint es praktisch wie eine Wiedergründung, die zuerst der bayrischen Landeskirche zugeschlagen wurde und seit 798 mit dieser zum Metropolitanverband von Salzburg gehörte. Der Sitz dieses „zweiten" Bistums Säben wurde dann nach 967 von der Felshöhe in die Tallage von Brixen verlegt, und die Bauten auf dem Berg verwandelten sich im Lauf der Zeiten in eine stark befestigte bischöfliche Burg, dann in ein Kloster mit einer weithin sichtbaren Kirche.

---

[37] *R. Heuberger* (s. o. Anm. 9).

[38] Über das bauliche Bild von Säben: *Jos. Weingartner*, Die Kunstdenkmäler Südtirols, Bd. II S. 248 ff.

Trotz der vorerwähnten längeren Funktionsunterbrechung (von derem Grad wir aber nicht näher orientiert sind) und trotz der schließlichen Verlegung nach Brixen zeigt der Felsberg von Säben dennoch eine überaus anziehende Siedlungskontinuität und damit jenes Bild einer geschichtlichen Konstante, wie sie im bereits nahen Italien fast selbstverständlich ist. National jedoch gehörte Säben-Brixen seit seiner zweiten Errichtung um 750 ohne jede Einschränkung zum deutschen Raum; es war bis zur willkürlichen Grenzziehung von 1919 die eigentliche Tiroler Hauptkirche.

Die beiden anderen, teilweise auch im deutschen Südtirol amtierenden sehr alten Bistümer sind Chur und Trient; ihre Sitze liegen außerhalb des hier zur Erörterung stehenden geographischen Raumes. Von den deutschen Teilen Südtirols gehörte das Becken von Bozen und das Etschtal von Meran bis zur Salurnerklause zu Trient, wogegen der ganze Vinschgau, also der Raum Meran bis Reschen-Scheideck von Chur verwaltet wurde. Da Trient trotz öfterer Besetzung durch deutsche Bischöfe kulturell mehr mit Italien als mit Deutschland zusammenhing und auch Chur wesentliche Impulse über Como aus der Lombardei erhielt, ist es begreiflich, wenn in den erwähnten deutschen Teilen Südtirols antikes bzw. italienisches Wesen sich frühe und deutlich zeigte. Aber auf der anderen Seite vermittelte das langobardische Herzogtum Trient [39] seinem nördlich bis nahe an Bozen reichenden Gebiet eine Fülle altgermanischer Wesenheiten, und Chur wieder, eng verbunden mit dem fränkischen Reich, brachte in seine Südtiroler Landesteile die Kenntnis der merowingischen und karolingischen Kunst; die Fresken in St. Proculus zu Naturns [40] (Vinschgau, noch vor 700, die ältesten Wandmalereien im deutschen Sprachraum) und die bald nach 800 entstandenen Wandgemälde in St. Benedikt in Mals [41] (Ober-Vinschgau) sowie viele Kirchenpatrozinien im Vinschgau [42] sind dafür Belege von unvergleichlich starker Intensität, sowohl für die prädominierende langobardische, dann für die merowingische und schließlich für die karolingische Kultur, also für das

---

[39] Über das völkerwanderungszeitliche Südtirol *R. Heuberger* a. a. O. in vielen Kapiteln, dann *E. Schaffran,* Die germanische Völkerwanderung im oberen Etschtal, Ztschr. f. Deutsche Geisteswissenschaft 5 (1943), und *E. Schaffran,* Goten und Langobarden in Südtirol und im Trientinischen, Jb. d. Österr. Alp Ver. 1950.

[40] Über diese Fresken erscheint von mir im Laufe des Jahres in den Mitteilungen des Deutschen Institutes für merowingische und karolingische Kunstforschungen in Erlangen eine größere, alle bisherigen Arbeiten verwertende Studie, die zum Inhalt, wie zur künstlerischen Bestimmung dieser Wandmalereien einiges Neues beibringen will.

[41] *Jos. Garber,* Die karolingische St. Benediktkirche in Mals (Innsbruck 1915).

[42] *Hans Fink,* Die Kirchenpatrozinien Tirols (Passau 1928).

jahrhundertelange reibungslose Zusammenleben der germanisch-deutschen mit der lateinisch-italienischen Welt.

Einen charakteristischen Sonderfall im Raum Südtirol bis Kärnten stellen die vielen Höhensiedlungen dar; sie reichen vom Überetscherplateau (z. B. Altenburg) mindestens bis zum Ulrichs- und Magdalenensberg in Mittelkärnten. Es handelt sich hier stets um Siedlungen der frühen Kaiserzeit, die vom Frühchristentum fortgeführt wurden und erst dem Ansturm der Awaren und Slawen in Kärnten erlagen. Aber die meisten dieser Höhen waren wie der Ulrichs- und Magdalenensberg[43] bereits vorgeschichtlich besiedelt und trugen Heiligtümer der norischen Gottheiten. Die Erinnerung an diese religiöse Konstante hat sich bis heute in der sogenannten „Vierbergewallfahrt" erhalten, welche auch den Ulrichs- und Magdalenensberg mit ihren gotischen Kirchen einschließt.

Zur Lage des Bischofssitzes Fafianis müssen nun einige zusätzliche Bemerkungen gebracht werden[44].

Im Jahre 1953 wurden im Vorderteil des Langhauses der einschiffigen romanischen Kirche St. Jakob in Wien-Heiligenstadt antike Baureste gefunden, darunter ein sauber mit Bruchsteinen ausgelegtes, leeres, aber nicht ausgeplündertes Erwachsenengrab und unmittelbar daneben ein mit Recht als Taufbecken bezeichneter kleiner Schacht. Das Grab wurde ziemlich allgemein als aus dem späten 5. Jahrhundert stammend angesehen. Es war geradezu selbstverständlich, daß im Zusammenhang mit der uralten Ortsbezeichnung Heiligenstadt *(Locus sanctus)* hier sofort an das Grab des hl. Severin gedacht wurde; diese Ansicht fand eine erste, noch recht problematische Unterstützung darin, daß hier, so wie es Eugippius schilderte, ein sorgfältig geleertes Grab sich fand, noch dazu innerhalb einer (späteren) Kirche und in Nachbarschaft eines Taufbeckens, das wieder auf eine besondere Verehrung des Grabes deutet. Damit wurde auch die jahrhundertealte Streitfrage wieder aufgerollt, ob der Sterbeort des Heiligen, Fafianis, nach der mit viel Scharfsinn vorgetragenen Theorie Fr. v. Kenners in Mautern am Osteingang in die Wachau zu suchen wäre, oder entsprechend einer mindestens bis in das 11. Jahrhundert zurückreichenden Tradition in, bzw. bei Wien. Kenners Beweisführung stützte sich in erster Linie auf die Berichte des Eugippius über den leichten Verkehr Severins mit dem am anderen Donauufer wohnenden König der Rugen und erkannte eine solche Möglichkeit am

[43] Siehe die in Anm. 34a erwähnten ausgezeichneten Führer von *R. Egger*.

[44] Eine Zusammenstellung durch *E. Schaffran* in „Wort und Wahrheit" (Wien 1953, Maiheft). Dazu: *Fr. d. Kenner*, Fafianis, Mautern und Wien, in Bll. d. Ver. f. Ldeskde. von Nied.Österr. 1882; *derselbe*, Fafianis, eine Darstellung des Streites um diesen Ort... in Ber. u. Mitt. d. Wien. Altert. Ver. 19 (1880);

besten in Mautern im Zusammenhang mit Stein am linken Ufer mit seiner tatsächlich von Rugen besiedelten Terrasse der Frauenbergkirche. Ferner wollte Kenner die Ostausdehnung des rugischen Reiches sehr eng abgrenzen, so daß es gegenüber von Wien nicht mehr anzunehmen wäre.

Nach Eugippius hatte Severin seine Cella in einer Lokalität „*ad vineas*". Nun sind in Mautern Weingärten erst im frühen 12. Jahrhundert nachzuweisen, wogegen für Wien, wenigstens traditionsgemäß, solche durch Kaiser Probus angelegt sein sollen; gesichert sind sie für das späte 10. Jahrhundert.

Es entwickelte sich nun daraus eine Kontroverse, welche auf jeden Fall das erfreuliche Ergebnis hatte, daß man einmal die Frage nach der Erwähnung von *Locus sanctus* wieder gründlich zu untersuchen begann. Wir können hier auf diesen äußerst komplizierten, an Material sehr umfangreichen Streit nicht näher eingehen, wollen nur dazu ohne Stellungnahme für diese oder jene Meinung auf folgendes aufmerksam machen: Das Reich der Rugen reichte ostwärts mindestens bis in den Westteil des Wien-Vindobona gegenüberliegenden Marchfeldes. Das ergibt sich auch aus den quellenmäßig belegten Kämpfen zwischen Rugen und Ostgoten, welche erst nach 456 erfolgt sein können, da 455 Kaiser Avitus mit seinem Heer das von den führerlos gewordenen Hunnen geräumte Pannonien wieder in Besitz nahm. Erst 456/457 dehnten sich die Goten weiter westlich aus, ihre neuen Wohnsitze wurden durch Kaiser Marcian sanktioniert und die Goten unter die Foederati aufgenommen[45].

Die Goten besetzten dann durch König Valamer laut Jordanes (Getica 268) „. . . *inter Scarniungam et Aqua nigra fluvios*", unter Thiudemer „*iuxta lacum Pelsois*" (Plattensee), unter Vidimer „*inter utrosque manebant*". Das ist also westlich maximal bis zur Raab[46].

Nach den von Eugippius erwähnten Grenzkämpfen mit den Rugen gingen die Goten stets wieder so weit zurück, daß keine Frontberührung mehr bestand. Da nun die Raab als Westgrenze des damaligen gotischen

---

Erich Zöllner, Rugier oder Russen in der Raffelstätter Zollurkunde, MIÖG 60 (1952) S. 108 ff.; *Karl Lechner*, Heiligenstadt, Locus sanctus, in Wiener Gesch. Bl. 1953, Nr. 3/4; *E. K. Winter*, St. Severin, Noricum, Ostarrichi, in „Die österr. Furche" vom 6. März 1954 und schließlich eine von mir in der Rivista di Archeologia cristiana (Roma) 1954 erschienene Studie.

[45] *A. Alföldi*, siehe Anm. 27. Ferner Sidonius Appollinaris, Carmina VII, 589/91.

[46] Die Stadt Raab (Györ) hieß zwar in der Antike Arrabona, der Raabfluß jedoch wurde in karolingischen und ottonischen Urkunden als Schwarzer oder Rabenfluß bezeichnet (ahd. Hrapa = Raab). Es muß, auch aus allgemeinen Erwägungen, der *fluvius Aqua nigra* westlich des Plattensees *(Lacus Pelsus)* angenommen werden und dann gibt es keine andere Möglichkeit als die Raab; die gleiche Ansicht bei *L. Schmidt*, Die Ostgermanen (München 1934) S. 270.

Pannoniens (besonders von Pannonia I) anzusehen ist, blieb der Raum westlich davon vorerst frei von Goten, d. h. die gegenüber von Wien im Marchfeld, also sehr weit gegen Osten zu wohnenden Rugen hatten Ruhe und brauchten deshalb nicht bis westlich der Kampmündung zurückzugehen, um das Donauufer gegenüber von Fafianis-Mautern zu erreichen. Saßen aber die Rugen tatsächlich im Marchfeld, was kaum mehr abzustreiten ist, so hatte der hl. Severin von seinem Burgus in Heiligenstadt aus, *ad vineas*, zwar nicht so bequem wie von Mautern, aber immerhin ohne besondere Mühe zu den Rugen überschiffen können, für welche der gegenüberliegende Bisamberg einen vorzüglichen Siedlungsplatz bildete.

Severin wurde in seinem Burgus *ad vineas* begraben, das Grab könnte das in St. Jakob gefundene sein, das dazugehörige Mauergeviert wäre räumlich für einen solchen Burgus, einem kleinen Wachtturm, geeignet.

Wenn später die Goten dem Rugenkönig Flaccitheus den Marsch nach Italien verweigerten, so deutet dies darauf, daß die Goten damals das der Raab nahe Savaria (Steinamanger) besetzt hatten und damit die Hauptstraße von Carnuntum über Poetovio nach Aquileja sperren konnten; das deutet aber auch darauf, daß das Rugenreich so weit gegen Osten sich dehnte, um gerade diese Straße beanspruchen zu müssen, denn weiter westlich hätten sie, wenn auch auf schlechteren Wegen, von Linz—Pyhrnpaß—Waldhöhe—Neumarktersattel nach Italien gelangen können.

Auch die Frage nach der donauländischen Kenntnis der Vita S. Severini und nach der Entstehung des Namens *Locus sanctus* kann unter einem neuen Gesichtswinkel gestellt werden[47].

Bereits im 11. Jahrhundert waren in den deutschen Donauklöstern mehr oder minder gute Abschriften der Vita vorhanden, verderbt im Text, dennoch Belege für das schon damals vorhandene lokale Interesse am hl. Severin und damit auch für seinen Sterbeort. Dieses Interesse konzentrierte sich bereits im frühen 10. Jahrhundert im Bistum Passau; in den Falsifikaten des Bischofs Pilgrim (um 980) nennt dieser die *Ecclesia Fafianensis* wie einen selbstverständlichen historischen Begriff im Rahmen der noch 907 Passau unterstellten „mährischen" Kirchen. Das aber deutet nicht nur auf eine *Continuatio vitae ecclesiae*, sondern auch räumlich auf die Gegend um Wien, wenn auch nicht auf Vindobona selbst. Obwohl die Pilgrimschen Besitzansprüche

[47] *E. K. Winter*, Anm. 44. Seine dort geäußerten, interessanten Meinungen müßten nun einmal durch das Studium der einschlägigen Klosterbibliotheken begründet werden.

auf längst erkannten Falsifikaten beruhen, das darin enthaltene Material kann, soweit es der kirchlichen Topographie zugehört, doch kaum zur Gänze erfunden sein. Mautern aber trug damals bereits seinen jetzigen deutschen Namen, und die von Pilgrim erwähnte *Ecclesia Fafianensis* muß daher östlich des Wienerwaldes gelegen sein.

Es bestand bei aller Vorsicht gegenüber den Pilgrimschen Fälschungen somit noch vor dem Jahr 1000 der Begriff von Fafianis als Kirchort in ziemlicher Deutlichkeit; auf Severin wurde kein Bezug genommen, wohl deshalb nicht, weil es ja den Wissenden bekannt war, daß in Fafianis der Heilige starb. Diesen Begriff von Fafianis übernahm dann in der Mitte des 12. Jahrhunderts Otto von Freising und hat ihn also nicht erst konstruiert, wie man bisher meinte. Ob dann die Identifizierung von Fafianis mit Vindobona im engsten Wortsinn richtig ist, oder ob damit nicht eine Lokalität zwischen Vindobona und Heiligenstadt gemeint war, müßte erst noch geklärt werden. Unrichtig ist es also, wenn man Vindobona-Fafianis erst im 12. Jahrhundert beginnen läßt; wenn auch nicht exakt topographisch lokalisiert, bestand schon im 10. Jahrhundert der Begriff einer im „mährischen" Bereich gelegenen *Ecclesia Fafianensis*. Bisher ungeklärt bleibt der Modus, wie und warum der spätantike Name Fafianis (verschiedene Schreibweisen) dann auf eine Lokalität östlich des Mons Cetius verwendet werden konnte, wo doch bereits Pannonia I begann, welches nach Eugipp der hl. Severin in seiner Westwanderung verlassen hatte.

Die Frage nach der Lokalisierung von Fafianis ist nun weit über lokales Interesse hinausgewachsen und hängt mit unserer Kenntnis vom spätantiken Christentum in Ufernoricum eng zusammen.

In den vorstehenden Ausführungen konnte bereits ohne wesentliche Schwierigkeiten von der Epoche des antiken Christentums auf die Jahrhunderte der Völkerwanderung übergegangen werden. Es liegt in der damaligen Zeitlage, wenn gerade im Donauraum die Epoche der Völkerwanderung bis gegen 700 recht dunkel ist; bereits bei der Besprechung der Frage des Severingrabes wurde davon ein Beispiel gegeben. Alemannische, rugische, west- und ostgotische, langobardische und awarische Bodenfunde[48] belegen die Anwesenheit dieser Völker, aber darüber hinaus ist das geschichtliche Material dürftig. Vorher haben die Hunneneinfälle von Ungarn her und ihr viermaliger Durchzug in den Jahren 451 und 452 weder in den Bodenfunden, noch im Schrifttum Spuren

[48] *E. Beninger*, Germanischer Grenzkampf in der Ostmark (Wien 1939) und ausführlicher *E. Beninger*, Die Germanenzeit in Nied.Österr. (Wien 1934), wozu noch die umfangreichen Forschungen von *Mitscha-Märheim* und *Pittioni* kommen.

hinterlassen. Was dann im 12. und 13. Jahrhundert der ungarische Historiker Simon Kézai und der Anonymus darüber berichten, ist bereits ostgotisches und langobardisches, sehr verunklartes Sagengut und hat mit den Hunnen kaum mehr etwas zu tun[49]. Urkundlich fällt dann im 9. Jahrhundert auch etwas Licht auf zurückgebliebene awarische Einzelpersonen.

Das 6. und 7. Jahrhundert war für das einstige Ufernoricum wohl eine sehr schwere Zeit, doch fand das Leben nie eine vollkommene Unterbrechung, in bescheidener Form ging es weiter, sowie es auch dann später im Ungarnsturm nicht zur Gänze abriß[50].

Die in der Spätantike so wichtigen Alpenstraßen über den Reschen, den Brenner, den Radstädtertauern, die Sölkerscharte und den Waldpaß hatten vorübergehend ihre Rolle ausgespielt; die Stöße und Angriffe erfolgten nun von Osten her. Hunnen und Awaren besaßen als Nomaden weder Siedlungs- noch Aufbaufähigkeiten. Ostgoten und Langobarden ließen hingegen im ostalpinen Raum tiefe Spuren zurück. Im Wienerbecken beschränken sie sich zwar nur auf zahlreiche und räumlich begrenzte Bodenfunde, anders ist es hingegen in der Raetia II und in Binnennoricum, besonders im zentralen Kärntner Becken.

Kärnten besitzt in dem berühmten Mosaikfußboden in der Friedhofskirche zu Teurnia ein hervorragendes Beispiel zwar nicht ostgotischer Kunsttechnik, wohl aber ostgotisch-germanischer Geistigkeit[51]. Die Stadt war damals (um 520) dem ostgotisch-italischen Reich zugehörig und der in der Inschrift genannte *Urs(us) v(ir) s(pectabilis)* ist als hoher ostgotischer Beamter im Rang eines Statthalters anzusehen. Er war ein Germane, und germanisch sind auch viele der Symbole dieses Mosaikes.

Binnennoricum bildete unter Theoderich mit den beiden Raetien eine eigene, außerhalb von Italien gelegene Provinz mit der Hauptstadt Chur. Aufgabe war der Schutz der Nordgrenze (Cassiodor, Varia, III/50 S. 104). Nach dem Tod des großen Königs ging der Westteil wahrscheinlich kampflos an die Franken über.

Ostgotische Funde in Italienisch-Südtirol sind nicht häufig, in Deutsch-Südtirol sehr selten, ebenso in Kärnten. Dennoch ist es hier möglich, durch die Auswertung der Ortsnamen die Nordgrenze des ostgotischen

---

[49] Anonymus, um 1180, in Histor. Hungar. fontes domestici SS. 3, S. 1 ff. Simon Kézai, um 1285, ebda.; dazu: *Jac. Bleyer*, Die germanischen Elemente der ungarischen Hunnensage, in Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Sprache u. Liter. 131 (1905), sowie *J. A. Fessler*, Geschichte von Ungarn, bearbeitet von E. Klein (Leipzig 1867).

[50] *E. Schaffran*, Lebenskontinuität im Donauraum, in: Wissenschaft und Weltbild (Wien 1949, Heft 1) mit weiterer Literatur.

[51] Genaue Beschreibung bei *R. Egger*, Teurnia, a. a. O.

Reiches in Kärnten einigermaßen festzustellen. Mit „Gössel“ zusammengesetzte Ortsnamen aus Kärnten werden nach der jüngsten Forschung mit ostgotischen Siedlungen in Verbindung gebracht[52]. So z. B. Gösselsdorf im südkärntnerischen Jauntal, als Siedlung eines „Gozzilo“ (kleiner Gote), wobei aber wohl darauf zu verweisen wäre, daß der Name der Ortschaft Gossolengo bei Verona sich hingegen vom langobardischen Namen Gozilo ableitet, der wiederholt für die Langobarden belegt ist.

Auf einen ostgotischen Wortstamm werden ferner bezogen die Orts- und Siedlungsnamen Gösselsberg bei Feldkirchen, Göschelsberg bei Deutsch-Griffen, Göschl n.ö. von Feldkirchen und die drei voraussichtlich unechten „ing-Namen“ Gösseling bei Klagenfurt, Gösseling bei St. Georgen am Längsee und Gössering bei Obermillstatt.

Mit Ausnahme von Gösselsdorf im Jauntal liegen alle diese erwähnten „Gotenorte“ in einem großen Bogen um das zur Gotenzeit noch bestehende Virunum, weshalb die Frage nicht unberechtigt ist, ob mit diesen Orten nicht auch damalige (oder aus älteren Wehrbauten entwickelte) Befestigungen in Zusammenhang gebracht werden können.

Öfters schon wurde der Versuch unternommen, die Edelingsiedlungen in Binnennoricum mit den Arimannien der Langobarden und darüber hinaus mit den Wohnsitzen der spätantiken *Milites limitanei* in Verbindung zu bringen[53]. Die Verwendung des antiken *Tractus Italiae circa Alpes* durch die Ostgoten und später durch die Langobarden ist zwar weder quellenmäßig noch deutlich archäologisch gesichert, aber aus sehr praktischen Gründen anzunehmen. Es ist hier nicht der Raum, um näher darauf einzugehen, welche der vorerwähnten „Gotenorte“ mit nachgewiesenen antiken Wehrbauten taktisch zusammenhängen. Es ist dies in Mittelkärnten bei den meisten der in der Nähe der „Gotenorte“ entstandenen, auch heute noch den alten Namen tragenden Edelingssiedlungen der Fall. Ein besonders deutliches Bild ergibt die Rotte Edling südlich von Althofen, mit dem 8 Kilometer entfernten „Gotenort“ Gösseling nahe dem Längsee und der festgestellten antiken Befestigungsgruppe von Böckstein und Lorenzenberg nördlich von Althofen, südlich bei Pölling und — sehr ausgedehnt — auf dem Kamm Odvins-Hasenkogel. Es zeigt sich das Bild einer wegen des hindernisarmen Terrains weit auseinandergezogenen Befestigungsgruppe mit Front

[52] *H. Zeiß*, in Germania (1928), dann *Pr. Lessiak*, „Die Kärntner Stationsnamen“ in Carinthia 1 (1922, grundlegende Arbeit), *F. Schneider*, Die Entstehung von Burg und Landgemeinde in Italien (1904) und *F. Jantsch*, siehe Anm. 30.

[53] *E. Klebel*, Langobarden, Bajuwaren und Slawen, Mittl. d. anthrop. Ges. Wien (1939), ferner *E. Klebel*, Von den Edlingen in Kärnten (Egger-Festschrift, 1942).

gegen Norden und Nordosten. Zwar nicht zum Stellungsbereich von Virunum zählend, aber sehr aufschlußreich, ist die Situation um das 7 Kilometer nö. von Eberndorf im Jauntal gelegene Kirchdorf Edling. Das ostgotische Gösselsdorf liegt 8 Kilometer entfernt, die nächsten, bisher nachgewiesenen Befestigungen auf dem Holm 5—7 Kilometer, also recht weit. Da das günstige Terrain eine nähere Anlage eines Edlingsortes ermöglicht hätte, zeigt dieser Fall, daß aus dem bloßen Vorhandensein von Edlingorten solange keine weitgehenden Schlüsse gezogen werden dürfen, ehe nicht durch Grabungen nähergelegene Befestigungen nachgewiesen werden und der Historiker das Verhältnis der Ansitze (Garnisonen) der römischen *Limitanei* zu den langobardischen Arimannien und weiter zu den Edlingssiedlungen klärt.

Kurz erwähnt sei noch, daß auch Gößling bei Klagenfurt mit spätantik-ostgotischen Wehranlagen im Zusammenhang steht. Diese befinden sich auf dem Falken(= Walchen)berg (671 Meter) und bilden mit dem Brückenkopf der Glanbrücke nördlich von Klagenfurt eine Art Stellung der zweiten Linie zwischen der mächtigen Hauptstellung um und nördlich von Virunum (s. o.) und der Befestigungsgruppe um St. Gandolph (Köthmannsdorf) zur Deckung des Drauüberganges.

Die spätantiken Sperren in Mittelkärnten hatten sich den Ostgoten gegenüber als nicht widerstandsfähig genug erwiesen, denn sonst hätte Odowaker 489 bereits hier wenigstens einen hinhaltenden Widerstand versucht und sich nicht erst am Isonzo verteidigt. Die Ostgoten zogen daraus eine Lehre und sicherten den weitausgedehnten Raum von Virunum durch den Ausbau der römischen Fortifikationen gegen die Bedrohung ihrer Nordostgrenze durch Gepiden, Heruler und bald darauf auch durch die Langobarden. Dieser im großen und ganzen nachweisbare ostgotische Befestigungsgürtel, der mit den „Gotenorten“ und den Edlingsiedlungen in untrennbarer Verbindung stand, bildete damit in diesem Raum die Nordgrenze des ostgotischen Reiches mit einer zentralen Auffangstellung bei Karnburg und dem früher genannten Falkenberg.

Die Zeit der langobardischen Herrschaft spiegelt sich, abgesehen von der Nennung der Salurnerklause, des Boznerkessels und des Etschtales bis zur Töllstufe, im deutschen Südtirol im Bekanntwerden einiger Orte und in Kärnten in Siedlungsspuren wider, die nach Ansicht eines zuverlässigen modernen Forschers bis in die letzten Jahrhunderte sich auch in Tracht und Brauchtum auswirkten. Solche sympathische historische Einzelheiten vermissen wir in dem armen, drangsalierten früheren Ufernoricum; die germanischen Bodenfunde aus dem Wienerbecken und aus dem Raum Salzburg-Reichenhall sind zwar für das Ost- und Westende dieses

Raumes wertvoll, aber dazwischen liegt fast nichts an völkerwanderungszeitlicher Belegung. Hier setzen, wenigstens bisher, die denkmalkundlichen Belegungen erst mit dem karolingischen St. Martin in Linz (799)[54] und den noch zu keinem letzten Ergebnis gekommenen Grabungen in der Pfarrkirche zu Bischofshofen ein, die literarischen Bezeugungen jedoch beginnen schon zu Ende des 7. Jahrhunderts.

Paulus Diaconus (III c. 31) erwähnt anläßlich des großen Umfassungskrieges der Franken und Byzantiner gegen die Langobarden 590 mehrere Namen von Castellen, von denen folgende in den deutschen Teil von Südtirol fallen: Tesana, Maletum (?), Sermiana, Appianum und noch Fagitana, unmittelbar südlich der heutigen Sprachgrenze bei Salurn[55].

Tesana ist das heutige Tisens bei Lana. Der Platz des von Paulus Diaconus erwähnten Castells ist unbekannt und bis jetzt auch nicht durch bauliche Spuren belegt. Wahrscheinlich handelte es sich, sowie auch in Kärnten, gar nicht um eigene Wehrbauten, sondern um Orte, die nur mit Wall und Graben einigermaßen geschützt waren. Das „Kastell" von Tisens deckte eine Umgehung des Etschtales über die Plateaustufe von Völlan-Tisens bis Nals und schützte zugleich den Übergang über das 1542 Meter hohe Gampenjoch in das oberste Val di sole. Dieser naturgegebenen taktischen Lage hat das hohe Mittelalter durch die Erbauung der Burgen Katzenzungen und Kasatsch Rechnung getragen.

In beträchtlicher Höhenlage (1135 Meter) würde, wenn man tatsächlich Maletum mit Mölten gleichsetzen will, dieser Ort n. ö. von Meran liegen. Dort und in dem nahen Versein wurden wohl langobardische Fibeln und Schnallen gefunden, dennoch ist die Befestigung des taktisch und strategisch bedeutungslos gelegenen Mölten nicht anzunehmen, und unter Maletum wäre weit eher Malè im Val di Non zu verstehen, gelegen an dem bereits antiken Straßenzug über den Tonalepaß.

Sermiana und Appianum liegen auf der Geländestufe südlich von Tisens. Es sind dies die heutigen weinreichen Orte Sirmian und (Hoch-) Eppan. Langobardische Funde sind vorhanden. Während die Befestigung von Sirmian höchstens als Anlage einer Fluchtburg gedeutet werden kann, sperrte Hocheppan zusammen mit Boimont und Korb den nördlichen Zugang zum Plateau von Über-Etsch, war somit taktisch sehr wichtig.

Kastell Fagitana liegt bereits im italienischen Sprachgebiet südlich der Salurnerklause, es kann identisch sein mit der noch im 15. Jahrhundert deutschsprachigen Gemeinde Buchholz, während manche Forscher in

---

[54] *Fr. Juraschek* und *W. Jenny*, Die Martinskirche in Linz, ein vorkarolingischer Bau... (Linz 1949).

[55] *E. Schaffran* bei Anm. 39.

Fagitana das hochgelegene Faè oder Faedo vermuten. Dieses Dorf deckte den uralten Übergang nach Cembra im Fleimstal; völkerwanderungszeitliche Spuren fehlen, doch könnte die nördlich und tiefer gelegene Burg Königsberg (Chunicsperc) die Fortsetzerin des langobardischen Wehrbaues sein. Die Identifizierung von Fagitana mit Buchholz erfolgte aus sprachlichen Gründen (Dr. K. Mayr-Bozen).

Die ältesten Fundzeugnisse für die Anwesenheit von Langobarden in Kärnten geben Münzfunde im Kastell auf dem Hoischhügel bei Maglern (nahe der heutigen italienischen Grenze quer der Eisenbahn Villach—Tarvis) und am Pittersberg bei Kötschach im Gailtal. Die gefundenen langobardischen Nachprägungen byzantinischer Goldsolidi fallen in die Zeit von 570 bis 585[56]. Gleichzeitig ist eine langobardische Sprossenfibel aus dem baulich sehr wichtigen Castell Duel bei Paternion im oberen Drautal. Um 540 geht für Kärnten die ostgotische Zeit zu Ende, die byzantinische Besetzung folgte der von 540 bis 563 währenden fränkischen, die in der Einverleibung der Bischofssitze von Teurnia und Agunt in das Frankenreich deutliche Spuren zurückließ. Spätestens 570 besetzten die Langobarden Südkärnten bis zur Drau und bemächtigten sich der von den Byzantinern wiederhergestellten antiken Befestigungen[57]. Das ist jene Zeit, über die Paulus Diaconus in Buch IV cap. 40 berichtet. Da bald nach 591 Teurnia durch die Slawen schwer beschädigt, vielleicht sogar zerstört wurde, beschränkte sich der langobardische Besitz in Kärnten auf das mittlere und untere Gailtal und den Raum südlich der Drau; der Gailbergsattel war wohl in ihrer Hand; angegliedert war das Land an den Ducat von Friaul; ein regionaler Befehlshaber wurde nicht bestellt, doch noch lange nach der Auflösung des langobardischen Königreiches (776) bestand mit den unausgesetzt in den alten langobardischen Stilformen weiter arbeitenden Steinmetzwerkstätten in Cividale ein reger Handel. Die dortigen Flechtbandplatten, oft, aber irrig, als karolingisches Kunstgut bezeichnet, wurden nicht nur vielfach in Kärnten verwendet, sondern wanderten auch nach Linz, und zwei Säulenkapitelle des 7./8. Jahrhunderts aus Wien sind wohl auch des gleichen Ursprungs[58].

---

[56] *Fr. Stefan,* Der Münzfund Maglern-Thörl, Numism. Zschr. N. F. 30 (1937).

[57] *Fr. Jantsch,* siehe Anm. 30.

[58] Darüber besteht eine umfangreiche Literatur, aus welcher genannt seien: *E. Schaffran,* Die Kunst der Langobarden in Italien (Jena 1942) Kap. 5; *derselbe:* Langobardische und nachlangobardische Kunst in den deutschen Ostalpen in Mannus 30 (1938); *derselbe:* Langobardische und nachlangobardische Ornamentplatten in Kärnten, in Carinthia I (1938); *derselbe:* Die Flechtbandplatten von St. Martin in Linz, in Christliche Kunstblätter (Linz 1954); als Vertreter der „karolingischen" Herkunft der Flechtbandplatten: *K. Ginhart.* Die karolingischen Flechtwerksteine in Kärnten, in Egger-Festschrift, 1942, S. 180 ff.

Ihren Kärntner Besitz schützten dann die Langobarden durch zahlreiche, meist kleine Befestigungen, welche zum Teil archäologisch nachweisbar sind. Ein räumliches Weitergreifen in die Gegend von Virunum kann — wenn überhaupt — nur kurzfristig erfolgt sein[59]. Weil die Kastelle gar nicht weit auseinanderlagen, waren sie klein und wegen Mangels an Mannschaft zu einem längeren Widerstand ungeeignet. Dieser konzentrierte sich auf Teurnia und die großen Kastelle von Duel und vom Hoischhügel, der günstige Nord-Sperrgürtel von Virunum mußte bald aufgegeben werden, und damit war auch das Los dieser Stadt besiegelt. Die Nennung seines Bischofs in der schon genannten Bittschrift der langobardischen Bischöfe an Kaiser Mauritius von 591 ist das letzte Zeichen, daß in Virunum noch Leben in größerem Umfang bestand.

Sehr interessant ist es, wenn durch einwandfreie moderne Forscher ein jahrhundertelanges Nachleben langobardischer Art in Kärnten bewiesen wurde, eine Erscheinung, die uns bei Kenntnis der gleichen Verhältnisse im karolingischen, aber vorher langobardischen Oberitalien keineswegs fremd oder unmöglich erscheint[60].

Die Ereignisse an der Donau nach dem Awarenzug Karls d. Gr. bis zur Schlacht auf dem Lechfeld (mit welcher eigentlich das Dynamische der Völkerwanderung beendet ist) und der Kämpfe zwischen Bayern und Slawen in Kärnten, die mit der Errichtung der bayrischen Mark Karantanien endeten, sind zwar im großen und ganzen noch aus den Impulsen der Völkerwanderung hervorgegangene Erscheinungen, sollen aber dennoch hier nicht mehr behandelt werden. Die bisher südliche und daher zum Teil auch noch romanische Orientierung wandelt sich jetzt entschieden in eine rein westliche und vor allem deutsche. Die weltlichen Herren sitzen nach dem bayrischen Zwischenspiel im karolingischen Reich, später in der Ostmark, die geistlichen in Salzburg, Passau, Freising und Bamberg, und der mächtige Einfluß von Aquileja ist stark zurückgegangen. Nur auf dem Gebiet der Kunstkultur bleibt Kärnten, wie bereits kurz vorher angedeutet, noch lange in fruchtbringenden Beziehungen mit

---

derselbe: Karolingische und frühromanische Werkstücke in Kärnten, in Beiträge zur älteren europäischen Kulturgeschichte III (Klagenfurt 1954) S. 205 ff Die langobardische Herkunft vertritt dann noch *Fr. Stroh* in *Juraschek-Jenny,* Die Martinskirche in Linz (1949, siehe Anm. 54). Die Meinungen stehen schroff gegenüber, werden durch die Arbeiten von *R. Kautzsch* auch nicht entschieden und am wenigstens durch Polemik.

[59] *Fr. Jantsch,* s. o. Anm. 30.

[60] *G. Graber.* Auf den Spuren der Langobarden in Kärnten (Kärntner Jahrbuch 1942), *H. Braumüller.* Noriker und Karantanen, in Carinthia 1 (1938). Weitere Literatur bei *G. Graber,* Volksleben in Kärnten (Graz 1941).

Oberitalien, ohne seine neuen zum Westen, namentlich zu Salzburg, auszubauen zu vergessen. Ähnlich liegen die Verhältnisse in jenen karolingischen Reichsteilen der Ostalpen, die einst zu Raetia II gehörten.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß vom jungen Christentum an bis zur karolingischen Zeit diese Jahrhunderte in den beiden norischen Provinzen und in Raetia II nicht nur durch zahlreiche Bodenfunde, sondern auch durch eine erhebliche Zahl von Spuren frühchristlicher Kirchen eindeutig belegt ist. Teurnia, Lavant-Aguntum, Ulrichsberg und Laureacum sind, vom frühchristlichen und völkerwanderungszeitlichen Standpunkt aus betrachtet, Fundorte ersten Ranges. Dazu treten für die abschließende Spätzeit die Ausgrabungen in Klosterneuburg und Bischofshofen, sowie die phänomenale Freilegung des karolingischen St. Martin in Linz. Trotz stärksten quellenmäßigen und archäologischen Lücken kann man sich wenigstens für Kärnten von Frühchristentum und Völkerwanderung ein leidlich geschlossenes Bild machen; für die Zeit der Ostgoten und jene der Langobarden vor ihrer Abwanderung nach Italien bilden zahlreiche Bodenfunde aus Wien und Niederösterreich gute Belege, und für die karolingische Epoche von 700 bis um 820 gehören die Fresken in St. Pokulus in Naturns und St. Benedikt in Mals (beide Vinschgau, in Mals auch der Bau), dann die Ausgrabungen in Bischofshofen und nicht zuletzt St. Martin in Linz zu den prächtigsten Bezeugungen fränkischer und karolingischer Kunstübung.

Aus der Vergangenheit des deutschen Handwerks

von Heinz Zatschek

Die Gewerbegeschichtsforschung hat durch Jahrzehnte der Organisation des Handwerks in Zünften oder Innungen ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Die große Bedeutung dieser genossenschaftlichen Verbände ist unbestritten und bedarf zunächst keiner weiteren Untersuchung. Wir schlagen daher andere Wege ein und fragen, ob diese Verbände nicht auch auf anderen Gebieten Erfolge gezeitigt oder Spuren zurückgelassen haben, auf die in einer besinnlichen Stunde zurückzukommen nicht ohne Reiz ist.

Im Jahre 1788 hat Adolf Freiherr von Knigge ein Buch „Über den Umgang mit Menschen" veröffentlicht, das immer wieder neu aufgelegt wurde und eine weite Verbreitung erfahren hat. Einen ähnlichen Leitfaden aus den auf uns gekommenen Quellen zur spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Handwerksgeschichte zusammenzustellen, fällt gar nicht so schwer. Man muß allerdings Tausende von Handwerksordnungen im Original oder in Abschriften durchgearbeitet und dazu noch weitere Aufzeichnungen herangezogen haben, die im Bereich des Handwerks entstanden sind und Einblicke in das tägliche Leben vermitteln. Die im Druck vorliegenden Rechte und Freiheiten der Handwerker würden allein noch keine zutreffende Vorstellung von den erzieherischen Bemühungen der Zünfte und der Gesellenbruderschaften liefern.

Die scheinbar so trockenen Handwerksordnungen liefern zu der Frage, ob die Handwerksorganisationen auch erzieherische Aufgaben zu lösen hatten, erstaunlich reiche Beiträge. Die Gebote für die Gesellen sind durchaus nicht immer von den Meistern erdacht worden. Es gibt Ordnungen, die einhellige Beschlüsse der Meister und Gesellen festgehalten haben, und andere, bei denen eine Beteiligung der Meister für uns überhaupt nicht erkennbar ist. Diese Ordnungen wurden den Gesellen jedesmal bei ihrer „Auflage" vorgelesen, so daß ihr Inhalt jedem in Fleisch und Blut übergehen konnte.

Es gibt aber noch eine zweite Quellengruppe, die den großen Vorteil hat, daß sie in direkter Rede gehalten war und daher viel unmittelbarer wirken konnte als die Urkunden. Wir meinen die „Schleif-

reden", die bei dem „Gesellenmachen" gehalten wurden[1]. Lange Zeit durch mündliche Überlieferung weitergegeben und erst dann schriftlich festgehalten, als der Verfall dieser jahrhundertealten Bräuche nicht mehr aufzuhalten war, enthalten sie viel Lebensweisheit, nicht ohne Derbheit, oft mit einem entwaffnenden Humor gewürzt. Der Anlaß. bei dem diese Schleifreden gehalten wurden, war in dem Leben jedes Handwerkers so bedeutsam, daß man eine wache Empfänglichkeit voraussetzen darf. Der freigesprochene Lehrjunge wurde in die Gesellenbruderschaft aufgenommen, galt von da ab als vollwertig und hatte Anspruch auf vollen Lohn. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm eingeprägt, wie er sich auf der Wanderschaft, in der Herberge, bei der Arbeitsuche und im Hause seines Meisters benehmen sollte.

„Betrage Dich aber überhaupts allenthalben, sowohl auf öffentlicher Straße als auch in Gesellschaften als ein Mensch von Ehr und Sittlichkeit, damit Du den Namen eines rechtschaffenen und ehrbaren Handwerkspurschen würklich verdienen und Deinem Gesellenstand Ehre machen mögest" [2].

Eine der wichtigsten Anforderungen an einen Gesellen war persönliche Sauberkeit. Der Brauch, gemeinsam ein Bad zu besuchen, ist frühzeitig bezeugt und hat sich noch über den Dreißigjährigen Krieg hinaus gehalten. Die Gesellen erhielten ein Badegeld, einzelne Gewerbe hatten auf das Fernbleiben vom Bad eine Strafe von einem Wochenlohn gesetzt und verständigten den Meister, dessen Geselle nicht baden wollte, „ob er auch mit seiner Unsauberkeit zufrieden ist".

Säuberung vor der Mahlzeit wurde ihnen eingeschärft, damit die Gottesgaben nicht bemakelt würden; auch nach Tisch sollten sie sich die Hände waschen. Ganz zu schweigen davon, daß sich die Gesellen in der Früh waschen und ihre Haare „fein sauber zusammen machen" sollten. Da und dort hatten sie alle vier Wochen Anspruch auf ein frischgewaschenes Leintuch und sollten sich nicht bekleidet auf ihrer Schlafstelle herumwälzen.

Kein Geselle sollte die Behausung seines Meisters barfüßig, ohne Kopfbedeckung und Halstuch, ohne Mantel und Degen verlassen. Es war verpönt, auf der Gasse zu laufen oder kauend dahinzuschlendern. zu lachen, zu schreien, zu singen oder gar zu pfeifen, man möchte sonst

---

[1] *R. Wissell* hat im 2. Band des auch heute noch grundlegenden Werkes „Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit" (Berlin 1929) mehrere derartige „Schleif"-, „Tauf"-, „Pachantenreden", „Hobelordnungen", „Sermones" oder wie die Ansprachen heißen mögen, mitgeteilt. Die ebenda S. 475—499 abgedruckte Schleifrede der Böttcher scheint mir vor allem der Beachtung wert.

[2] Aus einer anderen Schleifrede der Böttcher bei *Wissell* a. a. O. S. 504.

meinen, der Geselle habe eine Herde von Schafen. Wer gegen diese Gebote verstieß, mußte eine Geldstrafe erlegen, die häufig genug einem Tageslohn gleichkam, gelegentlich aber auch die Höhe eines Wochenlohns erreichte.

Von Weisheit zeugen auch die Vorschriften für das Benehmen bei der Gesellenumfrage und bei der daran anschließenden Schenke. Bei dem Betreten des Raumes mußten die Gesellen ihre Wehr ablegen. Wer Schulden hatte, sollte sie dem Mitgesellen entweder bezahlen oder um eine Fristverlängerung bitten. Solange die Gesellenlade offen war, durfte kein Geselle ohne Erlaubnis aufstehen oder sich niedersetzen, er mußte sein Haupt entblößen und seine Tabakpfeife weglegen, er sollte nicht im Zimmer auf- und abgehen, aus dem Fenster schauen und Hände und Füße nicht kreuzweise übereinanderschlagen. Man verlangte von dem Gesellen — und künftigen Meister — Haltung und duldete keine Lümmelei. Wehe, wenn einer mit der Faust oder einem anderen Gegenstand auf den Tisch schlug!

Hatte ein Geselle etwas in Erfahrung gebracht, das wider Handwerksbrauch und -ehre verstieß, dann mußte er aufstehen und seine Klage in Bescheidenheit vorbringen. Wenn er aber jetzt sein Wissen für sich behielt, durfte er zu einem späteren Zeitpunkt sein Schweigen nicht mehr lüften. Bei der Strafe eines doppelten Wochenlohns durfte er bei dieser Gelegenheit nicht fluchen oder Gott lästern. Kläger und Beklagter mußten dann abtreten, die Zurückgebliebenen berieten den Fall und setzten auch die Höhe der Strafe fest.

Bei der Schenke ging es bereits ungebundener zu. Aber auch jetzt sollte keiner den anderen der Lüge zeihen oder einen Streit vom Zaun brechen, ohne Erlaubnis Würfel oder Karten auf den Tisch legen oder einen Mitgesellen zu Spiel oder Trunk nötigen. Kein Geselle sollte mit Kannen klappern, Krüge oder Gläser durften nur mit der rechten Hand angefaßt und nicht mit der Hand gereicht, sondern mußten vor dem auf den Tisch gestellt werden, dem sie zugedacht waren. Ob auch für die Schenke das Gebot galt, man solle beim Lachen das Maul nicht so weit aufreißen, daß man alle Zähne sehen konnte, ist ungewiß. Wer so viel trank, daß er sich übergeben mußte, oder soviel Bier oder Wein verschüttete, daß er die Flüssigkeit auf dem Tisch mit der Hand und unter Tisch mit dem Fuß nicht bedecken konnte, mußte gleichfalls eine Geldstrafe auf sich nehmen.

Auch für das Verhalten auf der Wanderschaft erhielt der Geselle in der Schleifrede nützliche Winke. Vor dem Stadttor sollte er Strümpfe anziehen, seine Schuhe fein sauber putzen und einen weißen Kragen anlegen, gegen die Torwärter nicht frech werden und nicht einen vornehmen Herrn, sondern seinesgleichen nach der Herberge fragen.

Wenn er die Herberge betrat, mußte er sein Felleisen auf beiden Achseln tragen, in der Rechten den Stock, in der Linken die Handschuhe. Das Felleisen durfte nicht auf den Tisch oder auf die Bank gelegt werden; es entsprach nicht gutem Ton, wenn sich der Geselle auf den Tisch hockte, vor dem Herbergsvater oder vor der Herbergsmutter Schuhe an- oder auszog, sich bürstete und kämmte, oder nasse Schuhe und Strümpfe am Ofen trocknete, auch den Mantel sollte er nicht an den Ofen hängen.

Sehr beachtlich erscheint, daß der Geselle im Wirtshaus seinen Rock nicht ausziehen durfte, sondern ihn bis auf 3 Knöpfe geschlossen halten mußte, daß er vor Meistern den Hut abziehen sollte und sie nicht duzen durfte; einen älteren Gesellen mußte er zur Rechten gehen lassen. Und wenn es zum Abschied kam, sollte der Geselle den Meister bitten, daß er ihm einen Zeugen in die Kammer mitschickte, der dem Zusammenpacken der Habseligkeiten beiwohnte; war das nicht möglich, dann sollte der Geselle vor dem Meister selbst packen.

Wie wurde den Gesellen eingeprägt, im Haus des Meisters unflätige Worte oder zotige Lieder zu vermeiden, aus Rücksicht auf die Meisterin und auf die anderen Frauen und Mädchen im Haushalt des Meisters, aber auch im Hinblick auf die Lehrjungen, die durch ein schlechtes Vorbild verdorben werden konnten. In diesen Zeiten, in denen der Geselle in dem Mitgesellen noch einen Bruder sah, konnte es auch geschehen, daß einem müden Wanderer, der Arbeit gefunden hatte, in der Wohnung seines neuen Arbeitgebers von Mitgesellen die Füße gewaschen wurden. Belege für diesen Brauch sind selten, aber sie rühren irgendwie, wenn man in einer Handwerksordnung auf sie stößt, die seit Menschengedenken niemand mehr zur Hand genommen hatte.

Käme einer der Gesellen, die sich zur Einhaltung dieser Lehren für gute Umgangsformen verpflichtet oder an ihnen gar mitgearbeitet haben, noch einmal zur Welt, er würde vor der Entartung der Sitten in der Gegenwart schauernd sein Antlitz verhüllen.

Von den Vorschriften und vielen guten Winken, die dem standesmäßig untadeligen Auftreten und dem guten Benehmen der Gesellen galten, sind in den Ordnungen für die Meister einige weggefallen. Das ist weiter nicht verwunderlich, denn der Meister war seßhaft und bedurfte keiner Lehren über das Verhalten auf der Wanderschaft. Er war in der Regel verheiratet; was den Gesellen über den Umgang mit dem anderen Geschlecht immer wieder eingeprägt worden war, mochte Ehemännern gegenüber nicht mehr am Platz sein. Und schließlich, wenn der Geselle nichts dazu gelernt hatte, war bei dem Meister erst recht Hopfen und Malz verloren.

Trotzdem enthalten die Handwerksordnungen noch genug Hinweise. Einige könnten zu einem Vergleich mit Versammlungen der Gegenwart verleiten. Denn wenn auch in der Vergangenheit eine Zugehörigkeit zu verschiedenen Parteien noch keine Meinungsverschiedenheiten hatte entfachen können, so waren in den quatemberlichen Zusammenkünften der Meister doch immer wieder Fragen zu erörtern, über die man verschiedener Auffassung sein konnte.

Die Meister sollten zu den Zusammenkünften pünktlich, nüchtern und sauber gekleidet, den Mantel auf beiden Achseln erscheinen. Auch sie mußten ihre Wehr ablegen und nahmen nach ihrem Alter Platz. Gemeint ist aber nicht das Lebensalter, sondern das „Alter, wie sy in das Handtwerch einkhomben", der Zeitpunkt, zu dem das Meisterrecht erworben worden war. Genau so wie die Gesellen durfte sich ohne Erlaubnis kein Meister von seinem Platz erheben oder die Stube verlassen.

Wenn es zu einer Auseinandersetzung mit einem Mitmeister kam, sollte jeder die Person des Gegners achten. Genau so steht das zwar nicht in den Ordnungen, aber es gehört zur Achtung des Mitmenschen, wenn man seine Meinung in Ruhe anhört, ohne ihn zu unterbrechen, und dann seinen eigenen Standpunkt mit Bescheidenheit vorträgt, ohne Schimpfworte und Flüche. Gleiches ist auch den Gesellen empfohlen worden. Wenn es immer wieder eingeschärft werden mußte, so zeigt das nur, wie schwer es ist, sich in einer derartigen Lage zu beherrschen. Eine alte Goldschmiedeordnung hatte daher angeordnet, wenn ein Meister eine Klage gegen einen Mitmeister vorzubringen hätte, sollten beide einen Vertreter wählen, damit sie nicht in Zorn gegeneinander reden und sich vergessen.

Auch das religiöse Leben der Meister und ihrer Frauen ist durch die alten Handwerkerzünfte geregelt worden. Mit dem Beginn der Gegenreformation setzen in den katholischen Ländern neue Verordnungen ein, die andere Seiten herausgreifen. Im Mittelalter beschäftigte man sich mit dem Opfergang bei der Messe, mit der Teilnahme an Leichenbegängnissen und an Seelenmessen, wozu auch die Meisterin verpflichtet war; nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges ging es vor allem um die Beteiligung an der Fronleichnamsprozession, um die Anwesenheit bei den quatemberlichen Messen, denen jedes Handwerk an einem Altar in einer der Stadtkirchen beiwohnen sollte, und um die Beichte. Man forderte, daß jedes Jahr ein neuer Beichtzettel in die Handwerkslade gelegt werde.

Wer viele Tausende von Handwerksordnungen gelesen hat, glaubt ungefähr zu wissen, wo sich der Übergang von echter Religiosität zu

äußerem Schein ankündigt. So wie es aber nicht zwecklos ist, diese Entwicklung einmal auch im Bereich des Handwerks zu verfolgen, scheint uns diese Fürsorge um die menschliche Seele zwar nicht mehr in einen Knigge für Handwerker hineinzugehören, sie ist aber aus dem Leben der Handwerker im Mittelalter nicht wegzudenken und hat in den katholischen Ländern bis in das 19. Jahrhundert gewährt.

Die Zünfte versuchten, den Meistern eine anständige Kundenwerbung beizubringen. „Im Kaufen und Verkaufen sollte billige Gleichheit herrschen, keiner den anderen übervorteilen oder ihm auf irgendeine Weise Kunden abspenstig machen. In seinem Stand, zwischen seiner Ware sollte er die Käufer erwarten, nicht „heraus in der Gassen. wo der Durchgang ist“, die „Leutt antasten“, ihnen den Weg verstellen, die Käufer „durch seine heimbliche Vorttl an sich bringen“ und sie einem anderen Meister wegzulocken suchen. Erst recht durfte keiner selbst, durch eigene oder fremde Leute seine Erzeugnisse „hausirntragen“ lassen, denn dadurch wurden die Mitmeister geschädigt und das Handwerk zerstört, wie die Begründung in einer Ordnung lautet. Deshalb auch so hohe Strafen, die bis zu 6 Reichstalern ansteigen konnten. Verpönt war auch, wenn sich ein Meister beifallen ließ, einen Arbeitsauftrag „durch heimbliche List, Schmächten, Betrug oder anderer Leuth Geschenck mit Hinterlistigkeit“ an sich zu bringen, wenn er einem Auftraggeber nachlief oder gar erreichte, daß die Fortführung einer von einem Mitmeister bereits in Angriff genommenen Arbeit ihm übertragen wurde[3]“.

Das Abwendigmachen von Gesellen hatte eine nicht enden wollende Reihe von Strafdrohungen in den Handwerksordnungen zur Folge, wobei auch der Fall vorgesehen ist, daß der Meister selbst gar nicht in Erscheinung getreten war, sondern einen seiner Gesellen vorgeschickt hatte. Die Zünfte suchten durch diese Verbote „zur Aufnahme ihres Gewerbs eine beständige Einigkeit zu erhalten“. Sie wußten, daß nicht immer nur das Streben nach besonders tüchtigen und geschickten Gesellen, sondern auch reine Bosheit eine Rolle gespielt hatte.

Ein ehrlicher Meister sollte aber auch seinem Mitmeister keine Arbeit abspenstig machen. Und er sollte mit seinen Zahlungen pünktlich sein. In dieser Hinsicht haben die Zünfte große Strenge walten lassen. Wer mit seinen Zahlungen in die Handwerkslade säumig war, durfte keinen Lehrjungen halten. Wer als Vorbild nicht geeignet war, bekam auch keinen Lehrjungen. Wenn man unvoreingenommen versucht, aus diesen Bausteinchen ein Bild zusammenzusetzen, dann wird man die Umsicht anerkennen müssen, mit der sowohl die Meister als auch die

---

[3] *H. Zatschek,* Handwerk und Gewerbe in Wien, 1949, S. 231.

Gesellen bestrebt gewesen sind, für das tägliche Leben Formen zu finden, die der hochentwickelten Standesehre der Handwerker entsprachen und, wenn sie befolgt wurden, die immer und überall vorhandenen Reibungsflächen auf ein erträgliches Mindestmaß beschränkten[4].

*

Wir wenden uns den sozialen Leistungen der Handwerker zu und beginnen mit einigen allgemeinen Erwägungen. Bereits das Bemühen, die Unterschiede in der wirtschaftlichen Lage der Meister des gleichen Handwerks zu überbrücken, gehört hierher. Denken wir an die Sorge, daß die zugewanderten Gesellen nicht zu den wohlhabenden Meistern drängten und die minderbemittelten keine Arbeitskräfte bekommen konnten. Hierher gehört das Bestreben, in den Versammlungen der Meister nicht nur die Reichen zu Worte kommen zu lassen und der — allerdings mißlungene — Versuch, allen Meistern die gleiche „Nahrung" zu sichern. Wir können darauf nicht näher eingehen, glauben aber, daß auch die Vorschriften, wieviele Gesellen und Lehrjungen jeder Meister halten durfte, in solche Zusammenhänge gehören.

Wer sich einmal der Mühe unterzogen hat, Neubürgerlisten Jahr für Jahr durchzuarbeiten und den Anteil der Handwerker an den Neubürgern zu errechnen, der liest mit ganz anderen Augen die letztwilligen Verfügungen der Handwerker. In erster Linie handelt es sich da um Widmungen für Armenhäuser und Lazarette. Man kann wohl sagen, daß nahezu ohne Ausnahme alle, auch die ärmsten Teufel, die Armen und Kranken mit einem Betrag bedacht haben, und wenn er noch so gering gewesen ist. Vor allem dort, wo der Anteil der Handwerker an den Neubürgern sehr groß gewesen ist, haben die Gewerbetreibenden die Stadt in der Erfüllung ihrer sozialen Verpflichtungen ganz wesentlich unterstützt, wobei nicht vergessen werden soll, daß derartige Widmungen natürlich auch in den Testamenten anderer Bevölkerungsschichten zu finden sind und daß ein reicher Handelsmann allein für solche

---

[4] *R. Wissell* hat sich a. a. O. Bd. 1, S. 248 ff. im Kapitel 15 „Sittliche Vorschriften für Meister und Gesellen" mit ähnlichen Fragen befaßt. Die obige Überschau kann daneben gut bestehen, weil Wissell nach anderen Gesichtspunkten gegliedert und die hier verwerteten Quellen aus dem deutschen Südosten nicht gekannt hat. Sie sind nahezu ausnahmslos ungedruckt. Die von mir angefertigten Abschriften stehen mir nicht mehr zur Verfügung, so daß ich genaue Angaben nicht bieten kann. Die Quellen liegen in der Hauptsache im Archiv der Stadt Wien, im Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Reichsregister) und im Allgemeinen Verwaltungsarchiv (Salbücher, das sind mindestens bis in die Zeiten Leopolds I. die Originalregister der österreichischen Hofkanzlei).

Zwecke mehr hinterließ als etliche Dutzende von Handwerkern. Bei diesen hat es die Masse gemacht, und die Selbstverständlichkeit, mit der die Reihe der Geldlegate in jedem Testament durch Widmungen sozialer Art eröffnet wurde, gibt doch zu denken.

Für das soziale Empfinden der Handwerker liefern die Handwerksordnungen sehr wichtige Aufschlüsse. Sie sind nur deshalb so schwer zu gewinnen, weil die Ordnungen in der Überzahl noch ungedruckt sind. Es handelt sich dabei vor allem um Leistungen der Gesellen, des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Arbeiterstandes also, die bei einzelnen Gesellenbruderschaften bereits zu einer Zeit, zu der Amerika noch nicht entdeckt war, eine solche Durchformung erfahren hatten, daß z. B. von Erzherzog Ferdinand diese Errungenschaften 1527 auf alle Gesellen in Wien übertragen werden konnten. Es dünkt uns, als ob im Gewerbe gesunde Kräfte geruht hätten, jede Generation mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln das Bestehende zu verbessern versucht hätte und die Leistungen bestimmter politischer Parteien in der Gegenwart nicht übersehen lassen sollten, daß sehr alte und beachtliche Vorläufer nachgewiesen werden können.

Beginnen wir mit den Ansätzen zu einer Krankenfürsorge[5]. Dafür gab es bereits im 15. Jahrhundert verschiedene Möglichkeiten, die jedoch zur Voraussetzung hatten, daß der erkrankte Geselle in Arbeit stand. Auf Gesellen, die bereits krank in eine Stadt gekommen waren, hat sich die Fürsorge erst erheblich später ausgedehnt. Entweder blieb der erkrankte Geselle in der Pflege seines Arbeitgebers und leistete nach seiner Genesung Ersatz für die aufgelaufenen Unkosten, sei es, daß er selbst über genug Bargeld verfügte, die Schuld abarbeitete oder seinen Meister sonstwie schadlos hielt. Die Gesellenbruderschaft wurde durch diese Form der Krankenpflege nicht belastet, in manchen Ordnungen war aber vorgesehen, daß ein Mitgeselle des Nachts aus christlicher Liebe die Wache am Krankenlager übernahm, was vielleicht gar nicht einmal als Opfer empfunden wurde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir es hier mit der ältesten Form der Krankenpflege im Bereich des Handwerks zu tun. Sie entspricht der Entwicklungsstufe, in der die Gesellen noch bessere Aussichten hatten, sich später als Meister niederlassen zu können, die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern friedlich und die Gesellenbruderschaften erst im Entstehen begriffen waren.

---

[5] Auch über die „Unterstützung erkrankter Handwerksgenossen" hat *R. Wissell* a. a. O. Bd. 1, S. 400 ff. Nachrichten seit 1386 zusammengestellt, die wieder nur dem Reichsgebiet in den Grenzen vor 1938 entstammen.

Was aber, wenn ein Meister — oder sollte man lieber sagen: eine Meisterin? — den erkrankten Gesellen nicht pflegen konnte oder wollte und dieser mittellos war? Wenn seine Krankheit nicht ansteckend war, wurde er in der Herberge gepflegt, sonst wurde er in ein Krankenhaus geschafft. In späterer Zeit hielten die Gewerbe für solche Fälle mehrere Betten in einem Spital und zahlten für sie jährlich eine Pauschale. Anfänglich sprang aber in solchen Fällen die Gesellenbruderschaft ein und streckte dem Kranken ein rückzahlbares Darlehen vor. Um große Beträge kann es sich nicht gehandelt haben, höchstens um 3 bis 4 Wochenlöhne. Wenn man aber den Rechenstift zur Hand nimmt und nachrechnet, wie viele Gesellen, oder wie lange ein Geselle die Auflage entrichten mußten, ehe mehrere Wochenlöhne in der Gesellenbüchse beisammen waren, dann erscheinen diese Beträge in einem anderen Licht.

Es galt als Selbstverständlichkeit, daß kein Geselle weiterwanderte, ehe er das Darlehen der Gesellenlade zurückerstattet hatte. Über die Frist, innerhalb deren die Rückzahlung erfolgen mußte, in der Regel ein Monat, wurden Vereinbarungen getroffen; eine Verlängerung der Frist war möglich. Erst in der Neuzeit erfahren wir davon, daß ohne Einwilligung der Gesellen, denen die Obhut über die Büchse anvertraut war, gelegentlich auch mit Zustimmung des ältesten Meisters, die Reichung eines Darlehens nicht möglich war und daß da und dort sogar die Stellung von Bürgen verlangt wurde. Wenn der Kassenstand nicht ausreichte, mußte trotz gutem Willen die Unterstützung unterbleiben; wir haben erst aus dem 18. Jahrhundert Belege dafür, daß für den Fall, daß in der Gesellenbruderschafts-Krankenlade nicht genug Gelder vorhanden waren, die Gesellenauflage erhöht worden ist. Zu der Zeit mußte allerdings auch der Handwerkskommissär befragt werden, ehe ein Geselle eine Unterstützung bekam. Irgendwie spricht es auch wieder für Sauberkeit, wenn die Gesellenbruderschaften für selbstverschuldete Krankheiten, die durch Trunk oder geschlechtliche Ausschweifungen hervorgerufen waren, nicht aufkamen.

Hier muß man von einem gut entwickelten sozialen Verständnis sprechen, und wenn man feststellen muß, daß da und dort die Landesfürsten derartige Regelungen in ihre eigenen Ordnungen übernommen haben, sollte man auch ihnen nicht jedes Verdienst an dieser Entwicklung absprechen. Nicht minder beachtlich sind jene Fälle, wo die Gesellenbruderschaft für Verpflegung und Unterkunft sorgte, wenn ein fremder Geselle keine Arbeit gefunden hatte. Das war bereits eine fühlbare Belastung, denn wenn auch im Einzelfall nicht viel Geld aufging, müssen im Lauf des Jahres beträchtliche Summen aufgelaufen sein, die niemand auch nur schätzungsweise anzugeben vermöchte. Die Gesel-

leneinschreib- und -zuschickbücher melden ja nur von den fahrenden Gesellen, die Arbeit bekommen hatten. Von den weniger glücklichen Mitbrüdern, die wieder von dannen wandern mußten, haben sie nicht einmal den Namen festgehalten.

Wo die Zünfte und Bruderschaften vom Landesfürsten aufgehoben wurden, mußte die Sorge um die arbeitslosen Gesellen auf andere Schultern abgewälzt werden. In Wien wurde 1527 die Lösung getroffen, daß ein Meister einen solchen Gesellen acht Tage lang bei sich beschäftigen mußte, falls der Geselle das wollte, „damit er ain zerung verdin und ferrer khomen mug". Mit einem Wochenlohn als Zehrpfennig in der Tasche war er vor der bittersten Not bewahrt und durfte hoffen, einen neuen Arbeitsplatz zu finden, ehe das Geld verbraucht war.

Auf die Bewirtung eines zugewanderten Gesellen durch die Zuschicker, ehe für ihn Arbeit gefunden war, gehen wir nicht mehr ein, denn darüber ist in dem einschlägigen Schrifttum genug zu finden und die einzelnen Gewerbe haben da verschiedene Wege eingeschlagen. Überhaupt dürfen unsere Bemerkungen über die Anfänge einer Krankenfürsorge nicht etwa dahin mißverstanden werden, als ob eine solche überall und jederzeit bei allen Gewerben nachgewiesen werden könnte. Es ist z. B. noch gar nicht so sicher, ob wir mit ihrem Vorhandensein auch dort rechnen dürfen, wo die Ordnungen über sie nichts berichten.

Hier steht die Gewerbegeschichtsforschung noch vor einem Problem, das bisher kaum angeschnitten worden ist und dem man nur mit dem Rüstzeug der Urkundenforschung beikommen kann. An einem Beispiel aus dem späten Mittelalter konnten wir zeigen, daß ein einmal für eine Handwerksordnung gefundener Wortlaut auch dann noch als Muster benützt worden ist, als die Entwicklung schon weiter gediehen war, ja daß durch die Verwendung dieses Formulars der wahre Tatbestand geradezu verschleiert worden ist[6]. Wer bietet uns Gewähr dafür, daß alte Ordnungen gelegentlich ihrer Erneuerung immer auf den neuesten Stand gebracht wurden, daß sie nicht so manches mit Schweigen übergehen, was sich schon seit längerer Zeit eingebürgert und bewährt hatte? Hier liegt uns ja nur daran, die Aufmerksamkeit vor allem auf die frühesten Ansätze einer sozialen Fürsorge bei dem Gewerbe zu richten und zu betonen, daß die Gesellen selbst Träger solcher modern anmutender Maßnahmen gewesen sind.

Die Meister hatten erst später Anlaß, ähnliche Einrichtungen zu treffen. Einer besonderen Fürsorge für den Fall einer Krankheit be-

[6] *H. Zatschek*, Die Handwerksordnungen der Stadt Wien aus den Jahren 1364 bis 1430, Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Bd. 63 (1955) S. 1 ff., bes. S. 15 f. und 38 f.

durfte es zunächst und auf Jahrhunderte hinaus nicht. Selbst wenn der Meister Witwer war, fand sich, wie die Testamente lehren, fast immer jemand, der ihn daheim pflegte. Im 18. Jahrhundert, als die Blütezeit des Handwerks längst vorüber war, lesen wir allerdings des öfteren in den bei den Zünften selbst geführten Aufzeichnungen, aber auch in Eingaben an die Obrigkeit, daß alte und kranke Meister ihre letzten Tage in einem Spital zubringen mußten.

Etwa seit der gleichen Zeit stoßen wir auch auf Ordnungen, in denen für die Unterstützung armer und kranker Meister Vorsorge getroffen wurde. So lesen wir einmal, daß für diese Zwecke in der Fronleichnamswoche jeder Meister 1 Gulden in die Lade legen sollte. Anderswo erhielten Meister und Witwen, die durch Feuersbrunst, Diebstahl oder langwierige Krankheit in Armut geraten waren, ein Darlehen, das sie bei Besserung ihrer Lage oder nach ihrer Genesung zurückzahlen sollten. In den Rechnungsbüchern der alten Handwerkerzünfte findet man genug Belege dafür, daß gesammelt wurde, wenn in einem anderen Ort Handwerksgenossen durch eine Feuersbrunst um ihre Habe gekommen waren, und zwar, was wir gerade im Hinblick auf die in der jüngsten Vergangenheit bei großen Unglücken bewährte Hilfsbereitschaft besonders hervorheben möchten, nicht etwa nur für abgebrannte Meister in der allernächsten Umgebung, sondern auch in der Ferne, sogar im Ausland. Wir kennen allerdings auch Fälle, in denen eine solche Unterstützung erbeten worden ist.

Viel früher stoßen wir in den Handwerksordnungen auf Zeugnisse dafür, daß ein in Armut verstorbener Meister auf Kosten der Meisterlade zu Grabe getragen werden sollte. Den seit dem 19. Jahrhundert nachweisbaren Bestrebungen der Gesellen, Mitbrüder zu unterstützen, die aus dem Spital entlassen worden waren und wegen ihrer Schwäche nicht gleich arbeiten konnten, läßt sich für die Meister nichts gleichartiges an die Seite stellen. Da und dort durften allerdings die Vorsteher kranke Mitglieder mit Wissen des Handwerkskommissärs unterstützen; für höhere Beträge mußte allerdings die Einwilligung des Magistrats eingeholt werden.

Für das Vorhandensein einer Grundhaltung, die wir heute als „sozial" bezeichnen würden, spricht auch folgendes: Wenn ein Meister mit seinen eigenen Gesellen kein Auslangen fand oder wenn ihm einer erkrankte und die angefangene Arbeit zeitgerecht geliefert werden mußte, konnte er von seinen Mitmeistern einen Gesellen sozusagen ausborgen, auf einige Tage oder Wochen, oder bis der Kranke wieder gesundet war. Aber auch wenn ein Meister selbst erkrankte, scheint ein solches Ausborgen von Gesellen möglich gewesen zu sein. Daß dazu später die Zu-

stimmung aller Meister erforderlich wurde, besagt nicht allzuviel. Entscheidend scheint uns vielmehr zu sein, daß die einschlägigen Nachrichten aus einer Zeit stammen, in der eine gewisse Verhärtung der Herzen bereits unverkennbar ist.

*

Wir behaupten nicht, im Vorstehenden alle die Erscheinungen in der Vergangenheit des deutschen Handwerks behandelt zu haben, die vor allem in dem zu einseitig auf den Handwerksordnungen aufbauenden Schrifttum zu kurz gekommen sind. Uns geht es hier nicht um Vollständigkeit, sondern um eine grundsätzliche Entscheidung. Passen alle diese bisher nicht genug beachteten und beobachteten Erscheinungen zu der auch heute noch verbreiteten Vorstellung von der Eigensucht und von dem Brotneid der Handwerker? Darf man so ohne weiteres unterstellen, daß die Gesellen, sobald sie Meister geworden waren, vergaßen, wofür sie früher gekämpft hatten? Irgendwo gibt es da einen Bruch, der uns zum Abschluß zu der Frage führt, ob die z. T. sehr abschätzigen Urteile wirklich zu Recht bestehen.

Zu einer Antwort dürfte eigentlich nur der befugt sein, der das erhaltene Material gründlich kennt, und das sind nicht nur die Handwerksordnungen und das gesamte mit ihnen zusammenhängende Aktenmaterial, sondern auch wahre Berge von buchartigen Aufzeichnungen, die erst erkennen lassen, wie sich das Leben der Handwerker in Wirklichkeit abgespielt hat. Wenn man in jenen auf Zeugnisse für großes Elend gestoßen ist, in das nicht etwa der eine oder andere Meister, sondern ein ganzes Handwerk geraten ist, das noch ein Menschenalter zuvor über mangelnden Verdienst nicht zu klagen hatte, dann drängt sich von selbst die Annahme auf, daß die Folgeerscheinungen auf ganz bestimmte Ursachen zurückzuführen seien.

Wer sich mit den alten Handwerksordnungen eingehend befaßt, muß stutzig werden, wenn er sieht, wie die Lehrzeit verlängert und das Lehrgeld hinaufgesetzt wurde, wie die sogenannten Mut- oder Meisterjahre als Bewährungsprobe für den künftigen Meister eingeführt wurden und die Eröffnung einer eigenen Werkstatt hinauszögerten; wenn er feststellen muß, daß der Meistersohn an die Vollendung der Lehrjahre nicht gebunden war, daß ihm ein Teil der Wander- und Mutjahre nachgesehen wurde, daß von ihm nicht alle Meisterstücke verlangt wurden und daß er ceteris paribus als erster zum Zug kam, wenn eine Werkstatt verwaist war. Ganz zu schweigen von solchen Gewerben, die überhaupt nur Meistersöhnen das Meisterrecht vorbehalten wollten. Nicht ganz soweit gingen die Begünstigungen jener Gesellen, die eine Meisterswitwe oder -tochter heirateten.

Wer in allen diesen Erleichterungen nur Äußerungen eines Kastengeists, nur Begünstigungen eines verhältnismäßig kleinen Personenkreises erkennt, wird sich leicht zu einer Kritik dieser heute nicht immer ohne weiteres verständlichen Maßnahmen hinreißen lassen. Deshalb muß einmal geprüft werden, was an dieser Kritik wirklich haltbar ist und was als Fehlurteil abgelehnt werden muß.

Da wäre einmal der berechtigte Zweifel, ob man die Handwerker wirklich allein für alles das verantwortlich machen darf, was in ihren Ordnungen steht. Gewiß, sie hatten es so gewollt, oft genug auch, wie noch erhaltene Konzepte zeigen, erheblich mehr. Aber die von ihnen zur Bestätigung eingereichten oder überhaupt erst neu zusammengestellten Handwerksartikel sind vorher in der Kanzlei der Stadt oder von den landesfürstlichen Behörden sehr sorgfältig überprüft worden, ehe sie Rechtskraft erhielten. Zeitweise tagten sogar Kommissionen, die mit der Prüfung und Abstimmung der Handwerksordnungen betraut worden sind. Was uns heute als Konzept, Original oder wenigstens in Abschrift vorliegt, ist das Ergebnis dieser Nachprüfungen. Dürfen wir uns wirklich für gescheiter halten als jene, die ihr Placet gaben und die doch nicht durch Jahrhunderte hindurch immer wieder bestochen worden sein können? Wenn sie keine anderen Mittel sahen, der steigenden Not der Handwerker zu steuern, dann hat es vermutlich keine besseren gegeben. Wer des ungeachtet weiter verdammen will, wird in Hinkunft die Obrigkeit mit einbeziehen müssen.

Ein Zweites. Wer bietet uns dafür Gewähr, daß die den Handwerkern erteilten Vergünstigungen wirklich die Folgen hatten, die wir heute mit einer Selbstverständlichkeit ableiten, die vielleicht doch über das zulässige Maß hinausgeht? Die Forderung, man solle die Vergangenheit mit ihren eigenen Maßstäben messen, gilt auch für das Handwerk[7].

Sind wir aber erst einmal aufmerksam geworden, daß nicht alle Urteile hieb- und stichfest sind, dann dürfen wir versuchen, ohne jede Voreingenommenheit den Inhalt der Handwerksordnungen zum Sprechen zu bringen. Anfänglich müssen wir sehr genau aufpassen, damit wir keine Einzelheit übersehen, dann aber werden wir bald merken, worauf es

---

[7] Bei der Ordnung des Archivs der Landesinnung Wien der Tischler stieß ich auf eine bis dahin unbekannte Ordnung der Stadt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, durch die die Mutjahre verlängert wurden und die Schließung des Handwerks erfolgte, das heißt, die Zahl der Werkstätten wurde begrenzt. Diese Maßnahmen scheinen heute nicht einer Förderung des gewerblichen Nachwuchses dienlich gewesen zu sein. Zum Glück haben sich die Vorakten im Archiv der Stadt Wien erhalten. Sie zeigen, daß die Gesellen vorher um ihre Meinung befragt worden waren und daß sie keine Einwände oder Bedenken gehabt hatten!

eigentlich ankommt. Von den vorher kurz aufgezählten *Begünstigungen* taucht wohl die eine oder andere bei einzelnen Gewerben schon zu Ausgang des Mittelalters auf, aber sie stellen noch im 16. Jahrhundert Ausnahmen dar. Verfolgt man die Entwicklung weiter, dann sieht man, daß diese Begünstigungen nicht etwa schlagartig bei allen Gewerben zur gleichen Zeit einsetzen und nicht das gleiche Maß erreichen. Hier kann noch etwas ausdrücklich untersagt werden, was dort bereits seit Jahrzehnten zugestanden worden war.

Das Auftreten dieser Bestimmungen zu verschiedenen Zeiten brauchte an sich noch kein Warnungssignal zu sein. Es haben nicht alle Gewerbe Erneuerungen ihrer Freiheiten zur gleichen Zeit angestrebt. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Gewerben, so daß bei einigen von Vergünstigungen fast nicht die Rede ist, während bei anderen wieder alle irgendwie möglichen zusammengefaßt erscheinen, geben aber doch sehr zu denken. Wie nun, wenn die Ursachen dieser Verschiedenheiten in *Wandlungen der wirtschaftlichen Lage* zu suchen wären?

So war es aber tatsächlich. Von wirtschaftlichen Schwankungen wurden nicht alle Gewerbe gleichzeitig erfaßt; schwache gerieten frühzeitig in Not, während andere dank einer günstigen Konjunktur eben eine Blütezeit erlebten und wieder andere immer noch so viel verdienten, daß sie keine besonderen Schutzmaßnahmen treffen mußten. *Schutzmaßnahmen* — als das enthüllen sich jetzt die vermeintlichen Begünstigungen, in diesem Licht müssen sie auch die Stellen aufgefaßt haben, die Handwerksordnungen ausstellen oder bestätigen durften.

Wir sehen nun eine Möglichkeit, Handwerk für Handwerk festzustellen, ob es in Schwierigkeiten geraten ist und ob diese im Lauf der Zeiten gewachsen sind. Allerdings ist aus den Ordnungen nicht zu ersehen, welche Zeitspanne zwischen einer Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage und der Ausstellung einer neuen Ordnung verflossen war, in der die Obrigkeit diesem Wandel Rechnung getragen hatte. Da hat nun die Feinarbeit einzusetzen, die aber nur dort möglich ist, wo genügend Quellen erhalten geblieben sind. In erster Linie muß man die Steueranschläge heranziehen, deren Angaben durch die Quartalauflagenbücher der Meister und durch die Testamente ergänzt werden müssen.

Um das Wie wollen wir uns nicht weiter kümmern, sondern das Ergebnis kurz kennzeichnen. Man kann Jahr für Jahr, Jahrzehnt für Jahrzehnt oder für noch größere Zeiträume und Gewerbe für Gewerbe die Entwicklung der wirtschaftlichen Lage verfolgen und gelangt auf diese Weise zu einer *Wirtschaftsgeschichte des Handwerks.* Und von da aus fällt nun auf eine ganze Anzahl von Artikeln in den alten Handwerksordnungen ein anderes Licht. War anfänglich die Annahme,

die „Begünstigungen" seien Folgeerscheinungen eines Wandels in der wirtschaftlichen Lage, nicht mehr als eine Hypothese, so ist jetzt für das Bestehen solcher Zusammenhänge der bindende Nachweis erbracht[8].

Die abschätzigen Urteile über das Handwerk in der Vergangenheit hängen, wie sich nun zeigt, zum guten Teil in der Luft. Dort aber, wo auch wir trotz besserer Einsicht nicht alle Maßnahmen als richtig zu erkennen vermögen, müssen wir wenigstens zu verstehen trachten, warum sie von den Handwerkern angestrebt und von der Obrigkeit erlassen worden sind.

Und noch eines: wer die einzelnen Artikel der alten Handwerksordnungen zu buchstabengetreu nimmt, gerät notwendigerweise zu irreführenden Vorstellungen. So würde sich beispielsweise der logische Schluß ziehen lassen, Aussichten auf eine Meisterstelle hätten nur Meistersöhne gehabt, oder jene Gesellen, die in eine Meisterfamilie hineingeheiratet hatten. Der Schluß ist unanfechtbar, und doch sah die Wirklichkeit ganz anders aus. Wenn man alle erreichbaren Quellen bis zu den Trau-Matrikeln durcharbeitet und dann feststellen muß, wie selten dem Vater der Sohn nachgefolgt ist und wie gering der Hundertsatz der Gesellen ausfällt, die eine Werkstatt erheiratet hatten, dann ergibt sich auch da wieder ein Bild, das von den landläufigen Vorstellungen erheblich abweicht.

Soweit möchten allerdings auch wir nicht gehen und behaupten, Kastengeist sei dem Stand der Handwerker ebenso wie Eigennutz ein unbekannter Begriff geblieben. Aber das kann schon jetzt als gesicherte Erkenntnis gelten, daß viele unfreundliche Urteile über das Handwerk Fehlurteile waren und sind. Unsere Ausführungen über die erzieherischen und sozialen Leistungen des deutschen Handwerks in der Vergangenheit tragen zu dieser Einsicht wesentlich bei und helfen uns, der Wahrheit ein Stück näher zu kommen.

---

[8] Es ist mir leider nicht möglich, hier auf gedruckte Arbeiten hinzuweisen. Die Innungsgeschichten, in denen ich die abschließenden Nachweise führen konnte, werden vermutlich nicht gedruckt werden. Da außer mir bisher niemand versucht hat, mit Hilfe von Steueranschlägen, Quartalauflagenbüchern der Meister, Gewährbüchern (als Vorläufern der modernen Grundbücher), von Testamenten und Verlassenschaftsabhandlungen und unter ständiger Berücksichtigung der jeweiligen Zahl der Meister eine Wirtschaftsgeschichte eines Handwerks zu schreiben und sie mit den „Begünstigungen" in den Handwerksordnungen in Verbindung zu setzen, darf ich wohl behaupten, daß die methodische Seite einschlägiger Untersuchungen nun hinlänglich geklärt und ein bindender Nachweis auf diesem Weg erbracht werden kann und von mir auch erbracht worden ist. Vgl. übrigens *H. Zatschek*, Zur Methodik der Gewerbegeschichtsforschung, im 2. Band der Festschrift für Theodor Mayer „Aus Verfassungs- und Landesgeschichte" (Konstanz 1955), S. 347—362.

Das Sprichwort „Handwerk hat goldenen Boden“ darf man nicht verallgemeinern. Es gilt nicht für jedes Handwerk, erst recht nicht zu allen Zeiten. Will man sich mit der Vergangenheit des Handwerks befasssen, dann muß man an sie auch Fragen richten können. Von der Fragestellung — und damit kommen wir zum Schluß — wird sehr viel abhängen. Wer den überbürokratisierten Obrigkeitsstaat der Gegenwart uneingeschränkt bejaht und mit diesem entsprechenden Maßstäben die Vergangenheit mißt, kann gar nicht darauf aufmerksam werden, daß er mit einem falschen Maß gemessen hat. Will man aber den Genossenschaften als notwendigen Mittelgliedern zwischen Einzelindividuum und „Staat“ — wir sind uns bewußt, daß dieser Begriff auf das Mittelalter und die beginnende Neuzeit nicht paßt — eine Berechtigung zubilligen, dann wird man vielleicht nicht alle Fragen richtig, auf keinen Fall aber die meisten falsch stellen. Die große Auseinandersetzung zwischen herrschaftlichem und genossenschaftlichem Gedanken und ihre Wirkungen auf die Entwicklung des Handwerks sind ein Thema für sich, an dem die Gewerbegeschichtsforschung nicht mehr achtlos vorbeigehen kann.

Uns ging es nur darum, auf bisher wenig beachtete Seiten aus der Vergangenheit des deutschen Handwerks aufmerksam zu machen, zu prüfen, ob sie sich in das gewohnte Bild einfügen lassen, und falls das nicht gelingen sollte, Übermalungen von unkundiger oder allzu voreiliger Hand abzulösen. Wenn sich in der Beurteilung einzelner Persönlichkeiten ein Wandel vollziehen kann, ist nicht einzusehen, warum das bei dem Handwerk nicht möglich sein sollte.

Kulturgeschichte oder politische Geschichte in der Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts

William Robertson als Historiker des europäischen Staatensystems [1]

von *Manfred Schlenke*

I. Problemstellung und Methode

Mit der geschichtlichen Wende des Jahres 1945 setzt eine heute schon kaum noch zu übersehende Flut geschichtsphilosophischer und -methodologischer Literatur ein. Zweifelsohne hat der Umbruch im politischen Leben unseres Volkes die Geschichtswissenschaft wieder zu einer stärkeren Besinnung auf ihre philosophischen und methodischen Grundlagen geführt. Haben sich doch die politischen Voraussetzungen, von denen die deutsche Geschichtsschreibung in der Nachfolge ihres Altmeisters Ranke [2] ausging, so grundlegend verändert, das allenthalben der Ruf nach einer Erneuerung des Geschichtsbildes laut werden konnte. Die Fundamente des Rankeschen Geschichtsbildes — das europäische Staatensystem mit dem Widerstreit der „Großen Mächte“ im Kampf um „Hegemonie oder Gleichgewicht“ [3] — sind ins Wanken geraten.

---

[1] Der Aufsatz gibt Teilergebnisse der ungedruckten Dissertation des Verf. wieder „William Robertson als Geschichtsschreiber des europäischen Staatensystems. Untersuchungen zur Einheitlichkeit seines Gesamtwerkes unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses in den Archiven zu London und Edinburgh“, Marburg 1953. Den Beamten der National Library of Scotland in Edinburgh und des British Museum in London möchte Verf. an dieser Stelle herzlich danken für ihr Entgegenkommen und ihre Hilfe bei der Beschaffung und Sichtung des handschriftlichen Materials.

[2] *L. Dehio* hat in seinem Aufsatz „Ranke und der deutsche Imperialismus“, HZ 170 (1950), nachgewiesen, wie sehr *Lenz, Delbrück, Hintze, Marcks* und *Meinecke* im Banne der Rankeschen Vorstellung vom europäischen Staatensystem stehen, wie von ihnen im Zeitalter des Imperialismus das europäische Staatensystem und der Gedanke eines Gleichsgewichts der Mächte in die Welt hinein projiziert wird, ohne daß man die Frage aufwirft, ob die europäischen Erfahrungen denn auch Geltung in der Welt beanspruchen dürfen.

[3] Vgl. die unabhängig voneinander entstandenen Schriften von *L. Dehio*, Gleichgewicht oder Hegemonie, Krefeld 1948, und *R. Stadelmann*, Hegemonie und Gleichgewicht, Laupheim/Württ. o. J. Zu Stadelmann auch die Bespr. von *L. Dehio*, HZ 170 (1950) S. 137 ff.

In einer Zeit, die von der Geschichtswissenschaft selbst als „Zusammenbruch des europäischen Staatensystems“ [4], als Epoche des „sterbenden Staatensystems“ [4] charakterisiert wird, erwächst ihr die Aufgabe, das von Ranke „hinterlassene europäische Bild zu einem globalen auszuweiten“ (Dehio) und „die Ereignisse zu erforschen, die die Stützen des alten europäischen Staatensystems zerstört haben“ (Holborn) [5]. Daneben aber stellt sich für den rückschauenden Betrachter auch die Frage nach der Geschichtsschreibung des europäischen Staatensystems.

Es erregt Erstaunen, wie wenig ihre Geschichte bisher untersucht ist — trotz der zahlreichen und z. T. recht umfänglichen historischen und völkerrechtlichen Werke, die in der Nachfolge von J. J. Schmauss, Achenwall, Heeren und Ranke zu diesem Thema geschrieben wurden. Wissenschaftliche Einzeluntersuchungen konzentrieren sich vornehmlich auf den Beitrag der kontinentalen Geschichtswissenschaft („Göttinger Schule“, Ranke und seine Nachfolger [6]), während der englische höchstens gelegentlich gestreift wird.

H. von Caemmerer hat im Jahre 1910 Entstehung und Grundgedanken der Geschichtsschreibung des Staatensystems, wie sie das 18. Jahrhundert pflegte, aufzuweisen versucht [7]. Er warf die Frage auf, ob Ranke — indem er nicht von den inneren Verhältnissen der Staaten, sondern von ihren Beziehungen zueinander, von ihrer Stellung im System der Staaten, ausgeht — zurücklenke in eine Auffassung, die soeben erst durch die Einwirkung der Französischen Revolution beiseite geschoben worden war. Ging nicht die Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts ganz allgemein vom Begriff des europäischen Staatensystems aus? Stand nicht für sie — wie für Ranke — die auswärtige Politik im Mittelpunkt des Interesses [8]? Diese Fragestellung veranlaßte Caemmerer zu einer Analyse der Beiträge von Bolingbroke, Voltaire, J. J. Schmauss, Achenwall, Ancillon, Spittler und Heeren, wobei er Ähnlichkeiten und Unterschiede zur Rankeschen

---

[4] Titel des kürzlich in deutscher Übersetzung erschienenen Werkes von *H. Holborn*. Der Zusammenbruch des europäischen Staatensystems (Stuttgart 1954); vgl. *L. Dehio*. Das sterbende Staatensystem, Außenpolitik Jg. 4 (1953) S. 345 ff.

[5] *L. Dehio*, Gleichgewicht oder Hegemonie S. 17, *Holborn* a. a. O. S. 6.

[6] Die wichtigste Literatur bei *J. W. Thompson*, A History of Historical Writing (New York 1942), Bd. 2 S. 122 ff. und in den Anmerkungen bei *H. von Srbik*, Geist und Geschichte vom deutschen Humanismus bis zur Gegenwart (München und Salzburg 1950), Bd. 1 S. 409 ff. Auch *H. Gollwitzer*, Europabild und Europagedanke, Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts (München 1951).

[7] *H. v. Caemmerer*, Rankes „Große Mächte“ und die Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts, in: Studien und Versuche zur neueren Geschichte (Lenz-Festschrift, Berlin 1910) S. 263 ff.

[8] *H. v. Caemmerer* a. a. O. S. 266.

Geschichtsschreibung erhellen wollte[9]. Wie die Aufzählung der Namen zeigt, liegt das Schwergewicht auf einer Untersuchung des deutschen Beitrages zur Geschichtsschreibung des Staatensystems im 18. Jahrhundert. Aus dem französischen Bereich wird Voltaire herangezogen, aus dem Kreise der englischen Historiker nur Bolingbroke, während Robertson nicht einmal erwähnt wird. Ihm ist auch in der Literatur zur Geschichte des Gleichgewichtsgedankens nie eine zentrale Stellung eingeräumt worden, obschon man nicht müde wurde, immer wieder darauf hinzuweisen, daß er in seiner „History of Scotland" vom Jahre 1759 den Gleichgewichtsgedanken als *the great secret of modern politics* bezeichnet habe[10]. Dieser Ausspruch allein sollte Anreiz genug sein nachzuforschen, welche Rolle denn dem Gleichgewichtsgedanken und der mit ihm verbundenen Vorstellung vom europäischen Staatensystem in Robertsons historischem Gesamtwerk zukommt.

Mit *David Hume* (1711—1776) und *Edward Gibbon* (1737—1794) zählt der schottische Geistliche und Historiker *William Robertson* (1721—1793) zum „Triumvirat" der großen englischen Historiker des 18. Jahrhunderts, deren Werke richtungweisend für die Entwicklung der modernen englischen Geschichtsschreibung und Geschichtswissenschaft geworden sind.

Sein historiographisches Schaffen fällt in eine Zeit, in der Schottland eine führende Stellung im europäischen Geistesleben beschieden war. Auf allen Gebieten geistigen Lebens macht sich eine zuvor nicht gekannte Regsamkeit bemerkbar, die Schottland vom „Lande der Barbarben", aus „intellektueller Armut", zur „intellectual leadership of Europe" aufsteigen läßt[11]. An dieser Entwicklung hat Robertson keinen geringen Anteil.

---

[9] *H. v. Caemmerer* a. a. O. S. 299 ff. C. weist vor allem auf die ganz andere Auffassung vom Staate hin, in der Rankes Geschichtsbild wurzelt (S. 302 ff.). Zusammenfassend heißt es auf S. 309: „So lenkt auch Ranke von den Wegen der zeitgenössischen Historie zurück zu der Fragestellung des 18. Jahrhunderts; aber in der Antwort, die er findet, kommt der ganze Reichtum einer tieferen Einsicht in das Wesen von Staat und Nationalität zum lebendigsten Ausdruck."

[10] Aus der neueren Literatur seien angeführt: *E. v. Vietsch,* Das europäische Gleichgewicht, Leipzig o. J., S. 152, *F. Meinecke,* Die Entstehung des Historismus, 2. Aufl. München 1946, S. 244, und *H. Gollwitzer* a. a. O. S. 84 und S. 425 Anm. 74.

[11] Vgl. *Ch. Sarolea,* The Golden Age of the University of Edinburgh, University of Edinburgh Journal 1926 Nr. 2 S. 45, *A. Gray,* Eighteenth-Century Scotland, in: Catalogue of an Exhibition of the 18th-Century Scottish Books (Cambridge 1951) S. III. Eine umfassende Gesamtdarstellung dieser entscheidenden Epoche hat *W. L. Mathieson* unter dem bezeichnenden Titel: The Awakening of Scotland. A History from 1747—1797 (Glasgow 1911) vorgelegt, zum geistigen Leben vgl. *H. G. Graham,* Scottish Men of Letters in the Eighteenth Century (London 1908).

Seine historischen Werke gehören zu den meistgelesenen und bestbezahlten englischer Geschichtsschreibung im 18. Jahrhundert [12]. Seine Zeitgenossen nannten ihn einen „Prince among Historians" [13] und die spätere Forschung erblickt in ihm — neben Hume — den „Begründer der modernen englischen Geschichtsschreibung" [14]. Robertsons Beitrag zum „Erwachen Schottlands" bleibt aber nicht auf das Gebiet der Geschichtsschreibung beschränkt: sein Name ist aufs engste verknüpft mit der Geschichte der presbyterianischen Kirche Schottlands und dem Geschick der Universität Edinburgh im 18. Jahrhundert. Von 1762 bis 1780 versah Robertson als „undisputed leader" das Amt des Moderator of the General Assembly of the Church of Scotland, mehr als dreißig Jahre (1762 bis 1793) war er als „Principal" (Rektor) um das geistige und materielle Wohl der Universität Edinburgh bemüht. Es ist nicht zuletzt sein Verdienst, daß Edinburgh in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts neben Paris zum Zentrum geistigen Lebens wurde und Professoren wie Studenten aller europäischen Länder nach dem Norden der britischen Insel zog [15]. Ihm verdanken die schottische Kirche, die Universität Edinburgh und die schottische Geschichtsschreibung ihr „Goldenes Zeitalter". Man hat daher die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts auch „the age of Robertson" genannt [16].

---

[12] Noch zu Lebzeiten erreichte seine History of Scotland 14 Auflagen; außer in London wurde sie in New York, Philadelphia, Dublin, Glasgow und Basel gedruckt. Seine Geschichte Karls V. kam im Jahre 1806 in 11. Auflage, seine Amerikanische Geschichte 1817 in 13. Aufl. heraus. Über Einzelheiten der Auflagen, Übersetzungen, Verbreitung und Honorierung vgl. die Diss. des Verf. S. 36 ff.

[13] *A. Gray* a. a. O. S. III.

[14] *H. W. Meickle*, Artikel „Robertson" in Chambers' Encyclopaedia Vol. XI (London 1950) S. 732.

[15] *Dictionary of National Biography*, Vol. 48, Artikel „Robertson", S. 427. Zur europäischen Bedeutung der Universität Edinburgh im 18. Jahrhundert vgl. auch *A. Grant*, The Story of the University of Edinburgh During its First Three Hundred Years (2 Vols., London 1884), bes. Bd. I, Kap. V. S. 258 ff. Oxford und Cambridge, die traditionellen Bildungsstätten des englischen Adels, waren zur gleichen Zeit zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. *Gibbon* z. B. nennt die Monate, die er in Oxford verbrachte, die nutzlosesten seines Lebens (Autobiography, Everyman's Library Edition, London 1948, S. 38) und *Adam Smith* berichtet, die Professoren in Oxford hätten „even the pretence of learning" aufgegeben (The Wealth of Nations, Everyman's Library Edition Vol. II, London 1950, S. 247). *G. M. Trevelyan*, Geschichte Englands (3. Aufl. München 1947), Bd. II. S. 590, spricht vom „Dornröschenschlaf der englischen Universitäten im 18. Jh.".

[16] *Ch. Sarolea* a. a. O. und *J. H. Millar*, A Literary History of Scotland (London 1903) S. 354.

Während nun über Hume und Gibbon als Historiker zahlreiche Einzeluntersuchungen vorliegen[17], hat sich die Geschichtsforschung mit dem historiographischen Werk des Schotten vergleichsweise wenig befaßt[18]. Er hat bisher allzu sehr im Schatten seiner beiden englischen Rivalen (die zugleich seine Freunde und Verehrer waren) und im Schatten des Franzosen Voltaire gestanden. Humes hervorragende Stellung in der englischen Philosophiegeschichte und seine stilistisch glänzende Diktion haben das Interesse der Forschung an seinem historiographischen Werk, der „History of England", bis in die jüngste Zeit wachgehalten, obwohl die Geschichtswissenschaft längst die quellenmäßig ungenügend unterbaute und wissenschaftlich unzureichende Darstellung angeprangert

---

[17] Vgl. *H. Goebel*, Das Philosophische in Humes Geschichte von England (Diss. Göttingen 1897); *S. Daiches*, Das Verhältnis der Geschichtsschreibung Humes zu seiner praktischen Philosophie (Diss. Leipzig 1903); *J. Goldstein*, Die empiristische Geschichtsauffassung David Humes (Darmstadt 1903); *A. Wegrich*, Die Geschichtsauffassung Humes im Rahmen seines philosophischen Systems (Diss. Köln 1926) u. a.; neuerdings unter bibliographischer Verarbeitung der neuesten Hume-Literatur *E. C. Mossner*, An Apology for David Hume, Historian, in: Publ. of the Modern Language Association of America 56 (1941) S. 657 ff. — *H. G. Ringeling*, Pragmatismus in Edward Gibbons Geschichte vom Verfall und Untergang des römischen Reiches (Diss. Rostock 1915); *J. E. Norton*, A Bibliography of the Works of Edward Gibbon (Oxford 1940) gibt auf S. 233 ff. in einer „List of Attacks on Gibbon" eine chronologische Zusammenstellung der gegen Gibbon gerichteten selbständigen Veröffentlichungen. Eine auf den Ergebnissen der neuesten Forschungen beruhende Biographie bietet *D. M. Low*, Edward Gibbon, 1737—1794 (London 1937). Neuerdings: *P. Fuglum*, E. Gibbon, His View of Life and Conception of History (Oslo and Oxford 1953); *G. Giarrizzo*, E. Gibbon e la cultura europea del Settecento (Napoli 1954) und *A. Momigliano*, Gibbon's Contribution to Historical Method, Historia II (1954) S. 450—463.

[18] Von den in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verfaßten Lebensbeschreibungen sind als selbständige geistige Leistungen von Wert: *D. Stewart*, Account of the Life and Writings of William Robertson, *D. D.*, in: The Collected Works of D. Stewart, ed. by Sir W. Hamilton, Vol. X (Edinburgh and London 1858) S. 99 ff., und *Henry Lord Brougham*, Robertson, in dessen Works Vol. II (London und Glasgow 1855) S. 231 ff. Beide vermitteln ein lebendiges Bild von der Persönlichkeit des Historikers, lassen jedoch eine kritische Betrachtung seiner Geschichtsschreibung vermissen. Wertvoll bleiben sie durch Beigabe zahlreicher heute im Original zumeist verlorener Briefe von und an Robertson. Eine kritische Ausgabe seiner Werke — wie sie *J. B. Bury* (7 Vols. London 1896 ff.) für Gibbons History vorgelegt hat — fehlt, ebenso eine vollständige Edition seiner Briefe. Eine im Ergebnis von unserer Untersuchung völlig abweichende (vgl. u. S. 66 f.) und ohne Kenntnis des handschriftlichen Nachlasses abgefaßte Spezialuntersuchung hat *B. Pier*, William Robertson als Historiker und Geschichtsphilosoph (Münster 1929) vorgelegt. Siehe auch *J. B. Black*, The Art of History (London 1926) S. 117 ff.

hatte[19]. Gibbons monumentale Schilderung des „Decline and Fall of the Roman Empire", in Einzelheiten vielfach überholt, konnte als Ganzes ihren Platz behaupten und noch durch kein gleichrangiges Werk aus der Feder e i n e s Autors ersetzt werden.

Demgegenüber sind Robertsons historische Werke heute beinahe der Vergessenheit anheimgefallen. Gelegentlich wird in Abrissen zur Geschichte der Historiographie sein Name erwähnt, bisweilen auch auf die „Einmaligkeit" seiner „Einleitung" zur Geschichte Karls V. hingewiesen. Eine eingehende monographische Auseinandersetzung mit seinen historischen Grundgedanken sowie eine Einordnung in den Entwicklungsgang der englischen Geschichtsschreibung wurde bisher kaum versucht.

Auch *Friedrich Meinecke*, der hinsichtlich der „universalhistorischen Tendenz" Robertson seinen Zeitgenossen Hume und Gibbon überordnet und in seinen Werken einen Fortschritt in der Entwicklung eines universalhistorischen Verfahrens sehen möchte[20], streift sein Gedankengebäude nur auf wenigen Seiten, ohne es einer genaueren Analyse zu unterziehen. Er bekennt sich von der stärkeren „geistigen Substruktion" und dem größeren „Reichtum von Motiven" des Humeschen Geschichtswerkes gefangen und widmet nur ihm eine „eingehendere" Studie[21]. Meineckes Betrachtungen über Robertson und Gibbon wollen lediglich als Ergänzung des über Hume Gesagten verstanden sein.

Wie weit auch die Urteile der Forschung über die wissenschaftliche Qualität der Robertsonschen Geschichtswerke auseinandergehen mögen, einmütig wird ihre literarische Bedeutsamkeit anerkannt[22]. Schon die zeitgenössische Kritik hebt die für einen Schotten des 18. Jahrhunderts ungewöhnlich elegante und sprachlich korrekte Diktion hervor[23] und lobt sein Bemühen, im Anschluß an Tacitus die „Würde der Geschichte" *(the*

---

[19] Vgl. z. B. das Urteil des englischen Verfassungshistorikers *Hallam* bei *J. Orr*, David Hume and His Influence on Philosophy and Theology (Edinburgh 1903) S. 228; zu Einzelfragen die Literatur in Anm. 17.

[20] *F. Meinecke* a. a. O. S. 241.

[21] *F. Meinecke* a. a. O. S. 198. Seine Untersuchung über Hume umfaßt 36, die über Robertson 7 Seiten!

[22] Zusammenfassend: *J. H. Millar* a. a. O. S. 346 ff.; *Chambers' Encyclopaedia of English Literature*, Vol. II (1902) S. 382; *O. Elton*, A Survey of English Literature, 1730—1780, Vol. II (London 1928) S. 275 ff.; *J. B. Black* a. a. O. S. 123 ff., und *L. Wachler*, Geschichte der historischen Forschung und Kunst..., 2. Bd., 2. Abt. (Götingen 1818) S. 647.

[23] Aufschluß über die zeitgenössische Kritik geben die in den *„Robertson-Macdonald-Papers"* der National Library of Scotland, MS 776 (zitiert als RMA, RMB und RMC) erhaltenen Briefe an Robertson. *William Strahan*, der Londoner Verleger, berichtet am 22. 2. 1759 an Robertson, der Speaker habe im Unterhaus seine History of Scotland stilistisch mit Bolingbrokes Schriften ver-

dignity of history) zu wahren[24]. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts läßt *Ludwig Wachler* in seiner „Geschichte der historischen Forschung und Kunst“ Robertson als den „fast vollendeten Meister unter den neueren Geschichtsschreibern“ gelten und rühmt insbesondere die klare Anordnung des Stoffes sowie den dramatischen Aufbau, der sich durch einen „hellen und gediegen-faßlichen Stil“ auszeichne. Ja, er nennt ihn einen auch von Gibbon nicht übertroffenen geistvollen Vertreter historischer Darstellungskunst. Für die gebildete und der Bildung empfängliche Menge habe kein anderer Historiker unter den Briten mit solch gleichbleibendem, entschiedenem Erfolg gearbeitet wie Robertson[25].

In ihrer methodischen und gedanklichen Durchführung bieten Robertsons Schriften Ansatzpunkte, von denen die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts ihren Ausgang nehmen wird. In manchem sind seine Gedankengänge denen Rankes verwandt, wenn es ihm auch nicht gelang, sie in dessen klassische Formulierung zu bannen.

Von diesen in die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts führenden Wegen hat die Forschung bisher einen mit besonderem, fast alleinigem Nachdruck aufgewiesen[26]: das Bestreben Robertsons, „kulturhistorische“ Begebenheiten in seine Darstellungen einzubeziehen. So gipfelt *B. Piers* Untersuchung über „Robertson als Historiker und Geschichtsphilosoph“ in der Feststellung: „Die eigentliche Bedeutung Robertsons besteht darin, ein für die damalige Zeit modernes, fortschrittliches, wissenschaftlich und künstlerisch vollendetes System der protestantischen Kulturgeschichtsschreibung geschaffen und in Einzelheiten . . . durch-

---

glichen (RMA, p. 22 f.). Der Historiker *Lyttleton* bezeichnet in einem Brief vom 1. 5. 1769 den Stil der Geschichte Karls V. als „admirable as the finest we have in our language“ (RMA, p. 88 f.). Vgl. auch *H. Walpole* an Robertson RMA, p. 1 f., 12 f., 24 ff., *Voltaire* an Robertson RMA p. 94 f., und David Hume RMA, p. 68 f.

[24] Zu Robertsons Ansicht von der „Dignity of History“ vgl. *J. B. Black* a. a. O. S. 117 ff. und meine Diss. S. 67 ff.

[25] *L. Wachler* a. a. O., 2. Bd. 2. Abtl., S. 647 u. S. 643 f.

[26] Eine Ausnahme bildet *F. Schnabel*, Deutschlands geschichtliche Quellen und Darstellungen in der Neuzeit, Erster Teil, Das Zeitalter der Reformation (Leipzig und Berlin 1931), der Robertson in die Nachfolge Guicciardinis einordnet (vgl. bes. S. 243 und 250). Schnabels Ausführungen betreffen jedoch nur die Geschichte Karls V., sie beziehen sich nicht auf das Gesamtwerk. Auch *Diltheys* Darlegungen in seiner Studie „Das achtzehnte Jahrhundert und die Geschichtliche Welt“ (Ges. Schriften 3, Leipzig und Berlin 1927, S. 245) sind nur auf die Geschichte Karls V. bezogen. Die „Einheitlichkeit des Gesamtwerkes“ hat *Meinecke* gespürt (Historismus S. 242), jedoch nicht näher ausgeführt; auch schaltet er die Disquisition on India, Robertsons Alterswerk, aus seiner Betrachtung aus.

geführt zu haben"[27]. Vor Pier hatten *Schaumkell* und besonders *Fueter* Robertson in die Entstehungsgeschichte der modernen Kulturgeschichtsschreibung eingeordnet. Von ausländischen Forschern schlossen sich in ihren zusammenfassenden Darstellungen zur Geschichte der Geschichtswissenschaft *Croce, Barnes* und *Thompson* an, von deutschen Gelehrten *Breysig, Brandi* und mit gewissen Einschränkungen *Srbik*[28].

Ausgangspunkt für die These vom „Kulturgeschichtsschreiber" Robertson bildet die vielgerühmte „Einleitung" zu seiner Geschichte Karls V., worin er in einer Anmerkung — das einzige Mal in seinem gesamten Werk! — auf Voltaire Bezug nimmt, sich aber sogleich kritisch gegen dessen Methode absetzt[29]. *Fueter* zieht aus dieser Stelle den Schluß: „Ist es schwer, über die Beziehungen Humes zu Voltaire ins reine zu kommen, so liegen bei Robertson dagegen die Verhältnisse ganz einfach. Robertson bekannte sich offen als Schüler des Franzosen (in der letzten Anmerkung zur Einleitung zur Geschichte Karls V.) und folgte dessen Spuren so getreu, als es einem presbyterianischen Theologieprofessor im 18. Jahrhundert möglich war"[30]. *H. E. Barnes* nennt Robertson in Anlehnung an Fueter „the most avowed of Voltaire's English disciples"[31]. Im Hinblick auf Hume, Gibbon und Robertson spricht Fueter sogar von einer „Schule Voltaires in England", womit er die Eigenständigkeit der englischen Geschichtsschreibung leugnet oder doch zumindest stark einschränkt. Robertsons einmalige Berufung auf Voltaire reicht jedoch keinesfalls aus, ihn zu einem „Schüler" des Franzosen zu stempeln; dazu wiegen die Unterschiede, die beide in ihrer Methode und in ihrer historischen Gesamtkonzeption voneinander trennen, zu schwer.

---

[27] *B. Pier* a. a. O. S. 116, Zusammenfassung.

[28] *E. Schaumkell*, Geschichte der deutschen Kulturgeschichtsschreibung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Romantik (Leipzig 1905) S. 18 ff.; *E. Fueter*, Geschichte der neueren Historiographie (München und Berlin 1911) S. 367 ff.; *B. Croce*, Theorie und Geschichte der Historiographie, Ges. philos. Schrff., in deutscher Übertr. hg. von H. Feist, 1. Reihe Bd. IV (Tübingen 1930) S. 212; *H. E. Barnes*, A History of Historical Writing (1937) S. 152 ff. und ders. in: Encyclopaedia Americana Vol. 14 (1947) S. 230. B. stützt sich weitgehend auf die Arbeiten von J. B. Black und E. Fueter; *J. W. Thompson* a. a. O., Vol. II, S. 72 f; *K. Breysig*, Die Zukunft, 5. Jg., Nr. 34, S. 347; *K. Brandi*, Geschichte der Geschichtswissenschaft (Bonn 1947) S. 96; *H. Ritter von Srbik* a. a. O., Bd. I, S. 119. Srbik bezeichnet ihn auch als „Schüler Voltaires", bemerkt aber einschränkend, daß er „doch über den Lehrer hinauswuchs".

[29] *W. Robertson*, The History of the Reign of the Emperor Charles V (4 Vols. Vienna 1787) Bd. I, S. 524.

[30] *E. Fueter* a. a. O. S. 368.

[31] *H. E. Barnes* in Encyclopaedia Americana, Vol. 14 (1947) S. 230.

Vom Methodischen her müssen wir das Verfahren ablehnen, unter Berufung auf eine „Einleitung“ zu einem von vier historiographischen Werken Schlüsse auf die Intention „des Historikers“ Robertson zu ziehen. Nur eine auf der Lektüre des Gesamtwerkes aufbauende Interpretation vermag darüber Aufschluß zu geben. Wir dürfen also unseren Ausgang nicht von einer isolierenden Betrachtung jener vielzitierten „Einleitung“ zur Geschichte Karls V. nehmen, sondern müssen nach einer umfassenden, das historiographische Gesamtwerk umgreifenden Fragestellung Ausschau halten. Sie bietet sich an in der Ermittlung der historiographischen Intention des Autors; seine „historische Frage“ — um mit Droysen zu sprechen [32] — soll Gegenstand unserer Untersuchung sein. Freilich will es auf den ersten Blick scheinen, als ob von einer solchen das Gesamtwerk durchziehenden Fragestellung nicht die Rede sein könnte. Was hat schon eine Geschichte Schottlands in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit einer Geschichte der Regierungszeit Karls V. zu tun, und worin sollten die Berührungspunkte einer Amerikanischen Geschichte mit einer Untersuchung über die Kenntnis, die die „Alten“ von Indien hatten, liegen? [33] Kann hier überhaupt von einer inneren Einheit, von einer historischen Gesamtkonzeption gesprochen werden? Haben wir es nicht vielmehr mit Gelegenheitsarbeiten eines historisch interessierten Geistlichen zu tun, der sich in Stunden der Muße in das unermeßliche Reich geschichtlicher Vergangenheit stürzt und herausgreift, was ihm der Darstellung wert erscheint?

---

[32] *J. G. Droysen,* Historik, hg. von R. Hübner (2. Aufl. München und Berlin 1943) S. 31 ff., 84 f., 89 f., 332.

[33] *Die vollständigen Titel der Werke:*

a) The History of Scotland during the Reigns of Queen Mary and of King James VI till His Accession to the Crown of England, with a Review of the Scottish History previous to that Period, and an Appendix containing Original Papers (London 1759), benutzt in der Ausgabe: The History of Scotland and an Historical Disquisition concerning the Ancient India (Francfort o. M. 1828), zitiert als HS.

b) The History of the Reign of the Emperor Charles V, with a View of the Progress of Society in Europe from the Subversion of the Roman Empire to the Beginning of the Sixteenth Century (London 1768), benutzt in der vierbändigen Ausgabe Vienna 1787, zitiert als HCH V.

c) The History of America (London 1777), benutzt in der zweibändigen Ausgabe London 1808, zitiert als HA.

d) An Historical Disquisition concerning the Knowledge which the Ancients had of India and the Progress of Trade with that Country prior to the Discovery of the Passage to it by the Cape of Good Hope (London 1791), benutzt in der Ausgabe: The History of Scotland and An Historical Disquisition concerning the Ancient India (Francfort o. M. 1828), zitiert als DI.

Eine solche Deutung mag sich zunächst anbieten. Denn Robertson gehört nicht zu den „Fachhistorikern“ im engeren Sinne, wie sie etwa die „Göttinger Schule“ auf dem Kontinent hervorgebracht hat; obwohl er über dreißig Jahre „Rektor“ der Universität Edinburgh war, hat er doch niemals einen Lehrstuhl für Geschichte innegehabt. Aber schließlich sind im England des 18. Jahrhunderts Geschichtsschreibung und Geschichtswissenschaft noch nicht in dem Maße wie in Deutschland Sache der Universitätsprofessoren geworden. Bei Robertson reichen historisches Interesse und Beschäftigung mit geschichtlichen Stoffen bis in seine frühe Jugend zurück; schon sein Vater sammelte Material für eine Geschichte Schottlands[34]. Dieses spezifisch historische Interesse hat den presbyterianischen Geistlichen während seines ganzen Lebens nicht wieder verlassen. Seine Gedanken über Zweck und Aufgabe der Geschichtsschreibung und die methodisch saubere Gestaltung seiner Werke reichen weit über das hinaus, was historische Dilettanten — im besten Sinne des Wortes — im 18. Jahrhundert hervorgebracht haben. In stärkerem Maße als Hume und Voltaire bemühte sich Robertson, die im 16. Jahrhundert aufgebrochene Kluft zwischen Geschichts f o r s c h u n g und Geschichts s c h r e i b u n g zu überbrücken; für ihn bedeutete Geschichtsschreibung literarische und wissenschaftliche Aufgabe zugleich[35].

Nun bildet in der Tat die „Einleitung“ zur Geschichte Karls V. den interessantesten und wohl auch eigenwilligsten Abschnitt in Robertsons Gesamtwerk. Doch muß eine isolierende, die Einleitung verselbständigende und damit ihrer Funktion als Einleitung entkleidende Betrachtungsweise notwendig zu falschen Ergebnissen führen. Eine Einleitung kann billigerweise nur als Vorbereitung auf etwas Folgendes, als Hinführung zum Thema gewertet werden. Sie muß einerseits in ihren natürlichen, vom Autor gewollten Zusammenhang innerhalb der Geschichte Karls V. und andererseits in den Rahmen des Gesamtwerkes eingeordnet werden. Wir haben einleitend gezeigt, wie einseitig in- und ausländische Forscher Robertson als einen typischen Vertreter der sich im 18. Jahrhundert entwickelnden „Kulturgeschichtsschreibung“ gesehen haben; sie wußten sich dabei hauptsächlich der Arbeit Fueters verpflichtet. Keiner dieser Forscher hat die Frage nach der historiographischen Inten-

---

[34] Vgl. dazu die Diss. des Verf. S. 22 ff., ebenda auf S. 180 ff. die Edition einer Lebensbeschreibung Robertsons nach dem Muster der Bioi paralleloi des Plutarch aus der Feder von *Dr. Alexander Carlyle*, „A Comparison of two Eminent Characters attempted after the manner of Plutarch“. Das Manuskript fand ich unter den Carlyle-Papers in der National Library of Scotland, Edinburgh, MS 34 64.

[35] Über „Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung“ bei Robertson vgl. Diss. des Verf. S. 61 ff.

tion des Autors aufgeworfen, keiner von ihnen vermochte die These vom „Kulturgeschichtsschreiber" Robertson durch eine Analyse seines Gesamtwerkes beweiskräftig zu unterbauen. Es dürfte auch schwierig sein, ihn nach seinen eigenen Absichten und nach dem, was das 18. Jahrhundert unter „Kulturgeschichtsschreibung" verstanden wissen wollte, als einen solchen zu bezeichnen.

II. Historiographische Intention und Einheitlichkeit des Gesamtwerkes

Um uns ein treffendes Urteil darüber bilden zu können, ob Robertson im Sinne des 18. Jahrhunderts zu recht ein „Kulturgeschichtsschreiber" genannt werden darf, sei zunächst in aller Kürze dargelegt, was Historiker des 18. Jahrhunderts meinten, wenn sie von „Kulturgeschichte" sprachen. Zwei Vertreter seien herausgegriffen: aus dem französischen Raum Voltaire, aus dem englischen G. Thomson.

Außerordentlich häufig finden sich in *Voltaires* Schriften polemische Wendungen gegen die rein politische und militärische Geschichte[36]. Er rügt, daß die meisten Geschichtsschreiber nur Schlachten beschreiben, sich in eine genaue Schilderung von Kriegen vergraben und ihren Lesern nichts anderes vorführen als einen Haufen von Ehrgeizigen in Waffen. Das aber sei nicht Aufgabe des Geschichtsschreibers; dann könne man ebenso gut Annalen von den Kämpfen der Tiere schreiben[37]. Es entspricht dem Protest gegen das „machtpolitische Erbe des 17. Jahrhunderts"[38], wenn Voltaire sich mit aller Schärfe gegen die militärische und diplomatische Geschichte sowie gegen die chronologisch geordnete Dynastengeschichte ausspricht. Der Geschichtsschreiber soll sein Augenmerk auf den „Geist der Zeiten" lenken, aus der Unermeßlichkeit geschichtlicher Stoffe das auswählen, was verdient, gekannt zu werden: den Geist, die Sitten und Gebräuche der wichtigsten Nationen. Er selbst wolle lieber untersuchen, wie die menschliche Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit beschaffen war, wie man im Kreise der Familie lebte und welche Künste man pflegte, als die ermüdenden Berichte über soviel Unglück und so viel

[36] Dazu *P. Sakmann*, Die Probleme der historischen Methodik und Geschichtsphilosophie bei Voltaire, HZ 97 (1906) S. 327 ff., bes. S. 351 ff.

[37] Vgl. im einzelnen Essai sur les Moeurs . . ., Oeuvres complètes, nouv. édition, Paris 1877 ff., Bd. 12, S. 72, S. 53 und Fragments historiques sur l'Inde Kap. 33, Oeuvres Bd. 28, S. 200 ff.

[38] *F. Meinecke*, Historismus, S. 123, der als wichtigen Zeugen für diese Geisteshaltung zu Beginn des Jahrhunderts den Traktat über den ewigen Frieden aus der Feder des Abbé St. Pierre anführt.

Kriege zu wiederholen[39]. Zusammenfassend formuliert er sein Anliegen: „Ich wollte die Entwicklung des menschlichen Geistes innerhalb der politischen Geschichte verfolgen, wobei für mich die staatliche Entwicklung nebensächliche Bedeutung hatte“[40]. Wenn das Wort vom „Geist der Zeiten und Völker“ zunächst recht weit gefaßt zu sein scheint, so beschränkt Voltaire sein Blickfeld bei der Durchführung seines Programmes häufig auf die ästhetische Betätigung, auf Beredsamkeit und Dichtkunst, auf Technik und Wissenschaft. Vergleicht man Voltaires programmatische Forderungen mit seinen historiographischen Leistungen, so ist nicht zu verkennen, daß die Verwirklichung hinter der Absicht zurückbleibt. Auch er widmet den größten Teil seiner historischen Schriften den Machtkämpfen der Staaten, der Schilderung von Krieg und Politik, die er aus der Geschichtsschreibung zurückgedrängt wissen wollte. Dabei verliert er sich in den politischen Partien z. T. in eine bloße Aufzählung von Taten und Ereignissen[41]. Dennoch bleibt ihm das Verdienst, mit aller Entschiedenheit die später vielbeachtete Forderung nach Abkehr vom Primat der politischen Geschichte erhoben zu haben.

Was Voltaire in Frankreich anregte, suchte *George Thomson* in der englischen Geschichtsschreibung zu verwirklichen. Schon der Titel seines Hauptwerkes deutet die Geistesverwandtschaft mit dem Franzosen an: „The Spirit of General History“. Thomson faßt sein Thema noch anspruchsvoller als Voltaire: hatte sich dieser damit begnügt, den „esprit des nations“ zu erforschen, so wollte jener den „Geist der allgemeinen Geschichte“ ergründen. Das Anliegen aber ist bei beiden dasselbe: *To give an account of the battles won and lost, of cities besieged and taken, of the names and numbers of those that fell in such or such an engagement, does not enter into my plan. Minute details of this kind may be acceptable to the savage dispositions, and unfeeling temper of vulgar minds; but can, I am sure, afford no pleasure to the heart possessed of sensibility, no profit to those, who read for instruction. I would rather mark the progress of civilization, of government and laws, of commerce, arts, and sciences; chiefly, the several changes in the manners of mankind, from their rude and barbarous state, to the refined polish they have now received*[42]. Auch hier, wie bei Voltaire, entschiedene Ablehnung der

[39] Vgl. Essai sur les moeurs . . ., Oeuvres Bd. 12, S. 49, Bd. 11, S. 157, Bd. 12, S. 53.

[40] Zitat bei *Sakmann* a. a. O. S. 350.

[41] Über den Widerspruch zwischen Absicht und Verwirklichung in Voltaires Geschichtswerk vgl. *Meinecke*, Historismus, S. 105.

[42] *G. Thomson*, The Spirit of General History in a Series of Lectures from the Eighth to the Eighteenth Century, wherein is given a View of the Progress of Society in Manners and Legislation during that Period (London 1791) S. 10 f.

militärischen Geschichte, die demjenigen nichts zu bieten vermag, der mit der Absicht an ein Geschichtswerk herantritt, aus seiner Lektüre „instruction" zu gewinnen. Ähnlich wie Voltaire neigt auch Thomson häufig zu einer Einschränkung des Kulturbegriffes auf das rein Literarische. Unmißverständlich bringt er die schroffe Ablehnung der politischen Geschichte am Ende seines Werkes noch einmal zum Ausdruck: *The study of religious truths, of the sciences, arts, and Belles Lettres, have a more beneficial influence upon the mind, and produce more lasting effects, than the most intimate acquaintance with the conquests, politics, and intrigues of princes and statesmen*[43].

Die knappen Ausführungen über Voltaire und Thomson mögen genügen, um darzutun, was Robertsons Zeitgenossen unter „Kulturgeschichte" verstanden. Auf diesem Hintergrund werden wir die Frage zu beantworten haben, ob Robertson im Sinne seiner Zeit ein „Kulturgeschichtsschreiber" genannt werden kann.

a. History of Scotland

Nähern wir uns mit den von Voltaire und Thomson für eine „kulturhistorische" Betrachtungsweise aufgestellten Forderungen Robertsons Erstlingswerk, der „History of Scotland", so finden wir diese weder programmatisch ausgesprochen, noch inhaltlich an irgendeiner Stelle seines Buches verwirklicht. Zu einer Zeit, als Voltaire seine Gedanken über eine notwendige Verlagerung des Schwerpunktes in der Geschichtsschreibung von der Darstellung politischer und kriegerischer Auseinandersetzungen auf eine Geschichte des menschlichen Geistes bereits vorgetragen hatte[44], begnügte sich Robertson mit einer Schilderung der politischen Ereignisse in Schottland in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ohne auch nur Stellung zu beziehen zu dem von Voltaire aufgeworfenen Problem.

Wenn er in seiner Schottischen Geschichte das Mittelalter summarisch auf vierzig Seiten abhandelte, so geschah dies keineswegs aus jener unter

---

[43] *G. Thomson* a. a. O. S. 434. Vgl. auch S. 54: „The writings of Cicero, Virgil, and Horace; of Livy, Sallust, and Tacitus, do more honour to the Roman name, than all the wars and conquests of ancient Rome".

[44] Das *Siècle de Louis XIV* wurde um 1735 begonnen und in erster Fassung 1739 abgeschlossen; 1750 nahm Voltaire die Arbeit daran in Berlin wieder auf, wo das Werk 1751 (datiert 1752) gedruckt wurde. Vom *Essai* erschienen bereits 1744 und 1745 Bruchstücke; die erste vollständige Ausgabe ohne die ursprünglich nicht vorgesehenen Partien über die antike Geschichte kam 1754 heraus, Ergänzung durch die Kapitel über die alte Geschichte 1756 und 1769. Vgl. *E. Fueter* a. a. O. S. 349 f.

den Historikern des 18. Jahrhunderts vielfach vorherrschenden grundsätzlich negativen Einstellung gegenüber diesem Zeitalter, das sie von der Höhe ihrer eigenen Kultur verächtlich als „dark ages" bezeichneten[45]. Für Robertson waren ganz andere Gründe maßgebend.

1. Aus methodischen Bedenken wagte er sich nicht an die frühe Geschichte seines Heimatlandes. Grundsätzlich vertrat er die Auffassung, daß in der vaterländischen Geschichte keine Periode „gänzlich uninteressant" sei[46]. Wenn er sich dennoch in seinen eigenen Studien vornehmlich auf das 16. Jahrhundert konzentrierte, so deshalb, weil ihm die mittelalterliche Geschichte von den Quellen her noch zu wenig zuverlässig erschlossen schien, als daß eine quellenmäßig unterbaute und wissenschaftlich wohlbegründete Darstellung geschrieben werden konnte. Aus diesen Erwägungen verwies er die Beschäftigung mit wissenschaftlich noch nicht recht faßbaren Zeiten in den Arbeitsbereich des „Antiquars" *(antiquary)*, der ohne kritisches Bemühen „einfältig glauben" mochte, was er Schwarz auf Weiß besaß[47]. So hat er denn auch seine Schottische Geschichte von vorneherein nicht als umfassende Erzählung der Schicksale des schottischen Volkes von seinen Anfängen bis zur Gegenwart geplant, sondern als *The History of Scotland during the Reigns of Queen Mary and of King James VI, till his Accession to the Crown of England*[48].

2. Nicht ohne Absicht schließt die History mit der Vereinigung der beiden Kronen, der schottischen und der englischen, durch Jakob VI. (I.) im Jahre 1603. Dieses Jahr bedeutet in Robertsons Augen das Ende jener machtpolitischen Rolle, die Schottland während des 16. Jahrhunderts im Konzert der europäischen Mächte hatte spielen können. Am Schluß des ersten Buches seiner History umreißt er die Bedeutung der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts für die schottische Geschichte: *In this situation of Europe, Scotland, which had hitherto wasted her strength in the quarrels between France and England, emerged from her obscurity, took her station in the* s y s t e m, *and began to have some influence upon the fate of distant nations. Her assistance was frequently of consequence to the contending parties, and the* b a l a n c e *was often so nicely adjusted, that it was in her power to make it lean to either side*[49]. Neben das nationale

[45] Im einzelnen nachgewiesen bei *L. Varga*, Das Schlagwort vom „finsteren Mittelalter", Veröff. des Seminars für Wirtschafts- und Kulturgesch. an der Universität Wien, hg. von A. Dopsch, Bd. 8 (1932).

[46] *HCH V*, I, S. V.

[47] *HS*, S. 155 Anm., vgl. auch Diss. des Verf. S. 51 ff.

[48] So der vollständige Titel der HS.

[49] *HS*. S. 42, Sperrungen vom Verf.

Anliegen, auf Grund neuerschlossenen Quellenmaterials[50] von unparteiischer Warte das Verhältnis zwischen Queen Elizabeth und Maria Stuart, Queen of Scots, neu zu untersuchen, tritt die Fragestellung nach der Funktion Schottlands im „System" der europäischen Staaten. Eine gründliche Kenntnis dieses Systems erachtet er als unentbehrlich für ein rechtes Verständnis der Geschichte jedes einzelnen europäischen Landes, die seiner Ansicht nach nicht nur aus der inneren Entwicklung des betreffenden Staates zu begreifen ist. *A thorough knowledge of that general system, of which every kingdom in Europe forms a part, is not less requisite towards understanding the history of a nation, than an acquaintance with its peculiar government and laws. The latter may enable us to comprehend domestic occurences and revolutions; but, without the former, foreign transactions must be altogether mysterious and unintelligible. By attending to this, many dark passages in our history may be placed in a clear light . . .*[51a]. Mit der Union der englischen und schottischen Kronen durch Jakob VI. (I.) endet für Robertson das vom nationalen wie auch vom europäischen Blickpunkt wichtigste Jahrhundert in der politischen Entwicklung Schottlands. Es darf wohl als charakteristisch für Robertsons am europäischen Staatensystem sich orientierende Geschichtsschreibung angesprochen werden, daß er nicht in den vielstimmigen Chor seiner schottischen Landsleute einstimmt, die aus den verschiedensten nationalistischen Beweggründen zu erbitterten Gegnern der Union von 1603 und auch der Vereinigung der beiden Parlamente vom Jahre 1707 geworden waren[51b]. Wenn auch Schottland mit der Union als selbständiger Partner aus dem europäischen Staatensystem ausscheiden mußte, so wurde doch erst durch die Union die Insel als Ganzes zu einem Machtfaktor von *eminence and authority* im Kräftespiel der europäischen Mächte, während vorher Schottland sich durch England und England durch Schottland an seinen Grenzen ständig bedroht fühlen mußte. *Thus were united two kingdoms, divided from the earliest accounts of time, but destined, by their situation, to form one great monarchy. By this junction of its whole native force, Great Britain has*

[50] Robertson darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, nach den Quellenpublikationen von *Cecil, Sir Robert Cotton, Digges, Anderson, Keith, Haines* und *Forbes* — in denen zahlreiche bisher unbekannte dokumentarische Zeugnisse zur englischen und schottischen Geschichte erschlossen wurden — die erste Geschichte Schottlands geschrieben zu haben, „that merits any degree of attention", vgl. Preface to the First Edition, HS, S. XXVIII.

[51a] *HS*, S. 40.

[51b] Vgl. hierzu: *W. L. Mathieson*, Scotland and the Union (1905), *P. H. Brown*, The Legislative Union of Scotland and England (1914) und *A. V. Dicey* u. *R. S. Rait*, Thoughts on the Union between England and Scotland (1920).

risen to an eminence and authority in Europe, which England and Scotland, while seperate, could never have attained[52].

Die Absicht, die Robertson sowohl in der Einleitung zur History of Scotland wie auch in der History selbst verfolgt, ist *to give a view of the political state of the kingdom*[53].

b. History of the Reign of the Emperor Charles V

Bei allem literarischen Erfolg, der seiner Schottischen Geschichte vom ersten Tage ihres Erscheinens an beschieden war, muß Robertsons Erstlingswerk doch nicht voll den Wünschen der Leserschaft entsprochen haben. In einem bisher unbekannten Brief David Humes an den Autor äußert dieser starke Bedenken hinsichtlich der Erwartungen, die das Publikum an sein zweites Werk, eine Geschichte der Regierungszeit Karls V., knüpft: *They seem to expect that it is to be more a History of the age than of the Reign of Charles V; and that the wars and negociations and usual historical transactions will fill but a small part of it. This Expectation may make them less relish your very elegant narration: However, you will have something too of what they look for*[54]. Diese vorsichtig geäußerten Bedenken Humes gründen sich nicht zuletzt auf den rein „politischen" Charakter der History of Scotland.

Schon bei Erörterung der historiographischen Pläne, denen sich Robertson nach der Veröffentlichung seiner Schottischen Geschichte zuwenden wollte, tritt der Gegensatz zwischen Hume und Robertson in ihrer Auffassung von den Aufgaben der Geschichtsschreibung deutlich zutage. Kaum eine Woche nach Erscheinen der History of Scotland ist in einem Brief Humes vom 8. Februar 1759 von neuen Plänen Robertsons die Rede[55]. *Hume* rät dem Freund von einer Geschichte des *„Age of*

---

[52] *HS*, S. 374.

[53] *HS*, S. 3, auch S. 40 ff., Sperrungen vom Verf.

[54] *David Hume* an William Robertson, 27. 11. 1768, Robertson-Macdonald-Papers, National Library of Scotland, Edinburgh, MS 776, Box A, *RMA*, p. 68 f., Sperrungen vom Verf.

[55] *RMA*, p. 18 f., vgl. auch *J. Y. T. Greig*, The Letters of David Hume (2 Vols, Oxford 1932) Bd. I, S. 297. Der dort nach *D. Stewart* a. a. O. S. 160 f. wiedergegebene Text ist ungenau und unvollständig, es wird daher im folgenden stets nach dem Original zitiert. Unter den 1937 von der National Library of Scotland erworbenen „Robertson-Macdonald-Papers" finden sich einige der bisher als verschollen geltenden *Hume-Briefe*. Ein Vergleich der Originale mit den bei Greig (nach D. Stewart) abgedruckten Texten bestätigt die schon von diesem ausgesprochene Vermutung einer ungenauen und unvollständigen Wiedergabe der Brieftexte durch D. Stewart, vgl. *Greig*, Letters, Vol. I, S. 287, Anm. zu Brief 155.

Leo X" ab, da die für diese Zeit bedeutsamen Kunstdenkmäler (Works of Sculpture, Architecture, Painting) für ihn nicht zugänglich seien; statt dessen lenkt er seinen Blick auf *the ancient History, particularly that of Greece.* Aber bereits zwei Monate später, in einem Brief vom 7. April 1759, zieht Hume seinen Vorschlag als wenig erfolgversprechend zurück und schlägt moderne „*bioi paralleloi*" nach dem Muster Plutarchs vor. *Now I would have you think of writing modern Lives, somewhat after that manner: Not to enter into a Detail of the Actions, but to mark the Manners of great Personages, by domestic stories, by remarkable Sayings, and by a general Sketch of the Lives and Adventures... Were you to write the Life of Henry the 4th of France after that Model, you might pillage all the pretty stories in Sully, and speak more of his Mistresses than of his Battles. In short you might gather the Flower of all modern History in this manner*[56]. Dieser Vorschlag war für Robertson unannehmbar, da einer Verwirklichung seine strenge Auffassung von der „dignity of history" entgegenstand; diese „Würde der Geschichte" hat sich nicht nur in der stilistischen Formung eines Geschichtswerkes zu spiegeln, sondern auch in der Wahl „würdiger" Gegenstände. Danach sollen nicht *personal qualities* — die Hume zum Inhalt der vorgeschlagenen Viten machen wollte — das Interesse des ernsthaften Historikers fesseln, sondern die *great transactions,* denen eine mehr als nur lokale oder persönliche Bedeutung zukommt. Es überrascht daher nicht, wenn Robertson auf Humes Vorschlag nie ernstlich eingegangen ist.

Von seiner personalistischen Geschichtsauffassung her[57], wandte sich Hume gegen das Projekt einer *History of the Reign of the Emperor Charles V: That Subject is disjointed; and your Hero, who is the sole connection, is not very interesting*[58]. Weil nach seiner Meinung die Gestalt Karls V. dem Zeitalter keine hinreichende Einheit *(unity)* verleiht, lehnte er Robertsons Vorhaben ab. Er befand sich allerdings im Irr-

---

[56] *RMA*, p. 30 ff., Zitat p. 30 b, Sperrungen vom Verf. Vgl. auch *Greig*, Letters, Bd. I, S. 314 ff.

[57] Auf das Strukturprinzip des Humeschen Geschichtswerkes fällt neues Licht durch die Auffindung seiner „Skizzenbücher": MS 732 der Nat. Libr. of Scotl. „*Memoranda for my History of England written in 1745 or 46, James Court 1750, David Hume*" und MS 733 „*Memorandum of Notes and Dates for my History of England, 1749, James Court, David Hume*". Zur Auswertung vgl. Diss. des Verf. S. 115 f. Von hier stellt sich auch das Verhältnis Humes zu Voltaire anders dar, als *E. Fueter* a. a. O. S. 364 f. und *J. B. Black* a. a. O. S. 77 annahmen: ein Vergleich der Erscheinungsdaten des Siècle und des Essai von Voltaire (vgl. Anm. 44) mit den Daten der Memoranda Humes schließt eine Beeinflussung der Grundkonzeption durch Voltaires Siècle de Louis XIV mit Sicherheit aus und macht eine solche durch den Essai zumindest unwahrscheinlich.

[58] *RMA*, p. 30 a und b, Sperrungen vom Verf.

tum, wenn er glaubte, Robertson habe in der Person des Kaisers das einigende Band sehen wollen. Mitnichten! Die Einheit der Epoche erblickt er vielmehr in dem Prozeß des sich unter der Regierung Karls V. herausbildenden und für die zukünftige Entwicklung Europas und ihr geschichtliches Verständnis an Bedeutung gewinnenden europäischen Staatensystems.

Wie wenig Robertson geneigt war, „kulturgeschichtliche" Themen zum Hauptgegenstand seines literarischen Schaffens zu wählen, geht auch aus seinem Briefwechsel mit einer der bekanntesten Persönlichkeiten des englischen literarischen und politischen Lebens, Horace Walpole, hervor. Wie mit Hume so korrespondierte er auch mit ihm kurz nach Erscheinen der History of Scotland über seine weiteren schriftstellerischen Pläne. Wenn uns auch Robertsons Briefe an Walpole nicht erhalten geblieben sind, so können wir doch aus einem Brief Walpoles vom 4. März 1759 die Diskussion um die Themenwahl rekonstruieren[59]. Robertson hatte ihn offenbar von seiner Absicht, eine Geschichte Karls V. zu schreiben, unterrichtet und auch Humes Vorschlag vom 8. Februar, eine Griechische Geschichte zu verfassen, nicht unerwähnt gelassen. Walpole begrüßt Humes Vorschlag aufs lebhafteste und empfiehlt, die großen Verschiedenheiten *in their manners and ours* zu beachten, besonders im Finanzwesen. Als weitere Arbeitsgebiete für Robertsons historische Forschungen schlägt er vor: *The History of Learning,* die er selbst einmal habe schreiben wollen, dann *The History of Humanity,* in der er eine der bemerkenswertesten Epochen der Weltgeschichte behandelt wissen möchte, nämlich die *Succession of five good Princes* (Nerva, Trajan, Hadrian und die beiden Antonine). Ganz im Sinne Voltaires und Thomsons werden hier „kulturgeschichtliche" Fragestellungen angeregt, denen Robertson jedoch nicht nachgegangen ist. Einer Geschichte Karls V. steht Walpole keineswegs ablehnend gegenüber wie Hume, er nennt sie sogar *a magnificent Subject and worthy of you — it is more, it is fit for you.* Im Unterschied zu Hume scheint er durch Robertsons Darlegungen überzeugt, daß der Gegenstand genügend *unity* besitze, um ein in sich geschlossenes Geschichtswerk abzugeben.

Wir haben in die Entstehungsgeschichte der Geschichte Karls V. ein wenig tiefer hineingeleuchtet, um zu zeigen, wie Robertson von verschiedenen Seiten, von seinen besten Freunden, auf „kulturgeschichtliche" Stoffe im Sinne der Historiographie des 18. Jahrhunderts aufmerksam gemacht wurde. Wenn er trotzdem die z. T. verlockenden Themen ausschlug, so dürften dahinter mehr als nur zufällige, einer augenblicklichen Stimmung entsprungene Beweggründe stehen.

---

[59] *RMA,* p. 24—26.

Versuchen wir also, die historiographische Absicht zu ergründen, die Robertson mit seiner „*History of the Reign of the Emperor Charles V*“ verfolgte. Schon der Titel des Werkes gibt einen wichtigen Hinweis: es handelt sich nicht um eine Biographie des Kaisers, sondern um eine *History of the Reign.* Der Verfasser hatte nicht im Sinn, den Gepflogenheiten der zahlreichen Biographen des Herrschers und dem Vorschlag Humes zu entsprechen, d. h. mit Rücksicht auf ein sensationslüsternes Lesepublikum die *personal qualities and actions* des Kaisers zu beschreiben; ihm lag vielmehr daran, die *great transactions of his reign* vorzuführen, insoweit sie sich in ihren Wirkungen als universal und von Dauer erwiesen hatten[60]. Diese *great transactions* im Sinne Robertsons aber gehören unzweifelhaft in den Bereich der politischen Geschichte und nicht in den engeren Rahmen dessen, was Voltaire unter *histoire de l'esprit* und Thomson unter *history of civilization* verstanden wissen wollten. Das Zeitalter Karls V. war für Robertson *the period at which the political state of Europe began to assume a new form*[61]. *It was during his administration that the powers of Europe were formed into one great political system, in which each took a station, wherein it has since remained with less variation, than could have been expected after the shocks occasioned by so many internal revolutions, and so many foreign wars. The great events which happened then have not hitherto spent their force*[62]. Keineswegs sollte seine Geschichte der Regierungszeit Karls V. eine Biographie werden, sondern *an introduction to the history of Europe subsequent to his reign*[63]. Die Entstehung des europäischen Staatensystems aus der mittelalterlichen „Feudalanarchie“ — das war sein großes Thema! Im Vertrautsein mit der Geschichte dieses *general system* erblickte er die notwendige Voraussetzung für ein Verständnis der modernen Geschichte überhaupt; dieses Verständnis erachtete er für unumgänglich nicht nur, um das Kräftespiel der großen europäischen Politik zu begreifen, sondern auch um das innerstaatliche Leben einer Nation, die vaterländische Geschichte im engeren Sinne, darstellen zu können. Innen- und Außenpolitik sind für Robertson keine scharf voneinander zu trennenden Bereiche!

Dabei begnügte er sich nicht mit einer deskriptiven Ausbreitung des Stoffes, sondern spürte den *political principles and maxims* nach, die im System

[60] *HCH V*, I, Preface, S. VIII, Sperrungen vom Verf.
[61] Ebenda, S. VII, Sperrungen vom Verf.
[62] Ebenda, S. VII, Sperrungen vom Verf.
[63] Ebenda, S. VII f., Sperrungen vom Verf.

der europäischen Staaten wirksam waren. Schon in seiner History of Scotland hatte er vom Gleichgewichtsgedanken als *the great secret of modern politics* gesprochen[64]. In der „History of the Reign of the Emperor Charles V" untersucht er nun Entstehung, Ausbreitung und Wirksamkeit dieses politischen Prinzips in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Das Prinzip der *balance of power* ist für ihn unlösbar verknüpft mit der Existenz des Staatensystems und aus seiner Geschichte nicht wegzudenken. Bis in die eigene Gegenwart hinein bleibt der Gleichgewichtsgedanke wirksam: *The ideas concerning the balance of power, then introduced or rendered general, still influence the councils of nations*[65].

Unsere Untersuchung über die Genesis der Geschichte Karl V. sowie die aus der Betrachtung des Werkes erschlossene historiographische Intention ihres Verfassers haben den politischen Grundton deutlich werden lassen. Wir wenden uns nun der Interpretation der angeblich „kulturhistorischen", in bewußter Nachahmung Voltaires abgefaßten „Einleitung" zu. Den Verfechtern der These vom protestantischen „Kulturgeschichtsschreiber" Robertson dient sie als Kronzeugnis. *Breysig* sieht in ihr das reifste und durchgebildetste Produkt nicht nur der englischen Schule, sondern der sich entwickelnden Kulturgeschichtsschreibung überhaupt[66]. Daß sie eine der eindrucksvollsten und originellsten Schöpfungen der englischen Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts ist, dürfte außer Zweifel stehen; ob sie aber als das „reifste Produkt" einer Kulturgeschichtsschreibung im Sinne des 18. Jahrhunderts angesprochen werden sollte, darüber kann man u. E. durchaus anderer Meinung sein.

Eine flüchtige Lektüre der „Einleitung" mag allerdings zu der Ansicht verleiten, als ob Robertson sich hier tatsächlich in den Fußstapfen Voltaires bewege. Zumindest der Titel, den Robertson der „Einleitung" gegeben hat, scheint zu dieser Annahme zu berechtigen: *A View of the Progress of Society in Europe, from the Subversion of the Roman Empire to the Beginning of the Sixteenth Century*[67]. Hatte nicht auch Voltaire — in polemischer Wendung gegen eine nur an den politischen Ereignissen orientierte Historiographie — das Studium der menschlichen Gesellschaft als ein zentrales Anliegen jedes Historikers bezeichnet, der mehr sein wollte als ein bloßer Annalist, der herausragen wollte aus der stumpfen Masse der Schlachtenverherrlicher? Darf die „Einleitung" als eine Ver-

[64] *HS.*, S. 40.
[65] *HCH V*, I, Preface, S. VII.
[66] *K. Breysig* a. a. O. S. 347. Vgl. auch Anm. 28.
[67] *HCH V*, I, S. 1, Sperrungen vom Verf.

wirklichung des voltaireschen Programmes gewertet werden? *Benedetto Croce* z. B. glaubt, ohne Bedenken eine bejahende Antwort geben zu können: „Was sich Voltaire vorgenommen und zum großen Teil verwirklicht hat, bildet auch den hauptsächlichen und hervorragenden Gegenstand aller (sic!) anderen Historiker jener Periode; und wer will, kann sie alle bei Fueter erwähnt finden; und er wird sehen, wie die großen Voltairischen Gemälde des ‚Essai sur les moeurs' und des ‚Siècle' bei vielen Autoren Frankreichs wie auch anderer europäischer Länder Gegenstücke fanden; so z. B. in Robertsons berühmter Einleitung zu seiner Geschichte Karls V." [68]. Im Gegensatz zu Croce und Fueter möchten wir die Frage mit einem entschiedenen Nein beantworten.

Vergegenwärtigen wir uns zu diesem Zweck kurz den Inhalt der „Einleitung". Sie gliedert sich in drei Abschnitte: *Section I: View of the Progress of Society in Europe with respect to interior Government, Laws, and Manners; Section II: View of the Progress of Society in Europe with respect to the command of the national force requisite in foreign operations; Section III: View of the political Constitution of the principal States in Europe, at the Commencement of the Sixteenth Century* [69]. Schon dieser durch die Überschriften zu den einzelnen Abschnitten vermittelte flüchtige Überblick läßt wenig von den Elementen einer Kulturgeschichtsschreibung im Sinne Voltaires und Thomsons erkennen. Nur in den *manners* — der in Robertsons Schriften außerordentlich weit gefaßte Begriff der *society* bleibe außer Betracht! — klingt Voltaires Programm an, während alle übrigen Stichworte — *government, laws, command of national force requisite in foreign operations, constitution of the principal states of Europe* — in den rein politischen Bereich, besonders in die Verfassungs- und Rechtsgeschichte, verweisen, in historische Bereiche also, denen Voltaire in seinen programmatischen Forderungen nicht gerade wohlwollend gegenüberstand. Vielleicht darf man in der Einbeziehung der „manners" in die „Einleitung" eine Konzession Robertsons an das Leserpublikum erblicken, auf dessen Erwartungen ihn ja David Hume aufmerksam gemacht hatte [70]. Sie nehmen jedoch in der thematischen Durchführung keine zentrale Stellung innerhalb der „Einleitung" ein.

Wie steht es nun aber mit der Intention des Autors hinsichtlich der „Einleitung"? Sollte sie nicht eventuell doch einen kulturgeschichtlichen Überblick über das Mittelalter geben und blieb nur — wie bei Voltaire — die Durchführung, die praktische Verwirklichung, hinter der Absicht zu-

---

[68] *B. Croce* a. a. O. S. 212.
[69] *HCH V*, I, S. 1, S. 111 und S. 164.
[70] Vgl. oben S. 75 f.

rück? Lassen wir Robertson selbst zu Worte kommen; im Vorwort zur Geschichte Karls V. legt er die Gründe dar, die ihn veranlaßten, eine derart umfangreiche (in der hier benutzten Ausgabe zählt sie 526 Seiten!) „Einleitung" vorauszuschicken: *As my readers could derive little instruction from such a history of the reign of Charles V without some information concerning the state of Europe previous to the sixteenth century, my desire of supplying this has produced a preliminary volume, in which I have attempted to point out and explain the great causes and events, to whose operation all the improvements in the political state of Europe, from the subversion of the Roman Empire to the beginning of the sixteenth century, must be ascribed*[71]. Hier wird vom Autor selbst die auf das Thema vorbereitende Funktion der „Einleitung" klar ausgesprochen: sie soll Aufschluß geben über die „bedeutenden Ursachen und Ereignisse", die dazu beigetragen haben, die politische Situation Europas so zu gestalten, wie wir sie beim Regierungsantritt Karls V. vorfinden. Berücksichtigen wir noch, daß Robertson als Thema des Gesamtwerkes die Entstehung des europäischen Staatensystems und dessen Schicksal in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorschwebte, so können wir den Zweck der „Einleitung" genauer bestimmen: sie soll den Leser miterleben lassen, wie sich aus der mittelalterlichen „Feudalanarchie" im Laufe der Jahrhunderte Ansätze zur Bildung der modernen europäischen Staatenwelt herauskristallisieren und wie diese Staaten zu Beginn des 16. Jahrhunderts zwar noch nicht als ausgesprochene „Nationalstaaten", aber doch als in sich geschlossene, mehr oder minder selbständige, „politische Körper" *(political bodies)* ihre Rolle im Staatensystem zu spielen beginnen. Dies und nichts anderes ist die Aufgabe der „Einleitung"! Wo gelegentlich „kulturhistorische" Erörterungen einfließen, etwa in den kurzen Abschnitten über die *manners*, bleiben diese stets dem politischen Aspekt untergeordnet.

Zusammenfassend können wir feststellen: Auch die Geschichte Karls V. gehört sowohl ihrer Intention nach wie auch in der historiographischen Durchführung in den Bereich der politischen Geschichtsschreibung. „Kulturhistorische" Aspekte tauchen gelegentlich in der „Einleitung" auf, spielen jedoch im Vergleich zur politischen Thematik eine durchaus untergeordnete Rolle. Die einheitliche, das ganze Werk durchziehende Fragestellung, die „historische Frage" Robertsons — die freilich bisweilen im Detail der Erzählung zu versinken droht —, ist die Entstehung und die frühe Geschichte des europäischen Staatensystems.

---

[71] *HCH V*, I, Preface, S. VIII, Sperrungen vom Verf.

c. History of America

In diesen Zusammenhang ordnet sich mühelos das dritte Geschichtswerk des Schotten, die History of America, ein. Man darf sie einen „Ableger" der Geschichte Karls V. nennen. Denn dort verzichtete Robertson bei der Schilderung der spanischen Politik unter Karl V. bewußt auf einen *account of the conquests of Mexico and Peru, or of the establishment of the Spanish colonies in the continent and islands of America*[72], da er nur eine oberflächliche Skizze hätte entwerfen können, wollte er den proportionierten Aufbau nicht sprengen. Aus kompositorischen Erwägungen und auch in Erkenntnis der Bedeutsamkeit des Gegenstandes entschloß er sich, der Geschichte der europäischen Kolonisation in Amerika eine gesonderte „History" zu widmen. Zunächst dachte er an eine Geschichte Gesamtamerikas (Nord-, Mittel- und Südamerika). Im Zuge der politischen Entwicklung, die über den Unabhängigkeitskrieg zum Abfall der amerikanischen Kolonien vom englischen Mutterland führte, stieß er jedoch seinen ursprünglichen Plan um und ließ nur die Bücher I bis VIII erscheinen, in denen die spanische Kolonisationstätigkeit in Mittel- und Südamerika abgehandelt wird.

Trotz eines nicht zu leugnenden Interesses an den kulturellen Errungenschaften der indianischen Hochkulturen wird auch in diesem Werk der Unterschied zu Voltaire wieder deutlich. Voltaire zog zu Felde gegen jene Historiker, die sich in Schlachtenschilderungen und Kriegsberichte vergruben, Robertson betrachtet es als eine der „vornehmsten Aufgaben der Geschichtsschreibung", vom kriegerischen Geschehen der Vergangenheit zu berichten: *It is one of the noblest functions of history, to observe and to delineate men at a juncture when their minds are most violently agitated, and all their powers and passions are called forth. Hence the operations of war, and the struggles between contending states, have (!) been deemed by historians, ancient as well as modern, a capital and important article in the annals of human actions*[73].

---

[72] *HCH V*, I, S. Xf.

[73] *HA*, I, S. 154. Sperrungen vom Verf. Ähnliche Gedanken äußerte *E. Gibbon*, The History of the Decline and Fall of the Roman Empire (7 Vols., London 1854 f., Bd. I, S. 299: „Wars, and the administration of public affairs, are the principal subjects of history". Noch Anfang des 19. Jahrhunderts betont *William Cox* (History of the House of Austria, London 1807, Preface), Schilderung von Kriegen sei Hauptgegenstand der Geschichtsschreibung: „Commerce may enrich, the arts may civilize, science may illuminate a people; but these blessings can only owe their safety and stability to military force. War, therefore, to the regret of every milder virtue, must form the principal subject of History." Vgl. dazu auch *T. P. Peardon*, The Transition in English Historical Writing 1760—1830 (New York 1933) S. 193.

d. Disquisition on India

Die Wiederentdeckung der Neuen Welt durch Columbus und die sich daran anschließende Eroberung weiter Teile des Landes durch die Spanier und Portugiesen war das eine Ereignis, welches in wirtschaftlicher und machtpolitischer Hinsicht nicht ohne Rückwirkung auf das Kräftespiel der europäischen Mächte bleiben konnte, das andere war *the opening of a direct course of navigation to the East Indies, by the Cape of Good Hope*[74]. Dem ersteren widmete Robertson seine Aufmerksamkeit in der „History of America", dem zweiten galt seine „Disquisition on India".

Wie schon der Titel dieses zwei Jahre vor seinem Tode veröffentlichten Alterswerkes ausweist *(An Historical Disquisition concerning the Knowledge which the Ancients had of India; and the Progress of Trade with that Country prior to the Discovery of the Passage to it by the Cape of Good Hope)*, trägt es nicht wie seine früheren Werke den Charakter einer Darstellung, sondern den einer wissenschaftlichen Untersuchung, die — wie Robertson im Vorwort ausführt — zunächst nur zur eigenen „Unterhaltung" und Belehrung geschrieben wurde, ohne die Absicht, sie für ein breiteres Publikum zu veröffentlichen. In ihr tritt ein — schon in der History of America anklingendes[75] — lebhaftes Interesse an wirtschaftlichen Fragen zu Tage, das auf Anregungen zurückgehen dürfte, die der ihm befreundete in Glasgow lehrende Adam Smith 1776 durch Veröffentlichung seines für die moderne Nationalökonomie grundlegenden Werkes „The Wealth of Nations" gab. Wenn auch Robertson sich in seinem letzten Werk auf die Zeit vor 1500 beschränkte, so galt doch seine Untersuchung einem Problem, das für die Geschichte des europäischen Staatensystems bis in unsere jüngste Vergangenheit von größter Wichtigkeit bleiben sollte: der Frage nach dem Zusammenhang zwischen wirtschaftlichem Potential und politischer Macht. So sollte seine Studie über Indien nachweisen *how much that great branch of commerce has contributed, in every age, to increase the wealth and power of the nations which possessed it*[76].

Aufschlußreich aber für die Frage nach dem „Kulturhistoriker" Robertson sind die grundsätzlichen Ausführungen, die er in seinem Alterswerk über die Einbeziehung „kulturgeschichtlicher" Themen in den Rahmen eines Geschichtswerkes macht. Erörterungen über *the climate, the soil, the productions, and the inhabitants of India* verweist er mit folgender Begründung in den Anhang zu seiner Untersuchung:

[74] *DI*, Appendix, S. 568.
[75] Vgl. z. B. die Bezugnahme auf *Adam Smith* in *HA*, II, S. 317, S. 350, S. 352.
[76] *DI*, Preface, S. 505. Sperrungen vom Verf.

To enter into any detail with respect to these in this place would be premature; but as the subject, though curious and interesting, will lead unavoidably into discussions not well suited to the nature of an historical work, I shall reserve my ideas concerning it for an Appendix, to be annexed to this Disquisition[77]. Zwar besitzt Robertson Interesse für „kulturgeschichtliche" Dinge — sie sind ihm *curious and interesting* —, aber er sieht doch in einer eingehenden Beschäftigung mit ihnen nicht wie Voltaire eine Hauptaufgabe der Geschichtsschreibung. Ja, er empfindet sie sogar als dem „Wesen" *(nature)* eines geschichtlichen Werkes nicht entsprechend. Gemäß seiner Auffassung von der *dignity of history* soll sich der Historiker vornehmlich mit den *great transactions,* mit den bedeutsamen Ereignissen der politischen Geschichte, befassen.

Zu Beginn des „Appendix", den er seiner „Disquisition on India" beifügt, bemerkt er wiederum, daß eine ausführliche Betrachtung dieser „kulturhistorischen" Erscheinungen nicht eigentlich Gegenstand einer historischen Untersuchung sein könne, sie falle vielmehr in den Bereich des „philosophischen Forschers". *Were I to enter upon this wide field with an intention of surveying its whole extent; were I to view each object which it presents to a philosophical inquirer, under all its different aspects, it would lead me into researches and speculations, not only of immense length, but altogether foreign from the subject of this Disquisition*[78]. — Wollte Voltaire als Philosoph an die Geschichte herangehen, seinen Lesern „Philosophie der Geschichte" bieten[79], so trennt Robertson im Gegensatz zu ihm den Historiker vom „philosophischen Forscher". Dem „philosophischen Forscher" weist er in erster Linie jene Themen zu, die in den Bereich der „Kulturgeschichte" fallen; der Historiker aber findet seinen eigenen Forschungsgegenstand im Bereich der politischen Geschichte im engeren Sinne.

★

Von einem stürmischen Protest gegen die militärische und diplomatische Geschichte wie bei Voltaire kann also bei Robertson keine Rede sein. Im Gegenteil! Seine historische Fragestellung, die, wie wir nachweisen konnten, sich durch seine Werke von der History of Scotland bis zur Disquisition on India zieht, entstammt dem Themenbereich der diplomatischen Geschichte. In die Genesis des modernen europäischen Staatensystems einzudringen und die in ihm wirkenden Kräfte aufzuzeigen, das war sein

[77] *DI*, S. 516. Sperrungen vom Verf.
[78] *DI*, S. 593. Sperrungen vom Verf.
[79] *Meinecke,* Historismus, S. 77.

historiographisches Anliegen. Im Rahmen dieses Gesamtproblems muß seine Geschichtsschreibung gesehen, von hier aus müssen die Akzente gesetzt werden, nicht aber von einer isolierenden, den Blick auf das Ganze verlierenden Betrachtung jener vielgerühmten „Einleitung" zur Geschichte Karls V.

III. Robertsons Stellung in der Geschichtsschreibung des europäischen Staatensystems

Durch eine im echten Sinne historische Perspektive unterscheidet sich Robertson von dem oberflächlichen Pragmatismus eines *Bolingbroke*, der in seinen „Letters on the Study and Use of History"[80] die Geschichte des europäischen Staatensystems im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf wenigen Seiten abhandelt, um erst mit dem Pyrenäischen Frieden den geschichtlichen Abriß ausführlicher werden zu lassen. Allerorts spricht aus seiner Schrift der Politiker, der sich einen unmittelbaren Nutzen nur aus einem genauen Studium der allerjüngsten Vergangenheit verspricht. Nach Robertsons Ansicht aber wurden die Grundlagen der europäischen Politik des 18. Jahrhunderts bereits im 16. Jahrhundert gelegt, als das moderne Staatensystem und mit ihm der Gedanke des politischen Gleichgewichts zum ersten Male in das volle Licht der Geschichte traten. Aber auch dieses 16. Jahrhundert bietet sich ihm nicht etwa als eine in sich abgeschlossene Epoche dar. Es ist Ergebnis einer tausendjährigen Entwicklung. Robertson kennt im Sinne der „historischen Katastrophentheorie" — wie sie z. B. Bolingbroke vertrat — keine Epochen, die als in sich geschlossene Komplexe von Ursachen und Wirkungen sauber von einander geschieden werden könnten. In allen seinen Werken macht sich vielmehr das Bestreben geltend, die Kontinuität des geschichtlichen Lebens aufzuweisen[81].

---

[80] *Bolingbroke* schrieb die „Letters" während seines zweiten Exils in Frankreich um das Jahr 1735. Sein Freund *Pope* veranlaßte 1738 in London den ersten um einige Partien gekürzten Druck; die Ausgabe kam jedoch nicht ins Publikum, die wenigen ausgedruckten Exemplare gingen an einzelne Freunde. 1752 besorgte *Mallet* die erste vollständige Ausgabe. Über B.s Geschichtsauffassung vgl. *W. Ludwig*, Lord Bolingbroke und die englische Aufklärung, Eine Untersuchung seiner Geschichtsauffassung und Staatstheorie (Heidelberg 1928).

[81] Im Unterschied zu *E. Fueter* a. a. O. S. 369, *F. Schnabel* a. a. O. S. 251, *H. E. Barnes*, Encycl. Americana 14 (1947) S. 230 und *H. Ritter von Srbik* a. a. O. Bd. I, S. 119 sehen wir in Robertson nicht den „vielleicht wichtigsten Vertreter der historischen Katastrophentheorie", sondern einen Vorläufer modernen Kontinuitätsdenkens, vgl. im einzelnen dazu den Abschnitt „Zum Problem der historischen Periodisierung" in der Diss. des Verf. S. 154 ff., wo auch auf Bolingbroke näher eingegangen ist.

So schweift sein Blick bei der Erforschung der Geschichte des europäischen Staatensystems zurück bis ins frühe Mittelalter[82]: Völkerwanderung und Kreuzzüge charakterisiert er als die beiden wichtigen Etappen in der Entstehungsgeschichte des europäischen Staatensystems; jene schafft die Grundlagen für die nationale Differenzierung der europäischen Staatenwelt, diese geben den Anstoß zur Überwindung des mittelalterlichen Feudalsystems und ebnen so den Weg für die Entwicklung moderner in sich geschlossener Staatsverbände. Das Mittelalter endet nicht erst mit dem Anbruch der Reformation, schon im 13., 14. und 15. Jahrhundert vollziehen sich die entscheidenden Wandlungen[83]: während die Mitte und der Süden Europas, das Reich und Italien, in politischer Zersplitterung verharren, drängt der Westen des Kontinents, Spanien, Frankreich und England, zur Ausformung in sich geschlossener „Nationalstaaten". Auf innerstaatlichem Gebiet schreitet hier die Überwindung feudaler Machtzersplitterung fort und führt zu stärkerer Konzentration politischer Macht und Entscheidungsbefugnis in den Händen der Monarchen. Aus einem isolierten Nebeneinander der europäischen Staaten wird allmählich ein Miteinander und Gegeneinander. Ständige Gesandtschaften, die eine immer weitere Verbreitung an den europäischen Fürstenhöfen finden, gestatten eine dauernde unmittelbare Fühlungnahme von Regierung zu Regierung. Die Staaten wachsen zu Partnern eines Staatensystems zusammen, das unter der Regierung Karls V. seinen ersten Hegemonialkampf zu bestehen hat. Mit wachsamen Augen wird das Verhalten jedes einzelnen Staates von den übrigen Partnern verfolgt — das Dasein der Staaten ist der Isolation enthoben. Koalitionen und Gegenkoalitionen — bei denen auch die Kleinstaaten an politischem Gewicht gewinnen — beginnen einander abzulösen, um das Gleichgewicht zwischen den Mächten aufrechtzuerhalten und die Existenz der Partner im System zu sichern. Seit dem Italienzug Karls VIII. steht der Gedanke des politischen Gleichgewichts als leitende Maxime über der modernen europäischen Geschichte. Kampf gegen die Übermacht eines einzelnen Partners *(universal monarchy, pre-eminence of power, superiority of power)* durch Wahrung eines auf Bündnisabmachungen beruhenden Gleichgewichts der Mächte — so lautet das Lebensprinzip dieses Staatensystems! Eine

[82] Robertsons Anschauung vom Staatensystem kann hier nur skizzenhaft umrissen werden, ausführlich ist sie dargestellt im 4. Kap. der Diss. des Verf. S. 125 ff. „Die Verwirklichung des historiographischen Anliegens: das europäische Staatensystem in der Sicht Robertsons."

[83] In diesem frühen Ansatz befindet sich Robertson in Übereinstimmung mit den Ergebnissen der modernen Geschichtsforschung, wie sie bes. von *A. Brackmann*, *W. Kienast* und *W. Näf* vorgetragen worden sind. Zusammenfassend jetzt *W. Näf*, Die Epochen der neueren Geschichte, Bd. 1 (Aarau 1945).

Balance-of-power-Politik (im Innern eines Staates wie in den Beziehungen der Staaten untereinander) dient der Erhaltung von Ruhe, Ordnung und Frieden *(tranquillity, order and peace)*, sichert Freiheit und Unabhängigkeit *(freedom and independence)* des Einzelnen und der Völker; unter ihrem Schutz kann sich das geistige und kulturelle Leben der Nationen voll entfalten.

So selbstverständlich uns heute diese Schau anmutet, für die englische Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts war sie durchaus nicht selbstverständlich.

1. Galt es doch zunächst, die in den beiden Lagern der Whigs und Tories festgefahrene Parteigeschichtsschreibung zu überwinden[84]. Robertsons methodische Besinnung auf die Natur des historischen Quellenmaterials, das er in *history* (= schriftliche Überlieferung), *tradition* (= mündliche Überlieferung) und *monuments* (= Überreste und Denkmäler) einteilte, ließ ihn über jene engstirnige Parteigeschichtsschreibung hinauswachsen. Ihren Vertretern gegenüber, die die Maßstäbe historischer Kritik bereitwillig aus den Programmen ihrer Partei bezogen, verlangte er, daß der Historiker sich in Forschung und Urteilsbildung von derart einseitigen Bindungen frei halten müsse. Von Zeit zu Zeit solle er seinen Lesern sogar Einblick in den Gang der Beweisführung gewähren, sie an der Urteilsbildung in freier Entscheidung mitwirken lassen und nicht versuchen, ihnen mit apodiktischer Gewißheit sein Urteil als das allein richtige aufzuzwingen. Geschichtliche Ereignisse müssen aus den Bedingungen i h r e r Zeit verstanden werden; es gezieme dem Historiker nicht, mit den Maßstäben seiner eigenen Zeit über sie zu Gericht zu sitzen.

2. Auch was die literarische Form, den Aufbau seiner Werke anbetrifft, mußte Robertson mit Traditionen der bisherigen englischen Geschichtsschreibung brechen[85]. Seit Polydor Vergil, dem Begründer der modernen englischen Nationalgeschichtsschreibung, folgt die englische Historiographie bei der Darstellung ihrer vaterländischen Geschichte einem bestimmten Schema: der historische Stoff wird aufgeteilt nach den Regierungsjahren der Könige, in der Schilderung der Begebenheiten hält man sich zumeist streng an die chronologische Abfolge. Biographisches und annalistisches Prinzip werden miteinander verknüpft. Bis ins 18. Jahrhundert blieb diese Tradition lebendig. Sie spiegelt sich noch deutlich in Humes „History of England“ und in Gibbons „History of the Decline and Fall of the Roman Empire“. Im ganzen gesehen hat Robertson die

---

[84] Näheres Kap. 3, Abschnitt a „Überwindung der älteren englischen Parteigeschichtsschreibung“ in der Diss. des Verf. S. 90 ff.

[85] Vgl. Kap. 3 der Diss. des Verf. Abschnitt c: „Geschichte und Biographie“ und Abschnitt d: „Geschichte und Annalistik“, S. 114 ff. und 118 ff.

annalistische Tradition nicht in dem Maße überwinden können wie die biographische.

3. Mit Recht hat die Forschung immer wieder auf die „Insellage" hingewiesen, um gewisse Eigentümlichkeiten im Charakter des englischen Volkes, im Denken und Handeln, zu erklären[86]. „Die geographischen Grundlagen haben mit der Ideenwelt des Briten auf jeglichem Gebiet eine hundertfältige Verbindung eingegangen" [87], im Bereich der Geschichtswissenschaft führte sie zu einer insularen Verengung der Perspektive. So umfaßt *Humes* Interesse zwar die ganze Menschheit — ihn fesselt ihr Aufstieg von der Barbarei zur Zivilisation —, aber seine Geschichtsschreibung trägt doch in der Hauptsache insularen Charakter. Mit europäischer Geschichte hat er sich kaum beschäftigt, in der englischen ist er nur im 17. Jahrhundert wirklich „zu Hause" [88]. Es gelingt ihm nicht, die Verwebung der englischen Geschichte in die allgemeine abendländische deutlich werden zu lassen. Ansätze zu einer sich über die „insulare" Betrachtungsweise erhebenden universalen Geschichtsschreibung bieten *Lord Bolingbrokes* „Letters on the Study and Use of History", deren Kenntnis wir allerdings bei Robertson nicht nachweisen können. Auch trennen den Schotten Welten von dem historischen Dilettanten Bolingbroke, für den Geschichtsschreibung letzten Endes doch nur im Dienst der historischen Rechtfertigung seines politischen Handelns steht. Auch das kompilatorische Kollektivunternehmen der zwischen 1736 und 1765 in London erschienenen großen englischen Weltgeschichte, die in der Kurzfassung von Gray und Guthrie weite Verbreitung fand[89], vermag einer auf die tieferen Zusammenhänge und Triebkräfte der europäischen Politik im 16. Jahrhundert gerichteten Geschichtsschreibung nur wenig zu bieten, da es ihr an einer die Einzelgeschichten der Nationen zusammenfassenden Schau, an historischer Perspektive, mangelt. Obwohl sie den gesamteuropäischen Bereich, ja sogar den nordafrikanischen und asiatischen Schauplatz einbezieht, weist sie kaum Verwandtschaft mit der Auf-

---

[86] Vgl. Kap. 3 der Diss. des Verf. Abschnitt e: „Insulare Tradition und europazentrische Universalgeschichte", S. 120 ff.

[87] *W. Bargatzky*, Der Sinn der englischen Festlandspolitik (München 1939) Einführung S. 5. Wie stark auch im heutigen England das „Inselbewußtsein" noch ist, beweist eine Äußerung von Außenminister Eden auf der Londoner Konferenz im Oktober 1954: „Wir sind immer noch ein Inselvolk in Gedanken und Tradition, was immer die Tatsache der modernen Waffen und Strategie auch erzwingen mag" (FAZ vom 1. 11. 54).

[88] Dazu *T. P. Peardon* a. a. O. S. 22 f.

[89] *Universal History* from the Earliest Account of Time to the Present (London 1736—1764). Titel der Kurzfassung: A General History of the World (London 1764/67); deutsche Übersetzungen erschienen in Halle 1764 ff. u. Leipzig 1765 ff.

klärungshistoriographie auf. Sie bleibt vielmehr ein „gläubig frommes Werk“, das die theologische Geschichtsauffassung noch nicht überwindet[90]. Anregungen für seine die „insulare“ Tradition überwindende Geschichtsschreibung fand Robertson in den Schriften Voltaires, der in Anknüpfung an den letzten bedeutenden Vertreter mittelalterlich-augustinischer Geschichtsschau, Bossuet, die exklusiv kirchliche Universalgeschichte hinter sich gelassen hatte[91].

Wenn auch Robertson in der „Einleitung“ zur Geschichte Karls V. dankbar bekennt, viele Anregungen aus *Voltaires* Schriften geschöpft zu haben[92a], so reicht doch diese einmalige Bezugnahme nicht aus, ihn einen „Schüler“ des Franzosen zu nennen. Ganz abgesehen davon, daß er an dieser Stelle die historische Methode Voltaires tadelt, ist die historiographische Intention des Schotten — wie unsere Untersuchung erwiesen haben dürfte — eine ganz andere als die des Franzosen. Was Voltaire aus dem Reich der Geschichtsschreibung verbannt wissen wollte, die ausführliche Schilderung diplomatischer und militärischer Aktionen, wird für Robertson zum Hauptgegenstand seiner Geschichtsschreibung; was jener gerne vernachlässigte, um die großen Linien herauszuarbeiten, das historische Detail[92b], wird von diesem zuweilen mit minutiöser Sorgfalt gepflegt; was Voltaire als Ballast jeder anspruchsvollen Geschichtsschreibung empfand, die ausführliche Begründung der eigenen Thesen aus Quellen und Literatur, erhebt Robertson neben der künstlerischen Gestaltung zur Grundforderung eines jeden Geschichtswerkes; was sich jenem als „historische Nacht“ darstellte, das Mittelalter bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, wird für diesen zu einem Zeitalter, in dem sich überall in die moderne Geschichte weisende Ansätze staatlicher Neuordnung aufspüren lassen; was Voltaire weitgehend verschlossen blieb, das Innenleben der

---

[90] Nachweis bei *E. Fueter* a. a. O. S. 322.

[91] Die Marquise du Châtelet hatte den bis auf Karl den Großen reichenden Discours sur l'histoire universelle Bossuets gelesen und wünschte von ihrem Freunde Voltaire eine Fortführung des Werkes. Über die Unterschiede zwischen Bossuet und Voltaire vgl. *H. Morf*, Bossuet und Voltaire als Universalhistoriker, in dessen: Aus Dichtung und Sprache der Romanen, Vorträge und Skizzen (Straßburg 1903) S. 300 ff.

[92a] *HCH* V, I, S. 524.

[92b] Beim Lesen der Korrektur stoße ich auf den Aufsatz von *A. Momigliano*, Gibbon's Contribution to Historical Method, Historia Bd. 2 (1954), S. 450—463; auf S. 453 führt M. einen in diesem Zusammenhang besonders charakteristischen Ausspruch Voltaires vom Jahre 1738 an: „Malheur aux détails! c'est une vermine qui tue les grands ouvrages“ (Oeuvres complètes, Correspondance III, 1880, S. 30). Wir werden an anderer Stelle auf die anregende Studie von M. zurückkommen, der sich S. 456 f. auch über Gibbon und Robertson äußert.

Staaten, untersucht Robertson mit besonderer Sorgfalt und Liebe zum Gegenstand. Diese Unterschiede, die sich nicht auf belanglose Einzelfragen erstrecken, sondern grundsätzlicher Natur sind, gestatten es nicht, den Schotten einen „Schüler Voltaires" zu nennen.

Will man schon von Einflüssen französischen Geistesgutes auf Robertsons Gedankenwelt sprechen, so könnte man mit größerer Berechtigung auf *Montesqieu* verweisen. Ihn zitiert Robertson häufig [93] und rühmt an ihm *usual discernment and accuracy* [94], *industry* und *sagacity* [95]; mit ihm teilt Robertson die Anschauung vom bestimmenden Einfluß der Verfassung auf das Leben eines Volkes, seine Ausführungen über die *beneficial effects of commerce* stimmen nahezu wörtlich mit den Gedanken Montesquieus überein [96]. Die nachgelassenen Betrachtungen Montesquieus über die Universalmonarchie in Europa [97] — in denen im Unterschied zum „Esprit des lois" Fragen der auswärtigen Politik zur Debatte stehen — lassen eine Übereinstimmung auch ihrer auf das europäische Staatensystem bezogenen Gedanken erkennen; die Schrift ist in ihrem Kern eine Verteidigung der Lehre vom europäischen Gleichgewicht gegen die Gefahren einer Universalmonarchie. Dennoch möchten wir Robertson keinen „Schüler" Montequieus nennen, wie wir es abgelehnt haben, in ihm nur einen „Schüler" Voltaires zu sehen; er ließ sich von den Franzosen und von Adam Smith [98] anregen, seine Geschichtswerke aber stellen in Problemstellung und in der methodischen Bewältigung eine durchaus eigenständige Leistung dar.

Seine geschichtliche Fragestellung rückt ihn in die Nähe der Göttinger Historiker des 18. Jahrhunderts [99]. In der hannoverschen Universität entstand eines der „Zentren des Bestrebens, in den weiten Gefilden der neue-

---

[93] Siehe z. B. *HCH V*, I, S. 292 f., S. 297, S. 364, S. 386, S. 397, S. 400, S. 409 S. 432, *HA* I, S. 365, *HA*, II, S. 427.

[94] *HCH V*, I, S. 297.

[95] *HCH V*, I, S. 386.

[96] *HCH V*, I, S. 109 f. Dazu *Montesquieu*, Esprit des lois, Buch 20, Kap. 1 und 2.

[97] Es handelt sich um eine von M. zwischen 1721 und 1724 verfaßte Jugendschrift, die eine offene Kritik an der Außenpolitik Ludwigs XIV. enthielt und darum vom Verf. aus dem bereits begonnenen Druck wieder zurückgezogen werden mußte. Erst Ende des 19. Jhs. wurde sie aus seinem Nachlaß herausgegeben. Vgl. dazu die Einleitung in der Übersetzung von *H. Trescher*, Montesquieu, Betrachtungen über die Universalmonarchie in Europa (Leipzig o. J., 1919).

[98] Über Robertson und Adam Smith vgl. die Diss. des Verf. S. 85, 145 und 177.

[99] Zur Geschichtsschreibung und Geschichtswissenschaft außer der in *Anm. 6* angegebenen Literatur: *K. Hunger*, Die Bedeutung der Universität Göttingen für die Geschichtsforschung am Ausgang des 18. Jahrhunderts (Diss. Lpz. 1932); *ders.*, Die Göttinger Historiker, Arch. f. Kulturgesch. 28 (1938) S. 107 ff.

ren Geschichte ein politisches Leitprinzip zu erkennen“ [100]. Schon um die Mitte des Jahrhunderts war hier eine rege Diskussion und literarische Fehde um den Gleichgewichtsgedanken entbrannt [101]. Wenn es dabei zu einer sehr grundsätzlichen Besinnung auf die Struktur des europäischen Staatensystems, auf die völkerrechtliche und politische Bedeutung des Gleichgewichtsgedankens, kam, so war das vor allem dem Umstand zu verdanken, daß in Göttingen Geschichtswissenschaft und Staats- und Völkerrechtslehre in enger Verbindung standen, wie sie z. B. an den englischen Universitäten in der damaligen Zeit unbekannt war [102]. Man knüpfte an die Vorlesungen über „Staatenkunde“ an, wie sie der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte Hermann Conring (1606—1681) in Deutschland eingeführt hatte und deren Absicht es war, die gegenwärtige Verfassung der Staaten darzustellen. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts trat ein historisches Kolleg, in dem die geschichtliche Entwicklung der Staaten aufgerollt wurde, hinzu, etwa in der Art von Pufendorfs „Einleitung zur Historie der vornehmsten Reiche und Staaten“ (1682). *Gottfried Achenwall* (1719—1772) tat schließlich einen bedeutenden Schritt vorwärts, indem er Vorlesungen über die Geschichte des Staatensystems in den Universitätsunterricht einbaute. Im Unterschied zu einer isolierten Betrachtung der europäischen Staaten, wie sie in den Vorlesungen über Staatenkunde üblich war, wollte er die „allgemeineren europäischen Staatshändel“ in ihrer gegenseitigen Verflechtung und wechselseitigen Bedingtheit darstellen [103]. Zu diesem Zweck schlug er vor, die größeren „Staatshändel“ aus der Geschichte der einzelnen Völker herauszunehmen und in einem besonderen Fach zu vereinen. Was in Göttingen an historischen und politischen Einsichten, an staats- und völkerrechtlichen Erkenntnissen über das europäische Staatensystem von Historikern und Juristen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zusammengetragen wurde, gipfelte

---

[100] *H. v. Srbik* a. a. O. Bd. I, S. 123.

[101] 1741 veröffentlichte *J. J. Schmauss* seine „Historie der Balance von Europa“, in der mit umständlicher Genauigkeit Bündnis- und Friedensverträge analysiert werden, um den „Zustand Europas“ zur Anschauung zu bringen. 1744 suchte der Jurist *L. M. Kahle* in einer Dissertation „Commentatio iuris publici de trutina Europae, quae vulgo appellatur die Balance von Europa“ den Gleichgewichtsgedanken als Grundsatz des Völkerrechts zu erweisen. Gegen ihn verfaßte *J. G. G. von Justi* eine Gegenschrift „Die Chimäre des Gleichgewichts von Europa“ (1758), worin er den Gleichgewichtsgedanken eine Fiktion und Ummäntelung egoistischer Machtpolitik nannte.

[102] In Göttingen wurde z. B. die europäische Staatengeschichte nicht von den Hauptvertretern der Geschichte, *Köhler* und *Gatterer*, gelesen, sondern von *Gebauer, Schmauss* und *Achenwall*, vgl. *H. v. Caemmerer* a. a. O. S. 278.

[103] Vgl. dessen „Entwurf der allgemeineren europäischen Staatshändel des 17. und 18. Jahrhunderts“ aus dem Jahre 1756.

schließlich in Arnold Hermann Ludwig Heerens „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems“ [104].

Ohne uns in Einzelheiten zu verlieren, seien einige Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen *Heeren* und *Robertson* hervorgehoben [105]: Für beide gehört das europäische Staatensystem zu den großen Erscheinungen, die die Weltgeschichte bisher hervorgebracht hat; der Charakter des Staatensystems wird bestimmt durch die innere Freiheit und die wechselseitige Unabhängigkeit seiner Glieder. Sowohl Robertson wie Heeren betonen die Wichtigkeit auch der mittleren und kleinen Nationen im Staatensystem und weisen auf die Bedeutung der Reformation für die politische Geschichte des modernen Europa hin. Wie Robertson so wendet sich auch Heeren gegen eine vereinfachende mechanistische Auffassung des Gleichgewichtsprinzips. „Ein neuer Sprachgebrauch will zwar“, schreibt Heeren, „daß man die Staaten nicht als solche (d. i. als eine Gesellschaft unabhängiger Personen, Verf.), sondern als Maschinen betrachten soll (eine Vorstellungsart, welche in Europa schon die Verschiedenheit der Verfassungen widerlegt); wenn es aber nicht einmal möglich ist, ein Heer zu einer bloßen Maschine zu machen (sonst würde keines fliehen), wie wäre es mit einer bürgerlichen Gesellschaft möglich [106]?“

Es wäre jedoch ungerechtfertigt, wollte man Robertson mit Heeren auf eine Stufe stellen. Was bei Robertson in Ansätzen spürbar wird, gelangt in der handbuchartigen Darstellung Heerens zu systematischer Verarbeitung und Durchdringung. Heeren faßt den Plan, die Geschichte des Staatensystems in den letzten drei Jahrhunderten zu schreiben, während Robertson, von Einzelstudien herkommend, immer wieder von einem anderen Standort in das innere Leben dieses Systems eindringt. In meisterhafter Konzentration verliert Heeren selten seine leitenden Gesichtspunkte — Staatensystem und Gleichgewicht — aus dem Auge, während bei Robertson dieselben Leitmotive bisweilen von einer Freude am historischen Detail und einer farbigen Erzählkunst überspielt werden. Stärkere Konzentration auf das Wesentliche, auf die Brennpunkte in den Beziehungen der Staaten untereinander, bewußtes Vernachlässigen der

---

[104] *A. H. L. Heeren,* Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien, 1. Aufl. Göttingen 1809, 4. Aufl. 2 Teile Göttingen 1822. Wie sehr sich Heeren dieser staats- und völkerrechtlichen Tradition verpflichtet wußte, mag eine rhetorische Frage aus der Vorrede zur ersten und zweiten Ausgabe seines Handbuches verdeutlichen: ... „Wer kann ohne vertraute Bekanntschaft mit dem ganzen Kreise der Staatswissenschaft neuere Geschichte Europas behandeln?“ (a. a. O. Teil I S. IX).

[105] Zu *Robertson* vgl. die Diss. des Verf. S. 133 ff., *Heeren* a. a. O. S. V, VI, 6, 13 u. 19.

[106] *Heeren* a. a. O. S. VI.

innerstaatlichen Entwicklung, soweit deren Kenntnis für ein Verständnis der außenpolitischen Verwicklungen nicht unbedingt erforderlich ist, das sind unbestreitbare Vorzüge von Heerens Darstellung. Er fühlt sich am Ende einer Epoche: statt des beschränkten europäischen Staatensystems der verflossenen Jahrhunderte erblickt er bereits die Elemente zu einem freieren und größeren, mit Macht sich erhebenden Weltstaatensystem[107]. Robertson ist noch ganz der Sohn des Jahrhunderts des europäischen Gleichgewichts. Während er mehr den Auseinandersetzungen der europäischen Mächte im rein machtpolitischen Bereich nachgeht und sich darauf beschränkt, den Gleichgewichtsgedanken als leitende Maxime politischen Handelns nachzuweisen, sucht Heeren immer wieder zu den „inneren Triebfedern" des Geschehens vorzustoßen. Er spricht von den Staaten als moralischen Personen, und das Staatensystem ist demgemäß für ihn eine „Gesellschaft moralischer Personen", in der notwendig gewisse allgemeine Ideen herrschen, in denen die Maximen politischen Handelns letztlich gegründet sind. Dabei denkt er weder an ein allgemeines System, noch glaubt er, daß diese Ideen ihrer Natur nach unveränderlich seien. Jedes Zeitalter ist von eigenen Ideen bestimmt; sie richtig zu erfassen und die aus ihnen entspringenden Maximen darzustellen, das ist sein eigentliches Anliegen[108]. — Im Unterschied zu Robertson, der stets nur von einem *political system* spricht, trennt Heeren die Geschichte eines nördlichen Staatensystems von der eines südlichen; das erste umfaßt Rußland, Schweden, Polen und Dänemark, letzteres die übrigen Staaten[109]. — Nach einigen grundsätzlichen Vorbemerkungen über den allgemeinen Charakter und die Hauptidee seines Werkes läßt Heeren ohne viel Umschweife seine Darstellung mit dem Jahre 1492 beginnen; Robertson hingegen eröffnet seine Geschichte Karls V. mit einer umfangreichen „Einleitung", um zunächst Klarheit über die Entstehungsgeschichte des modernen Staatensystems zu gewinnen. Heeren lehnt derartig ausführliche Exkurse in die Vergangenheit ausdrücklich ab[110].

Zweifellos haften Robertsons Werken gegenüber Heerens Versuch viele Mängel an. Man sollte jedoch bei einer abschließenden Beurteilung nicht vergessen, daß Heeren auf gefestigten, von Staats- und Völkerrechtslehre befruchteten Traditionen aufbauen konnte, auf einer Geschichtsschreibung, die sich über ein halbes Jahrhundert lang intensiv mit den Problemen des Staatensystems auseinandergesetzt hatte und ihrerseits von der noch älteren „Interessenlehre" der Staaten befruchtet wurde, während Robert-

[107] *Heeren* a. a. O. S. XII.
[108] *Heeren* a. a. O. S. VII.
[109] *Heeren* a. a. O. S. 17.
[110] *Heeren* a. a. O. S. XI.

son für die englische Geschichtsschreibung auf weite Strecken Neuland erschließen mußte. Zu berücksichtigen bleibt auch, daß dem der deutschen Sprache unkundigen Schotten Werke der deutschen Geschichtschreibung unzugänglich blieben, soweit sie nicht ins Englische, Französische oder Spanische übersetzt waren. Wir dürfen mit Recht die Eigenständigkeit der Robertsonschen Geschichtsschreibung auch gegenüber der zeitgenössischen deutschen Historiographie betonen. Selbst ein so guter Kenner der Materie wie Heeren hat Robertsons Geschichte Karls V. ein „in jeder Rücksicht klassisches Werk“ genannt[111].

In der Tat sind darin Grundgedanken über das europäische Staatensystem vorgetragen, die dann durch Rankes Darstellungen zum Traditionsgut deutscher Geschichtsschreibung im 19. und 20. Jahrhundert wurden. Ein Vergleich mit *Rankes Reformationsgeschichte* aber läßt — trotz vieler Gemeinsamkeiten — einen grundlegenden Unterschied im methodischen Ansatz erkennen. Beide Historiker behandeln in ihren Werken dieselbe Epoche. Robertson will, wie wir gesehen haben, die „*great transactions*“, die bedeutsamen politischen Ereignisse, insbesondere die Wandlungen des europäischen Staatensystems darstellen und vollzieht zu diesem Zweck bewußt eine scharfe Trennung zwischen Profangeschichte und Kirchenhistorie[112]. Dadurch erhält sein Werk eine nicht zu leugnende, durch die spezifische Fragestellung bedingte, einseitige Ausrichtung auf das politische Geschehen. Durch diese Scheidung der Aufgabenbereiche von Kirchengeschichtsschreibung und Profangeschichtsschreibung will er sich der Gefahr einer religiös-dogmatisch gefärbten Darstellung entziehen. Es bleibt allerdings sehr die Frage, ob Robertson durch eine solche Trennung der Aufgabenbereiche dem Zeitalter Karls V. überhaupt gerecht zu werden vermochte. Denn in kaum einer anderen Epoche der neueren Geschichte sind religiöse und politische Fragen so eng ineinander verzahnt wie damals, und es dürfte kaum genügen, daß man sein Augenmerk jeweils nur auf die Auswirkungen religiöser Bewegungen im politischen Raum lenkt, ohne auf die religiöse Problematik selbst einzugehen. Im Unterschied zu Robertson ist sich Ranke dessen voll bewußt, wenn er in der Einleitung zur Reformationsgeschichte schreibt: „In Schule und Literatur mag man kirchliche und politische Geschichte von einander sondern: in dem lebendigen Dasein sind sie jeden Augenblick verbunden und durchdringen einander. ... Daher kommt es eben, daß die kirchliche Geschichte nicht ohne die politische, diese nicht ohne jene zu verstehen ist. Erst die Kombination von beiden läßt die eine und die

---

[111] *Heeren* a. a. O. S. 44.

[112] Vgl. dazu den Abschnitt „Trennung von Kirchengeschichte und Profangeschichte“ in der Diss. d. Verf.s S. 110 ff.

andere in ihrem wahren Lichte erscheinen, und vermag vielleicht zur Ahnung des tieferen Lebens zu führen, aus dem sie beide hervorgehen"[113].

Liegt in der Ausscheidung der Kirchengeschichte zweifellos eine Schwäche des Robertsonschen Werkes, so ist er doch in anderer Hinsicht bereits über Ranke hinausgedrungen. Unter Einfluß seines schottischen Landsmannes und Freundes Adam Smith weitet sich sein Blick vom europäischen Schauplatz in die überseeischen Räume. In stärkerem Maße als Ranke bezieht er die Kolonialgeschichte in seine Forschungen ein und macht auf den Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher und politischer Macht aufmerksam. In seinen Werken können wir einen ersten Einfluß der nationalökonomischen Lehren Adam Smiths wahrnehmen, noch bevor diese in der europäisch-kontinentalen Geschichtsschreibung fruchtbar werden.

Doch wäre es unrichtig, wollte man Robertson bereits der Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts zuordnen, wie sie sich unter Einfluß der deutschen Historischen Schule entwickelt hat. Trotz vieler Gemeinsamkeiten, die ihn mit ihr verbinden[114], gehört er dem 18. Jahrhundert an. Obschon er sich bemüht, neben dem Allgemeinen auch das Besondere, das Eigentümliche, geschichtlicher Erscheinungen zu erfassen und zu beschreiben[115], so fehlt ihm doch noch der „lebendige Sinn für das Individuelle". den Meinecke als charakteristisch für die Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts bezeichnet hat[116]. Zwar mahnt Robertson, die Vergangenheit nicht vorschnell von der Höhe der eigenen Zeit zu beurteilen, historische Persönlichkeiten, literarische Werke, ja ganze Völker nicht mit Maßstäben zu messen, die dem Denken einer späteren Zeit entnommen sind, aber er selbst hält doch diesen methodischen Grundsätzen nicht immer die Treue. Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf seine in der Staatsauffassung des aufgeklärten Absolutismus wurzelnde Verdammung des mittelalterlichen Lehnssystems[117], wir erinnern an die scharfe Verurteilung, die er dem religiösen Anliegen der Kreuzzugsbewegung an-

---

[113] *L. v. Ranke*, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, hrsg. von *P. Joachimsen*, Bd. I, München, 1925, S. 1 f.

[114] Vgl. dazu im einzelnen die Darlegungen über die „Methodischen Voraussetzungen" für Robertsons Geschichtsschreibung, Kap. 3 der Diss. d. Verf., S. 89 ff.

[115] Häufig begegnet man in seinen Werken solchen das „Eigentümliche", das „Einmalige" des Geschilderten charakterisierenden Worten wie „singular" und „singularity", „peculiar" und „peculiarity", vgl. z. B. *HCH V*, I, S. 198. S. 208, S. 209; *HA* I, S. 324; II, S. 308, S. 322, S. 328.

[116] *F. Meinecke*, Historismus, S. 1 ff. und S. 247.

[117] Vgl. die Diss. des Verf. S. 107 ff. und S. 127.

gedeihen läßt[118], an sein beredtes Bekenntnis zur Freihandelslehre Adam Smiths, das ihm den Weg zu unvoreingenommenem Verständnis des merkantilistischen Wirtschaftssystems versperrt[119]. Bei der Auswertung historiographischer Quellen weist er auf die ihnen anhaftende „Perspektivität" hin, ohne jedoch schon genügenden Abstand von seinen eigenen Werken zu haben, um auch ihre Standortgebundenheit zu erkennen[120]. Mit der Vergangenheit befaßt er sich nicht ausschließlich um ihrer selbst willen, nicht nur in der Absicht zu erforschen, „wie es eigentlich gewesen", für ihn ist jede Vergangenheit zugleich auch bezogen auf die eigene Gegenwart. So teilt er mit anderen Historikern des 18. Jahrhunderts — freilich nicht in der oberflächlichen Weise eines Bolingbroke — die pragmatische Geschichtsauffassung, die in der Vergangenheit die „Lehrmeisterin" der Gegenwart und Zukunft erblickt; mit ihnen teilt er auch die Auffassung von der sich zu allen Zeiten gleichbleibenden menschlichen Natur[121].

Und doch bedeuten seine Werke gegenüber der traditionellen englischen Historiographie des 17. und frühen 18. Jahrhunderts einen nicht unerheblichen Fortschritt, und man sollte bei einer Untersuchung über die Begründung der historischen Wissenschaften im England des 19. Jahrhunderts nicht den Anteil unterschätzen, der einer eigenständigen englischen Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung zukommt, die mehr war als eine „Schule Voltaires in England". Man kann die Entstehung der modernen englischen Geschichtswissenschaft auch nicht voll aus den gewiß starken Impulsen erklären, die von der deutschen Historischen Schule des 19. Jahrhunderts, aus dem deutschen „Historismus", auf die Insel hinüberströmten[122]. In der englischen Geschichtsschreibung des 18. Jahrhunderts waren — wie wir am Beispiel Robertsons nachweisen konnten — Grundlagen gelegt, auf denen die Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert weiterbauen konnte. Nicht erst unter dem Einfluß der deutschen universalhistorischen Betrachtung wurde die innerpolitisch orientierte englische Parteigeschichtsschreibung aus ihrer Vorherrschaft verdrängt und durch eine welthistorische Betrachtung ersetzt[123] — die englische Geschichtsschreibung selbst war in nicht geringem Maße an diesem Vorgang beteiligt. Bereits William Robertson hatte — und darin liegt seine Be-

---

[118] Vgl. die Diss. des Verf. S. 129.

[119] Vgl. die Diss. des Verf. S. 145 f.

[120] Vgl. die Diss. des Verf. S. 104 ff.

[121] Vgl. *HA*, II, S. 253, *HCH V*, I, 279 und die Diss. des Verf. S. 47 ff.

[122] Dazu neigt von seiner spezifischen Fragestellung her *K. Dockhorn*, Der deutsche Historismus in England, Ein Beitrag zur englischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts (Göttingen 1950).

[123] *K. Dockhorn* a. a. O. S. 189.

deutung in der Geschichte der englischen Historiographie — die in den großen Auseinandersetzungen zwischen Parlament und Krone wurzelnde parteipolitische Tradition und insulare Verengung überwunden. Er mahnte seine Zunftgenossen, ihren Standort über dem Streit der Parteien zu beziehen und den Blick von der Insel auf den Kontinent und von da in die überseeischen Räume auszuweiten. In klarer Erkenntnis der Bedeutung des Staatensystems für die moderne europäische Geschichte kehrte er einer nationalbeschränkten Geschichtsschreibung den Rücken, indem er forderte:

„*Whoever records the transactions of any of the more considerable European states during the two last centuries must write the history of Europe*“ [124].

---

[124] *HCH V*, I, S. 117. — Zu S. 75 Anm. 55 ist nachzutragen, daß inzwischen eine Ausgabe neuer Hume-Briefe erschienen ist, die mir jedoch bisher nicht zugänglich war: New Letters of David Hume. Edited by *R. Klibansky* and *E. C. Mossner*, Oxford University Press 1955.

Ein unbekannter Brief von Ferdinand Gregorovius

mitgeteilt von Fritz T. Callomon (Philadelphia, USA)

Die wissenschaftlichen Werke des Historikers Ferdinand Gregorovius (1821—1891) nehmen in der deutschen Geschichtsschreibung eine Sonderstellung ein. Sie haben der zünftlerischen Kritik ihrer Zeit standgehalten und sind zum Bildungsgut der folgenden Generationen geworden. Seine „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" ist eine bahnbrechende historische Arbeit und nicht weniger die am Ende seiner Laufbahn veröffentlichte „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter".

Die politischen und geistigen Umwälzungen unserer Zeit haben die Schriften dieses Meisters der historischen Landschaftsschilderung beim Publikum zum Teil in Vergessenheit geraten lassen. Doch seine „Wanderjahre in Italien" leben auch heute noch in jedem Italienfahrer fort. Es ist nur zu begrüßen, daß jetzt auch eine kritische Ausgabe seiner wissenschaftlichen Werke und seiner Briefe erscheint, die das Opus und die Persönlichkeit dieses Historikers der heutigen Generation näherbringt[1].

Der hier mitgeteilte, bisher nicht veröffentlichte Brief von Gregorovius wendet sich gegen einige grundsätzliche Irrtümer der Besprechung seiner „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter" durch Wilhelm Goldbaum in der Wiener Neuen Presse. Er ist von besonderem Wert, weil sich Gregorovius in ihm über seine Art, Geschichte zu schreiben, deutlich ausspricht.

Den Fachgelehrten gegenüber, die seinen Werken eine Zwitterstellung zwischen Wissenschaft und Dichtung zuweisen wollten, war sich Gregorovius stets bewußt, daß ohne „das künstlerische Vermögen und die Einbildungskraft" die Vergangenheit nie zu plastischer Wirklichkeit erstehen kann. Er fühlte sich eins mit Wilhelm von Humboldts Ausführungen in dessen klassischer Abhandlung „Über die Aufgaben des Geschichtschreibers"[2], in der es heißt: „Es mag bedenklich erscheinen, die Gebiete des Geschichtschreibers und Dichters sich auch nur in einem Punkte berühren zu lassen. Allein die Wirksamkeit beider ist unleugbar eine verwandte". Und: „Zwei Wege also müssen zugleich eingeschlagen werden, sich der historischen Wahrheit zu nähern, die genaue, parteilose, kritische Er-

---

[1] Es sind erschienen: „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" Bd. I (Erstes bis sechstes Buch) und Bd. II (Siebentes bis zwölftes Buch). Neu herausgegeben von *Waldemar Kampf*. Benno Schwabe Verlag, Basel 1953/54 (und Wissenschaftliche Buchgemeinschaft, Darmstadt 1953/54). Der gleiche Herausgeber legt, mit einer Einleitung versehen, „Historische Skizzen aus Korsika" vor. Benno Schwabe Verlag, Basel 1954. *Dr. Waldemar Kampf* (Freiburg i. Br.) bereitet auch die historisch-kritische Gesamtausgabe der Briefe von Ferdinand Gregorovius im Auftrag der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften vor.

[2] In: Abhandlungen d. hist.-philos. Klasse d. Kgl. Akademie d. Wiss. Berlin 1822, S. 305—322.

gründung des Geschehenen und das Verbinden des Erforschten, das Ahnden des durch jene Mittel nicht Erreichbaren".

Nach der Beendigung der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" hielt Gregorovius seine Lebensaufgabe für erfüllt[3]. Aber als der bald Sechzigjährige im Frühjahr 1880 zum ersten Mal den klassischen Boden von Hellas betreten hatte, zog ihn der Gedanke, der Geschichte des mittelalterlichen Rom ein Gegenstück in der Geschichte des mittelalterlichen Athen folgen zu lassen, mit magischer Kraft an. Er wußte, daß er Neuland der Forschung betreten mußte. Als Siebenundsechzigjähriger konnte er dem Verlag Cotta mitteilen, daß das Werk dem Abschluß nahe sei. Es sollte ein ungeahnter Erfolg werden: die 1. bis 3. Auflage wurde rasch hintereinander verkauft. Eine Rezension dieses Werkes bildet den Anlaß des folgenden Briefes[4]:

Herrn Wilh. Goldbaum,
Mitredacteur der
N. F. Presse in Wien.

Sehr geehrter Herr,

ich erhielt durch Herrn Johann Batka[5] *Ihren freundlichen Artikel über die Geschichte der Stadt Athen, und danke Ihnen sehr dafür, daß Sie sich der Mühe unterzogen haben, das Buch in der N. F. Pr. zu besprechen, und zwar so bald nach dem Erscheinen desselben. Sie haben viel zu viel Gutes von ihm und mir gesagt, was ich auf Rechnung Ihrer Liebenswürdigkeit setze.*

Gerade weil Sie mit entschiedener Sympathie gegen mich an das Buch gegangen sind, darf ich mir erlauben, Einiges in Ihrer Auffassung meiner Laufbahn als Historiker zu berichtigen.

Ich bin aus der Theologie und Philosophie (als Lieblingsschüler von Carl Rosenkranz)[6] *zur Geschichte gelangt, welche übrigens seit meiner Kindheit mein eifrigstes Studium gewesen ist.*

Nicht die Grabdenkmäler der Päpste[7] *waren meine historische Erstlingsarbeit, sondern die von mir schon 1849 geschriebene Geschichte des Kaisers Hadrian, welche ich dann 1884 neu schrieb*[8].

---

[3] Für alle biographischen Fragen vgl. *J. Hönig,* Ferdinand Gregorovius. Eine Biographie. Stuttgart 1943.

[4] Er umfaßt vier Seiten in Großoktav, wurde durch den Vorbesitzer von der Autographenhandlung O. Salomon (Berlin), Katalog 89 (Nr. 86) erworben und kam im Jahre 1932 in den Besitz des Verfassers.

[5] Städtischer Archivar in Preßburg.

[6] Lebte von 1805—1879, seit 1833 als ord. Prof. auf dem Lehrstuhl Kants an der Universität Königsberg.

[7] Sie erschienen bei Brockhaus, Leipzig 1857. Eine dritte, illustrierte Auflage besorgte F. Schillmann, Leipzig 1911.

[8] Dieses Werk erschien zuerst unter dem Titel „Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit" in Königsberg 1851. „Der Kaiser Hadrian. Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit" lautete der Titel der Neubearbeitung, die in Stuttgart 1884 herauskam.

Das Buch Hadrian führte mich eigentlich in Rom ein. Ich kam dorthin 1852 im Herbst. Schon 1853 faßte ich die Idee zur Geschichte der Stadt Rom; ich begann diese 1855; die Grabmäler der Päpste schickte ich ihr als Orientierungsschrift voraus. 17 Jahre arbeitete ich an der Geschichte der Stadt Rom[9]*, mitten unter ihren Monumenten lebend. Sie sehen daraus, daß ich nicht „als fröhlicher Poet in Jahrzehnten den Süden durchwandern" konnte. Den ersten Band meiner Wanderjahre*[10] *ausgenommen, standen meine in den 4 folgenden Bänden dieser Sammlung niedergelegten Reiseeindrücke wesentlich im Dienst der Geschichte der Stadt Rom, da ich sie mit Forschungen in den Archiven der Landstädte verband.*

Die Geschichte der Stadt Rom beendigte meine jugendlichen Versuche in der Dichtkunst. Ich besaß kein ausreichendes Talent für diese; das einzige namhafte Product solcher Art ist das Gedicht Euphorion[11]*. Seither habe ich keinen Vers mehr geschrieben.*

Es hat sich aber die Legende festgesetzt, daß meine Geschichtschreibung dichterisch sei. Aus dieser Legende stammt Ihr eigenes unrichtiges Prädicat der „verzierten" Geschichtschreibung. Wären meine Bücher so, dann würde ich sie augenblicklich vernichten. Nicht nur die Geschichte Roms, sondern ganz besonders die Athen's widerlegt jenes Prädicat, denn sie dürfte als ein Muster schmuckloser Einfachheit jede Probe bestehen. Man verwechselt in Beziehung auf mich das künstlerische Vermögen und die Einbildungskraft, ohne welche die Vergangenheit nicht zur plastischen Wirklichkeit wiederbelebt und gestaltet werden kann, mit poetischer Ausschmückung. Wilhelm v. Humboldt hat sehr gut nachgewiesen, in welchem Maße der Geschichtschreiber ein Dichter sein soll und muß[12]*.*

Nochmals meinen wärmsten Dank für Ihre liebenswürdige Anzeige der Geschichte Athen's, welche in einem guten buchhändlerischen Zuge zu sein scheint.

Mit aufrichtiger Hochachtung ergeben

Ferd. Gregorovius

München, 26. Juni 1889.

Entschuldigen Sie gütigst mit der Bedrängniß meiner Zeit die in diesem Briefe gemachten Streichungen.

[9] Die erste Auflage dieses bedeutenden Werkes erschien bei Cotta in Stuttgart in 8 Bänden in den Jahren 1859—1872.

[10] „Wanderjahre in Italien", 5 Bde. Leipzig 1856—1877.

[11] „Euphorion, eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen". Leipzig 1858.

[12] An dieser Stelle folgen $4^1/_2$ unleserlich gemachte Zeilen.

Historia Mundi

von Walter Goetz

Als Leopold von Ranke in der Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts seine Weltgeschichte begann — die erste auf dem Boden der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung — ging er von der Überzeugung aus, daß man von Weltgeschichte erst seit dem Beginn einer schriftlichen Überlieferung sprechen dürfe und daß ein Eindringen in die schriftlosen Zeiten nicht möglich sei. So nahm er den Anfang bei den vorderasiatischen und ägyptischen Hochkulturen, also in der Zeit um etwa 3000 v. Chr. Zwar lag auch damals schon ein reiches Material für die Frühgeschichte („Praehistorie") vor, aber es war zeitlich und sachlich noch vollkommen ungeordnet und eine Einreihung in die Weltgeschichte erschien unmöglich. Hätte Ranke das Material der heutigen Frühgeschichte vor sich gehabt und ihre methodischen Fortschritte, so hätte er vielleicht doch Bedenken getragen, einen so erheblichen Teil der Menschheitsgeschichte völlig beseite zu schieben. Denn wenn man auch damals noch nicht mit Menschen aus der Zeit von 500 000 Jahren vor Christus rechnete, so handelte es sich doch bei Ranke um rund 5000 Jahre, während lange Jahrhunderttausende unberücksichtigt blieben. Die Weltgeschichten, die man nach Rankes Tode schrieb, (Th. Lindner, Dietrich Schaefer, Hans Delbrück u. a.) bewegten sich in Rankes zeitlichen Grenzen und glaubten einer politischen Geschichte mit einigen Zusätzen aus dem Gebiete der Kultur Genüge getan zu haben. Als Karl Lamprecht zwischen 1890 und 1909 seine „Deutsche Geschichte" unter Zugrundelegung von gesetzlich aufeinander folgenden Kulturzeitaltern geschrieben hatte, war seine Absicht, eine Weltgeschichte nach gleichen Grundsätzen zu verfassen. Er plante zur Vorbereitung die Gründung eines Forschungsinstitutes, um den fortwährend wachsenden Stoff zu ordnen; denn ohne solche Vorarbeit war vor allem die Zeit der Frühgeschichte nicht zu bewältigen. Lamprecht setzte dabei seine Hoffnungen auch auf das Leben primitiver Völker unserer Zeiten und zur Erkenntnis primitiver Kunst auf Kinderzeichnungen. Seit Georg Kerschensteiner das Problem der Kinderzeichnungen näher untersucht hatte, konnte nicht mehr bezweifelt werden, daß nur Zeichnungen, deren Urheber auf das Genaueste festgestellt, deren Entstehung gewissenhaft überwacht worden war, als brauchbares Material verwendet werden durften, womit die tausende von Kinderzeichnungen, die Lamprecht aus aller Welt gesammelt hatte, unbrauchbar wurden, da sie zumeist jeder derartigen Kontrolle entbehrten. Das Problem der Kinderzeichnungen als geschichtliche Quelle fand damit, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, seine Erledigung. Auch die Heranziehung primitiver Völker der Gegenwart zur Erhellung der Urzeiten konnte nur bei großer Vorsicht zu Ergebnissen führen. Das Schema der gesetzlich auf einander folgen-

den Kulturstufen konnte ebenfalls nur bei starken Modifikationen Erfolge zeitigen. Gleichzeitig suchte Kurt Breysig lediglich mit Heranziehung des Lebens der heute noch vorhandenen primitiven Völker das Problem der menschlichen Frühzeit zu lösen, aber indem er in die Fülle des völkerkundlichen Materials hineingriff, blieb er darin stecken. Die ersten Bände seiner „Geschichte der Menschheit" behandeln nur die Urrassen, und es bleibt doch sehr fraglich, ob man diese Kunde von Urvölkern direkt aus der modernen Völkerkunde in die Urgeschichte übertragen darf.

Die Propyläen-Weltgeschichte, die seit 1931 in 10 Bänden erschien, begann mit der Urzeit und faßte alle Seiten des geschichtlichen Lebens zusammen; sie suchte durch Einleitung zu den einzelnen Bänden der Gesamtentwicklung nachzugehen.

Die Synchronoptische Weltgeschichte, von Dr. Arno Peters und Anneliese Peters, die 1952 erschien, verfolgte das gleiche Ziel einer Gesamtdarstellung der Menschheitsgeschichte und mit dem geschichtsphilosophischen Grundsatz eines Zusammenwirkens von Individuum und Gemeinschaft, freilich nur in Tabellenform, aber doch mit dem Erfolg einer Verarbeitung des gesamten weltgeschichtlichen Materials. Man darf sagen, daß in dieser Tabellenform die gesamte Weltgeschichte zum ersten Male dargeboten wurde.

In welchem Verhältnis steht nun die neue Historia Mundi[1] zu allen diesen Vorgängern im Bereiche der deutschen Weltgeschichtsschreibung? Fritz Kern, der ehemalige Professor für neuere Geschichte an der Universität Bonn, hat in den letzten Jahren vor seinem Tode (1951) den Plan zu einer neuen Weltgeschichte aufgestellt. Er ging dabei von der Frühgeschichte aus und ordnete sie in vollem Gleichmaß mit den übrigen Perioden der Weltgeschichte ein. Das ist der große Fortschritt, den die Historia Mundi gebracht hat. Es ist eine Darstellung aller Menschheitsgeschichte von den Anfängen an, allerdings in einem Nebeneinander der Völker ohne ein Gesamtgesetz der Entwicklung, wie Lamprecht sie in seinen „seelischen Stufen" versucht hatte. Überhaupt fehlt jede Geschichtsphilosophie, damit Rankes Satz darzustellen, wie es eigentlich gewesen ist, nicht überschritten werde. Ranke besaß in seiner Ideenlehre und in seinem starken Gottesglauben einen metaphysischen Rückhalt seiner Weltgeschichte. Die Historia Mundi hat einen solchen Rückhalt nicht, sondern geht nur auf das Beweisbare hinaus.

Das Werk soll zehn Bände umfassen und von Gelehrten aller Kulturnationen geschrieben werden. Drei Bände sind seit 1952 erschienen; der in München lebende Fritz Valjavec hat nach Kerns Tod die Leitung des Ganzen übernommen. Die Mitarbeiter der ersten drei Bände sind Vertreter von elf Nationen, die alle in deutscher Sprache schreiben. Sie behandeln die Ur- und Frühgeschichte, Aegypten und den vorderen Orient, Indien, China, die Hochkulturen des alten Amerika, die europäischen Kulturen der Bronze- und Eisenzeit, Entstehung der Schrift, Kreta und Mykenä, die Achämeniden, Griechenland, griechisches Dichten und Denken, Mazedonien, die hellenistische Staatenwelt, phönizische

[1] Historia Mundi, I — III 1952 — 1954, Verlag A. Francke, Bern; Lizenzausgabe für Deutschland: Verlag Leo Lehnen, München.

und griechische Kolonisation im Mittelmeer, Altitalien, die Kelten. Einigung Italiens durch Rom, altrömische Religion. Überall ist, soviel ich sehen kann, selbständige neue Forschung gegeben, besonders auf den Gebieten der Ur- und Frühgeschichte; einige Aufsätze tragen den Charakter völlig neuer Formulierung.

In einer Erklärung, die im ersten Bande der Historia Mundi abgedruckt ist, sagte Kern den bisherigen aufklärerischen Theorien über die Entwicklung der ältesten Menschheit und ihrer Kultur, ebenso dem Gedanken vom Fortschritt in der Geschichte den Kampf an, und er setzte den Rankeschen Gedanken: „zu ergründen, wie es eigentlich gewesen ist". wiederum als die wahre Aufgabe ein. Beinahe könnte es scheinen, als ob Kern dem Entwicklungsgedanken in der Weltgeschichte überhaupt das Daseinsrecht abgesprochen habe, aber es war ja schon der Irrtum Lamprechts, in den Worten Rankes eine solche Absage zu sehen. Ranke hat den Ausdruck „Entwicklung" so oft gebraucht, daß man das Miteinander der Tatsachenfeststellung und der Entwicklung annehmen muß. Es wird zuletzt auf die richtige Auffassung des Entwicklungsgedankens ankommen, nicht aber auf seine völlige Streichung. Was von den großen geistigen Gedanken einmal in die Welt gekommen ist, geht allen geschichtlichen Erfahrungen zufolge nie wieder ganz verloren, und so wird auch die Aufklärung weiter leben, wenn auch modifiziert durch neue Erkenntnisse der fortschreitenden Zeit. Die endgültige Lösung wird vielleicht ein Kompromiß zwischen alten und neuen Anschauungen sein. Ob Kern recht oder unrecht hat — das eine große Verdienst bleibt der Historia Mundi gesichert, in ihren ersten zwei Bänden das gesamte ungeheure Material, das bisher jeder einheitlichen Zusammenfassung entbehrte, geordnet und zu einer Darstellung der Ur- und Frühgeschichte geformt und zugleich die feste Verbindung mit der Gesamtgeschichte hergestellt zu haben.

Wie weit man in die Urzeit zurückgreifen muß, wird strittig bleiben. da man immer noch auf unsicherem Boden steht und den Menschen kaum als Träger einer „geschichtlichen Entwicklung" ansehen kann; aber wie wertvoll sind doch alle diese 24 Beiträge des ersten und zweiten Bandes, die uns die Zeiten von der Menschwerdung bis zu den Hochkulturen Vorderasiens und Aegyptens schildern. Es zeigt sich, daß man nicht nur durch Aufbau von der Urzeit her, sondern auch durch einen forschenden Rückblick von Hochkulturen rückwärts in den dunkelsten Zeiten der Menschheit geschichtlichen Boden gewinnen kann.

Soviel ich sehe, sind alle Beiträge, die in diesem Rahmen gegeben sind, ausgezeichnet und die Verbindung der Frühgeschichte mit der „eigentlichen" Geschichte dürfte nun wohl endgültig gesichert sein. Die Aufgabe, die Frühgeschichte in a l l e n ihren Entwicklungslinien festzustellen, bleibt der Zukunft noch vorbehalten.

Wenn der Herausgeber erklärt, man bemühe sich um eine verständliche Darstellung, so ist dieses Ziel bei der Mehrzahl der Beiträge erreicht, aber es sind einige darunter, die nur dem Fachmann, ja nur dem Spezialisten verständlich sein werden, besonders wenn sie mit Fachausdrücken aus der Biologie, der Anthropologie, Zoologie und Psychologie überlastet sind.

Man kann angesichts der drei vorliegenden Bände der Historia Mundi noch kein abschließendes Urteil geben, inwieweit sie die weltgeschichtliche Betrachtung in ein neues Fahrwasser leiten wird, aber die Anregung zu neuen Erörterungen über das weltgeschichtliche Problem wird sie geben, und es wird der weite Vorsprung, den die Weltgeschichtsschreibung in Frankreich und neuerdings durch Toynbee in England genommen hat, etwas aufgeholt werden können. Auch dies wäre ein großer Erfolg der Historia Mundi.

*

Es sei zuletzt noch darauf hingewiesen, daß der sog. kleine Ploetz „Auszug aus der Geschichte" 1951 in 24. Auflage (Karl Ploetz-Verlag, Bielefeld) neu erschienen ist und zwar als Übersicht über die Weltgeschichte, wobei die Frühgeschichte mit besonderer Ausführlichkeit und Sorgfalt behandelt ist, ebenso die Geschichte aller einzelnen Erdteile bis 1950, im ganzen auf 1046 Seiten. Manche einzelne Angaben (z. B. über die Einwanderung der Griechen nach Griechenland) sind vielleicht anfechtbar, aber daß man die Frühgeschichte in zeitlicher Folge und mit Verwendung aller neuen Forschungen dargestellt bekommt, ist ein großer Vorzug dieses Werkes.

Italienischer Humanismus

Forschungsbericht von August Buck

Der letzte in dieser Zeitschrift veröffentlichte Bericht über Arbeiten zum italienischen Humanismus aus der Feder von Hans *Baron* — ein Bericht, der als vorzüglicher Überblick über den damaligen Stand der Forschung allgemeine Anerkennung gefunden hat — liegt fast zweieinhalb Jahrzehnte zurück[1]. Die kaum noch zu übersehende Zahl der seitdem erschienenen einschlägigen Veröffentlichungen zwingt zu einer einschneidenden Beschränkung in der Auswahl. Trotzdem soll im folgenden versucht werden, an Hand von repräsentativen Arbeiten den Gang der Forschung seit 1945 zu verfolgen, d. h. von dem Zeitpunkt an, seit dem nach langer Unterbrechung die gerade für die Forschung des Humanismus unerläßliche internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit wieder möglich geworden ist.

Der deutsche Anteil an diesem Spezialgebiet geisteswissenschaftlicher Forschung ist, verglichen mit den Jahren nach dem ersten Weltkrieg, über die Baron seinerzeit referierte, stark zurückgegangen. Während damals Deutschland dank bedeutender Publikationsreihen wie der von M. Herzfeld herausgegebenen „Ausgewählten Quellen zur Geschichte der italienischen Kultur im Zeitalter der Renaissance" und der von W. Goetz betreuten „Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance", ferner dank einer Anzahl von Veröffentlichungen im Rahmen von K. Burdachs monumentalem Werk „Vom Mittelalter zur Reformation" und nicht zuletzt dank der Studien und Vorträge der Bibliothek Warburg eine führende Stellung in der Humanismus-Forschung einnahm, hat es diese heute eingebüßt.

Obwohl gerade nach 1945 im Zusammenhang mit der Frage nach den Ursachen der europäischen Kulturkrise und den Möglichkeiten ihrer Überwindung der Humanismus bei uns sowohl in der Tagespresse als auch in den wissenschaftlichen Zeitschriften ein viel diskutiertes Thema darstellte — als Beispiel sei hier an die der Problematik des Humanismus gewidmeten Aufsätze im 1. Jahrgang des „Studium Generale" erinnert —. behandelten auch historisch orientierte Betrachtungen den italienischen Humanismus nur am Rande; bezeichnend dafür ist etwa, daß H. Weinstock in seiner viel gelesenen Darstellung der humanistischen Tradition

[1] *H. Baron*, Renaissance in Italien, Archiv für Kulturgeschichte 21 (1931). 95—128; 215—239; 340—356.

des Abendlandes[2] auf die geistige Entwicklung in Italien vom 14. bis zum 16. Jahrhundert überhaupt nicht näher eingeht[3].

In der Forschung anderer Länder läßt sich dagegen ein steigendes Interesse für den italienischen Humanismus beobachten. Begreiflicherweise rangiert hier an erster Stelle Italien, wo man bei der nach dem Zusammenbruch des faschistischen Regimes einsetzenden Revision des Geschichtsbildes dem Humanismus als der wesentlichsten Komponente der geistigen Überlieferung erhöhte Aufmerksamkeit schenkte. Diese kommt zum Ausdruck in der Abhaltung von Kongressen über humanistische Probleme[4], z. T. im Zusammenhang mit den Zentenarfeiern für Lorenzo il Magnifico (1949), Leonardo da Vinci (1952), Torquato Tasso (1954), Angelo Poliziano (1954), ferner in der Neugründung (1950) des „Istituto Nazionale di Studi sul Rinascimento" in Florenz und seiner Zeitschrift (nunmehr unter dem Titel „Rinascimento"), in der Herausgabe der „Studi petrarcheschi" (seit 1948) als des neuen Organs der „Accademia «Petrarca» di Lettere, Arti e Scienze di Arezzo" und in dem Erscheinen neuer Sammlungen von Texten[5] und Studien zur Geschichte des Humanismus.

Neben Italien ist in England mit der 1933 erfolgten Übersiedlung der Bibliothek Warburg und ihrer späteren (1945) Eingliederung als „Warburg Institute" in die Universität London ein neuer Schwerpunkt der Humanismus-Forschung entstanden. Der „Annual Report presented to the Senate" (zuletzt 1952—1953) gibt Auskunft über die vielseitige Tätigkeit, die das Institut bei der Erforschung des Nachlebens („survival") und der Wiederbelebung („revival") der antiken Tradition in der europäischen Kultur entfaltet. Außer dem „Journal of the Warburg and Courtauld Institutes" erscheinen periodisch die „Mediaeval and Renaissance Studies"; weiterhin erscheint laufend unter der Leitung von R. Klibansky im Rahmen des Instituts der „Plato Latinus" und der „Plato

---

[2] *H. Weinstock,* Die Tragödie des Humanismus. Wahrheit und Trug im abendländischen Menschenbild. Heidelberg 1953.

[3] Weinstock unterscheidet nur den antiken Humanismus und den modernen Humanismus in Deutschland.

[4] Die dabei gehaltenen Vorträge sind in z. T. recht umfangreichen Kongreß-Berichten veröffentlicht worden: Sodalitas Erasmiana I. Il Valore Universale dell' Umanesimo. Atti della riunione costitutiva, Roma, 20—23 settembre 1949. Napoli (1950); Umanesimo e scienza politica. Atti del congresso internazionale di studi umanistici, a cura di *E. Castelli.* Milano 1951; Il Rinascimento: Significato e limiti. Atti del III Convegno Internazionale di studi sul Rinascimento. Firenze 1953.

[5] Leider kommt die „Edizione Nazionale" von Petrarcas Werken nur langsam voran. Dem während des Krieges erschienenen die „Familiares" abschließenden vierten Band (Ed. *V. Rossi* e *U. Bosco.* Firenze 1942) ist bisher nur die Ausgabe der „Rerum memorandarum libri" (ed. *G. Billanovich.* Firenze 1945) gefolgt.

Arabus", d. h. das „Corpus Platonicum Medii Aevi", in dessen Aufbau und Geschichte eine besondere Studie des Herausgebers einführt[6].

Einen erstaunlichen Aufschwung hat die Humanismus-Forschung im letzten Jahrzehnt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erlebt. Diese Entwicklung dürfte durch die amerikanische Mediaevistik vorbereitet worden sein, die in Zeitschriften von hohem Niveau wie „Speculum" und „Mediaeval Studies" seit jeher um die Klärung der Beziehungen zwischen Mittelalter und Antike bemüht ist. Zweifellos haben auch hier wie anderswo in der amerikanischen Wissenschaft kompetente europäische Forscher wie H. Baron, E. Cassirer, P. O. Kristeller und U. Leo anregend und fördernd gewirkt. Die jährlichen Berichte über Renaissance-Literatur in den „Studies in Philology" (University of North Carolina), die „Renaissance News" (published quarterly by the Renaissance Society of America), die von der University of Colorado veröffentlichten „Bulletins" über den „Progress of Medieval and Renaissance Studies in the United States and Canada" und die alle zwei Jahre erscheinenden „Mediaevalia et Humanistica" (An American Journal for the Middle Ages and the Renaissance) spiegeln die von der amerikanischen Forschung entfaltete Aktivität in der Fülle der Veröffentlichungen wider.

Den Vereinigten Staaten verdanken wir auch eine ausgezeichnete „bibliographie raisonnée" der neueren Renaissance-Studien[7], wenngleich eine vollständige systematische Renaissance-Bibliographie immer noch ein Desideratum der Forschung bleibt. Die den italienischen Humanismus betreffenden Neuerscheinungen ab 1950 werden jährlich im „Rinascimento" von P. G. Ricci in sorgfältig zusammengestellten Bibliographien verzeichnet[8]. In der von W. Binni 1953 wieder ins Leben gerufenen „Rassegna della letteratura italiana" wird unter den Rubriken Trecento, Quattrocento und Cinquecento laufend über Arbeiten zum italienischen Humanismus berichtet.

Inwieweit hat nun dieses in Italien und in den angelsächsischen Ländern sich offenbarende intensive Interesse für den italienischen Humanismus eine neue Sicht der Probleme gezeitigt? Diese Frage läßt sich nur beantworten auf Grund einer genauen Kenntnis der vorangegangenen Humanismus-Forschung und ihrer Ergebnisse. Zu einer solchen Kenntnis verhelfen die umfangreichen und sich teilweise glücklich ergänzenden Untersuchungen über die Entwicklung des Renaissance-Begriffs, die W. K.

---

6 *R. Klibansky*, The Continuity of the Platonic Tradition during the Middle Ages. Outlines of a Corpus Platonicum medii aevi. London 1939.

7 Surveys of recent Scholarship in the Period of Renaissance. Compiled for the Committee of Renaissance Studies of the American Council of Learned Societies. First Series 1945.

8 *P. G. Ricci*, Studi sull' Umanesimo e sul Rinascimento, Rinascimento 2 (1951) ff.

Ferguson [9], H. Baeyens [10] und — wenn auch in erster Linie die religiöse Problematik der Renaissance betreffend — G. Angeleri [11] vorgelegt haben. Die Beurteilung des italienischen Humanismus ist von der Interpretation des Renaissance-Begriffs nicht zu trennen, haben doch die Humanisten die ursprünglich in der christlichen Sphäre beheimatete Vorstellung der „Wiedergeburt" säkularisiert und sowohl auf den von ihnen selbst bewirkten Aufschwung des Studiums der antiken Autoren als auch auf die zeitgenössische Entwicklung der Künste angewandt [12]. Mit der Vorstellung der Wiedergeburt verbindet sich der Glaube an den Anbruch eines neuen Zeitalters, der im Mittelpunkt des humanistischen Geschichtsbewußtseins steht und ein wichtiges Argument für die Entscheidung eines Kernproblems der Humanismus-Forschung liefert, nämlich der Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Renaissance-Humanismus und den ihm vorausgegangenen humanistischen Bestrebungen des Mittelalters.

Auf Grund einer vertieften Kenntnis vom Nachleben der Antike im Mittelalter, namentlich während des 12. Jahrhunderts, neigt die neuere Forschung außerhalb Italiens dazu, die Kontinuität zwischen Mittelalter und Renaissance auf dem Gebiet der humanistischen Studien zu betonen. C. H. Haskins, der mit dem Titel seines bekannten Buches „The Renaissance of the Twelfth Century" [13] dem „Aufstand der Mediaevisten" (Ferguson) die Parole gegeben hatte, war in der Formulierung seiner Thesen noch zurückhaltend gewesen: Er vertrat zwar die Auffassung, es hätte keinen wirklichen Bruch der humanistischen Tradition zwischen dem 12. und dem 15. Jahrhundert gegeben, aber desungeachtet gestand er dem italienischen Humanismus seine Eigenbedeutung zu. Demgegenüber haben jedoch vor allem französische Forscher eine völlige Abhängigkeit des italienischen Humanismus von französischen Quellen behauptet und zugleich der italienischen Bewegung jede Originalität bestritten. E. Gilson,

---

[9] *W. K. Ferguson,* The Renaissance in Historical Thought: Five Centuries of Interpretation. Boston 1948; dazu die gedankenreiche ausführliche Besprechung von *H. Baron,* Journal of the History of Ideas 9 (1950) 493—510; uns war nur die französische Übersetzung zugänglich: La Renaissance dans la pensée historique. Préface de *V.-L. Saulnier.* Traduction de *J. Marty.* Paris 1950.

[10] *H. Baeyens,* Begrip en Probleem van de Renaissance. Leuven 1952; das besondere Interesse des Verf.s gilt der Entwicklung des Renaissance-Begriffs in der Kunstgeschichte.

[11] *G. Angeleri,* Il problema religioso del Rinascimento. Storia della critica e bibliografia. Firenze 1952.

[12] *F. Simone,* La coscienza della Rinascita negli umanisti francesi. Roma 1942. — Über die etymologische Wurzel einer anderen Bedeutung des Wortes Renaissance als „Wiederwachs", „Wiedererwachsung" (so bei Dürer), vgl. *J. Trier,* Zur Vorgeschichte des Renaissance-Begriffes, Archiv für Kulturgesch. 33 (1950), auch in: *J. Trier,* Holz, Etymologien aus dem Niederwald (Münstersche Forschungen 6, 1952) S. 144—167.

[13] Cambridge, Mass. 1927.

der in einem oft zitierten Aufsatz[14] den mittelalterlichen Humanismus als einen auf der Aristoteles-Rezeption begründeten *humanisme de l'esprit* weit über den *humanisme de la lettre et de la forme* der Renaissance gestellt hatte, hält auch in der letzten Auflage seiner „Philosophie au moyen âge“[15] trotz gewisser Modifikationen seiner früheren Ansichten im Prinzip daran fest, daß der italienische Humanismus nur eine Wiederaufnahme der humanistischen Bestrebungen des 12. Jahrhunderts darstellt. Im gleichen Sinne deutet P. Renucci im Rahmen einer vom 4. bis zum 14. Jahrhundert reichenden Darstellung des mittelalterlichen Humanismus[16] den Vorgang der *translatio studii* von Frankreich nach Italien. Infolge mangelnder Vertrautheit mit der jüngsten hier in Betracht kommenden Literatur vermag Renucci eigentlich nichts Neues zu sagen: *On ne saurait assez redire que le nouvel humanisme renaît de l'autre. ... La révolution intellectuelle qui se déroule en France du milieu du XIIe siècle à la fin du XIIIe est aussi décisive que celle qui surviendra en Italie de 1350 à 1500. La première prépara l'autre* (S. 172).

Eine Aufdeckung der mittelalterlichen Wurzeln des italienischen Humanismus ist nur möglich auf dem von E. R. Curtius gewiesenen Wege: „Die lateinische Philologie des Mittelalters dürfte berufen sein, die Vorgeschichte des italienischen Humanismus aufzuklären“[17]. Auf einem wichtigen Teilgebiet der lateinischen Philologie des Mittelalters, der Geschichte der literarischen Codices, ist G. Billanovich in einer Reihe von scharfsinnigen Untersuchungen den philologischen Voraussetzungen nachgegangen, auf denen die Studien der ersten Humanisten beruhen[18]. Dabei ist es ihm gelungen, die verborgenen Pfade zu erhellen, auf denen die alten, z. T. noch vom Ausgang der Antike stammenden Texte über mittelalterliche Pflegestätten des antiken Kulturerbes wie die Klöster von Montecassino, Bobbio, Nonantola und Pomposa bis zu den frühesten im Zeitalter Dantes entstandenen humanistischen Zirkeln gelangten. Diese ihrerseits schaffen sammelnd, kopierend und kommentierend einen Fundus von Texten, der die Grundlage für die weitere Entwicklung des Humanismus bildet.

---

[14] *E. Gilson*, Humanisme médiéval et Renaissance, Les idées et les lettres. Paris 1932, 171—196.

[15] Paris 1947.

[16] L'aventure de l'humanisme européen au moyen-âge. Paris 1953.

[17] *E. R. Curtius*, Neuere Arbeiten über den italienischen Humanismus, Humanisme et Renaissance 10 (1948), 192.

[18] *G. Billanovich*, Introduzione zur krit. Ausgabe der „Rerum memorandarum libri“ a. a. O.; Petrarch and the Textual Tradition of Livy, Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 14 (1951), 138—208; Il Boccaccio, il Petrarca e le più antiche traduzioni in italiano delle decadi di Tito Livio, Giornale storico della letteratura italiana 130 (1953), 311—337; Il Petrarca, il Boccaccio, Zanobi da Strada e le tradizioni dei testi della „Cronaca“ di Ugo Folcando e di alcune „Vite“ di Pontefici, Rinascimento 4 (1953), 17—24; I primi umanisti e le tradizioni dei classici latini. Friburgo (Svizzera) 1953.

Was man bisher von diesen frühesten italienischen Humanisten wußte, war — Mussato ausgenommen — relativ wenig. Es ist das Verdienst von R. Weiss, unsere diesbezüglichen Kenntnisse um viele wertvolle Details über die Biographien und die Werke dieser Männer bereichert zu haben[19]. Obgleich die Freunde literarischer Studien, die sich im späteren 13. Jahrhundert in Padua, Verona, Vicenza, Venedig, Florenz und Neapel zusammenfinden, die antiken Autoren mit größerem Verständnis[20] lesen, erwächst doch diese Beschäftigung mit der antiken Literatur nicht aus dem Willen zu einer *renovatio studiorum,* sondern ist nur eine natürliche Weiterentwicklung ähnlicher im späten Mittelalter (man darf wohl hier an Frankreich denken) betriebener Studien. Wenn unter diesen frühen Humanisten die Juristen eine führende Rolle spielen, so entspricht diese Verbindung von juristischen und literarischen Interessen durchaus der Tradition des mittelalterlichen Italien[21]. Es erscheint daher fraglich, ob der Umgang mit dem römischen Recht — wie Weiss meint — einen Einfluß auf den Wandel in der Einstellung gegenüber den antiken Autoren gehabt hat. Vielleicht den wichtigsten Beleg für ein sich anbahnendes neues Verhältnis zur Antike stellt das „Compendium moralium" des Geremia da Montagnone dar, das von den üblichen mittelalterlichen Florilegien in zweifacher Hinsicht abweicht: die Texte sind chronologisch geordnet, und es wird zwischen klassischen Dichtern (poetae) und nachklassischen (lateinischen) Dichtern (versilogi) unterschieden, m. a. W. der Verfasser fühlt, wenn auch noch unbestimmt, daß die Antike etwas von seiner eigenen Zeit Verschiedenes darstellt.

Wo aus diesem Gefühl das klare Bewußtsein des historischen Abstandes zur Antike wird, beginnt erst wirklich der Humanismus. Das ist bei Petrarca der Fall, mochte er auch, wie gerade Billanovich in den oben angeführten Untersuchungen aufgezeigt hat[22], durch zahlreiche Fäden mit der mittelalterlichen Latinität verbunden sein. Petrarca ist

---

[19] *R. Weiss,* The Dawn of Humanism in Italy. London 1947; Lineamenti per una storia del primo Umanesimo fiorentino, Rivista storica italiana 60 (1948), 349—366; Il primo secolo dell' Umanesimo. Roma 1949.

[20] *Their works began to be read with greater insight and criticism, while the examples from ancient history began to be interpreted in a different light (Weiss,* The Dawn of Humanism ... a. a. O. 4 f.).

[21] Vgl. *A. Buck,* Italienische Dichtungslehren. Vom Mittelalter bis zum Ausgang der Renaissance. Tübingen 1952, 16 ff.

[22] Aufschlußreich dafür ist auch der erste Band (Lo scrittoio del Petrarca. Roma 1947) der von *Billanovich* begonnenen umfassenden Darstellung „Petrarca letterato", die den „Petrarca dottissimo", d. h. Petrarcas humanistische Gelehrsamkeit zum Gegenstand hat. Eine Würdigung des Werkes soll in dieser Zeitschrift erst nach dem Erscheinen der beiden noch ausstehenden Bände (La libreria del Petrarca u. La scuola del Petrarca) erfolgen. Zum gegenwärtigen Stand der Petrarca-Forschung vgl. den Überblick „Sei anni di studi petrarcheschi" (Rinascimento 1 (1950), 341—353, verfaßt von *P. G. Ricci,* einem der besten Kenner der Materie.

auch für E. R. Curtius der erste Humanist: „Von Humanismus kann man historisch sinnvoll doch erst seit der großen Wende reden, die Petrarca brachte“ [23]: Indem Petrarca als erster die mittelalterliche Theorie von den vier einander ablösenden Weltreichen aufgibt und nach Titus den Verfall des Imperiums, die Zeit der Finsternis, beginnen läßt, legt er den Grund zu dem neuen Geschichtsbild des Humanismus [24].

Die den Humanisten gemeinsame neue Einstellung zur Geschichte wurzelt in einem Wandel der geistig-seelischen Haltung, der den Renaissance-Humanismus grundsätzlich von allen früheren humanistischen Bestrebungen unterscheidet. Nunmehr stellt man die in ihrem Eigenwert erkannte Antike in den Dienst der Idee einer umfassenden Neugestaltung des individuellen wie des gesellschaftlichen Daseins. Dieser Wille zur Erneuerung auf dem Wege über die Entfaltung der schöpferischen Kräfte durch das Studium der Antike ist das Kennzeichen eines neuen Zeitalters. Unter diesem Gesichtspunkt hat R. Spongano den italienischen Humanismus als *un' epoca di straordinario e meraviglioso rinnovamento* definiert [25] und damit die in der italienischen Forschung herrschende Meinung wiedergegeben.

Der grundsätzliche Unterschied zwischen dem Verhältnis des Mittelalters zur Antike und dem der Renaissance wird auch von einem so ausgezeichneten Kenner des mittelalterlichen Geisteslebens wie H. Liebeschütz ausdrücklich anerkannt. Selbst im 12. Jahrhundert, in dem die mittelalterliche Beschäftigung mit der Antike ihre größte Intensität erreichte, ist es „niemals das Ganze der Antike, um das es dabei geht, weil es sich wohl um Reform oder Fortschritt im einzelnen, doch nie um den Willen zur Ablösung von der als leer und drückend empfundenen Gegenwart mit Hilfe einer in idealer Kraft und Reinheit gesehenen Epoche der fernen Vergangenheit handelt. Das 12. Jahrhundert behandelt die Antike wie ein Schatzhaus von Gedanken und Formen, aus dem es die Stücke entnimmt, die unmittelbar in das Denken oder Handeln seiner Gegenwart zu passen scheinen“ [26].

Nur von diesem Standpunkt aus läßt sich das Verhältnis der italienischen Humanisten zu ihren mittelalterlichen Vorläufern in Frankreich und Italien richtig beurteilen und die Gefahr vermeiden, daß der italienische Humanismus sich als historische Erscheinung auflöst in eine Vielfalt von Beziehungen und Einflüssen. Damit soll nun nicht die These

---

[23] *E. R. Curtius,* Humanisme et Renaissance 13 (1951), 378.

[24] *Th. E. Mommsen,* Petrarch's Conception of the „Dark Ages“, Speculum 17 (1942), 226—242; vgl. auch die Petrarcas Geschichtsbewußtsein betreffenden Bemerkungen von *A. Chastel,* La mélancolie de Pétrarque, Cahiers du Sud 40, 25—34.

[25] *R. Spongano,* L'Umanesimo e le sue origini, Giornale storico della letteratura italiana 130 (1953), 289—310; Zitat S. 289.

[26] *H. Liebeschütz,* Das zwölfte Jahrhundert und die Antike, Archiv für Kulturgeschichte 35 (1953), 271.

von der Kontinuität durch die Behauptung ersetzt werden, es bestehe ein Bruch in der Entwicklung vom Mittelalter zur Renaissance. Eine antithetische Gegenüberstellung der Begriffe *continuità* und *frattura*, zu der sich die Diskussion auf dem 3. internationalen Kongreß für Renaissance-Studien zuweilen zuspitzte[27], erweist sich im Grunde als wenig geeignet zur Erfassung der tatsächlichen Verhältnisse. Einem eben in dieser Diskussion von V. Santoli gemachten Vorschlag folgend, sollte man lieber von „Bewahrung" und „Erinnerung" als den beiden stets nebeneinander wirksamen Tendenzen des historischen Prozesses sprechen.

Zweifellos ist der Humanismus auch zu seiner Blütezeit im Quattrocento enger mit der Tradition verbunden gewesen, als man früher anzunehmen geneigt war. Das beweist schon die Geschichte des Wortes „humanista". Unabhängig voneinander haben P. O. Kristeller[28] und A. Campana[29] nachgewiesen, daß „humanista" um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert sozusagen als „terminus technicus" in der Sphäre der italienischen Universitäten und Schulen nach dem Muster mittelalterlicher Ausdrücke wie „legista", „canonista", „artista" geprägt worden ist und den berufsmäßigen Lehrer der Rhetorik, der Poesie und des Griechischen bezeichnet, der außerdem meist auch Moralphilosophie lehrte. Ergänzend dazu hat E. Garin darauf hingewiesen, daß die Humanisten auch Logik und Dialektik in den Kreis ihrer Vorlesung einbezogen haben[30].

Wenn demnach die Humanisten als Universitätslehrer sich weitgehend in den traditionellen Lehrbetrieb einfügten, verschafften sie doch gerade auf diese Weise den *studia humanitatis* auch an den Universitäten Geltung, so daß die bisher übliche Auffassung von einem schroffen Gegensatz zwischen dem Humanismus und der Universität als Institution sich nicht mehr aufrechterhalten läßt. Man wird jedoch diese vorwiegend im Institutionellen verankerte Kontinuität in der Wissenschaftsgeschichte nicht überschätzen dürfen. Das Verhältnis des Humanismus zur Wissenschaft läßt sich allein aus der bildungsgeschichtlichen Tradition des Mittelalters nicht befriedigend erklären. Die von Petrarca eingeleitete Auseinandersetzung mit den Naturwissenschaften[31], die sich dann zu einem allgemeinen Streitgespräch über das Wesen der Wissenschaften und ihr

---

[27] Vgl. Il Rinascimento: Significato e limiti. Atti del III Convegno Internazionale di studi sul Rinascimento a. a. O.

[28] *P. O. Kristeller*, Humanism and Scholasticism, Byzantion 17 (1944—45), 346—374; Die italienischen Universitäten der Renaissance. Krefeld o. J. (Schriften u. Vorträge des Petrarca-Instituts Köln I).

[29] *A. Campana*, The Origin of the Word „Humanist", Journal of the Warburg and Courtauld Institutes 9 (1946), 60—73.

[30] *E. Garin*, Sull'uso della parola „umanista", Giornale critico della filosofia italiana 33 (1954), 127—128.

[31] Von einem der wichtigsten Dokumente dieser Auseinandersetzung liegt jetzt eine kritische Ausgabe vor: F. Petrarca, Invectiva contra medicum. Testo latino e volgarizzamento di ser Domenico Silvestri. Edizione critica a cura di *P. G. Ricci*. Roma 1950.

gegenseitiges Verhältnis, zur „Disputa delle arti“ [32] erweiterte, begründet eine neue Haltung gegenüber der Wissenschaft. Von der seit dem griechischen Altertum bestehenden Antinomie von Weisheit und Wissenschaft ausgehend, anerkennt der Humanismus die Wissenschaft nur, insoweit sie zur Weisheit, d. h. zur Erkenntnis und Bildung des Menschen und zu seiner Erziehung zum tätigen Leben verhilft. Jedoch nicht nur der Bildungswert, auch der Erkenntniswert der Naturwissenschaften wird angefochten: In seinem Traktat über den Vorrang der Jurisprudenz gegenüber der Medizin, die als die Repräsentantin der Naturwissenschaften angesehen wird, ordnet Salutati [33] die Jurisprudenz der Medizin über, weil die Jurisprudenz in der Erforschung des Menschen in einer konkreten Situation zu einem höheren Grad der Gewißheit gelangt als die Naturwissenschaften, welche das Wesen der außer uns liegenden Natur nie völlig ergründen können, weil — modern gesprochen — die von ihnen aufgestellten Gesetze nur die Formen des erkennenden Verstandes sind [34].

Mit der gleichen Schärfe, mit der die Humanisten die Naturwissenschaften angriffen, wandten sie sich auch gegen die Dialektik als die beherrschende Methode der spätscholastischen Philosophie, die sie als unfruchtbaren spitzfindigen Formalismus verurteilten. Man hat auch hier auf eine mittelalterliche Tradition hingewiesen [35], wie sie etwa durch die „Bataille des set ars“ des Henri d'Andeli aus dem 13. Jahrhundert [36] repräsentiert wird. Was jedoch den Kampf der Humanisten von dem der „grammatici“ grundsätzlich unterscheidet, ist eine veränderte Auffassung vom Wesen und der Aufgabe der Philosophie.

Seit Hegel ist dem italienischen Humanismus immer wieder eine eigene philosophische Bedeutung abgesprochen worden. Wer diesen Standpunkt einnimmt, kann sich darauf berufen, daß es keine systematische Philosophie des Humanismus gibt und daß die Humanisten im allgemeinen metaphysischen und erkenntnistheoretischen Spekulationen abgeneigt waren. Es ist in erster Linie das Verdienst Giovanni Gentiles und der aus seiner Schule hervorgegangenen Forscher Giuseppe Saitta und Eugenio Garin, gezeigt zu haben, daß die philosophische Bedeutung

[32] La Disputa delle Arti nel Quattrocento. Testi editi ed inediti ... a cura di *E. Garin.* Firenze (1947); *C. Vasoli,* Polemiche occamiste, Rinascimento 3 (1952), 119—141.

[33] C. Salutati, De nobilitate legum et medicinae. De verecundia, a cura di *E. Garin.* Firenze (1947); vgl. ferner *E. Grassi,* Il fondamento esistenziale dell' Umanesimo, Umanesimo e Machiavellismo. Padova (1949), 34—54.

[34] Näheres vgl. *A. Buck,* Neue Wege der Humanismusforschung. Forschungen u. Fortschritte 26 (1950), 267 f.

[35] *Kristeller,* Humanism ... a. a. O.

[36] The Battle of the Seven Arts. A. French poem by Henri d'Andeli ... Edited and translated by *L. J. Paetow.* Berkeley 1914.

des Humanismus in seiner Philologie zu suchen ist [37]. Der Humanismus vollzieht die von Cicero geforderte Durchdringung von Philosophie und Rhetorik und begründet darauf eine neue Weise des Philosophierens, das den Menschen und die Welt vom Wort her zu erschließen sucht. Beim Studium der antiken Autoren erfaßt der Humanist die Sprache sowohl als Ausdruck individueller Gedanken und Gefühle wie als Trägerin zwischenmenschlicher Beziehungen [38]. Durch das Wort gewinnt er den gewünschten Zugang zur konkreten Situation des Menschen innerhalb der menschlichen Gesellschaft.

Von dieser Erkenntnis ausgehend, hat Garin zum ersten Mal „die humanistische Lebensanschauung als Interpretation im bürgerlichen Leben“ zum Leitmotiv einer Gesamtdarstellung des italienischen Humanismus erhoben [39]. In der „bürgerlichen Unterhaltung“ [40] wird die aus der Begegnung mit den antiken Autoren erwachsende humanistische Gesinnung fruchtbar, indem sie zum Aufbau einer innerweltlichen Sittlichkeit führt. Dieser Prozeß verläuft in Form eines dauernden Dialogs mit den antiken Autoren, mit deren Hilfe man die modernen Probleme zu lösen sucht. Darin liegt die wesentliche Bedeutung der Antike für den Humanismus als einer neuen Sicht des Menschen und der Welt. Um diese Bedeutung zu erfassen, genügt es nicht, die antiken Zitate und Reminiszenzen bei einem Humanisten nachzuweisen, sondern darüber hinaus muß jeweils nach der Funktion gefragt werden, die dem antiken Element bei der Lösung der modernen Aufgabe zugedacht ist; eine Betrachtungsweise, die sich auch in der Forschung außerhalb Italiens allmählich durchzusetzen beginnt.

Vi sono opere intere composte di parole antiche e ricche di un senso tutto nuovo [41]. Dafür bieten die humanistischen Texte aus dem Quattrocento, die Garin dank seiner umfassenden Quellenkenntnis mit sicherem

---

[37] *G. Gentile,* Studi sul Rinascimento, Il pensiero italiano del Rinascimento, Opere complete X, XI. Firenze 1936, 1940; *G. Saitta,* Marsilio Ficino e la filosofia dell'umanesimo. 2a ed. Firenze 1943; Il pensiero italiano nell'umanesimo e nel rinascimento. Bologna 1949—51. 3 Bde. Gentile wie Saitta neigen dazu, den idealistischen Immanentismus in den Humanismus hineinzudeuten, eine Gefahr, die Garin erkennt und vermeidet; vgl. *E. Garin,* La filosofia italiana I. Milano 1947; Der italienische Humanismus. Bern (1947); davon eine erweiterte italien. Ausgabe: L'Umanesimo italiano. Bari 1952; Medioevo e Rinascimento. Bari 1954.

[38] Für die Interpretation des Humanismus als der Begegnung mit der Persönlichkeit eines antiken Autors in seinem Stil ist von grundsätzlicher Bedeutung *W. Rüegg,* Cicero und der Humanismus. Formale Untersuchungen über Petrarca und Erasmus. Zürich 1946; dazu meine Besprechung Gnomon 21 (1949), 101—105.

[39] Der italienische Humanismus a. a. O. 9.

[40] „La civil conversatione“ ist der Titel einer 1574 erschienenen Abhandlung in Dialogform von Stefano Guazzo.

[41] *Spongano,* L'Umanesimo e le sue origini a. a. O. 308.

Gefühl für das Wesentliche ausgewählt hat[42], eine Fülle von instruktiven Beispielen. Die z. T. sonst schwer zugänglichen Zeugnisse für die vielseitige Problematik des Humanismus dokumentieren übereinstimmend den Willen der Verfasser, aus den antiken Bausteinen ein neues Gebäude zu errichten. Als programmatisch dafür kann eine Äußerung von Poggio Bracciolini gelten: *Tempus esset jam de somno surgere ac danda opera, ut aliquid mihi prodessent ad vitam et mores illi, quos habemus, et quos quotidie legimus. Nam congregare semper ligna, lapides, caementa stultissimum videri potest, si nihil aedifices ex illis*[43].

Es entspricht dieser Haltung, wenn die Mehrzahl der Humanisten den Vorrang des Willens gegenüber dem Verstand, des Handelns gegenüber dem Erkennen behauptet. So wird die traditionelle Gegenüberstellung von „vita activa“ und „vita contemplativa“ zu einem höchst aktuellen Problem[44]. Aus der Bevorzugung der *vita activa* — vornehmlich im Florentiner Bürgerhumanismus — erwächst eine *philosophia civilis*, die an die Stelle des weltabgeschiedenen kontemplativen Weisen den in der Gesellschaft tätigen mit „prudentia“ und „virtù“ ausgestatteten Bürger als Lebensideal aufrichtet[45].

Dieses Bekenntnis des Humanismus zum „bürgerlichen Leben“ (Garin) steht in enger Beziehung zur wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklung im 15. Jahrhundert. Nur wenn die Forschung die geistesgeschichtliche mit der politisch-soziologischen Betrachtung verbindet, wird sie diesem Aspekt des Humanismus gerecht werden können. „Das wichtigste Werk in der Kette der italienischen Erziehungstraktate“[46], L. B. Albertis Buch „Della Famiglia“, setzt sich an vielen Stellen mit den aus der frühkapitalistischen Wirtschaftsstruktur erwachsenden Problemen auseinander, so etwa mit der Organisation der Arbeit, der Verteilung des Geldes, der Ansammlung von Kapital[47].

---

[42] *E. Garin,* Filosofi italiani del Quattrocento. Pagine scelte, tradotte e illustrate. Firenze 1942; Prosatori latini del Quattrocento. A cura di *E. Garin.* Milano-Napoli (1952).

[43] Epistolae (ed. *T. Tonelli*). Firenze 1832, I,62; zit. von *Saitta,* Il pensiero italiano a. a. O. I, 308.

[44] *F. Schalk,* Il tema della „vita activa“ e della „vita contemplativa“ nell' Umanesimo italiano, Umanesimo e scienza politica a. a. O. 559—566.

[45] *Schalk,* a. a. O. 565.

[46] *F. Schalk,* L. B. Alberti und das Buch „Della Famiglia“, Roman. Forschungen 62 (1950), 406; das Werk liegt jetzt in einer neuen Ausgabe vor: *L. B. Alberti,* I primi tre libri della famiglia. Testo e commente di *F. C. Pellegrini,* riveduto da *R. Spongano.* Con una nuova introduzione. Firenze (1946).

[47] Vgl. neben *Schalk* a. a. O. 402—416 auch *M. Petrini,* L'uomo di L. B. Alberti, Belfagor 6 (1951), 651—677, der den Gegensatz zwischen kaufmännischem Denken und der *forma mentis* des Literaten in Alberti stärker betont.

Als ein weiteres bezeichnendes Beispiel für den Einfluß der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse hat Saitta den Traktat „De avaritia" von Poggio eingehend analysiert[48]. Unter Umkehrung der herkömmlichen Bewertung sieht Poggio im Geiz ein positives, die Gesellschaft erhaltendes Prinzip, insofern ihm die Anhäufung von Kapital als notwendige Voraussetzung für Wohlstand und Kultur erscheint. Auch in der Politik richten sich die Blicke der Humanisten auf die Realität. Matteo Palmieri[49], der es ablehnt, nach dem Vorbild Platons einen Idealstaat zu ersinnen, will in seiner „Vita civile" von historischen Beispielen ausgehen. Leonardo Bruni stellt fest, daß es für den Menschen, der seine Vollkommenheit erst in der bürgerlichen Gesellschaft erreicht, „keinen wichtigeren Wissenszweig gibt, als zu erkennen, was der Staat, die Stadt sei, wie sie sich erhalten, wie sie verfallen"[50]. Aus einem praktischen Bedürfnis entspringt also schon vor Machiavelli die Forderung nach einer wissenschaftlichen Erforschung der Politik in engem Zusammenhang mit der konkreten historischen Situation.

Das die politische Entwicklung der führenden Stadtstaaten Florenz, Venedig und Mailand im frühen Quattrocento beherrschende Moment sieht H. Baron in dem Ringen um die Freiheit[51]. Baron, wohl einer der besten Kenner der Geschichte des Quattrocento, weist nach, daß zwischen den florentinischen, sowie (wenn auch in geringerem Maße) den venezianischen Kriegen gegen Mailand und der Ausbildung einer humanistischen Literatur zur Idee der „libertas" eine Wechselbeziehung besteht. Aus der politischen Situation wird der Freiheitsbegriff der römischen Republik aktualisiert und damit eine Wiedergeburt der römischen Staatsethik im Florentiner Bürgerhumanismus des Quattrocento eingeleitet[52].

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kommt es im Zusammenhang mit der Errichtung der Herrschaft der Medici zu einer „Krise der Freiheit" (Garin)[53], die eine tiefgehende Wandlung in der Geisteshaltung

---

[48] *Saitta,* Il pensiero italiano nell'umanesimo e nel Rinascimento a. a. O. 316 ff.; vgl. auch *Garin,* Der italienische Humanismus a. a. O. 43 ff.

[49] *Saitta* a. a. O. I, 372 ff.; *Garin* a. a. O. 70 ff.

[50] *Garin* a. a. O. 42.

[51] *H. Baron,* A Struggle for Liberty in the Renaissance: Florence, Venice, and Milan in the early Quattrocento, The American Historical Review 58 (1953), 265—289; 544—570.

[52] *H. Baron,* La rinascita dell'etica statale romana nell'umanesimo fiorentino del Quattrocento, Civiltà Moderna 7 (1953), 1—31; eine Gesamtdarstellung dieser Entwicklung wird das von Baron angekündigte Buch „The Crisis of the Early Renaissance. Classicism and Humanism in Florence at the Dawn of the Quattrocento" bringen.

[53] Vgl. die aus Garins Schule hervorgegangene aufschlußreiche Untersuchung von *F. Adorno,* La crisi dell'umanesimo civile fiorentino da Alamanno Rinuccini al Machiavelli, Rivista critica di storia della Filosofia 31 (1952), 19—40.

des Humanismus zur Folge hat. Das Interesse der Humanisten kehrt sich von den Fragen der mit der politisch-staatlichen Wirklichkeit verbundenen „philosophia civilis" ab und wendet sich der mehr oder weniger abstrakten Spekulation über die Stellung des Menschen im Universum und über religiöse Probleme zu. Die philosophische Tradition des Platonismus und des Aristotelismus bietet den Rahmen, in dem sich nunmehr das humanistische Denken hauptsächlich bewegt[54]. Ficino, Pico della Mirandola und P. Pomponazzi sind seine bedeutendsten Repräsentanten. Ihnen ist mehr als die Hälfte der ausgezeichneten Anthologie gewidmet, die E. Cassirer, P. O. Kristeller und J. H. Randall, Jr. unter dem Titel „The Renaissance Philosophy of Man" herausgegeben haben[55].

Zwischen diesen philosophischen Spekulationen und dem politischen Zeitgeschehen besteht kein Zusammenhang mehr. Der humanistische Versuch einer grundlegenden Neuordnung des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens war gescheitert. Die daraus resultierende Krise des humanistischen Menschenbildes wird durch Machiavelli der Zeit zum Bewußtsein gebracht[56]. Auf der Grundlage seines Dekadenzbewußtseins entwickelt Machiavelli seine Auffassung vom Menschen als einem Wesen, das sich dem ewigen Kreislauf, der vom Guten zum Bösen und wieder zurück geht, nicht entziehen kann und daher ohne Aussicht auf eine Besserung seiner Natur immer wieder dem Bösen verfallen muß. Indem Machiavelli den Menschen in diesem seinen Sosein akzeptiert, sucht er unter Verzicht auf jede metaphysische Spekulation rein empirisch die Frage nach dem Handeln des Menschen innerhalb der staatlichen Gemeinschaft zu lösen. Dabei kommt es ihm nur darauf an, die jeweils zweckmäßige Regel zu finden unabhängig von jeder moralischen Wertung. Richtig handeln ist gleichbedeutend mit erfolgreich handeln.

In dieser wertindifferenten Technik des politischen Handelns erblickt L. Russo[57] den Kern von Machiavellis Lehre, durch welche dieser die Wissenschaft von der Politik begründet. Zum gleichen Ergebnis gelangt auch E. Cassirer in seiner Studie „Vom Mythus des Staates"[58]: Auch

---

54 *P. O. Kristeller,* Umanesimo e filosofia nel Rinascimento italiano, Umanesimo e scienza politica a. a. O. 507—516.

55 Petrarca, Valla, Ficino, Pico, Pomponazzi, Vives, The Renaissance Philosophy of Man. Edited by *E. Cassirer, P. O. Kristeller, J. H. Randall, Jr.* Chicago 1948 u. ²1950; der Abschnitt über Ficino ist von *J. L. Burroughs* eingeleitet u. übersetzt; der Abschnitt über Ficino eingeleitet von *Kristeller* u. übersetzt von *E. Livermore Forbes;* der Abschnitt über Pomponazzi ist gleichfalls von *Kristeller* eingeleitet; die Übersetzung stammt von *W. H. Hay* II (nach seiner Ausgabe des Tractatus De Immortalitate Animae. Haverford 1938) und ist von *J. H. Randall, Jr.* durchgesehen worden.

56 *A. Buck,* Die Krise des humanistischen Menschenbildes bei Machiavelli, Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen 189 (1953), 304—317; it. Fassung: Rinascimento 3 (1952), 195—210.

57 *L. Russo,* Machiavelli. 3a ed. accresciuta. Bari 1949.

58 *E. Cassirer,* Vom Mythus des Staates. Zürich (1949).

für ihn ist Machiavelli ein Techniker der Politik, der politische Tatbestände studiert „wie ein Chemiker chemische Reaktionen". Der Mensch wird lediglich als eine in Raum und Zeit wirkende Kraft betrachtet; eine Betrachtungsweise, die mit der naturwissenschaftlichen Methode verwandt ist[59]. Bestätigt wird diese Anschauung durch die sorgfältige Analyse der Sprache Machiavellis von F. Chiappelli[60]. Stil und Wortschatz des „Principe" stehen im Zeichen einer „tecnificazione" des sprachlichen Ausdrucks.

Die Einsicht in die Technik des politischen Handelns gewährt nach Machiavelli die *prudentia,* die — ursprünglich als *recta agibilium ratio* (Salutati) zwischen gut und böse entscheidend — einen bezeichnenden Bedeutungswandel erfährt und fortan im Sinne von „(politischer) Weltklugheit" einen zentralen Begriff der politischen und moralistischen Traktaten-Literatur bildet[61]. Schon von Machiavelli hatte Pontano erklärt, der Weltkluge (prudente) müsse das Nützliche und Notwendige gegen das Wahre und Falsche abwägen und dürfe lügen, falls es das Wohl des Herrschers oder des Vaterlandes erfordere[62]. Wenn hier — und auch bei Machiavelli — das sittliche Prinzip aufgegeben wird, so geschieht es unter Berufung auf die politische Notwendigkeit, die als das höhere Prinzip gilt. Aber die Anwendung der *prudentia* wird bald auf alle Lebensbezirke ausgedehnt, d. h. auch auf die private Sphäre des Einzelmenschen. Die *studia humanitatis* werden damit ihrer ursprünglichen Bestimmung, dem Menschen zu seinem wahren Sein durch harmonische Entfaltung aller Naturanlagen zu verhelfen, entfremdet und nunmehr in erster Linie als ein Mittel betrachtet, dem Menschen die Bewältigung des Daseins dadurch zu erleichtern, daß sie ihm Regeln für sein Verhalten in bestimmten Situationen liefern. Das humanistische Interesse an der Ergründung des Menschen bleibt bestehen, wird womöglich noch größer; aber es wurzelt nicht mehr in einer einheitlichen ethischen Grundhaltung, sondern steht im Dienst einer kasuistischen Lebenskunst.

Einer ihrer größten Meister war Guicciardini. Von seinen „Ricordi" hat R. Spongano eine neue Ausgabe besorgt[63], die einen entscheidenden Fortschritt in der komplizierten Geschichte des Textes bedeutet und wohl als definitiv angesprochen werden darf. Eine vorausgeschickte ausführliche Untersuchung der Sprache des Werkes ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Italienischen im Cinquecento. Die „Ricordi" enthalten vielleicht „die prinzipiellsten Erwägungen der Renaissance über das

---

[59] *K. Schmid,* Machiavelli, in: Große Geschichtsdenker. Tübingen u. Stuttgart 1949, S. 111—129.

[60] *F. Chiappelli,* Studi sul linguaggio del Machiavelli. Firenze 1952.

[61] *R. De Mattei,* Sapienza e prudenza nel pensiero politico italiano dall'Umanesimo al secolo XVII, Umanesimo e scienza politica a. a. O. 129—143.

[62] *De Mattei* a. a. O. 132.

[63] F. Guicciardini, Ricordi. Edizione critica a cura di *R. Spongano.* Firenze 1951.

Wesen der Tat und des Politischen“ [64]. Da Guicciardini von der „Unableitbarkeit der Tat aus allgemeinen Regeln“ [65] überzeugt ist, gibt es für ihn nur die taktische Anpassung von Fall zu Fall. H. Honold [66] untersucht — und zwar nicht nur in den „Ricordi“, sondern im gesamten Werk — die einzelnen Elemente von Guicciardinis Lebenstaktik, in welcher der Begriff der „discrezione“ dominiert, d. h. die angeborene und durch die Erfahrung ergänzte „Fähigkeit, den einzelnen Fall zu unterscheiden“ [67], eine natürliche Anlage, die zu der „prudenzia“ fast synonym ist [68]. Grassis Anordnung der „Ricordi“ in vier Abschnitten (Von der Tat; Das Herrschen; Erfahrungen aus dem Staatsleben; Erfahrungen aus dem bürgerlichen Leben) ermöglicht eine Zusammenschau der verwandten Gedanken unter größeren Gesichtspunkten.

Die Ratschläge, die Guicciardini aus seiner Einsicht in die Fragwürdigkeit der menschlichen Existenz ableitet, sind in erster Linie für den Höfling und den Diplomaten bestimmt. Nach dem Zusammenbruch der bürgerlichen Freiheit lebt die humanistische Persönlichkeitskultur an den Fürstenhöfen fort und tritt unter dem Einfluß der veränderten Atmosphäre in eine neue Entwicklungsphase ein. Diese ist gekennzeichnet durch ein Hervortreten des ästhetischen Moments, durch das Bestreben, das Leben nach bestimmten Idealvorstellungen zu stilisieren. Die höfische Gesellschaft des Cinquecento, die im allgemeinen dem Staate und der Politik indifferent gegenübersteht, will ein Leben in Schönheit und findet die Normen dafür in dem auf der Harmonie der Maße begründeten Prinzip des Klassischen, das nunmehr zur unumschränkten Herrschaft gelangt. Die Wesenszüge des Klassischen hat G. Weise [69] analysiert und in zwei Vorstellungsgruppen zusammengefaßt: dem Begriff des Heroischen, d. h. einer Erhöhung des Menschen in seiner äußeren Erscheinung und in seinem geistigen Wesen einerseits und dem Begriff des Maßhaltens, „der Beherrschung und Dämpfung der Leidenschaften und der Ausdrucksbekundung“ andererseits [70].

---

[64] *E. Grassi*, Einleitung zu F. Guicciardini, Das politische Erbe der Renaissance („Ricordi“). Übertragen v. *K. J. Partsch*. Bern (1946).

[65] *Grassi* a. a. O. 17.

[66] *H. Honold*, Menschenbild und Lebenstaktik F. Guicciardinis. Diss. Freiburg i. Br. 1951 (Masch. Schrift). Die gut durchdachte Arbeit stammt aus der Schule *H. Friedrichs*, dessen „Montaigne“ (Bern 1949) von grundlegender Bedeutung für die Erforschung der mit dem Humanismus eng verflochtenen moralistischen Literatur ist.

[67] *Grassi* a. a. O. 18.

[68] *Honold* a. a. O. 66.

[69] *G. Weise*, Renaissance und Antike. Tübingen 1953; Der Humanismus und das Prinzip der klassischen Geisteshaltung, Humanisme et Renaissance 16 (1954), 153—184.

[70] *Baeyens*, Begrip en Probleem van de Renaissance a. a. O. 473 sieht das Charakteristikum der Renaissancekunst in ihrem *zin voor monumentaliteit, voor heldere grootsheit.*

Ihr durch die Kunst verklärtes „klassisches“ Abbild erblickt die Renaissance-Gesellschaft in Ariosts „Orlando Furioso“, der daher wie kaum eine andere Dichtung den einmütigen Beifall der Zeitgenossen gefunden hat. Die gedrängte, aber dabei doch klare Übersicht, die W. Binni über die Geschichte der Ariost-Kritik gibt [71], veranschaulicht an der sich wandelnden Beurteilung des großen Epos die ihr zu Grunde liegende geistes- und literargeschichtliche Entwicklung von der Renaissance zum Barock. Wenn nach Binni die moderne Ariost-Kritik ihre besondere Aufmerksamkeit der kulturellen und bildungsgeschichtlichen Situation zuwendet, in welcher der „Orlando Furioso“ entstanden ist, so mündet sie hier in die allgemeine Humanismus-Forschung ein, darf doch Ariost als der Prototyp des humanistisch gebildeten und humanistisch inspirierten Dichters gelten.

Die geistige Spannweite der humanistischen Dichtung von Petrarca bis Ariost wird sichtbar in einer vorbildlichen motivgeschichtlichen Untersuchung von U. Leo über Petrarca und Ariost [72]. Das Verhältnis der beiden Dichter zu einem der zentralen Lebensbegriffe des Humanismus, nämlich dem Gedanken der Verewigung durch den Ruhm, offenbart die fortschreitende Säkularisierung der humanistischen Geisteshaltung. Der bei Petrarca noch vorhandene christlich-transzendente Hintergrund ist bei Ariost verschwunden, der in der berühmten Schilderung des Mondhimmels (Orl. Fur. XXXIV, XXXV) eine „religionsfreie Konzeption“ des Nachruhms vertritt.

Einer solchen freidenkerischen Einstellung steht ein christlicher Humanismus gegenüber, der eine Versöhnung zwischen Immanenz und Transzendenz, einen Ausgleich zwischen humanistischem Lebensgefühl und katholischem Dogma erstrebt. Ein Zeugnis dieser Gesinnung ist der Traktat „De laudibus philosophiae“ des Jacopo Sadoleto, der, eingeleitet von G. Toffanin, jetzt in einer Übersetzung von A. Altamura erschienen ist [73]. Toffanin glaubt seine bekannte These von der geheimen Harmonie zwischen christlicher Offenbarung und antiker Weisheit bei Sadoleto bestätigt zu finden. Die Überzeugung, daß diese Harmonie von Gott gewollt sei, mag in Sadoleto und anderen lebendig gewesen sein. Aber weder er noch ein anderer christlicher Humanist der Renaissance waren imstande, auf der Basis dieser Überzeugung eine Synthese zwischen christlicher und humanistischer Tradition zu vollziehen, die sich gegenüber dem Wiedererstarken des religiösen Moments in Reformation und Gegenreformation hätte behaupten können. Mit dem Durchbruch einer neuen Religiosität büßt der Humanismus auch den Teil seiner lebensformenden Kraft ein,

---

71 *W. Binni*, Storia della critica ariostesca. Lucca 1951.

72 *U. Leo*, Petrarca, Ariost und die Unsterblichkeit, Romanische Forschungen 63 (1951), 241—281.

73 J. Sadoleto, Elogio della Sapienza (De laudibus philosophiae). Traduzione e note di *A. Altamura*. Introduzione di *G. Toffanin*. Napoli 1950 (Collezione umanistica diretta da G. Toffanin vol. VI).

den er noch nach seiner ersten Krise am Ausgang des 15. Jahrhunderts in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bewahrt hatte. Aus dem veränderten Lebensgefühl entspringen neue geistige und moralische Forderungen, die eine neue Epoche einleiten.

Die Beziehungen zwischen der Renaissance und der ihr folgenden Epoche, die man in Ermangelung eines besseren Periodisierungsbegriffs wohl Barock nennen darf, sind bisher noch relativ wenig erforscht. U. Leos geistvolle Analyse von Tassos Stil als Ausdruck seiner menschlich-dichterischen Gesamterscheinung[74] ist — abgesehen von ihrer eminenten Bedeutung für die Tasso-Kritik[75] — höchst aufschlußreich für die seelische Grundverfassung des Menschen der Gegenreformation. So gehört z. B. die Verhüllungstaktik, die Leo bei Tasso nachweist, zu den bereits im Humanismus der ersten Hälfte des Cinquecento vorhandenen Verhaltensweisen (u. a. besonders bei Guicciardini), die in der Folgezeit eine beherrschende Rolle spielen. „Simulatio“ und „dissimulatio“ sind beliebte Themen der moralistischen Literatur des 17. Jahrhunderts; charakteristisch dafür etwa der Traktat „Della dissimulazione onesta“ (1641)[76] des T. Accetto. Auch durch den praktischen Gebrauch bestimmter Stilformen hat Tasso „dem ihm folgenden Secentismo und Concettismo die Wege geebnet“[77]. Eine andere Verbindungslinie von der Renaissance zum Barock geht von den Vorstellungen der Würde und der Größe des Menschen, von der klassisch-heroischen Stilisierung aus, die sich seit 1500 in steigendem Maße durchsetzt[78].

Zweifellos bietet die zweite Hälfte des Cinquecento eine Reihe lohnender Probleme für die Humanismus-Forschung. Ihre Schwerpunkte in dem Zeitraum unserer Berichterstattung lagen jedoch anderswo. Versucht man die Entwicklung der Forschung im letzten Jahrzehnt auf die sie beherrschenden Tendenzen zurückzuführen, so zeigt sich zunächst, daß die von Ferguson vorgenommene Unterscheidung von zwei einander gegenüberstehenden Strömungen, nämlich der an Burckhardt festhaltenden Traditionalisten und der Burckhardt ablehnenden Revisionisten[79], nicht mehr der gegenwärtigen Situation entspricht[80]. Die Diskussion über

---

[74] *U. Leo*, Torquato Tasso. Studien zur Vorgeschichte des Secentismo. Bern 1951.

[75] Vgl. meine Bespr. Deutsche Lit.zeitg. 74 (1953), 421—424.

[76] Neue Ausgabe: T. Accetto, Della dissimulazione onesta, a cura di *G. Bellonci*. Firenze 1943.

[77] *Leo*, Tasso a. a. O. 157.

[78] *G. Weise*, Renaissance und Antike a. a. O.; ferner *W. Rehm*, Römisch-französischer Barockheroismus und seine Umgestaltung in Deutschland, Götterstille und Göttertrauer. Bern 1951, 11—61.

[79] La Renaissance dans la pensée historique a. a. O. 181 ff.; bezüglich der Entwicklung des Renaissancebegriffs vor Burckhardt zeichnet sich Ferguson hingegen durch eine imponierende Weite des historischen Blickfeldes aus.

[80] Auch *Baeyens* neigt dazu, die Aufgabe der modernen Forschung weitgehend in einer Vervollständigung von Burckhardt zu sehen (Begrip en Probleem van de Renaissance a. a. O. 454 ff.).

Burckhardts Position ist heute abgeschlossen. Die Frage nach der historischen Bedeutung des Humanismus wird von neuen Positionen aus gestellt.

Die Arbeit der Mediävistik hat die Kontinuität der antiken Kultursubstanz während des Mittelalters, namentlich in der literarischen und bildungsgeschichtlichen Entwicklung verdeutlicht und damit das Bewußtsein gestärkt, daß die abendländische Tradition eine auf dem Fortleben der Antike begründete Einheit darstellt, der gegenüber die Unterscheidung von „Renaissancen“ innerhalb der europäischen Geistesgeschichte lediglich als „eine Frage der Zweckmäßigkeit“ [81] erscheint. So wichtig auch die Untersuchungen über die Zusammenhänge zwischen „lateinischem Mittelalter“ (verstanden im Sinne von Curtius) und Renaissance-Humanismus sein mögen, darf der Nachweis gewisser geistesgeschichtlicher Konstanten nicht den Blick für den Humanismus in seiner existentiellen Bedeutung trüben. Gerade der von der neuesten Forschung hervorgehobene politisch-soziologische Aspekt des Humanismus zeigt dessen existentielles Anliegen. Die humanistische Geisteshaltung kann letzten Endes nur aus ihr selbst gedeutet werden. So betrachtet, offenbart sie sich als eine Geisteshaltung, die, in dem neuen Lebensgefühl des sich seiner selbst bewußt gewordenen Menschen wurzelnd, aus der Begegnung mit der Antike die Normen für eine neue Gestaltung des individuellen wie des gesellschaftlichen Daseins schöpft. Als die alle Lebensgebiete erfassende und durchdringende Bildungsbewegung der Renaissance ist der Humanismus das wichtigste geistige Vermächtnis dieser die Neuzeit einleitenden Epoche, so daß jede Beschäftigung mit dem Humanismus bis zu einem gewissen Grade zugleich eine Auseinandersetzung mit den geistigen Grundlagen der Moderne bedeutet; ein innerer Zusammenhang, der nicht ohne Einfluß gewesen ist auf das Entstehen einer Vielheit sich teilweise widersprechender Deutungen des Humanismus.

---

[81] *E. R. Curtius*, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Zweite durchgesehene Auflage. Bern (1954), 30.

Über neuere Literatur zur schwedischen Kultur- und Kunstgeschichte des 16. Jahrhunderts

Forschungsbericht von Hermann Kellenbenz

Die schwedische Geschichtsschreibung ist in den letzten Jahren mit verschiedenen zusammenfassenden Werken hervorgetreten, die von einem beachtlich hohen Stand der Forschung zeugen. Von der umfangreichen Gesamtdarstellung der schwedischen Geschichte, Sveriges historia till våra dagar[1], die Emil Hildebrand und Ludwig Stavenow herausgaben, erschien der letzte Band 1944. Zusammen mit einem (ungedruckte) Quellen, Literatur und Register enthaltenden Band, der 1945 herauskam, umfaßt dieses Werk 15 Teile. Ein anderes Übersichtswerk, Sveriges historia genom tiderna, das von Harry Mainander herausgegeben wurde, erschien 1947/48 in 5 Bänden. Betont kulturgeschichtlich gehalten ist das von Ewert Wrangel herausgegebene Werk „Svenska folket genom tiderna", das mit einem Übersichts- und Registerband zusammen 13 Bände ausmacht[2]. Kurz nach einander erschienen die zwei großen Kunstgeschichten von Henrik Cornell[3] und Andreas Lindblom[4], während Erik Lundberg[5] von seiner Geschichte der Baukunst Schwedens den zweiten Band herausbrachte. Der inzwischen verstorbene Eli F. Heckscher konnte sein reiches Wissen auf dem Gebiet der schwedischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte noch zusammenfassend darbieten in einem Band[6],

---

1 Sveriges historia till våra dagar. Tredje delen. Senare medeltiden II. Tidsskedet 1448—1520 av *Salomon Kraft*. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner, 1944. VIII + 399 S. und Femtonde delen. Källor och Litteratur. Förteckning av *S. E. Bring*. Register till del I—XIV. Stockholm, 1945. XX + 904 S.

2 Svenska folket genom tiderna. Vårt lands kulturhistoria i skildringar och bilder. Red. av *Ewert Wrangel*. Under redaktionell medverkan av *Arvid Gierow* (och) *Bror Olsson*. I—XIII. Malmö, Tidskriftförlaget Allhem A. B., 1938—1940.

3 *Henrik Cornell*, Den Svenska konstens historia från hedenhös till omkring 1800. Stockholm, Albert Bonnier, 1944. X + 469 S. geh. Kr. 30.—; Derselbe, Den svenska konstens historia under 1800—talet. Stockholm 1946. VIII + 351 S. geh. Kr. 32,—.

4 *Andreas Lindblom*, Sveriges konsthistoria från forntid till nutid, I—III. Stockholm, Nordisk Rotogravyr. 1002 S. Jeder Band geh. Kr. 16.—.

5 *Erik Lundberg*, Byggnadskonsten i Sverige. Sengotik och renässans, 1400 bis 1650, Stockholm, Nordisk Rotogravyr, 1948. 660 S. Kr. 48.—.

6 *Eli F. Heckscher*, Svensk arbete och liv. Från medeltidene till nutiden. Stockholm, Albert Bonnier, 1941. 404 S. Kr. 18.50.

der demnächst ins Englische übersetzt erscheinen wird, und Ingvar Andersson[7], z. Zt. schwedischer Reichsarchivar, schildert den ganzen Ablauf der schwedischen Geschichte in einem Band, der vom Lübecker Archivdirektor A. von Brandt ins Deutsche übertragen und mit einer guten Literaturübersicht versehen wurde. Nennen wir schließlich noch das auf gesamtskandinavischer Basis erstehende Sammelwerk „Nordisk Kultur", das seit 1931 herausgegeben wird und vornehmlich dem Mittelalter gewidmet ist. Von den etwa 30 Teilen, die es umfassen soll, sind die meisten erschienen.

Wir wollen uns im vorliegenden Bericht auf eine Würdigung dessen beschränken, was neuerdings über die Kultur und Kunst Schwedens im 16. Jahrhundert veröffentlicht worden ist. Gehen wir dabei aus vom 3. Band des Werkes „Svenska folket genom tiderna", der, reich illustriert, über die ältere Vasazeit, also die Zeit Gustav Vasas und seiner Söhne, handelt. Der Stoff ist aufgeteilt in einzelne Themen, deren Behandlung wohl populär gehalten ist, aber die Verfasser sind Kenner ihres Gebiets. I. Andersson gibt mit seinem Beitrag über den politischen Teil (Sverige under riksbyggmästaren och hans söner, S. 11—74) dem Ganzen den Rahmen. Eng daran schließt sich der Abschnitt von G. Hafström und Hj. Börjeson über die Anfänge der schwedischen Seemacht an (Den svenska sjömakten grundlägges, S. 75—98): Während Gustav Vasa und Erich XIV. mit Energie und Erfolg am Aufbau einer schwedischen Flotte arbeiteten, wandten sich die Interessen Johanns III. anderen Gebieten zu, und das, was Karl IX. wieder an Schiffen zusammenbrachte, war der dänischen Seemacht nicht gewachsen.

Drei Abschnitte sind der Reformation und damit zusammenhängenden Problemen gewidmet. Hj. Holmquist (Religion, kyrka och skola under reformationstidevarvet, S. 99—158) würdigt, vom Reichstag von Västerås (1527) ausgehend, das Werk der Reformatoren und legt, nachdem er die unter Johann III. einsetzende Krisenzeit behandelt, den gebührenden Ton auf die Kirchenversammlung zu Uppsala 1593, die die Rückkehr zur Kirchenordnung von 1571 und damit zur Kirche der Reformatoren im Sinn einer „nationalen Volkskirche" festsetzte. Der inzwischen verstorbene Reichsbibliothekar Isak Collijn zeigt in seinem Überblick über den Buchdruck in Schweden (Det svenska boktryckets historia under medeltiden och vasatiden, S. 159—194), wie dieser unter starker Beteiligung deutscher Kräfte und unter dem Einfluß der Reformation aufblühte, jedoch gegen Ende des 16. Jahrhunderts wieder zurückging. Erst unter Gustav Adolf setzte ein neuer Aufschwung ein. Kj. Barnekow schließlich (Reformation och bildning i de skånska provinserna, S. 195—206) schildert, wie unter dem Einfluß der Reformation Kopenhagen, das seit der Gründung seiner Universität Lund als südskandinavisches Bildungs-

---

[7] *Ingvar Andersson,* Sveriges historia. Stockholm, Natur och Kultur, 1943. 2. A. 557 S. Kr. 18.—, bezw. Schwedische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. München, Oldenbourg, 1950, 536 S.

zentrum abgelöst hatte, vorübergehend seine führende Rolle an Malmö abgeben mußte — bis die Kopenhagener Universität wiedergegründet war (1537). Daneben behauptete der Adel Schonens (Tycho Brahe!) weiterhin seine gewichtige Position im kulturellen Leben um den Öresund.

Wenn sich die kulturelle Entwicklung und das Kunstschaffen Schwedens im Lauf des 16. Jahrhunderts so sehr von dem entfernten, was während des Mittelalters auf der breiten Basis der Kirche erwachsen war, so kann dies nur zu einem Teil mit dem Ereignis der Reformation erklärt werden. Von ganz entscheidender Wichtigkeit war für den Wandel der Übergang der Herrschaft an Gustav Vasa und der repräsentative Anspruch der von ihm gegründeten Dynastie. Bestrebt, die Revolution zu legitimieren, dem neuen Königtum den entsprechenden äußeren Glanz zu verleihen, war Gustav Vasa das, was auf dem Festland Mode war, gerade recht. Die Vasa-Renaissance war für das breite schwedische Volk eine fremde Kunst, Auftraggeber waren der König und ein kleiner Kreis von Hochadligen, ausübende Künstler größtenteils Ausländer. Die verhältnismäßig begrenzte Beteiligung des Adels fällt besonders auf, wenn man mit dem dänischen Südskandinavien vergleicht, wo sich der Adel als herrschender Stand behauptete. Der betont ästhetischen Veranlagung der Vasa kommt dabei besondere Bedeutung zu. Sie zeigt sich schon bei Gustav Eriksson, dessen Baulust gewiß von stark reaelpolitischen Erwägungen getragen wurde, der aber auch den Grund legte zur Gemäldesammlung von Gripsholm. Seit den 40er Jahren kann man deren Zunehmen feststellen[8]. Sehr stark äußerten sich die künstlerischen Neigungen bei Erich XIV.[9] und seinem Halbbruder Johann[10]. Erst unter der Königsherrschaft Karls, der weniger intellektuell veranlagt war als seine älteren Brüder, mußte das Künstlerische wieder nüchterneren Interessen weichen[11]. Diesen Tatbestand beleuchten in dem oben erwähnten Werk F. Holmér von der Baukunst her (den aeldre vasatidens byggnadskonst, S. 207—254). K. E. Steneberg (Vasahovet som tongivande inom konstens och modets värld, S. 255—292), indem er verfolgt, wie Kunst und Modeeinflüsse sich am königlichen Hofe äußerten, während G.

---

[8] Vgl. *S. Strömbom*, Porträttsamlingen på Gripsholm, in: Gripsholm. Slottet och dess samlingar 1537—1937. Stockholm 1937. S. 126 ff.

[9] Vgl. über ihn vor allem *I. Andersson*, Erik XIV. Stockholm 1948. 3. A.; ferner *G. Annell*, Erik XIV:s etiska föreställningar och deras inflytande på hans politik. Uppsala 1945. 261 S., s. dazu auch *G. Landsbergs* Rezension in Lychnos 1946/47, S. 394—398.

[10] Über ihn vgl. zuletzt *S. Arnoldsson*, Johan III:s litterära självporträtt, in: Studier tillägnade Curt Weibull den 19 Augusti 1946. Göteborg 1946, S. 19—56.

[11] Vgl. dazu: Karl IX. Studier under redaktion av *Boo van Malmborg*. Småskrifter utg. av Svenska Porträttarkivet, Nationalmuseum Nr. 2. Stockholm 1950, 56 S., mit Beiträgen von *I. Andersson, T. Berg, B. van Malmborg, N. L. Rasmusson, C. G. U. Scheffer, T. Lenk* und *P.-O. Westlund*.

Axel-Nilsson (Monumental stenhuggarkonst, S. 193—314) Werke monumentaler Steinhauerkunst, Portale, Giebel, Grabmonumente, in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt, insgesamt ein Gebiet, auf dem er verdienstvolle Forscherarbeit geleistet hat.

Beim national fühlenden Schweden erweckt die Überfremdung des schwedischen Kulturlebens, die in der älteren Vasazeit einsetzte, begreiflicherweise geteilte Gefühle. Cornell tut diese Periode deshalb in dem Teil seiner schwedischen Kunstgeschichte, der die Zeit bis etwa 1800 behandelt, ziemlich kurz ab. Von den 417 Seiten des Bandes schenkt er ihr nicht einmal ganze 29; dabei läßt er keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Umwälzung mit der Befreiung von Dänemark und Lübeck für das kulturelle Leben und nicht zuletzt für die Kunst eine zerstörende Wirkung hatte (S. 187). Der Cornell an sich rätselhafte rasche Übergang von der Gotik zur Renaissance ist nach ihm vor allem damit zu erklären, daß der in Italien entstandene neue Stil den Macht- und Kraftgefühlen der Zeit besser entsprach.

Auch Lindblom faßt sich in seinem dreibändigen insgesamt 1000 Seiten umfassenden Werk verhältnismäßig kurz, er betont, daß es ihm mehr darum geht, sich zum Wert („betydelse") der schwedischen Armut hindurchzusuchen, als im Glanz entlehnter Federn zu verharren (S. 374). Der Vasa-Renaissance, dem ersten Abschnitt „der großen Parenthese in der Geschichte unseres nationalen Kunstschaffens" (S. 331), widmet er 93 Seiten. Dabei setzt er die Jahre 1540 und 1650 als Grenzen. Mit Bedauern stellt Lindblom fest (S. 368), daß nicht ein einziges Porträt der Vasazeit mit absoluter Sicherheit einem geborenen schwedischen Meister zugeschrieben werden kann; dagegen freut es ihn (S. 375), daß die mittelalterlichen Kalkmalerschulen die Reformation überlebten und der frohe schwedische Farbensinn in Herzog Karls Kammer auf Schloß Gripsholm zur Geltung kommen durfte (S. 379).

Ein besonderer Vorzug des Lindblom'schen Werkes liegt — abgesehen von dem vorzüglichen Bildschmuck — in dem weiten Rahmen, in dem das Thema behandelt wird. So befaßt er sich in einem besonderen Abschnitt mit dem „Kunsthandwerk" während der Vasazeit (S. 401—416), wobei er aus seiner langjährigen Erfahrung als Leiter des Nordischen Museums mit besonderen Kenntnissen aufwarten kann. Bemerkenswert, wie er dabei den Charakter des Schwedischen umreißt als „Knappheit und Mäßigkeit in Form und Dekor" (S. 416), was keusch wirke neben der Üppigkeit gleichzeitiger ausländischer Erzeugnisse. In einem weiteren Abschnitt „Allmogekonst" bringt Lindblom schließlich noch drei Kapitel über das Haus und Heim des Bauern vor 1800 (S. 623—629), über volkstümliches Kunsthandwerk vor 1800 (S. 631—639) und über die für Schweden so typische Bauernmalerei (S. 641—648), indem er im großen Überblick die jeweiligen Entwicklungslinien andeutet.

Über die Baukunst der älteren Vasazeit liegen verschiedene Einzelarbeiten vor. August Hahr, dessen langes Forscherleben im besonderen

der Architekturgeschichte dieser Zeit gewidmet war, ging in einer Jubiläumsausgabe über das 400jährige Gripsholm den architektonischen Voraussetzungen und ausländischen Vorbildern Gripsholms nach (S. 31—50)[12], während seine letzte größere Arbeit über die Gemahlin Johanns III., Katharina Jagellonica, und ihre Bedeutung für die Vasa-Renaissance handelte[13]. Erik Lundberg und P. O. Westlund haben in dem oben erwähnten Jubiläumswerk über „Vasatidens Gripsholms" (S. 17—29) geschrieben, und in einem Gerda Boëthius gewidmeten Band über Schloß Vadstena[14] hat Lundberg zusammen mit C. Th. Thäberg und Westlund die Baugeschichte dieses für die Vasa-Renaissance so wichtigen Schlosses untersucht, um dabei eine eindeutige französische Orientierung festzustellen. Martin Olsson, der derzeitige Reichsantiquar, hat sich mit der Baugeschichte des Stockholmer und des Kalmarer Schlosses beschäftigt[15]. Die Arbeit von Erik Bohrn über das Schloß zu Nyköping[16] und die neuen Beiträge „zur Baugeschichte des Schlosses zu Örebro" von Bertil Waldén[17] helfen, das Werk der Pahr und vor allem das von Hans Fleming und Herkules Mida etwas deutlicher zu sehen. Die verschiedenen Forschungsergebnisse konnte Lundberg verwerten in einem großen reich bebilderten Band über die Baukunst in Schweden in der Zeit von 1400 bis 1650[18]. Auch Lundbergs Streben war es, vorzudringen „zu der gesammelten, lebenden, wachsenden schwedischen Tradition hinter all dem vielen Entlehnten und Importierten" (S. 10). Die thematische Verbindung „Spätgotik — Renaissance" läßt einprägsam hervortreten, wie stark die spätmittelalterliche ländliche Kirchenbaukunst von der schwedischen Herrenschicht getragen wurde. Sofern fremde Anregungen verwertet wurden, kamen sie aus dem Bereich der Hanse und des Deutschen Ordens. Dann die Ausweitung unter den Vasa: Bei Gripsholm lassen sich noch Beziehungen zur Ordensarchitektur feststellen; trotz seiner

---

[12] Gripsholm. Slottet och dess samlingar 1537—1937. Utgiven av Föreningen för Gripsholmjubileet 1937. Stockholm, Nordisk Rotogravyr, 1937. 145 S.

[13] *August Hahr*, Drottning Katarina Jagellonica och vasarenässansen. Uppsala-Leipzig, Almqvist & Wiksell — Harrassowitz, 1940. 150 S. = Skrifter utg. av K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala 34 : 1.

[14] Vadstena Slott. En bilderbok tillägnad Gerda Boëthius. Av *Erik Lundberg, Carl-Th. Thäberg, Per-Olov Westlund.* Stockholm, Nordisk Rotogravyr, 1940. 157 S.

[15] *Martin Olsson* och *Tord O:son Nordberg,* Det gamla slottet, in: Stockholms slotts historia I, Stockholm 1940; *Martin Olsson,* Kalmar slotts historia I. Stockholm 1944.

[16] *Erik Bohrn,* Nyköpings renässansslott och Herkules Mida. Stockholm, Wahlström & Widstrand (in Kommission), 1941. 241 S. (= vgl. Kgl. Vitterhets. Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar, Del 49).

[17] *Bertil Waldén,* Några nya bidrag till Örebro slotts byggnadshistoria. in: Meddelanden från Föreningen Örebro läns museum, S. 45—110.

[18] Vgl. Anm. 5.

Symmetrie und seinem neumodischen Festungscharakter gehört es — verglichen mit dem gleichzeitig erstehenden, jünger und westlicher anmutenden Malmöhus — „doch ganz dem Mittelalter und Norden an“ (S. 245). Die Renaissancebauweise, und zwar die in Frankreich weiter entwickelte, fand erst mit Vadstena in Schweden Eingang. Es wirkt überzeugend, daß in diesem Zusammenhang Pyhys französischer Gesandtschaft eine vermittelnde Rolle zugedacht wird. Auch sonst neigt Lundberg dazu, französische Anregungen gegenüber den bisher festgestellten kontinentalen Einflüssen (Pahr!) stärker zu betonen. Die Forschungen Olssons am Schloß von Kalmar dürften hier noch weitere Klärung bringen.

Sozial- und kulturgeschichtlich ist bemerkenswert, wie verhältnismäßig bescheiden die Bauten des schwedischen Adels gegenüber denen des schonischen waren. Erst mit den Kriegen Gustav Adolfs konnte die schwedische Herrenschicht sich die wirtschaftlichen Voraussetzungen erwerben, um nun im großen Stil zu bauen (S. 517). Der untergeordneten Bedeutung der schwedischen Städte entsprechend faßt sich Lundberg über das städtische Bauwesen ziemlich kurz. Plätze wie Malmö och Ystad lagen im dänischen Herrschaftsbereich, eine Seltenheit das kleine hübsche Bürgerportal an Staffan Sasses Gränd in Stockholm, das um 1580 entstand. Auch die Stadtplanung wurde im wesentlichen bestimmt vom fürstlichen Bauwillen. Über Bauweise und Leben der bäuerlichen Landbevölkerung sind die Quellen recht spärlich. Zum Wertvollsten gehören die Aufzeichnungen von Johan Bureus, der u. a. auch am bäuerlichen Hausbau interessiert war. Aus ihnen schöpft u. a. Gösta Berg in seinem Kapitel „Allmogen under vasatiden“ in „Svenska folket genom tiderna“ (S. 315 bis 336). Mit der Feststellung (S. 335), daß die schwedischen Bauern des 16. Jahrhunderts über einen „höchst bedeutenden aber weiterhin ziemlich barbarischen Wohlstand“ verfügten, zitiert er Heckscher, der in seinem Buch über schwedische Arbeit und schwedisches Leben den Zeitraum der Vasaherrschaft bis 1600 als „organisierten Mittelalterhaushalt“ (S. 81—103) charakterisiert und ihren Träger Gustav Vasa einen „praktischen Wirtschaftler bis in die Fingerspitzen“ nennt, „dem es nur an wirtschaftlicher Phantasie“ fehlte (S. 89). Wenn Heckscher die Wirtschaftsform bis 1600 auf politische, wirtschaftliche und kulturelle Isolierung gegründet sieht, so stimmt dies mit der Isolierung in kultureller Hinsicht — nach all dem, was wir oben hörten — wohl nicht ganz; er macht ja auch selbst das Zugeständnis, daß dieser Zustand der Isolierung schon gleich nach dem Tod Gustav Vasas zu Ende ging (S. 103), und Einzelzüge, in denen sich Neues auch im wirtschaftlichen Leben äußerte, erwähnt er auch hier und noch mehr in seiner großen Wirtschaftsgeschichte seit Gustav Vasas Zeit[19] (z. B. Bergbau, zunehmende Betonung von Stadthandel, Stapelpolitik und Zunftwesen!).

---

[19] Sveriges ekonomiska historia I 1—2. Stockholm 1935/36.

Neue Beiträge zur Geschichte der religiösen Bewegungen im Mittelalter

von Herbert Grundmann

Vorbemerkung

Auf dem Zehnten Internationalen Kongreß für Geschichtswissenschaft, der vom 4. bis 11. September 1955 in Rom tagen wird, soll in der Sektion „Geschichte des Mittelalters“ auf Anregung von verschiedenen Seiten neben anderen Themen auch das Problem der „Religiösen Bewegungen und Ketzereien im Mittelalter“ erörtert werden, dem die Forschung der letzten Jahre in vielen Ländern zahlreiche eindringliche Untersuchungen gewidmet hat. Als Diskussionsgrundlage wurde von einer Gruppe daran beteiligter Mediävisten ein Bericht über den derzeitigen Stand dieser Forschungen und über die weiterer Klärung bedürftigen Fragen ausgearbeitet, der den Kongreß-Teilnehmern gedruckt vorgelegt wird. Die Verfasser dieses Berichts haben sich in einer Vorbesprechung über dessen Anlage und ihren Anteil daran verständigt. Etienne Delaruelle vom Katholischen Institut in Toulouse hat es übernommen, einleitend die „Volksfrömmigkeit im 10. Jahrhundert“ und abschließend die „Volksfrömmigkeit am Ende des Mittelalters“ zu behandeln. Raffaello Morghen, Leiter des „Istituto storico Italiano“ in Rom, der den Gesamtbericht redigiert, schreibt über die „Religiösen Volksbewegungen *(movimenti religiosi popolari)* im Zeitalter der Kirchenreform“. Daran schließt mein Beitrag an über „Ordensgründungen und Ketzersekten im 12. Jahrhundert“. Prof. Luigi Salvatorelli in Rom berichtet über die „Franziskanische und joachitische Bewegung: Franz von Assisi und das Franziskanertum im ersten Jahrhundert des Ordens“. Darauf folgt mein Beitrag über „Deutsche Mystik und Beginentum“ und ein Beitrag von R. R. Betts, Professor an der Universität London, über „Nationale und häretische religiöse Strömungen vom Ende des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts“, vornehmlich über Wiclifiten und Hussiten. Leider hat sich Dmitri Obolensky in Oxford, dem ein Beitrag über „Religiöse Volksbewegungen

auf dem Balkan", im griechisch-slawischen Osten, zugedacht war, nicht beteiligt. Für das lateinische Abendland aber wird der Bericht einen ziemlich geschlossenen Überblick über die religiösen Bewegungen und Gemeinschaftsbildungen innerhalb und außerhalb der Kirche des Mittelalters geben.

Es schien mir ratsam, mit dankenswerter Zustimmung von R. Morghen meine Beiträge zu diesem Bericht hier auch gesondert zu veröffentlichen, damit sie nicht nur den Kongreß-Besuchern bekannt werden. Denn sie bieten mir eine erwünschte Gelegenheit, manches zu berichtigen, zu ergänzen und weiterzuführen, was sich mein Buch über „Religiöse Bewegungen im Mittelalter" vorgenommen hatte. Dieses Buch erschien 1935 in einer für dieses Thema wenigstens in Deutschland nicht sonderlich günstigen Zeit. Es ist nicht mehr zu beschaffen, da die Restbestände im Kriege verloren gingen. Ein unveränderter Neudruck kommt nicht in Frage, denn es ist inzwischen durch neuere Forschungen und Quellenfunde in mancher Beziehung überholt. Erst nach Kriegsende konnte ich merken, wie vielfach dabei zumal im Ausland, insbesondere auch in der ordensgeschichtlichen Forschung an meine Untersuchungen angeknüpft wurde, teils bestätigend, teils berichtigend, vieles auch durch überraschende Quellenfunde ergänzend und klärend, nur selten mit verständnisloser Polemik. Im Allgemeinen hat der Versuch, die mittelalterlichen Ordensbildungen und die Entstehung häretischer Sekten aus den ihnen gemeinsamen Motiven und Impulsen einer religiösen Bewegung zu verstehen, die sich erst in ihrem Verhalten zur Kirche — und der Kirche zu ihr — in Orden und Sekten schied, weitgehend Zustimmung und Nachfolge gefunden. Im Einzelnen ist dabei noch vieles fraglich und strittig; die Forschungen sind noch im Fluß, und es wäre verfrüht, sie in einer neuen Darstellung zusammenfassen zu wollen. Umso nötiger ist eine Zwischenbilanz, die den bisherigen Ertrag sichtet, auf die oft weit verstreuten und versteckten Beiträge aufmerksam macht, auf die besonders bemerkenswerten Zusammenhänge und auf die noch offenen Fragen hinweist und dadurch zu weiterer Diskussion und Klärung anregt. Darum bemüht sich der vorliegende Bericht, dessen Text hier nur an wenigen Stellen geringfügig verändert ist. Einige Anmerkungen sind — durch die zusätzliche Numerierung kenntlich — hinzugefügt, um die in anderen Teilen des Berichts erwähnte, aber auch hier einschlägige Literatur oder mir inzwischen noch bekannt gewordene Arbeiten zu zitieren und um einige Quellenbelege nachzutragen, die den Umfang des Kongreßberichts überschritten hätten. Insofern ist die hier folgende Fassung vollständiger.

I. Ordensgründungen und Ketzersekten im 12. Jahrhundert

In dem Jahrhundert zwischen Urban II. und Innocenz III. sind im Abendland zahlreiche neue religiöse Orden entstanden, vornehmlich in den zwei Jahrzehnten nach 1100 und dann wieder um 1200. Zugleich treten, zunehmend in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, zahlreiche neue Ketzersekten auf. Die Entstehung dieser neuen Orden und Sekten läßt sich nicht allein aus der persönlichen Initiative und Intention ihrer einzelnen „Stifter" befriedigend erklären, so eigenartig und wirksam sie sein mochte. Denn deren Motive, Ideen und Wirkungen sind trotz aller Unterschiede unverkennbar in so vieler Beziehung miteinander verwandt und gleichgerichtet, daß sie nicht ganz unabhängig voneinander und nur zufällig zur gleichen Zeit auftreten konnten. Auch die neuen, von der Kirche anerkannten Orden und die häretischen, von ihr verurteilten und verfolgten Sekten haben trotz aller Gegensätze manche gemeinsamen Züge und stehen nicht beziehungslos nebeneinander. So verschiedene Wege sie gehen, verflechten sich doch ihre Ursprünge und Schicksale zu dem spannungsreichen Bild einer religiösen Bewegung, die ihnen allen die Impulse gab und die sich erst in ihrem Verlauf in vielerlei teils kirchlich-rechtgläubige, teils häretische Gemeinschaften differenziert und organisiert. Wenn auch fremde Einflüsse von außen her auf diese religiöse Bewegung im Abendland, zumal auf die Ketzerei einwirken konnten, wird doch die Voraussetzung auch dafür in der inneren Entwicklung des abendländischen Christentums zu suchen sein.

Die Forschung, der diese Zusammenhänge und Probleme neuerdings immer deutlicher sichtbar zu werden beginnen, steht dabei vor folgenden noch nicht einhellig geklärten Fragen:

1. Aus welchen inneren Voraussetzungen und Wandlungen, Motiven und Tendenzen ist die religiöse Bewegung des 12. Jahrhunderts zu verstehen, die zu einer schon die Zeitgenossen beunruhigenden, verwirrenden Vielfalt neuer religiöser Gemeinschaftsbildungen innerhalb und außerhalb der Kirche führte?

2. Welche kirchlichen und sozialen Stände sind daran beteiligt und davon erfaßt worden? Inwieweit geht diese Bewegung vom Mönchtum, vom Klerus oder von den Laien aus? Ist sie ein soziales Phänomen in dem Sinne, daß sie durch das Aufstreben neuer sozialer Schichten, etwa des städtischen Bürgertums, und durch die „Krise des Feudalismus" ausgelöst, getragen oder bedingt wird? Differenziert sie sich etwa aus sozialen Gründen und in verschiedenen sozialen Schichten zu approbierten Orden und häretischen Sekten?

3. Inwieweit sind dabei fremde Einflüsse von außerhalb des Abendlandes wirksam, etwa aus dem Orient? Ist insbesondere die Ketzerei nur ein von außen eindringender Fremdkörper, oder ist auch sie aus dem Boden des abendländischen Christentums selbst hervorgewachsen?

4. Wie verhalten sich die Kirche, das Papsttum, der Klerus und die alten Orden zu dieser religiösen Bewegung und zu ihren neuen Gemeinschaftsbildungen? Inwieweit ist dadurch deren Differenzierung, d. h. die Vielzahl neuer Orden und die Entstehung neuer Sekten mitbestimmt?

Auf alle diese Fragen kann nicht eine vorgefaßte „Theorie", sondern höchstens die Überlieferung des 12. Jahrhunderts selbst eine zuverlässige Antwort geben. Es ist zwar nicht zu erwarten, daß sie ihrerseits solche Fragen bereits ausdrücklich erörtert und eindeutig beantwortet; aber sie läßt doch bei unbefangener, kritischer, vergleichender Sichtung und Prüfung eine wissenschaftliche Klärung auch der bisher noch strittigen Probleme erhoffen. Die Forschung darüber ist seit zwei Jahrzehnten lebhaft im Gang und hat bereits manche wichtige, unbestreitbare Resultate erzielt, während andere Fragen noch einer eindringlichen Diskussion bedürfen.

1. Die neuen Orden

Von den neuen Ordensgründungen, deren Vielfalt und Verschiedenheit schon die Zeitgenossen tief beunruhigte[1], sind von jeher die beiden am stärksten beachtet und untersucht worden, die am meisten Erfolg, Verbreitung und Wirkung hatten: die Zisterzienser[2] und die Prä-

---

[1] Robert von Torigny, De immutatione ordinis monachorum (1154), MPL 202, 1309 bis 1320; Liber de diversis ordinibus, qui sunt in ecclesia (um 1125/30), MPL 213, 807—850; Anselm von Havelberg, Liber de una forma credendi et multifomitate vivendi (um 1150), MPL 188, 1141—1160; dazu und über andere monastische Streitschriften vgl. *Georg Schreiber*, Studien über Anselm von Havelberg, Analecta Praemonstratensia 18 (1942) 5—90.

[2] *P. Othon [Ducourneau]*, Les origines cisterciennes, Revue Mabillon 22/23 (1932/33); *Jean-Berthold Mahn*, L'ordre cistercien et son gouvernement des origines au milieu du XIIIe siècle (Paris 1945, [2]1951). Über die von Mahn († 1944) noch nicht benutzte ‚Carta caritatis prior', die *Josef Turk* 1939 entdeckte und zusammen mit anderen Dokumenten der Zisterzienser-Anfänge eingehend untersuchte, s. Analecta s. Ordinis Cisterciensis 1, 4 u. 6 (1949-50); *Gérard de Beaufort*, La Charte de Charité cistercienne et son évolution, Revue d'hist. ecclés. [weiterhin zitiert: RHE] 49 (1954) 391—437; *J.-A. Lefèvre*, La véritable Carta caritatis primitive et son évolution (und weitere Untersuchungen) in: Collectanea ordinis Cisterciensium Reformatorum 16 (1954); dazu *Alain d'Herblay*, Le problème des origines cisterciennes, RHE 50 (1955) 158—164; *Ernst Werner*, Neue Texte und Forschungen zur Charta Caritatis, Forschungen und Fortschritte 29 (1955) 25—29; *Robert Folz*, Le problème des origines de Cîteaux, in: Mélanges Saint Bernard, XXIVe

monstratenser[3], daneben neuerdings auch die Regular-Kanoniker (Augustiner-Chorherren)[4]. Bei neueren Forschungen über diese Orden hat sich aber immer deutlicher gezeigt, daß sich ihre Entstehung und Entwicklung nicht isoliert begreifen läßt. Warum ist der Xantener Kanoniker Norbert von Gennep zum Eremiten, zum Wanderprediger und schließlich zum Gründer eines eigenen Ordens neben anderen Augustiner-Chorherren geworden, statt wie Bernhard von Clairvaux in den jungen Zistersienser-Orden einzutreten, — obgleich sich diesem die Prämonstratenser in ihrer Verfassung und Lebensform bald weitgehend anglichen? Norberts Leben und Wirken forderte geradezu zum Vergleich heraus nicht nur mit Bernhard, sondern erst recht mit zahlreichen anderen Mönchen, Eremiten, Kanonikern, Wanderpredigern, die in denselben Jahrzehnten aus ähnlichen Impulsen und Motiven gleichfalls neuartige religiöse Gemeinschaften bildeten, aus denen zum Teil auch approbierte Orden, zum Teil aber häretische Sekten wurden. Auch der Abt Robert von Molesmes[4a], der schon zweimal in seinem langen Leben (c. 1028—1111) das Kloster verlassen hatte, um Eremiten-Gruppen zu leiten, ehe er 1098 Cîteaux gründete, ohne dort zu bleiben, wurde von J.-B. Mahn sehr aufschlußreich mit einem anderen Benediktinerabt Bernhard von Tiron (c. 1046—1117) verglichen, der ebenfalls nach dreißig Klosterjahren zu den Eremiten im Wald von Craon ging und — wie deren Führer Robert von Arbrissel (c. 1060 bis 1115), der Gründer der Kongregation von Fontevrault, und dessen Gefährten Girald von Salles (1120) und Vitalis von Mortain

---

Congrès de l'Association Bourguignonne des Sociétés savantes 1953 (Dijon 1954) 284—294; dort auch andere Beiträge über die Anfänge der Zisterzienser, ebenso in dem Sammelband „Bernard de Clairvaux", Commission d'hist. de l'Ordre de Cîteaux 3 (1953), wo eingehend Bernhards Stellung zu den anderen Orden behandelt wird. Über die innere Ordensentwicklung jetzt auch *Archdale A. King*, Cîteaux and her elder daughters (London 1954).

[3] *Charles Dereine S. J.*, Les origines de Prémontré, RHE 42 (1947) 352—378; *P. François Petit* O. Praem., La spiritualité des Prémontrés aux XIIe et XIIIe siècles (Paris 1947); *P. Norbert Backmund O. Praem.*, Monasticon Praemonstratense (2 Bde. Straubing 1949/52); *Pl. F. Lefèvre O. Praem.*, Les Statuts des Prémontrés (Bibl. de la RHE 23, 1946); *E. Valvekens*, Norbert van Gennep (Brügge 1943); *Georg Schreiber*, Prämonstratenserkultur des 12. Jahrh., Analecta Praemonstr. 16/17 (1940/41).

[4] *Ch. Dereine*, Vie commune, règle de St. Augustin et chanoniers au XIe siècle, RHE 41 (1946) 365—406; Ders., L'élaboration du Statut canonique des Chanoines réguliers, RHE 46 (1951); zusammenfassend: ‚Chanoines' im Dict. d'hist. et de géogr. eccl. 12 (1953) 287—298; *J. C. Dickinson*, The origins of the Austin Chanons and their introduction into England (London 1950).

[4a] *P. K. Spahr*, Das Leben des hl. Robert von Molesme (Freiburg/Schweiz 1944) mit kritischer Edition der Vita; *S. Lenssen*, Le fondateur de Cîteaux. st. Robert, Collectanea ord. Cist. Ref. 4 (1937).

(1122), der Gründer der Kongregation von Savigny[5], — als Wanderprediger zum Kloster- und Ordensgründer wurde. Manche dieser kleineren Orden schlossen sich bald den Zisterziensern an (so Savigny mit 28 Klöstern 1147). Andere blieben jahrhundertelang selbständig; in Fontevrault, das bis zur Französischen Revolution bestand, ließ der Lyoner Kaufmann Waldes seine beiden Töchter als Nonnen eintreten, als er selbst Wanderprediger wurde! Durch Vitalis, den früheren Kaplan eines Bruders Wilhelms des Eroberers, griff die Wanderpredigt auch nach England hinüber. Dort stiftete Gilbert von Sempringham, nach seinem Studium in Frankreich, vor 1135 den vornehmlich weiblichen Gilbertiner-Orden, der vergeblich Anschluß an die Zisterzienser suchte[6]. Er und noch manche andere Ordensstifter dieser Zeit sind von den erfolgreicheren Zisterziensern und Prämonstratensern allzu sehr überschattet worden. Und doch kann auch deren Bedeutung und Eigenart erst plastisch sichtbar werden, wenn man sie im Zusammenhang und im Vergleich mit jenen kleineren, aber nicht weniger symptomatischen Ordensbildungen ihrer Zeitgenossen in das Gesamtbild der vielfältigen religiösen Bewegung im frühen 12. Jahrhundert einordnet. Bisher liegen höchstens einige Ansätze dazu vor. Noch weniger hat man darauf geachtet, daß schon die Kartäuser und Grammontenser als Vorläufer oder Auftakt zu diesen neuen Ordensbildungen gelten müssen. Ihre Frühgeschichte bedarf dringend einer gründlichen Untersuchung[7], die ihren Zusammenhang einerseits mit älteren Eremiten-Kongregationen Italiens, andererseits mit den jüngeren Orden in Frankreich zu klären hätte. Ehe Bruno von Köln, der gelehrte Domscholaster von Reims, 1084 die Kartause gründete, war er mit einigen adligen Reimser Klerikern nach dem Konflikt mit ihrem

---

[5] *Jacqueline Buhot,* L'abbaye normande de Savigny, chef d'ordre et fille de Cîteaux, Le Moyen Age 3. sér. 7 (1936); s. *Joh. v. Walter,* Die ersten Wanderprediger Frankreichs (Leipzig 1903, Neue Folge 1906) und dessen Geschichte des Christentums I, 2 (1934) 541 ff. Diese Wanderprediger und Ordensgründer bedürfen jedoch weiterer Untersuchung, s. *Grundmann,* Rel. Bew. 38 ff.

[6] *Rose Graham,* St. Gilbert of Sempringham and the Gilbertins (London 1901). Die Vita und die Akten der 1201/2 vollzogenen Heiligsprechung Gilberts († 1189) veröffentlichte *Raymonde Foreville,* Un procès de canonisation à l'aube du XIIIe siècle: Le livre de saint Gilbert de Sempringham (Paris 1943).

[7] *Augustin Fliche,* La Réforme grégorienne (Hist. de l'Eglise 8, 1946) S. 445: „Il n'existe pas de travaux vraiment scientifiques sur les petits ordres érémitiques". — *A. De Meyer — J.-M. De Smet,* Guigo's Consuetudines van de eerste Kertuisers (Mededeelingen van de kon. Vlaamse Academie voor Wetenschappen, Letteren en Schone Kunsten von Belgie (Brüssel 1951); *B. Bligny,* Les premiers Chartreux et la pauvreté, Le Moyen Age 57 (1951). — Über die Grammontenser s. den Auszug aus der ungedruckten These von *Dom J. Becquet,* Les institutions de l'Ordre de Grandmont au moyen-âge, Revue Mabillon 42 (1952) 31—42.

simonistischen Erzbischof Manasses um 1081 ins Kloster Molesmes eingetreten, das damals Abt Robert reformierte, der spätere Gründer von Cîteaux. Wie Robert selbst, verließ Bruno mit seinen Gefährten bald Molesmes, um in der Nähe *eremitice* zu leben, bis ihn dieses Ziel weiterführte nach Chartreux. Auch dort blieb er nur fünf Jahre, da ihn sein früherer Schüler Urban II. nach Rom berief. Doch von ihm bekam Bruno 1091 erlaubt, in Kalabrien (La Torre) eine Eremitengemeinschaft zu gründen. Dort blieb er bis zu seinem Tod 1101 in Verbindung mit Chartreux, dessen 5. Prior Guigo († 1173) den Kartäuserorden organisierte (Consuetudines 1116). Führte also der Weg Brunos von Köln, des Domscholasters von Reims, nach Erfahrungen in Molesmes, von wo später Cîteaux ausging, nach Süditalien, so hat umgekehrt dort der junge Stephan von Thiers aus der Auvergne, der beim Erzbischof von Benevent aufwuchs, das Vorbild kalabrischer Eremiten[8] kennen gelernt und ist ihm gefolgt, als er nach seiner Heimkehr angeblich mit Erlaubnis Gregors VII. um 1076/80 die Gemeinschaft von Muret gründete, aus der der Grammotenser-Orden entstand.

Der Zusammenhang mit der italienischen Eremitenbewegung des 11. Jahrhunderts ist hier offenkundig. Inwieweit auch die Camaldulenser[9] und die Vallombrosaner[9a] unmittelbar als Vorbild über die Alpen wirkten und vor allem die Schriften des Petrus Damiani den Gedanken der *vita apostolica* als Predigtamt vorwegnahmen und verbreiteten[9b],

---

[8] *J.-B. Mahn*, L'Ordre cist. S. 28 f. meint: „Les ermites calabrais qui avaient instruit Etienne renonçaient absolument a toute propriété et pratiquaient la prédication itinérante, le prédicateur vivant des aumônes que lui faisaient ses auditeurs". Das ist irrig; nach der Vita Stephani (MPL 204, 1013), die der 4. Prior von Grandmont Stephan von Lisiac zwischen 1139 und 1163 redigierte, lebten diese Eremiten völlig besitzlos *unanimiter in claustro . . . operum praedicatione testimonium perhibentes veritati;* nur Erzbischof Milo von Benevent, bei dem Stephan aufwuchs, rühmte ihr Leben *in sermonibus quos ad populum faciebat* und verhalf ihnen dadurch zu Spenden für Nahrung und Kleidung. *J. Becquet* (s. Anm. 7) hält die „inspiration calabraise" des Stifters von Grandmont ohne triftige Gründe für zweifelhaft.

[9] *D. Alberico Pagnani O. S. B.*, Storia dei Benedettini Camaldolesi cenobiti, eremiti, monache ed oblati (Sassoferrato 1949) beschränkt sich in herkömmlicher Weise auf die interne Ordensgeschichte.

[9a] *D. Roger Duvernay*, Cîteaux, Vallombreuse et Etienne Harding, Analecta s. Ord. Cist. 8 (1952) 379—495 weist auf viele Ähnlichkeiten zwischen Vallombrosanern und Zisterziensern hin und hält Stephan Harding für den Vermittler, der auf seiner Romreise vor 1090 toskanische Vallombrosaner-Klöster kennen lernen konnte und 1118 die Charta Caritatis der Zisterzienser verfaßte; über ihn vgl. *Dom A. Presse*, Saint Etienne Harding, Collectanea Ord. Cist. Ref. 1 (1934).

[9b] *M. H. Vicaire O. Pr.* betont in der Neubearbeitung von *P. Mandonnet O. Pr.*, Saint Dominique, l'idée, l'homme, l'oeuvre 2 (Paris 1937) 168 ff. die bahnbrechende Bedeutung des Petrus Damiani für den Gedanken der *vita aposto-*

bedarf noch genauerer Prüfung. Jedenfalls ist bei der Entstehung neuer Orden in Frankreich nicht nur auf die benediktinisch-kluniazensischen Traditionen und Reformen zu achten, sondern ebenso auf die Einwirkung des Eremitentums, das nicht nur vom Benediktinerkloster ausging.

P. Charles Dereine S.J. hat neuerdings nachdrücklich auf zahlreiche „clercs-ermites" des 11. Jahrhunderts in Frankreich aufmerksam gemacht, die durch ihren Asketen-Ruhm Bewunderer anlockten, Gemeinschaften um sich sammelten und oft zu spontaner Kloster- und Ordensbildung führten. Er glaubt sogar daraus auch die Entstehung der Wanderpredigt erklären zu können: „Une pratique aussi radicale de la perfection évangélique suscite chez les fidèles une grande admiration; ils se pressent en foule dans les ermitages pour écouter les exhortations des solitaires et recevoir leurs conseils. Occasionnel au début (!), cet apostolat prend parfois, avec le temps, un caractère plus systématique. On voit apparaître alors les prédicateurs itinérants ou errants, qui poussent le plus loin possible l'imitation du Christ et des Apôtres dans la vie publique" [10]. Tatsächlich haben (ebenso wie der Gründer von Cîteaux) fast alle uns bekannten Wanderprediger des frühen 12. Jahrhunderts, — teils vorher Mönche, teils Kleriker und Kanoniker, — wenigstens zeitweise streng asketisch als Eremiten gelebt, ehe sie predigend durchs Land zogen, und die Anhänger, die sie dabei gewannen, haben sie zumeist dann in Klöstern nach der Benedikt- oder Augustinregel untergebracht oder ähnlich organisiert. Das Auffälligste aber ist gerade, daß sich dabei die Grenzen und Unterschiede zwischen Mönchen, Regular-Kanonikern, Predigern und Eremiten verwischen, weil ein neues religiöses Ideal sich nicht nur „okkasionell" aus dem Eremiten- oder Kanoniker- oder Mönchs-Leben ergab, sondern es als aktiver Impuls aufrüttelnd umgestaltete: das Ideal der *vita apostolica* in einem neuen Sinn, des apostolischen Wirkens in der Welt und auf die Welt statt nur im Kloster oder im Eremus. Wenn dieser Impuls in seiner Auswirkung auch vielfach wieder zur Bildung neuer klösterlicher Gemeinschaften führte, steht an deren Anfang doch zumeist der Vorsatz, apostelgleich und evangelienmäßig als *pauperes Christi* zu leben und zu wirken. Warum dieser Gedanke im 12. Jahrhundert auf vielerlei ver-

---

lica; leider achtet darauf weder *Fridolin Dressler*, Petrus Damiani, Leben und Werk (Studia Anselmiana 34, Rom 1954) noch *Heinz Löwe*, Petrus Damiani, ein ital. Reformer am Vorabend des Investiturstreites, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 6 (1955) 65—79, doch s. S. 76 f.

[10] *Ch. Dereine*, RHE 42 (1947) 362 f.; vgl. ib. 41 (1946) 402 f. und Dict. d'hist. et de géogr. eccl. 12, 383 ff. — *Abbé Sansaulieu* bereitet für die Ecole des Hautes Etudes de Paris eine Zusammenstellung aller Eremiten Frankreichs im Mittelalter vor; vgl. einstweilen *D. Louis Gougaud*, Ermites et Reclus (Ligugé 1928) und Revue d' Ascétique et de Mystique 1 (1920).

schiedene Weise, aber noch nicht in einem Orden apostolischer Wanderprediger verwirklicht wurde, wie es den Bettelorden des 13. Jahrhunderts vorbehalten blieb, kann nur aus dem Gesamtverlauf der religiösen Bewegung verständlich werden [11].

Im Prolog zur Grammontenser-Regel ist ein auch sonst ähnlich bezeugter Gedanke Stephans von Thiers-Muret († 1124) über die *diversitas viarum* formuliert: keine der Väter-Regeln von Basilius, Augustin, Benedikt sei eine *origo religionis, sed propagines sunt, non radix, sed frondes sunt;* Wurzel und unerschöpfliche Quelle ist für uns, die wir heute leben, wie für alle Gläubigen, die vor uns waren und die nach uns kommen, allein das Evangelium, das vom Heiland den Aposteln und durch sie aller Welt verkündet wurde [11a]. Hier kündigt sich bereits der Rückgriff auf die evangelisch-apostolische Norm alles religiösen Lebens an, der im 12. Jahrhundert zur Triebkraft vielgestaltiger neuer Ordensformen und Gemeinschaftsbildungen wurde. Ihre „Verzweigung" aus der gemeinsamen Wurzel gilt es zu beobachten, denn auch sie sind nicht *origo* und *radix*, sondern *propagines* und *frondes.* Nur wenn man ihre Abstammung aus dem gemeinsamen Wurzelboden erfaßt, wird sich auch ihre Differenzierung aus jeweils besonderen Gründen verstehen lassen.

2. Neue Häresien und Sekten

Die religiöse Bewegung des 12. Jahrhunderts verzweigt sich jedoch nicht nur in eine Vielzahl neuer Orden; sie wuchert auch außerhalb der kirchlichen Ordnungen in neuen Ketzereien und Sektenbildungen, gleichfalls meistens von apostolischen Wanderpredigern ausgehend, die mit jenen rechtgläubigen Ordensgründern heftig rivalisieren, gerade weil sie in manchen Grundmotiven und Tendenzen mit ihnen verwandt sind. Wiederum sind dabei oft allzu einseitig — wie unter den neuen Orden die Zistersienser und Prämonstratenser — nur die beiden wirksamsten, gefährlichsten Hauptsekten des späteren 12. Jahrhunderts beachtet worden, die noch in die Folgezeit fortwirken, nämlich Katharer und

---

[11] *Fr. Petit,* La spiritualité des Prémontrés S. 34 f. meint: „La fondation de prêcheurs ambulants n'était pas encore possible; . . ni la législation canonique en vigueur, ni l'état des moeurs, ni l'idée même qu'on se fait de la vie apostolique ne le permettent encore"; aber diese Behauptung bedarf der Begründung; vgl. auch *P. Mandonnet — M. H. Vicaire,* St. Dominique 2 (²1937).

[11a] MPL 204, 1136; ähnlich in Stephans ‚Sermo de unitate diversarum regularum' c. 2 bei *Martène,* De antiquis ecclesiae ritibus 4 (Venedig 1783) 308: *Quaerentibus, cuius professionis vel cuius regulae cuiusve ordinis vos esse, dicatis: Christianae religionis primae ac principalis regulae, evangelii scilicet, quod omnium regularum fons est atque principium . . .*

Waldenser; alle anderen, auch früheren Sekten von geringerer Bedeutung versuchte man ihnen irgendwie zu- oder unterzuordnen. Nun hat sich aber immer deutlicher erwiesen, daß die Katharersekte erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts vom Osten her ins Abendland eindrang, um dann bald mächtig anzuschwellen. Und die Waldensersekte bildete sich, in polemischem Gegensatz zu ihr, erst seit 1173; erst 1184 wird sie von Lucius III. als häretisch verurteilt. Schon seit Beginn des 12. Jahrhunderts erscheinen aber in Westeuropa zahlreiche Ketzer mit starkem Anhang, — ganz abgesehen von einzelnen als Häretiker verurteilten Theologen wie Abälard oder Gilbert de la Porrée, — die sich bei genauerem Zusehen weder als Katharer noch als „Waldenser vor Waldes" bezeichnen lassen, wie es oft geschah[11b]. Sie haben zwar mit beiden und erst recht untereinander manches gemeinsam, manches freilich auch mit den rechtgläubigen Kreisen der religiösen Bewegung ihrer Zeit. Aber wenn sie sich auch von der Kirche scheiden und gegen sie wenden, stehen sie doch nicht in einem organisierten Sektenzusammenhang miteinander mit gemeinsamen Führern, Lehren, Riten und Kulten. Vielmehr ist eine Vielzahl einzelner häretischer Gruppen in verschiedenen Gegenden unabhängig voneinander zu beobachten, jede mit einem eigenen Haupt an der Spitze, das uns meistens mit Namen bekannt ist. Darin unterscheiden sie sich auch von den Ketzerkreisen des frühen 11. Jahrhunderts, die in Orléans 1022, in Arras 1025, in Monteforte bei Turin um 1028 entdeckt und verurteilt wurden[11c]. Auch zwischen ihnen bestand noch kein erkennbarer Sektenzusammenhang mit gemeinsamer Organisation, wenn auch einzelne Verbindungsfäden zwischen Italien und Frankreich sichtbar werden. Aber die Ketzerei unter dem gelehrten vornehmen Klerus in Orléans, dem lombardischen Adel in Monteforte, den ungebildeten Laien in Arras hatte trotz mancher vergleichbarer Züge jeweils verschiedenen Charakter, obgleich nirgends ein führender Kopf mit eigenen Ideen sichtbar wird, nach dem man diese Ketzereien genannt hätte. Sie scheinen ihre Verurteilung auch kaum überdauert zu haben. Seit der Mitte des 11. Jahr-

[11b] Über die lange Geschichte der Erforschung und Auffassung dieser Ketzereien gibt einen aufschlußreichen Überblick *A. Borst*, Die Katharer (1953) Kap. 1; dem Verf. verdanke ich manche Hinweise für diesen Bericht; vgl. auch *R. Manselli*, Studi sulle eresie del secolo XII (Rom 1953) Kap. 1 und *Jean Carbonnier*, De l'idée que le protestantisme s'est faite de ses rapports avec le catharisme, ou des adoptions d'ancêtres en histoire, in: Bulletin de la Soc. de l'hist. du Protestantisme français 101 (1955) 72—87.

[11c] Über diese Ketzerkreise des 11. Jahrh. s. *P. Ilarino da Milano*, Le eresie popolari del sec. XI nell'Europa occidentale, Studi Gregoriani, hrsg. v. G. B. Borino 2 (Rom 1947) 43—89; *A. Borst* a. a. O. 71 ff.; *A. Dondaine*, L'origine de l'hérésie médiévale, Rivista di Storia della Chiesa in Italia 1 (1952) 47 ff. und die Entgegnung von *R. Morghen* in: Ricerche di storia religiosa 1 (1954) 1—24; Morghen behandelt diese Fragen erneut in seinem Beitrag für den röm. Historiker-Kongreß.

hunderts ist nichts mehr von Ketzern dieser Art zu hören. Nur die Simonisten und Nikolaiten wurden nun von den Kirchenreformern als Ketzer bekämpft. Nichts spricht dafür, daß häretische Traditionen des frühen 11. Jahrhunderts im Abendland heimlich fortbestanden hätten und erst nach einer Pause von zwei Menschenaltern „wiederaufgelebt" wären.

Als seit Beginn des 12. Jahrhunderts neue Ketzereien zuerst in Frankreich, dann in Italien auftauchten, sind sie nicht mehr „anonym" und „unbekannter Herkunft", sondern fast stets steht ein mit Namen bekannter Mann an der Spitze, oft ein früherer Kleriker oder Mönch: der Priester Petrus de Bruis, der Mönch Heinrich, der Kanoniker-Abt Arnold von Brescia; auch der flandrische Ketzer Tanchelm, den Abälard *laicus* nennt, gab sich als Mönch aus *(monachum mentitus)*, und ein Priester Everwacher nebst dem Schmied Manasses standen ihm zur Seite. Dem wenig bekannten Ketzer Ponnus (Poncius?) im Périgord schlossen sich nicht nur Adlige an, sondern auch *clerici, presbyteri, monachi et monachae*. Der adlige Eon von Stella in der Bretagne wird von Otto von Freising *quidam pene laicus* genannt. In Soissons wurde allerdings 1114 ein *rusticus Christianus cum fratre Everardo* als Ketzer verhört und verbrannt. Später erst wird der reiche Kaufmann Waldes in Lyon zum Sektenhaupt, um die gleiche Zeit in der Lombardei (wohl in Piacenza) der Jurist Hugo Speroni. Der Anhang dieser Ketzer ist nicht mehr nur in einzelnen Städten oder Burgen zu finden, sondern weit über das Land verstreut. Denn sie ziehen (außer Speroni?) predigend umher gleich den rechtgläubigen Wanderpredigern. Sie treten aber selten in Verbindung miteinander; nur die Anhänger des Petrus de Bruis schlossen sich nach dessen Tod (1132/3?) dem Mönch Heinrich an. Erst spätere Sektenstifter wie Waldes und Speroni — vielleicht schon Arnold von Brescia[11d] — scheinen ihren Anhang so organisiert zu haben, daß auch nach ihrem Tod die Waldenser, Speronisten, Arnoldisten fortbestanden, — die Waldenser als einzige mittelalterliche Sekte bis heute.

Inzwischen war aber kurz vor der Jahrhundertmitte eine ganz andere Art der Ketzerei ins Abendland eingedrungen, anfangs anonym, von den erschreckten Zeitgenossen als „neue Ketzer" bezeichnet. Bernhard von Clairvaux fand es geradezu unheimlich, daß man sie nicht wie andere Sekten nach einem *magister* nennen könne, von dem sie ihren Ursprung und ihre Lehre hätten[12]. Seit 1163 werden sie Katharer genannt, mit

---

[11d] Über Arnold von Brescia schreibt vor 1164 Johannes von Salisbury in seiner Historia pontificalis (MG. SS. 20, 538); *Hominum sectam fecit, que adhuc dicitur heresis Lumbardorum;* vgl. *A. Frugoni,* Arnaldo da Brescia nelle fonti del sec. XII (1954) 131 ff.; über die späteren „Arnoldisten" s. u. Anm. 16.

[12] Bernhard, Sermo 66, MPL 183, 1094: *Omnes ceterae huiusmodi pestes singulae singulos magistros homines habuisse noscuntur, quibus oiriginem simul duxere*

einem griechischen Namen, der schon ihre Herkunft verrät, wenn er auch im Osten nicht bezeugt ist. Es ist überdies deutlich überliefert und nunmehr unbestreitbar festgestellt, daß den Katharern von den Bogomilen aus Byzanz, Bosnien und Bulgarien ihre dualistische Lehre vermittelt wurde, über die sie sich allerdings selbst nicht einig blieben, auch ihr Ritus der „Handauflegung" *(consolamentum)* als einziges Sakrament und ihre Sektenorganisation mit eigenen Bischöfen und Priestern, den *perfecti*, die sich bald in verschiedene Parteien und Hierarchien spalteten. Das alles unterscheidet die Katharer eindeutig von allen anderen Sekten dieser Zeit. Wenn wirklich einzelnen Bogomilen-Einflüsse das Abendland schon im frühen 11. Jahrhundert erreicht hatten [12a], so können sie dort keinesfalls ununterbrochen fortgewirkt haben, bis über ein Jahrhundert später die starke östliche Überfremdung der Katharer einsetzt, von der bei anderen, früheren Sekten nichts zu spüren ist. Demnach läßt sich die Ketzerei im 12. Jahrhundert zwar nicht insgesamt aus der inneren Entwicklung der abendländischen Frömmigkeit erklären; die Katharer-Lehre ist ein fremder Import. Erst recht läßt sich aber die Ketzerei im Abendland nicht insgesamt als ein Fremdkörper betrachten, der nur von außen eingedrungen wäre. Das gilt nur für die Katharer, nicht für die anderen Sekten, die schon früher im Schoße des abendländischen Christentums geboren und gewachsen sind. Und auch die Katharer hätten dort schwerlich Fuß fassen und so starken Anhang gewinnen können, wenn ihnen nicht schon durch die vorangehende religiöse Bewegung der Boden bereitet gewesen wäre. Auch sie erscheinen im Westen zunächst garnicht als Verkünder einer fremden, dualistischen Lehre, sondern ähnlich wie frühere Wanderprediger als *pauperes Christi*, die wie die Apostel leben und wirken und „wahre Christen" sein wollen; das verschafft ihnen Gehör und Erfolg. Erst allmählich tritt ihr dualistisches Dogma in schroffem Gegensatz zur katholischen Lehre deutlicher hervor; aber für die Masse ihrer Gläubigen, die *credentes*, ist wohl immer das religiöse Verhalten und der moralische Rigorismus ihrer Prediger, der *perfecti*, eindrucksvoller gewesen als deren dualistische Spekulation. Überhaupt erscheint in der religiösen Bewegung des Abendlandes die Frage des wahrhaft christlichen, evangeliengemäßen Lebens als Weg zum Seelenheil wichtiger,

---

et nomen. Quo nomine istos titulove censebis? Nullo. Ähnlich das Schreiben des Lütticher Klerus 1145 an Lucius II., MPL 179, 937 f.

[12a] Das ist noch strittig zwischen *A. Dondaine* und *R. Morghen*, s. o. Anm. 11c; *Borst*, Katharer S. 72 meint, der Einfluß bulgarischer Bogomilen auf die abendländischen Ketzer des 11. Jahrh. sei durch Dondaine „schlüssig erwiesen", er sei aber nur ein „Zusatz", nicht der entscheidende Impuls dieser Ketzereien.

vitaler als alle theologisch-kosmologischen Lehrfragen. Eben deshalb versuchten die Waldenser noch einmal im Gegensatz zur zunehmenden Dogmatisierung der Katharer das Ideal eines evangeliengemäßen, apostelgleichen Lebens ohne Entfremdung von der katholischen Glaubenslehre zu verwirklichen. Trotzdem sind auch sie und die ähnlich gesinnten Humiliaten der Lombardei mit der Kirche in Konflikt gekommen und aus Ungehorsam zu Ketzern geworden. Nur teilweise konnte sie Innocenz III. für die Kirche zurückgewinnen. Er aber hat die Aufgabe klar erkannt, die lebendigen Kräfte der religiösen Bewegung in der Kirche und für sie wirken zu lassen, damit sie nicht vollends in die Ketzerei abglitten und zu einer bedrohlichen Gefahr für die Kirche wurden. Deshalb hat Innocenz III. den Weg gebahnt für Dominikus und für Franziskus[12b]: ihre päpstlich anerkannten Bettelorden konnten im Rahmen und im Dienst der Kirche zu Erben und Vollstreckern der religiösen Bewegung des 12. Jahrhunderts werden und der Ketzerei das Wasser abgraben.

3. Neue Quellen und Forschungen über die Ketzerei im 12. Jahrhundert

Die Kenntnis der religiösen Bewegung und der Ketzerei im 12. Jahrhundert ist in den letzten zwei Jahrzehnten durch intensive Forschungen und durch wichtige neue Quellenfunde wesentlich gefördert worden, wenn auch noch längst nicht alle Fragen geklärt sind und manche neue Probleme dabei aufgeworfen wurden. Die einzelnen Ketzereien lassen sich nach Ursprung und Intention jetzt deutlicher als früher unterscheiden; umso genauer läßt sich aber auch prüfen, welche Motive und Impulse sie untereinander und mit der gleichzeitigen religiösen Bewegung innerhalb der Kirche gemeinsam haben, und was sie trennt. Dabei kommt es der Forschung zustatten, daß ziemlich früh im 12. Jahrhundert auch die literarische Kontroverse zwischen gelehrten Katholiken und einzelnen Ketzern einsetzt, die späterhin in die allgemeinen *Summae contra haereticos* mündet. Schon Petrus Venerabilis, der Abt von Cluny, schrieb (vor 1134?)

[12b] Über die Bedeutung Innocenz' III. für die kirchliche Anerkennung der religiösen Armutsbewegung und ihre Organisation in den Bettelorden, mit deren Hilfe die häretischen, nicht mit der Kirche versöhnten Zweige dieser Bewegung umso wirksamer bekämpft wurden, s. *H. Grundmann*, Religiöse Bewegungen S. 70 ff.; zustimmend *Helene Tillmann*, Papst Innocenz III. (Bonner Histor. Forsch. 3, 1954) 180 ff.; s. auch *P. Sophronius Clasen O. F. M.*, Kritisches zur neueren Franziskusliteratur, Wissenschaft und Weisheit 13 (1950) S. 156 u. 162, ähnlich in: Gesch. in Wiss. u. Unterricht (1953) S. 144 u. 151.

einen Brief-Traktat gegen Petrus de Bruis und dessen Anhang[13], der sich dem häretischen Mönch Heinrich anschloß. Ein von diesem geschriebenes Buch, das auch Petrus Venerabilis kannte, ist leider verschollen. Mit ihm aber disputierte um 1133/5 mündlich und schriftlich ein Mönch Wilhelm; dessen Schrift wurde von Mario Esposito entdeckt und von Raoul Manselli, der noch eine abweichende Fassung fand, veröffentlicht[14]. Diese aufschlußreiche Auseinandersetzung mit Heinrichs Irrlehren benutzte Manselli, um das Verhältnis dieser Ketzerei einerseits zu Petrus von Bruis, andrerseits zu den Waldensern eingehend zu untersuchen. Dabei hat er die Schrift des Erzbischofs Hugo von Rouen († 1164) *Contra haereticos sui temporis* (MPL 192, 1131—38) nicht verwertet, die zwar keinen Ketzer namentlich nennt, aber 1147 dem Kardinallegaten Alberich von Ostia mitgegeben wurde, als er mit Bernhard von Clairvaux gegen den Ketzer Heinrich in die Provence zog. Ohne triftigen Grund wird der Traktat Hugos von Rouen, der noch der Untersuchung bedarf, meistens nur auf den bretonischen Ketzer Eon von Stella bezogen. Über diesen und den flandrischen Ketzer Tanchelm[15], auch über Arnold von Brescia[16] ist leider noch kein neues Material zutage gekommen; doch wird durch neue Untersuchungen auch ihre Ketzerei im Zusammenhang ihrer Zeit deutlicher sichtbar. Dagegen sind die Anfänge der Walden-

[13] MPL 189, 719—850; *J. Kramp*, Chronologisches zu Peters des Ehrwürdigen Epistola adversus Petrobrusianos. Miscellanea Fr. Ehrle 1 (1924) 71—79; *R. Manselli*, Studi sulle eresie del sec. XII (1953) 25—43. Die Einwände von *A. Borst*, Katharer S. 3 gegen die Datierung des Traktats vor 1134 sind noch zu prüfen.

[14] *Mario Esposito*, Sur quelques érits concernants les hérésies et les hérétiques aux XIIe et XIIIe siècles, RHE 36 (1940) 143 f.; seine Annahme, daß Wilhelm von St. Thierry den Traktat gegen Heinrich schrieb, ist nicht erweisbar, s. *Raoul Manselli*, Il monaco Enrico e la sua eresia, Bullettino dell'Ist. stor. Ital. 65 (1953) mit dem Text des Traktats; Ders., Studi sulle eresie del sec. XII (1953) 45 ff.

[15] *Henri Pirenne*, Tanchelin et le projet de démembrement du diocèse d'Utrecht vers 1100, Acad. r. de Belgique, Bull. de la Classe des Lettres 13 sér. 5 (1927) 112—119; *L. J. M. Philippen*, De hl. Norbertus en de strijd tegen het Tanchelmisme te Antwerpen, Bijdragen tot de Geschiedenis 25 (1934) 251—288 mit Zeugnissen für Tanchelms Kampf gegen die verkommenen Kanoniker in Antwerpen, die Norbert durch Prämonstratenser ersetzte.

[16] Während *A. Suraci*, Arnaldo da Brescia (Turin 1952) nichts Neues bringt, wird die Überlieferung über Arnold kritisch geklärt von *Arsenio Frugoni*, Arnaldo da Brescia nelle fonti del sec. XII (Ist. stor. Ital., Studi storici 8/9, Rom 1954), der überzeugend die ursprünglich religiösen Intentionen Arnolds (im Zusammenhang mit dem „movimento evangelico") von seiner späteren politischen Verflechtung in die stadtrömische Autonomie-Bewegung unterscheidet. — Eine Zusammenstellung biblischer Argumente der „Arnoldisten" fand *P. Ilarino da Milano* in der „Manifestatio haeresis Catharorum", Aevum 12 (1938) 308 ff., dazu *Frugoni* S. 175 ff.

ser durch überraschende Funde von P. Antoine Dondaine O. Pr. in ganz neues Licht gerückt. Er entdeckte ein durchaus rechtgläubiges Glaubensbekenntnis des Waldes und einen waldensischen *Liber antiheresis*[17], außerdem den bisher unbekannten, die Waldenser behandelnden Schluß des *Tractatus contra haereticos* von Ermengaud[18], der wahrscheinlich selbst ein konvertierter Waldenser war. Er erzählt, Waldes habe in Lyon einem Kardinal geschworen, *quod numquam de cetero sectam istam teneret nec haberet socios istius erroris*. Dondaine vermutete bereits, daß bei dieser Gelegenheit das von ihm aufgefundene Glaubensbekenntnis des Waldes abgelegt wurde. Das hat sich bestätigt und verdeutlicht durch einen von P. Jean Leclercq O.S.B. entdeckten Augenzeugenbericht in den ungedruckten Apokalypse-Predigten des Zisterziensers Gaufrid von Auxerre, des früheren Sekretärs und Biographen Bernhards von Clairvaux[19]: er hat es als Abt von Hautecombe miterlebt, wie Waldes bald nach dem 3. Laterankonzil vor dem Kardinallegaten Heinrich von Albano und dem Erzbischof Guichard von Lyon († Juli 1180) abschwor und wie bald er rückfällig wurde. Gaufrid wirft auch sonst manche Schlaglichter auf die Anfänge der Waldenser, die durch diese neuen Quellenfunde

---

[17] *A. Dondaine*, Aux origines du Valdéisme, Archivum Fratrum Praedicatorum 16 (1946) 191—235; vom „Liber antiheresis" ist hier nur ein Kapitel „De statu ecclesiae" und das Kapitelverzeichnis veröffentlicht.

[18] *A. Dondaine*, Nouvelles sources de l'histoire doctrinale du néomanichéisme au Moyen Age, Revue de Sciences philos. et théol. 28 (1939) 483 f.; das Schlußkapitel „De Waldensibus" veröffentlichte *G. Gonnet*, Waldensia, Revue d'hist. et de philos. relig. 33 (1953) 252 ff., der auch andere Waldenser-Quellen kritisch sichtet; vgl. *M. Esposito*, Sur quelques manuscrits de l'ancienne littérature religieuse des Vaudois du Piémont, RHE 46 (1951) 127—159. — Ermengaud wurde bisher meist mit dem Abt von S. Gilles (1179—95) identifiziert, ist aber wahrscheinlich der frühere Waldenser *Ermengaudus Bitterensis* (Béziers; MPL 216, 274), der 1208 mit den „Katholischen Armen" des Durandus von Huesca von Innocenz III. rekonziliiert wurde (*Borst*, Katharer S. 9 mit Zustimmung *Dondaines*). Das macht die intimen persönlichen Kenntnisse über die Waldenser der Provence erklärlich und behebt wohl auch die Zweifel von *R. Manselli*, Studi sulle eresie S. 87, ob das Waldenser-Kapitel von Ermengaud geschrieben ist. S. den Nachtrag unten S. 182.

[19] *Jean Leclercq* O. S. B., Analecta Monastica 2 (Studia Anselmiana 31, Rom 1953), 194 ff., wo ein Bericht Gaufrids über das Katharer-Verhör in Puy 1181 durch den Kardinallegaten Heinrich von Albano folgt (vgl. dessen Brief MPL 204, 235 ff.). *Leclercq* unterscheidet leider nicht zwischen Katharern und Waldensern. Über deren *primus inventor* sagt Gaufrid: *a loco nativitatis Wandesius nominatus;* danach ist zu berichtigen, was *G. Gonnet*, Waldensia, a. a. O. 239 ff. über Name und Herkunft des Waldes ausführt; vgl. *Ph. Pouzet*, Les origines lyonnaises de la secte des vaudois, Revue d'hist. de l'Eglise de France 22 (1936) S. 12, der aber kein neues Material beibringt. — Die gesamte Literatur zur Waldenser-Geschichte ist ziemlich wahllos verzeichnet bei *A. A. Hugon — G. Gonnet*, Bibliografia valdese, Bollettino della Società di Studi Valdesi 73 (Rom 1953).

viel deutlicher erkennbar werden. Dondaine wies auch darauf hin, daß die unter Innocenz III. mit der Kirche versöhnten Waldenser-Gruppen ein ganz ähnliches Glaubensbekenntnis ablegen mußten wie früher Waldes, und daß es schließlich wenig verändert den Beschlüssen des 4. Laterankonzils 1215 vorangestellt wurde. Die Formulierung der dogmatischen Norm des Kirchenglaubens läßt sich hier in der Auseinandersetzung mit der Ketzerei schrittweise genau verfolgen.

Nicht weniger überraschend und bedeutsam war der Fund einer Schrift gegen die Ketzerei des lombardischen Juristen Hugo Speroni, den man bisher kaum kannte, obgleich „Speronisten" noch im 13. Jahrhundert oft neben anderen Ketzern genannt werden. Speroni hat wahrscheinlich in Piacenza, wo er zwischen 1164 und 1171 Konsul war, ein Buch veröffentlicht, das noch verschollen ist. Sein Inhalt läßt sich weitgehend erschließen aus der ausführlichen, kurz vor 1177 in England geschriebenen Widerlegung durch seinen früheren bologneser Studienfreund Magister Vacarius, die P. Ilarino da Milano O.F.M. Cap. auffand und mit eingehender Erläuterung im Vergleich mit allen italienischen Häresien dieser Zeit herausgab[20]. Unsere Kenntnis der Ketzereien des 12. Jahrhunderts bereichert sich damit um eine neue Spielart, die weder den häretischen Wanderaposteln noch den Katharern noch den Waldensern gleicht, aber manche Gedanken und Tendenzen mit ihnen gemeinsam hat.

Nicht zum wenigsten ist schließlich auch die Geschichte der Katharer durch zahlreiche Quellenfunde, durch kritische Editionen und Untersuchungen und durch eine zusammenfassende Darstellung weitgehend aufgeklärt worden. Zum ersten Mal wurde von A. Dondaine eine katharische Lehrschrift samt einem fragmentarischen Ritual entdeckt[21], die allerdings erst nach 1240, in der Spätzeit des theoretisch-spekulativen Dualismus, in der Lombardei um Verona-Brescia verfaßt ist (von Giovanni de Lugio oder einem seiner Anhänger, den sogenannten „Albanenses"). Im Zusammenhang damit hat aber Dondaine auch die Anfänge der Sekte im Abendland eindringlich erforscht[22], und dabei kamen ihm P. Ilarino

[20] *P. Ilarino da Milano,* L'eresia di Ugo Speroni nella confutazione del Maestro Vacario, Studi e Testi 115 (Città del Vaticano 1945).

[21] *A. Dondaine,* Un traité néo manichéen du XIIIe siècle: Le Liber de duobus principiis, suivi d'un fragment de rituel cathare (S. Sabina, Rom 1939); dazu *Borst,* Katharer (1953) Anhang 3 S. 254—318.

[22] *A. Dondaine,* Les actes du concile albigeois de Saint-Félix de Caraman, Miscellanea G. Mercati 5 (Studi e Testi 125. Città del Vaticano 1946); *Ders.,* La hiérarchie cathare d'Italie 1—3, Archivum Fratrum Praedicatorum 19/20 1949/50); darin 20, 308—324 der Tractatus de hereticis von Anselm von Alessandria, Inquisitor in der Lombardei um 1267; *Ders.,* Le manuel de l'inquisiteur 1230—1330, ib. 17 (1947).

da Milano[23] und P. Thomas Kaeppeli[24] mit kritischen Studien und Editionen der antihäretischen Traktate des 12. und 13. Jahrhunderts, auch mit manchen neuen Textfunden zuhilfe. Zugleich wurde die Bogomilen-Sekte auf dem Balkan so viel besser bekannt[24a], daß an ihrem Zusammenhang mit den Katharern im Westen nicht mehr zu zweifeln ist. Dondaines Untersuchungen über das Albigenser-Konzil in St. Félix-de-Caraman bei Toulouse 1167 und über die Katharer-Hierarchie in Italien zeigten auch eindeutig, wie die Bogomilen-Propaganda im Abendland Fuß faßte, sich ausbreitete und entzweite. Auf Grund aller dieser neuen Erkenntnisse[25] konnte die Geschichte und die Lehre der Katharer von Arno Borst zusammenfassend, im wesentlichen wohl abschließend dargestellt werden[26]. In diesem Buch werden auch die anderen Ketzereien des 11. und 12. Jahrhunderts vergleichend berücksichtigt mit vielen nützlichen, kritischen Hinweisen auf Quellen und Literatur, aber immer im Hinblick auf die Katharer.

---

[23] *P. Ilarino da Milano*, La ‚Manifestatio heresis catarorum', quam fecit Bonaccursus, Aevum 12 (1938) 301—324; *Ders.*, Le ‚Liber supra Stella' del piacentino Salvo Burci contro i Catari e altre correnti ereticali, ib. 16 (1942) 272—319; 17 (1943) 90—146; 19 (1945) 281—341; *Ders.*, Disputatio inter catholicum et paterinum haereticum, ib. 14 (1940) 85—140; *Ders.*, La ‚Summa contra haereticos' di Giacomo Cappelli OFM e un suo ‚Quaresimale' inedito (sec. XIII), Collectanea Franciscana 10 (1940) 66—82.

[24] *P. Th. Kaeppeli*, Une somme contre les hérétiques de s. Pierre Martyr (?), Arch. Fr. Praed. 17 (1947) 295—335.

[24a] *Dmitri Obolensky*, The Bogomils, a study in Balkan Neo-Manichaeism (Cambridge 1948); dadurch z. T. überholt: *Steven Runciman*, The medieval Manichee, a study of the christian dualistic heresy (Cambridge 1947); vgl. *Alois Schmaus*, Der Neumanichäismus auf dem Balkan, Saeculum 2 (1951) 271—299; *Borst*, Katharer S. 66 ff.

[25] Einen eindringlichen, gedankenreichen Forschungsbericht gibt *L. Sommariva*, Studi recenti sulle eresie medievali, Rivista Storica Italiana 64 (1952) 237 bis 268; vgl. *A. Borst*, Neue Funde und Forschungen zur Geschichte der Katharer, Histor. Zeitschr. 174 (1952) 17—30. — Die übereifrigen, mythologisch-literarischen Hypothesen über die Katharer von *Déodat Roché*, Le Catharisme, Toulouse ²1947; Etudes manichéennes et cathares, Arques 1952; Spiritualité de l'hérésie: Le Catharisme, Paris 1953; *René Nelli* (Les troubadours et le catharisme, Cahiers d'études cathares 1, Arques 1949) und anderer Mitarbeiter des „Centre d'études cathares de l'Institut d'Etudes Occitanes de Toulouse" können hier nicht erörtert werden; darüber kritisch *P. Imbs*, A la recherce d'une littérature cathare, Revue du Moyen Age latin 5 (1949) 289—302. Abwegig ist in seinem Lokalpatriotismus auch *Fernand Lequenne*, Le drame cathare ou l'hérésie nécessaire (Paris 1954) und vollends *Maria Henriqueta Fonseca*, O catarismo e a cruzada contra os albigenses, in: Revista de História 8 (Sao Paolo 1954) 79—117.

[26] *A. Borst*, Die Katharer, Schriften der Monumenta Germaniae Historica 12 (Stuttgart 1953); dazu *R. Folz*, Le Catharisme d'après un livre récent, Revue d'hist. et de philos. relig. 33 (1953) 322—328; *H. Grundmann*, H. Z. 180 (1955) mit Hinweis auf andere Besprechungen.

Eine gleicherweise erschöpfende, quellenmäßig fundierte Darstellung der anderen Sekten, auch der Waldenser, oder gar der religiösen Bewegung im 12. Jahrhundert insgesamt steht noch aus [27]. Die „Studi sulle eresie del secolo XII" von Raoul Mansetti (1953) gelten zunächst nur den Zusammenhängen zwischen Petrus de Bruis, dem Mönch Heinrich und den Waldensern. P. Ilarinos Buch über Hugo Speroni beachtet fast nur die gleichzeitigen Ketzereien in Italien. In weiterem Rahmen gab P. Ilarino einen Überblick über „Le eresie medioevali" vom 11.—13. Jahrhundert mit zahlreichen Quellenzeugnissen (ins Italienische übersetzt) und nützlichen bibliographischen Hinweisen [28]. Dabei ordnet er aber ohne chronologisch-historische Rücksichten die Ketzereien in dogmatische Gruppen, sodaß zum Beispiel die Speronisten neben Katharern, Wiclifiten und Husiten in der 1. Gruppe „Movimenti di tipo dottrinale" erscheinen, die Arnaldisten, Waldenser und Humiliaten mit den Apostolikern des Fra Dolcino und Gherardo Segarelli (um 1300) und mit einzelnen Ketzern des frühen 12. Jahrhundert in der 3. Gruppe „Evangelismo ascetico", dagegen Tanchelm, Petrus de Bruis, der Mönch Heinrich und Eon von Stella in der 5. Gruppe „Moti reazionari" (nach den Flagellanten von 1260)! Drastischer ließe sich kaum zeigen, wie unhistorisch eine solche dogmatisch rubrizierende Systematik der Ketzereien deren wirkliches Verhältnis zu einander und zur religiösen Bewegung ihrer Zeit verkennt und zerreißt. Andrerseits war der programmatische Versuch von Raffaello Morghen [29], statt der herkömmlichen Überschätzung der dogmatischen Differenzen die gemeinsamen biblisch-religiösen Impulse und Tendenzen in der Ketzerei des Mittelalters aufzuspüren, noch vor der Erschließung zahlreicher neuer Quellen geschrieben; er konnte daher weder die fremden, spekulativen Züge der Katharersekte, die erst nach 1140 aus dem Osten eindrang, noch den Abstand der Häresien des frühen 11. Jahrhunderts von der religiösen Bewegung des 12. genügend berücksichtigen.

---

[27] Der Schweizer Kirchenhistoriker *Walter Nigg* begnügt sich in seinem ‚Buch der Ketzer' (²1954) mit geistreichen Bemerkungen über Katharer und Waldenser, ohne die neuen Forschungen kritisch zu verwerten.

[28] *P. Ilarino da Milano,* Le eresie medioevali, in: Grande Antologia Filosofica (Milano 1953) 1599—1689.

[29] *R. Morghen,* Osservazioni critiche su alcune questioni fondamentali riguardanti le origini e i caratteri delle eresie medioevali, Arch. della R. Deput. Romana di Storia Patria 67 (1944/46), wenig verändert unter dem Titel: ‚L'eresia nel medioevo' in *R. Morghen,* Medioevo cristiano (Bari 1951); dort auch der Aufsatz: La crisi della religiosità medioevale (aus Ricerche Religiose 18, 1947). Dazu *A. Pincherle* in: Rivista storica Italiana 60 (1948) 607—619, der bezweifelt, ob die mittelalterlichen Häresien ohne Lehrtradition und fremde Einflüsse nur aus laienhaftem Bibelverständnis erwachsen und erklärbar seien. Vgl. auch *R. Morghen,* Medioevo e Rinacimento, Bull. de l'Ist. stor. Ital. 66 (1954).

Beides widerlegt zwar nicht, aber modifiziert doch die Annahme einer spontanen, eigenwüchsigen und in den Grundzügen einheitlichen Religiosität der mittelalterlichen Ketzereien; sie lassen sich nicht summarisch auf einen Nenner bringen, wenn ihnen auch vieles gemeinsam ist. Gewaltsam, voreilig und unzulänglich ist schließlich auch die These des Österreichers Friedrich Heer in seinem geistreichen, aber turbulenten Buch „Aufgang Europas“, daß die religiösen Bewegungen des 12. Jahrhunderts in Frankreich und Italien als Ausdruck sozialer Wandlungen zu verstehen seien, als „Ideologie“ des aufstrebenden Stadt-Bürgertums und der „neuen Massen“, ja des „werdenden Proletariats mittelalterlicher Großstädte“, der ersten europäischen „Arbeiterbewegung“ [30]. Mit solchen anachronistischen Schlagworten und soziologischen Vorurteilen ist der komplizierte, den Zeitgenossen nicht bewußte Zusammenhang zwischen den wirtschaftlich-sozialen Wandlungen im 12. Jahrhundert und seinen religiösen Gemeinschaftsbildungen in Orden und Sekten nicht zu durchschauen. Nur eine unbefangene, kritische Prüfung aller Zeugnisse kann auch die soziologischen Fragen an die Geschichte zutreffend beantworten.

Statt hypothetischer, generalisierender Behauptungen sollen deshalb im Folgenden einige Hinweise auf den historischen Tatbestand und auf die eigenen Motive und Tendenzen der religiösen Bewegungen im 12. Jahrhundert gegeben werden, um damit einer weiteren Diskussion und Klärung der Probleme zu dienen.

4. „Vita apostolica“ und Wanderpredigt

Durch die Entdeckung der Häresie des Hugo Speroni sah sich P. Ilarino da Milano zu der Bemerkung veranlaßt: „La tendenza a conglobare le varie correnti ereticali e loro frazioni in una comune e dominante ispirazione evangelica e pratica pauperistica . . si rivela errata“ (S. viii, vgl. S. 435). Auch Speroni stimmt zwar in seiner heftigen Kritik am „unwürdigen Klerus“, in der Ablehnung der Kindertaufe und manchen anderen Thesen mit vielen Ketzern seiner Zeit überein, auch mit den

[30] *Fr. Heer,* Aufgang Europas, eine Studie zu den Zusammenhängen zwischen politischer Religiosität, Frömmigkeitsstil und dem Werden Europas im 12. Jahrhundert (Wien-Zürich 1949 mit Kommentarband) cap. 6 p. 384—515: Religiöse Volksbewegungen und der Wandel Europas im 11. und 12. Jahrh.; dazu *Th. Mayer,* Histor. Zeitschr. 171, 449 ff., *F. L. Ganshof,* MIÖG 61, 434 ff., *H. Grundmann,* Deutsches Archiv 11, 273 f. Der 2. Teil des Werkes: Die Tragödie des Heiligen Reiches (Stuttgart 1952, Kommentarband 1953) behandelt die „politische Religiosität“ des Imperiums und der Reichsbischöfe als Gegenspieler der neuen geistig-religiösen Bewegung.

Katharern und Waldensern; aber diese Thesen erscheinen bei ihm anders begründet, weder mit Forderung eines apostelgleichen Lebens noch gar mit einer dualistischen Weltlehre. Nachdem die Forschung in langer mühsamer Arbeit die Katharer von den Waldensern und anderen Sekten unterscheiden gelernt hat, wäre es in der Tat verfehlt, sie vorschnell und allzu summarisch wieder auf einen gemeinsamen Nenner bringen zu wollen, sei es als verschiedene Ausdrucksformen eines im Grunde einheitlichen, spontanen „Laien-Evangelismus" oder als „Ideologie" einer gleichgerichteten sozialen Bewegung. Die Unterschiede der uns überlieferten Sektenlehren dürfen nicht außer Acht gelassen werden, sonst bleibt die starke Differenzierung der religiösen Bewegung unverständlich. Andererseits ist es auffällig und kann nicht zufällig sein, daß dabei manche Thesen, Motive und Tendenzen immer wiederkehren, wenn auch mit verschiedenen Begründungen und Konsequenzen, und daß sie oft ähnlich wie bei den Ketzern auch in den rechtgläubigen Kreisen der religiösen Bewegung auftauchen. Bei aller Verschiedenheit der Antworten sind es doch vielfach dieselben Fragen und Probleme, die die religiösen Geister dieser Zeit beunruhigen, bewegen und entzweien. Will man den eigentlichen Ursachen und Triebkräften dieser Bewegung auf den Grund kommen, so wird man sich nicht nur an die verschiedenen Formulierungen und Begründungen einzelner Ketzerlehren halten dürfen, sondern fragen müssen, w o r a u f sie damit antworten und reagieren. Mit Arnold Toynbees Formel gesprochen, sind nicht nur „the responses" zu beachten, sondern auch und vor allem „the challenges". Schon die erstaunliche Vielzahl neuer Ordens- und Sektenbildungen im 12. Jahrhundert spricht dafür, daß sie einer allgemeinen Unruhe entspringen, deren Gründe und Motive es zu erforschen gilt. Den Zeitgenossen fehlte auch nicht das Bewußtsein solcher gemeinsamer Motive; sie formulieren sie vielfach mit gleichen Worten, so verschiedene Wege sie auch gehen mochten innerhalb oder außerhalb der Kirche. Es gibt „Schlagworte" und „Leitmotive" dieser Bewegung, die zwar jeweils verschieden verstanden, interpretiert und angewandt wurden, aber eben dadurch erkennen lassen, um welche Fragen es bei diesen religiösen Auseinandersetzungen ging. Das Gemeinsame und das Verschiedene ist gerade an der jeweiligen Verwendung und Deutung solcher „Schlagworte" deutlich zu beobachten.

Besonders aufschlußreich ist dafür der Leitgedanke des „apostolischen Lebens", der allenthalben im 12. Jahrhundert lebendig wirksam war, aber auf sehr verschiedene Weise verwirklicht wurde. Von der *vita apostolica* als Vorbild und Norm eines wahrhaft christlichen Lebens war von jeher in der Kirche wie auch in manchen Ketzersekten gesprochen worden, vor allem auch im Zusammenhang mit der Kloster- und Kirchen-

reform des 11. Jahrhunderts[31]. Aber damals verstand man darunter zumeist nichts anderes als die *vita communis* der Mönche und Regular-Kanoniker, die ohne Privateigentum alles gemeinsam haben sollten wie die ersten Christen der *ecclesia primitiva* gemäß der Apostelgeschichte (2,44/5; 4,32)[32]. Und während für Gregor VII. das Wort „apostolisch" nahezu gleichbedeutend wurde mit „päpstlich", die *ecclesia apostolica* mit der Kirche der Apostelstadt Rom[33], hat Urban II. programmatisch die Lebensform der Regular-Kanoniker gleichwertig neben der der Mönche als *apostolicae instituta disciplinae* anerkannt; zwar erscheint ihm auch die Lebensweise der Laien schon *ab primordiis ecclesiae instituta,* nicht aber als *vita apostolica*[34].

---

[31] Vgl. *P. Luchesius Spätling O.F.M.*, De Apostolicis, Pseudoapostolis, Apostolinis; Diss. theol. des Antonianum (München 1947) S. 41 ff.: De Apostolicis saeculi XII, mit Anhang: Apostel und apostolisches Leben vom Zeialter der Urapostel bis zum Ausgang des christlichen Altertums; *L. M. Dewailly*, Notes sur l'histoire de l'adjectif ‚apostolique', Mélanges de science relig. 5 (1948) 141—152; *Abbé Ant. Mouraux*, La ‚vie apostolique' à propos de Rupert de Deutz, Revue liturg. et monast. 21 (1935/6) S. 82—105; *J. Leclercq*, La vie parfaite (1948) c. 3: La vie apostolique.

[32] Sigebert von Gembloux schreibt um 1075 (MG. SS. 8, 511) über die von Gorze ausgehende Klosterreform durch Bischof Adalbero von Metz (929—962): *monasticam disciplinam elaborabat . . ad apostolicae vitae redigere normam.* Auf den römischen Synoden von 1059 und 1063 werden alle Kleriker ermahnt, *ut ad apostolicam communem scilicet vitam summopere pervenire studeant* (MG. Const. 1, 547 f.). Weitere Zeugnisse bei *Ch. Dereine*, RHE 41 (1946) 366 ff. — In der ersten Bonifatius-Vita des Angelsachsen Willebald wird allerdings von den Mönchen in Ohrdruf gesagt: *Propriis sibi more apostolico manibus victum vestitumque instanter laborando adquesierunt* (W. Levison, Vitae s. Bonifacii, 1905, 33 f.); die 2. Vita von Radbod sagt über den christlichen Heilsweg: *Hanc semitam triverunt apostoli et pro suis quisque viribus omnes apostolici viri* (ib. 63). Bonifaz selbst scheint nicht von der *vita apostolica* zu sprechen; doch ist noch zu prüfen, ob die Angelsachsen im 8. Jahrh. das Wort *apostolicus* in besonderem Sinne gebrauchen, nicht nur für den Papst und die *sedes apostolica* (s. ib. Index S. 230), und ob dabei (wie in Willebalds Bonifaz-Vita, s. o.) die Formulierung der Benedikt-Regel c. 48 nachwirkt: *tunc vere monachi sunt, si labore manuum suarum vivunt sicut et patres nostri et Apostoli;* vgl. auch c. 2: *abbas apostolicam debet illam semper formam servare . . .*

[33] Im Register Gregors VII. (ed. E. Caspar, MG. Epp. sel. II, Index) findet sich das Wort *apostolicus* außerordentlich häufig, nie aber der Begriff *vita apostolica* oder *imitatio apostolorum* u. dgl.

[34] Im Schutzbrief Urbans II. für das bayrische Chorherrenstift Rottenbuch (Raitenbuch) vom 28. 1. 1092, MPL 151, 338; Mon. Boica 8, 3 ff., vgl. Germania Pontif. I, 375 n. 2; dazu *Jacob Mois,* Das Stift Rottenbuch in der Kirchenreform des XI.—XII. Jahrh., ein Beitrag zur Ordensgeschichte der Augustiner-Chorherren, Beiträge zur altbayr. Kirchengesch. 19 (N. F. 6, 1953) 75 ff. — Der programmatische Textteil wird in Privilegien Urbans II. und seiner Nachfolger für andere Augustiner-Chorherren-Stifter wiederholt, auch bei der Approbation des Prämonstratenserordens (MPL 198, 36), auch gesondert verbreitet (MPL 151, 535 f.). Vgl. Innocenz II. Ep. 565 (MPL 179, 628): *Vita canonicorum est vita apostolica.*

Seit der Wende zum 12. Jahrhundert gewinnt aber der Begriff *vita apostolica* einen neuen Sinn, oder vielmehr: er wird vieldeutig und strittig; man ist sich nicht mehr darüber einig, was er bedeutet und verlangt. M.D. Chenu O.Pr.[35] hat neuerdings geistvoll und sachkundig beobachtet, wie seitdem „am Kreuzweg des evangelischen Lebens" nicht mehr nur Mönche und Kanoniker, miteinander rivalisierend, die *vita apostolica* für sich in Anspruch nahmen, sondern auch Laien, insbesondere aber die Wanderprediger mit ihrem Anhang — und schließlich auch die Ketzer dieser Zeit. Noch um 1125—30 nimmt in der Schrift *De vita vere apostolica*[35a] das Mönchtum für sich allein das echte Apostelleben in Anspruch: *ecclesiam inchoasse a vita monastica* (IV, 4), *omnes apostoli vere fuerunt monachi* (IV, 11). In ganz anderer Auffassung des Apostolats sagt dagegen Norbert von Xanten 1119 zum Bischof von Laon, der ihn für die Leitung seiner Kanoniker gewinnen will: *Praeelegi vivere secundum saniorem intellectum (!) pure evangelica et apostolica vita.* Zu seinen Gefährten bei der Wanderpredigt sagt er: *imitatores apostolorum effecti sumus* (MG. SS. 12, 675 f. u. 678), und auch nach der Gründung Prémontrés will er der *apostolica vita, quam in praedicatione susceperat* treu bleiben (MPl. 170, 1292). Anselm von Havelberg rühmt ihn, weil er alle, die ihm folgten, *ad perfectionem apostolicae vitae verbo et exemplo informavit* (MPL 188, 1155). Abälard dagegen spottet nicht nur über Norbert und seinen *coapostolus*, sondern auch über Bernhard von Clairvaux als *novi apostoli* (MPL 178, 605). Schon um 1101 war der Benediktinerabt Bernhard, der später Thiron gründete, von Paschalis II. angeblich als *apostolorum vicarius* und *praedicator publicus* zur Wanderpredigt ermächtigt worden (MPL 172, 1403), wie der Priester Robert von Abrissel bereits 1096 von Urban II.; auch der Gefährte ihrer Eremitenzeit, der frühere Kaplan Vitalis von Mortain, beschloß *leve jugum Christi per apostolorum vestigia ferre* (Ord. Vitalis III, 449). Etwas später erst — das ist zu beachten — wird auch gegen Ketzer der Vorwurf erhoben, sie brüsteten sich, wie die Apostel zu leben. Zuerst schreibt das Guibert von Nogent über zwei Ketzer, die in seinem Beisein um 1114 in Soissons verhört wurden[36]; dann behauptet es Erzbischof

[35] *M. D. Chenu,* Moines, clercs, laics au carrefour de la vie évangélique (XIIe siècle), RHE 49 (1954) 59—89.

[35a] MPL 176, 611—664; *Ch. Dereine,* RHE 46, 550 hält Honorius Augustodunensis für den Verfasser, andere Rupert von Deutz oder gar einen Victoriner. — Auch Bernhard von Clairvaux, Apol. ad Guillelmum MPL 182, 912, sagt, daß der Mönchsstand *primus fuit in ecclesia, imo a quo coepit ecclesia, . . . cuius apostoli institutores.*

[36] Guibert von Nogent, De vita sua III, 13 ed. Bourgin (1907) 212 ff.: *qui vitam se apostolicam tenere jactantes, eorum actus solos legere amplectuntur.* Sie berufen sich nur auf Evangelien- und Apostelworte, obgleich sie angeblich

Hugo von Rouen 1147 von den Ketzern seiner Zeit, die sagen: *formam apostolicae vitae servamus* (MPL 192, 1289), Bernhard von Clairvaux von den Ketzern in der Provence, gegen die er predigte: *Ubi apostolica forma et vita, quam jactatis?* (MPL 183, 1091, vgl. 1098), Ekbert von Schönau von den Katharern in Köln, deren Verhör er 1163 beiwohnte: *Apostolorum vitam agere se dicunt* (MPL 195, 14). Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts wird den Katharern immer wieder vorgeworfen: *mentiuntur se vitam tenere apostolicam*[36a]. Aber auch von Waldes sagt Stephan von Bourbon: *proposuit servare perfectionem evangelicam, ut apostoli servaverunt;* Gaufried von Auxerre klagt über die *novi apostoli* von Lyon, Walter Map sah sie an der Kurie 1179 *tamquam apostoli* auftreten. Schließlich faßt Bischof Diego von Osma mit Dominikus den Entschluß, die Ketzerei in Südfrankreich mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, *per omnia formam apostolicam imitantes* (Petr. v. Vaux-Cernay I 23).

Woher kam dieses neue religiöse Ideal der *vita apostolica*, das sich rechtgläubige und häretische Wanderprediger, Ordens- und Sektenstifter zu eigen machten und auf ihre Weise zu verwirklichen suchten? Offensichtlich wurde es nicht zuerst von Ketzern verbreitet, weder aus dem Orient ins Abendland eingeschleppt noch von früheren „Apostolikern" übernommen, wie sie alte Ketzerkataloge darstellten[36b]. Wenn die Katharer vielleicht ihr Ideal des apostolischen Lebens und Wirkens aus dem Osten mitbrachten, so war es doch ähnlich im Abendland schon vorher lebendig und verschaffte ihnen nur umso stärkeren Widerhall. Es ist dort aber auch nicht „laic d'origine" [37], nicht ursprünglich ein „movimento popolare", sondern erscheint zuerst bei Mönchen, Klerikern, Eremiten,

---

rustici und *illitterati* sind. Guibert gibt zu, daß sie im Verhör *christianissime* antworten und findet sie doch den Manichäern vergleichbar, die er aus Augustin kennt. — Im 11. Jahrh. ist nur bei den 1025 in Arras entdeckten Ketzern bezeugt, sie wollten *verbo et opere evangelicis et apostolicis mandatis* folgen, s. Bouquet, Rec. 10, 541; sonst ist von der *vita apostolica* bei abendländischen Ketzern früher nichts zu hören.

[36a] So Radulphus Ardens über die „Manichäer" in Agen/Garonne um 1200 (MPL 155, 2011; gegen meine frühere Datierung, Rel. Bew. S. 16 s. *Überweg-Geyer*, Grundriß d. Gesch. d. Philos. II, [12]1951, 248). Über die Ketzerei des Ponnus im Périgord (vor 1147? so *Borst*, Katharer S. 4) sagt der Mönch Heribert, MPL 181, 1720: *heresim suam defendentes ex verbis Christi et Apostoli . . dicunt . . quod ipsi soli . . apostolice vite veri sectatores permaneant*, und die Annalen von Margan: *vitam se apostolicam ducere moresque imitari mentiuntur.* Weitere Zeugnisse bei *Borst*, Katharer S. 102.

[36b] Über Apostoliker in den Ketzerkatalogen bei Augustin, Isidor, Hrabanus Maurus, Honorius Augustod. u. a. s. *L. Spätling* (oben Anm. 31) S. 3 ff.

[37] So z. B. *Fr. Petit*, La Spiritualité des Prémontrés (1947) p. 18; richtiger p. 211: „C'est d'ailleurs historiquement le mouvement de réforme cléricale qui avait amené le développement de la vie apostolique".

die zu Wanderpredigern wurden — und manche zu Ketzern. Demnach darf man seinen Ursprung nicht in fremden Einwirkungen suchen, sondern „nell'ambito del grande movimento della riforma della Chiesa“ [38]. Diese Reform, die zunächst für die „Freiheit“ der Klöster und der Kirche von adliger und königlicher Laienherrschaft kämpfte, für die Geltung des kanonischen Rechts, für die *vita regularis et canonica* der Mönche und des Klerus, drängte über die von Cluniazensern und Gregorianern erreichten Ziele hinaus. Die religiösen Kräfte, die das Reformpapsttum zum Widerstand gegen den simonistischen und beweibten Klerus aufgerufen hatte, waren vielfach zu selbständiger Aktivität erwacht und begnügten sich nicht mit der erneuerten Geltung der Klosterregel und des Kirchenrechts. Die Evangelien und Apostelschriften selbst wurden ihnen zur Norm des wahrhaft christlichen Lebens, zur Quelle ihrer Frömmigkeit, zum Appell an jeden Christen, sich wie Jesu Jünger und Apostel zu verhalten. Nach deren Weisung und Vorbild begannen Mönche, Eremiten, Kanoniker zu predigen, um die Gläubigen auch außerhalb des Klosters und des Klerus aufzurütteln und für ein wahrhaft christliches Leben zu gewinnen. Die Frage war nur, wie dieses apostolische Wirken auf die Laienwelt und die religiösen Gemeinschaften, die sich dadurch bildeten, sich in die hergebrachten Ordnungen der Kirche mit ihrer Ständegliederung in Laien, Mönche und Klerus einfügen ließen. Diese Frage wurde zum Scheideweg für die religiöse Bewegung des 12. Jahrhunderts.

Schon während des Investiturstreits zeigten sich zwei merkwürdige Vorläufer der künftigen Bewegung: die Pataria in der Lombardei und die Hirsauer Reform in Schwaben. Auch die Pataria-Bewegung wurde von den adligen Mailänder Klerikern Ariald und Landulf ausgelöst, die das Volk gegen den simonistischen, unkeuschen Klerus aufriefen und vereidigten, ohne es selbst noch zu bestimmten religiösen Lebensformen zu verpflichten. Nur andre Kleriker, die sich ihnen anschlossen, führten als Kanoniker ein gemeinsames Leben. Nach Landulfs Tod aber trat um 1064 sein Bruder Erlembald an die Spitze der Bewegung, ein ritterlicher. frommer Laie. Er wollte nach einer Jerusalem-Wallfahrt Mönch werden; aber Ariald, auch Mönche und Eremiten, die er befragte, und die Kurie selbst rieten ihm, weiterhin als Laie und *miles Christi* für den Glauben und die Freiheit der Kirche zu kämpfen — zur Entrüstung der Gegner über diesen Einbruch eines Laien in den kirchlichen Bereich. Gregor VII. aber verkündete nach Erlembalds Tod (1077) die an seinem Grab ge-

---

[38] Diese Behauptung von *R. Morghen*, Ricerche di storia relig. 1 (1954) S. 4, die *A. Dondaine*, Rivista di Storia della Chiesa in Italia 6 (1952) S. 47 ff. für das 11. Jahrh. bestreitet, trifft für das frühe 12. Jahrh. nachweisbar zu.

schehenen Wunder, Urban II. veranlaßte seine Translation. Wie lange ihn die Pataria als organisierte Gemeinschaft, als *conjuratio* mehr politischen als religiösen Charakters, überlebte, ist unbekannt. Erst hundert Jahre später — zuerst in den Statuten des Lateran-Konzils von 1179 — werden die Katharer in Italien Patarener genannt [38a].

Mit der Pataria fand schon Albert Hauck (Kirchengesch.[3] III, 876) die Hirsauer Reformbewegung vergleichbar. Hier aber waren es Mönche, die als wandernde Prediger über das Kloster hinauswirkten, um die gregorianischen Reformideen zu verfechten [39]. Der Chronist Bernold von Konstanz berichtet (MG. SS. 5, 451 ff.), daß unter ihrem Einfluß zahlreiche Laien, auch Adlige, nicht nur als dienende Konversen in die Hirsauer Klöster eintraten, sondern sich vielfach, besonders in Schwaben, auch außerhalb der Klöster zur *vita communis ad formam primitivae ecclesiae* zusammenschlossen, ohne doch Mönche oder Kleriker zu werden; Urban II. habe das in einer Bulle von 1091 ausdrücklich gutgeheißen. Nicht nur Männer, auch unzählige Frauen, ja Bauerntöchter verzichteten auf Ehe und Weltleben *(saeculo renuntiantes* — ohne ins Kloster zu gehen!); Eheleute trennten sich, um in frommen Gemeinschaften unter mönchischer oder priesterlicher Leitung *religiose* zu leben [40]. Von solchen religiösen Laiengemeinschaften im Anschluß an die predigenden Hirsauer Mönche ist sonst nichts bezeugt; sie haben offenbar keine Dauer und

---

[38a] Über die noch nicht genügend erforschte Pataria s. *S. M. Brown*, Movimenti politico-religiosi a Milano al tempo della Pataria, Archivio storico Lombardo VI, 58 (1931) 227 ff.; auch *Carl Erdmann*, Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens (1935) 127 ff. Für die übliche Annahme, daß die Pataria in oberitalienischen Städten weiterwirkte und den Boden für Arnold von Brescia und andere Ketzer bereitete, sind bisher keine Beweise erbracht. Über den Namen Pataria s. *A. Frugoni*, Due schede: ‚pannosus' e ‚patarinus', Bullettino dell'Ist. stor. Ital. 65 (1953) 129 ff.; anders *A. Dondaine*, Arch. d'hist. doctr. et litt. du MA 19 (1952) 111 ff.

[39] Bemerkenswert ist auch die Erzählung Lamperts von Hersfeld (ed. Holder-Egger S. 277), Gregor VII. habe 1076 mit seinen Legaten einige Laien nach Deutschland geschickt, *qui magnis opibus relictis ultro se ad privatam tenuemque vitam propter Deum contulerant;* sie sollten angeblich überall öffentlich — durch Predigt? — bezeugen, daß Heinrich IV. rechtmäßig gebannt sei.

[40] *E. Werner*, Bemerkungen zur Hirsauer Bewegung, Wissenschaftl. Zeitschr. der Universität Leipzig 1953 Heft 3 S. 9—17 will die Hirsauer Laienbewegung aus „ökonomischen und sozialen Veränderungen innerhalb der feudalen Gesellschaftsordnung" erklären: der „Klassenhaß der Unterdrückten" sei von den Hirsauern geschickt gegen die königstreuen Bischöfe gelenkt worden; in erster Linie seien „Angehörige aus den unteren Klassen . . . als eine dem Kloster angegliederte billige und willige Arbeitsschar" verwendet worden. Die einzige Quelle Bernold betont jedoch, daß sowohl hohe Adlige wie Bauerntöchter und ganze Dörfer aus religiösen Motiven zur *vita communis* drängten. Von einem Einfluß älterer, östlicher Häresien, den *Werner* vermutet, ist dabei garnichts zu spüren.

Nachwirkung gehabt[41]. Von der *vita apostolica* wird hier wie bei der Pataria noch nicht gesprochen. Im nächsten Menschenalter aber wird sie zum Weckruf apostolischer Wanderprediger, die damit ähnlich wie die Hirsauer Mönche auf die Laienwelt und insbesondere auch auf die Frauen wirkten.

Manchen Zeitgenossen schien es gegen die *statuta sanctorum canonum* zu verstoßen und deshalb häretisch zu sein, daß die Hirsauer Mönche als „Gyrovagen" (die Benedikts Regel verpönte) außerhalb der Klöster predigten und *sub specie religionis* Zwietracht säten[42], — wie es dann immer wieder von den Ketzern gesagt wurde. Selbst ein entschiedener Gregorianer wie Bernold von Konstanz konnte Bedenken gegen das Predigen der Mönche nicht verhehlen, sofern sie nicht vom Bischof dazu ordiniert oder vom Papst ermächtigt seien. Robert von Arbrissel erhielt aber 1096 von Urban II. die Erlaubnis zur Wanderpredigt, Bernard von Thiron um 1101 von Paschalis II., Norbert von Xanten 1118 von Gelasius II., nachdem ihn eine Fritzlarer Synode wegen unberechtigter Predigttätigkeit verurteilt hatte. Auch der Mönch Heinrich, der später zum Ketzer wurde, bekam 1116 die Predigterlaubnis vom Bischof von Le Mans, der sie freilich widerrief. Bedenken und Vorwürfe wurden auch gegen die anderen Wanderprediger immer wieder laut, nicht nur wegen ihrer häufigen Invektiven gegen die Mißstände im Klerus. Die Frage, ob Mönche öffentlich predigen dürfen, ob auch Laien und sogar Frauen und alle Christen zur Predigt ermächtigt und aufgefordert sind durch das Herrenwort: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur" (Marc. 16, 15), hat das ganze 12. Jahrhundert nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Auch ein so entschiedener Vertreter des alten benediktinisch-kluniazensischen Mönchtums wie Rupert von Deutz nahm für die Mönche das Predigtrecht in Anspruch, das ihnen andere bestritten. Und obgleich Bernhard von Clairvaux grundsätzlich allen Mönchen das Predigen außerhalb des Klosters verwehrte, war er selbst doch unablässig als Prediger unterwegs. Ja sogar Hildegard von Bingen, die Äbtissin von Rupertsberg, hat noch als betagte Frau auf drei weiten Reisen öffentlich gepredigt, nicht nur in Klöstern und vor dem Klerus,

[41] *G. Meersseman — E. Adda*, Pénitents ruraux communautaires en Italie au XIIe siècle, RHE 49 (1954) p. 343—390 betrachten als Nachwirkung der Hirsauer Laiengemeinschaften die bäuerlichen Konversen, denen 1185/8 das Domkapitel von Brescia Land überließ; aber dabei handelt es sich eher um eine den Humiliaten ähnliche Bußbrüderschaft.

[42] Liber de unitate ecclesiae conservanda II, 38, MG. Libelli de Lite 2, 266 f.; Annales Augustani, MG. SS. 3, 128; Chron. Lauresham., MG. SS. 21, 432. — Bernolds Brief an Propst Adalbert von Speyer, Lib. de Lite 2, 98: *De predicatione monachorum quod iterum notatis, et nobis placet, ut non nisi ordinati predicent catholicoque obediant presuli, nisi ab apostolica sede fuerint emancipati.*

sondern vor dem Volk — gegen die Ketzer![43]. Denn dadurch wurde das Problem erst recht akut, daß die Ketzer sich das Predigen nicht verwehren ließen. Waldes ist erst darüber zum Ketzer geworden. Aber genau wie er hatte sich schon über vierzig Jahre früher der Mönch Heinrich darauf berufen, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, Christus aber habe gesagt: Gehet hin und lehret alle Völker. Man braucht deshalb nicht (wie R. Manselli) einen Einfluß der Anhänger Heinrichs auf die Waldenser anzunehmen. Denn immer wieder wurde schon seit Beginn des Jahrhunderts die *vita apostolica* so verstanden, als gälten jene biblischen Mahnungen zur Predigt allen Christen und als dürfte sie keinem verwehrt werden, der wie die Apostel lebt. Der Mönch Wilhelm hielt dem Ketzer Heinrich vor, diese Meinung sei lächerlich; andre fanden sie anmaßend, und immer wieder wurde das Apostelwort dagegengestellt: *Quomodo praedicabunt, nisi mittantur?* (Ro. 10, 15). Auch Rupert von Deutz betonte (MPL 176, 632), nicht das Predigen, Taufen und Wundertun mache den Apostel, sondern Tugend und Demut. Aber schon Bernhard von Thiron (MPL 172, 1398 f.) hatte auf die vorwurfsvolle Frage, *cur ipse, qui monachus ac mundo mortuus erat, viventibus praedicaret,* unter Hinweis auf das Vorbild Gregors d. Gr. und des hl. Martin geantwortet: *per virtutem mortificationis pervenitur ad licentiam praedicationis,* und sich auf das Pauluswort (1. Cor. 11, 1) berufen: *Estote imitatores mei sicut ego Christi.* An der Frage, ob die religiöse Bewährung in der Apostel-Nachfolge zur Predigt ermächtigt oder nur das kirchliche Amt, die *ordinatio* und *missio,* schieden sich die Geister. Wer sich eigenmächtig durch seine *vita apostolica* zur Predigt befugt glaubte und nicht davon ließ, kam mit der Kirche in Konflikt und wurde zum Ketzer. Dagegen haben die Wanderprediger, die zu Ordensgründern wurden, zwar persönlich das ihnen verliehene Predigtrecht weiterhin ausgeübt, es aber nicht für ihre Anhänger und Gemeinschaften beansprucht und erwirkt, die sie trotz ihres Ideals der aktiven *vita apostolica* klösterlich von der Welt schieden. Eben dadurch wurde das Feld weitgehend den Ketzerpredigern überlassen.

Das gilt auch für Norbert und die Prämonstratenser. Auch nach der Gründung Prémontrés hat Norbert als Prediger gewirkt, in Antwerpen

---

[43] Vita s. Hildegardis III, 1, MPL 197, 122; sie schreibt selbst nach Köln (ib. 253): *Ego autem timida et paupercula per duos annos valde fatigata sum, ut coram magistris et doctoribus ac caeteris sapientibus in quibusdam majoribus locis ubi mansio illorum (haereticorum) est, vivente voce ista proferrem;* vgl. u. S. 167. *Bertha Widmer,* Heilsordnung und Zeitgeschehen in der Mystik Hildegards von Bingen (Basler Beiträge zur Geschichtswiss. 52, 1955) hat das Ungewöhnliche dieser Haltung gar nicht bemerkt, obgleich sie im Kap. 5 S. 219—266 eigens die Stellungnahme Hildegards zu den religiös-politischen Bewegungen ihrer Zeit behandelt.

gegen die Tanchelm-Ketzerei, in Köln, Cambrai und anderwärts. Man braucht daher die Behauptung seiner Vita nicht zu bezweifeln, daß ihm Calixt II. die Predigterlaubnis seines Vorgängers auf dem Reimser Konzil 1119 erneuerte. Aber Ch. Dereine, der das mit Recht betont, weist zugleich nachdrücklich darauf hin[44], daß die Prämonstratenser von Anfang an nicht zur Predigt und Seelsorge bestimmt waren, sondern zur *vita heremitica sub canonica professione*. In ihren Statuten (c. 1131/4) ist von der Predigt nicht die Rede. Die Augustin-Regel, die sie annahmen, sagt zwar: *apostolicam enim vitam optamus vivere*, sie begründet damit aber nur den völligen Eigentums-Verzicht in der *vita communis*. Lag allein in diesem Verzicht, den Norbert schon den Kanonikern in Laon zumutete, als er ihre Leitung übernehmen sollte, wirklich „le fond de sa conception apostolique de la vie religieuse"? (so Dereine S. 368). Jedenfalls hat auch er keinen Prediger-Orden geschaffen, wie man bisher meist annahm. Nur in den ostdeutschen Bistümern hat er als Erzbischof von Magdeburg den Prämonstratensern Missions- und Pfarr-Aufgaben übertragen. Sonst aber erschienen sie den Zeitgenossen als Eremiten-Kanoniker, *qui longe ab hominibus secedunt* (MPL 213, 830), nicht als Prediger. Auch die Wortführer der „spiritualité des Prémontrés" interpretieren die *vita apostolica* nicht als Predigt-Apostolat, sondern als kontemplatives *Deo soli vivere;* es ist bezeichnend, daß Adam Scotus, der am eindringlichsten über seinen Orden nachdachte und schrieb, schließlich zu den Kartäusern überging. Auch als die Kirche immer dringender Prediger gegen die Ketzer brauchte, sind keine Prämonstratenser dazu berufen worden, sondern zumeist Zisterzienser. Dominikus konnte nicht an die Prämonstratenser-Tradition anknüpfen, als er seinen Prediger-Orden schuf.

Erst recht waren die Zisterzienser, denen sich die Prämonstratenser in ihrer Verfassung weitgehend anglichen, von Anfang an nicht auf Predigt und Seelsorge bedacht, sondern auf strenge Regel-Treue im Kloster, möglichst fern von den Menschen, um „mit dem armen Christus arm zu sein". Dieses Armuts-Ideal, das nicht mehr nur auf Privat-Eigentum, sondern auch auf feudalen Klosterbesitz und Zehnteneinkünfte verzichten wollte, hatten die frühen Zisterzienser mit den Eremiten und Wanderpredigern, auch mit Norbert und seinen *pauperes Christi* gemeinsam. Aber schon Alexander III. hat dem Orden von Cîteaux heftig vorge-

---

[44] *Ch. Dereine*, Les origines de Prémontré, RHE 42, 364 ff. (gegen meine früheren Zweifel, Rel. Bew. 441); vgl. *Fr. Petit*, La spiritualité des Prémontrés 1947) S. 46: „Ce qui frappe l'historien de la spiritualité à la lecture des anciens statuts de l'Ordre de Prémontré, c'est que rien n'est prévu pour l'apostolat"; trotzdem meint er noch (S. 51), nicht alle Prämonstratenser hätten darauf verzichtet.

worfen, er sei diesem ursprünglichen Ideal gänzlich untreu geworden, seine Sonderstellung sei daher kaum noch gerechtfertigt[45]. Und so oft dann Zisterzienser zur Ketzerbekämpfung nach Südfrankreich zogen, blieben sie schon deshalb erfolglos, weil sie nicht schlicht und arm wie die Ketzerprediger auftraten. Innocenz III. hat sie vergeblich dazu ermahnt (MPL 215, 358 f.); erst Dominikus schlug andere Wege ein. Auch der kalabrische Zisterzienserabt Joachim, der 1188 seinen Orden verließ, um in S. Giovanni in Fiore zum Gründer eines neuen Klosters und Ordens zu werden[46], hat durch die Steigerung des eremitisch-kontemplativen Ideals nicht unmittelbar auf die religiöse Bewegung seiner Zeit gewirkt; erst lange nach seinem Tod († 1202) haben seine geschichts-theologischen Gedanken den Franziskanerorden tief erregt.

Bei allem geistigen Reichtum der Zisterzienser- und Prämonstratenser-Kultur des 12. Jahrhunderts hatten die reich und mächtig gewordenen neuen Orden sich allzu klösterlich von der Welt und den Laien gelöst, um deren religiösen Kräften und Bedürfnissen Genüge zu tun. Es bedarf noch der Untersuchung, inwieweit sie sich auch sozial gegen die unteren Stände verschlossen. Die kleineren, von Wanderpredigern oder Eremiten-Kanonikern begründeten Orden wirkten erst recht nicht mehr über ihre Klöster hinaus. Das bedrohliche Anwachsen der Ketzerei im 12. Jahrhundert wird erst durch dieses Versagen der neuen Orden verständlich, die sich der religiösen Bewegung entfremdeten, aus der sie selbst hervorgewachsen waren. Je mönchischer die Orden wurden, umso radikaler die Sekten.

5. Die häretische Radikalisierung der religiösen Bewegung.

Über Arnold von Brescia sagt sein kluger, stets kirchlich gesinnter Zeitgenosse Johannes von Salisbury, der ihn in Paris lehren und später in Rom agitieren sah: *Dicebat que christianorum legi concordant plurimum et a vita quam plurimum dissonant* (MG. SS, 20, 537). Tatsächlich waren alle Ketzer des 12. Jahrhunderts überzeugt, daß ihre Lehre und

---

[45] Vgl. den bisher unbekannten, von der Zisterzienser-Tradition unterdrückten Passus aus der Bulle Alexanders III. von 1170 (J.-L. 11663), den erst *J. Leclercq*, Revue Bénédictine 62 (1952) S. 151 veröffentlichte.

[46] Für Joachims Verhältnis zum Zisterzienserorden, aus dem er ausschied, ist sein kurz vorher (1186/7) geschriebener, unvollendeter Traktat „De vita et regula s. Benedicti" besonders aufschlußreich, ed. *C. Baraut*, Analecta sacra Tarraconensia 24 (1951) 33—122; dazu *H. Grundmann*, Neue Forschungen über Joachim von Fiore (1950) 46 ff. Eine merkwürdige, leider fragmentarische Bemerkung Aufrids von Auxerre über Joachim *(ex Judaeis orta*

Gesinnung den Evangelien und Apostelschriften gemäß und deshalb wahrhaft christlich sei, während das Leben der Kirche, des Klerus dieser Norm nicht entspräche: deshalb fochten sie es an. Es gibt keine Ketzer in dieser Zeit, — und sie hätten im Abendland schwerlich Gehör und Anklang gefunden, — die nicht „wahre Christen" zu sein behaupteten und sich auf das Neue Testament beriefen. Insofern wird man auch die Katharer nicht „unchristlich" nennen dürfen; wenn ihre dualistische Lehre aus dem Osten kam, so war sie doch auch dort auf christlichem Boden entstanden, zwar verquickt mit iranisch-manichäischen Traditionen, aber immer nur mit biblischen Argumenten vorgetragen und mit dem Anspruch auf die wahre Apostel-Nachfolge. Nur die Frage, w i e das Christentum zu verstehen und zu befolgen sei, entzweite und verfeindete die Ketzer mit der Kirche. Sie suchten nicht, wie die Theologen der Frühscholastik, durch dialektische Konkordanz des „Sic et Non" die divergierenden Traditionen und Autoritäten in Einklang zu bringen, sondern sie fanden die kirchliche Tradition und Praxis unvereinbar mit ihrem eigenmächtigen Verständnis der Bibel.

Auch die Reformbewegung des 11. Jahrhunderts hatte die herrschende Praxis in Kirche und Kloster an einer Norm gemessen, der sie nicht entsprach, am kanonischen Recht und der Benedikt-Regel. Sie hatte die Weihen und kirchlichen Handlungen „unwürdiger Priester" für ungültig und unwirksam erklärt; als „unwürdig" aber galt ihr nicht nur der simonistische, sondern auch der unkeusche Priester[47].

Die apostolischen Wanderprediger führten nach 1100 den von den Gregorianern entfesselten Kampf gegen die „unwürdigen Priester" fort und kamen dadurch in manche Konflikte mit dem Klerus. Wer aber

---

persona est, in Judaismo . . annis pluribus educata!) bei *J. Leclercq,* Analecta Monastica 2 (1953) 200 f. bedarf genauer Nachprüfung. Eine bisher nur aus späterer Verarbeitung bekannte, wohl noch zeitgenössische Aufzeichnung über Joachims Leben als Zisterzienser und Klostergründer, auf die schon *E. Jamison* hinwies (The sicilian norman kingdom in the mind of anglo-norman contemporaries, Brit. Acad. 1938), veröffentlichte *C. Baraut,* Las antiguas biografías de Joaquín de Fiore y sus fuentes, Anal. s. Tarracon. 26 (1955) 1—38.

[47] Gregor VII. (Reg. IV, 21) hatte es 1077 als schlimmstes, schwer strafbares Vergehen beklagt, daß in Cambrai ein Priester Ramihrdus als Ketzer verbrannt wurde, nur weil er zu sagen wagte, simonistische und unkeusche Priester dürften nicht die Messe zelebrieren und das Sakrament sei nicht von ihnen zu nehmen. Der Chronist von Cambrai (MG. SS. 7, 540) sagt, daß Ramihrdus beim Verhör *verae credulitatis sanctionem per omnia profitebatur,* nur will er darauf von keinem Abt oder Priester oder vom Bischof das Sakrament nehmen, weil er sie alle für Simonisten hält. Zweifellos war er kein Katharer, wie viele Forscher meinten. Auch den Hirsau-Anhängern wurde vorgeworfen, daß sie von „unwürdigen Weltpriestern" nicht Messe hören und den Segen nehmen wollten, MG. SS. 3, 134.

weiterhin die Gültigkeit der Sakramente und die Berechtigung zu priesterlichen Handlungen, auch zur Predigt, abhängig machte von der Würdigkeit, der sittlichen Reinheit und dem christlichen Lebenswandel statt nur von der Rechtmäßigkeit des kirchlichen Amtes und Auftrages, der wurde zum Ketzer. Denn die gregorianische Reform sah ihr wesentlichstes Ziel damit erreicht, daß nur der kanonisch ordinierte Priester amtieren durfte; für seine Amtshandlungen verlangte sie unanfechtbare Gültigkeit und Anerkennung. Die Kritik kam aber nicht zum Schweigen, daß Amt und Würdigkeit oft nicht im Einklang standen; die Zweifel erwachten, ob nicht die unmittelbaren Weisungen der Evangelien und Apostel maßgeblicher seien als das kanonische Kirchenrecht [48], ob auf das christliche Verhalten nicht mehr ankomme als auf das kirchliche Amt, ob die apostolische Sukzession, von der die kirchliche Ämterhierarchie allein das priesterliche Recht zum Sakramentsvollzug ableitete, sich nicht rechtfertigen und bewähren müsse durch wahre Nachfolge der Apostel [48a].

Die Ketzer des 12. Jahrhunderts haben diese Fragen verschieden beantwortet, aber oft unabhängig von einander mit ganz ähnlichen Konsequenzen. Selbst dem Juristen Hugo Speroni, der mit den apostolischen Wanderpredigern und Ketzern seiner Zeit anscheinend nichts zu tun hatte, wurde es als *summa sue intencionis* vorgeworfen, daß es auf das *meritum vite* des Priesters ankomme und nicht auf sein *officium;* daß Priester *spirituales et mundi et perfecti* sein müßten, sonst seien sie *ipso jure* keine Priester, ja keine Christen, sondern Diebe und Mörder. Darauf hat Magister Vacarius in aller Schärfe erwidert: *Sacerdotium res juris est, hoc est constitutionis cuiusdam . . . Quid enim commune habet officium amministrationis, que est in rebus ipsis, ad meritum religionis et caritatis, que est in mente ipsius hominis?* Das eine könne ohne das andere sein [49]. Deutlicher läßt sich der Gegensatz der Auffassun-

---

[48] Dem Ketzer Heinrich wird entgegengehalten: *Quid cornicaris inepte, tanquam si necesse sit cuncta reperiri in evangelio, que fideliter servat christiane religionis institutio ac non multa fecerint et instituerint apostoli eorumque successores, que in evangelio non reperiuntur? R. Manselli,* Il monaco Enrico S. 51 f.

[48a] Bezeichnend ist das Urteil Arnolds von Brescia über den Papst (nach Joh. v. Salisbury, MG. SS. 20, 538): *Dicebat quod sic apostolicus est, ut non apostolorum doctrinam imitetur aut vitam et ideo ei obedientiam aut reverentiam non deberi.*

[49] *P. Ilarino,* Speroni S. 476, 484, 550 f.; S. 559: *Tu vero clericum non ordinis nomine, sed meriti persone esse putas;* S. 561 erklärt Vacarius gegen Speroni, daß auch die Tonsur *magis ordinem ipsum significat quam persone meritum, id est religionem.* Wie Vacarius S. 500 sagt: *procul dubio si sacerdotes sunt, in officio remanebunt suo, etiam si pessimi sunt et immundi,* so wurde schon gegen den Ketzer Heinrich (bei *Manselli* S. 58) argumentiert: *nostri sacerdotes si resipiscunt et peccant occulte, si non accusantur et juditio non deponuntur, debent tollerari nec potestate sibi tradita pravantur.*

gen kaum aussprechen, der die Ketzer von der Kirche trennte. Fast genau so läßt Alanus ab Insulis (MPL 210, 385) auch die Waldenser sagen, *quod magis operatur meritum ad consecrandum vel benedicendum, ligandum et solvendum quam ordo et officium . . ., quia meritum dat potestatem, non officium.* Die Waldenser berufen sich darauf, daß sie die *merita apostolorum* haben, deshalb glauben sie priesterlich handeln zu können, ohne ordiniert zu sein: *qui se dicunt apostolorum vicarios, per merita debent habere eorum officia.* Darin vor allem, meint Alanus, liegt ihr Gegensatz zur Kirche. Bei Speroni fehlt dieses „apostolische“ Argument; soweit es sich aus der Polemik gegen ihn erkennen läßt, hielt er vielmehr die „innere Reinheit“, das Gut-sein des echten Christen für prädestiniert, unabhängig vom äußeren Verhalten oder gar vom Amt. Darin sieht P. Ilarino (S. 417 ff.) *il nucleo dottrinale* und *l'anima del sistema religioso di U. Speroni;* die angebliche Unwürdigkeit der Priester diene ihm nur als polemischer Vorwand, um dieses „System“, diesen Prädestinationsglauben „vom Stapel zu lassen“ (varare), dem doch die Schlechtigkeit der Priester nicht als logische Prämisse zugrunde liege. Hat aber der Zeitgenosse Mag. Vacarius nicht doch richtiger gesehen, nach dessen Auffassung — wie sie P. Ilarino selbst darlegt (S. 414) — *l'antisacerdotalismo constitutuerebbe il motivo provocatore dell'eresia di Speroni, l'atmosfera nella quale essa si sviluppa, il nucleo, da cui vengono ricavate le altre affermazioni dottrinali?* Ist sein Prädestinationsglaube nicht erst dadurch herausgefordert und ausgelöst worden als Ergebnis eigenen Nachgrübelns über die Frage, was den Menschen zum Christen und zum Priester macht, gut, gerecht und heilig? Die Waldenser und schon frühere Ketzer antworteten auf dieselbe Frage weniger theoretisch als praktisch mit ihrem „apostolischen Leben“. Aber sie sind gleicherweise überzeugt, daß es darauf ankommt, wie der Mensch ist und lebt, nicht was er von Amts wegen ist und tut.

Dabei wird man freilich nicht von einem grundsätzlichen „antisacerdotalismo“ sprechen dürfen; wenigstens steht er nicht am Anfang. Nicht gegen das Priestertum als solches, nur gegen die unwürdigen Priester richtet sich zunächst die häretische Polemik. Selbst die Katharer behaupten das (Borst S. 216), obgleich sie den katholischen Klerus und seine Sakramente insgesamt verwerfen und durch ihre eigene Hierarchie und das *consolamentum* als allein apostolisch ersetzen. Die Waldenser waren noch lange bereit, von „guten“ katholischen Priestern die Sakramente zu nehmen, die sie nur im Notfall selbst spendeten; erst nach 1205 trennten sich deshalb die „Lombardischen Armen“ von den „Armen von Lyon“, die an dieser Auffassung festhalten wollten. Arnold von Brescia verwies den Klerus nur auf seine geistlichen Aufgaben, er forderte von ihm

den Verzicht auf irdische Güter und weltliche Macht, ein Leben in evangelischer Armut und Demut und fand allerdings nach diesem Maßstab fast alle Priester seiner Zeit *reprobi Simonisque sequaces: vix paucos excipiebat* (Gesta di Fed. I v. 781/3). Aber auch Hugo Speroni meint nur von den sündhaften Priestern, *quod tales hodie neque sacerdotes sint neque christiani* (S. 484). Und schon der häretische Mönch Heinrich behauptet: *Sacerdotes huius temporis non habent potestatem ligandi et solvendi;* durch ihre Sünden haben sie die *dignitas apostolatus* verwirkt (Manselli, Enrico S. 56 ff.). Immer ist da gerade der hohe Anspruch an die Reinheit und Würde des Priestertums der Ausgangspunkt und Maßstab der Kritik. Das haben besonnene Zeitgenossen sehr wohl erkannt; der Prämonstratenser Philipp von Harvengt z. B. mahnt die Priester: *quanto populis digniores, tanto eisdem sanctiores* (MPL 203, 670) — nur darf davon nicht die Wirksamkeit ihrer Sakramente abhängig gemacht werden. Der häufige Vorwurf, daß die Ketzer die Messen und Sakramente, insbesondere die Eucharistie mißachten, bedarf immer der Prüfung, ob sie nicht nur unwürdige Sakraments-Spender ablehnen, wie sicherlich die Waldenser. Otto von Freising (Gesta II, 28) sagt über Arnold von Brescia: *de sacramento altaris . . non sane dicitur sensisse;* die Arnaldisten aber sagen: *pro malitia clericorum sacramenta ecclesie esse vitanda.* Der Mönch Heinrich schrieb vor 1134: *Potest missa cantari et corpus Christi fieri, si sit qui hoc facere dignus inveniatur* (Manselli, Enrico S. 53); Bernhard von Clairvaux aber klagt später über ihn: *sacramenta non sacra censentur!* (MPL 182, 434).

Gewiß konnte sich die häretische Kritik am unwürdigen Priester zu verallgemeinernder Feindseligkeit gegen den von der Kirche ordinierten Klerus überhaupt steigern und gegen die ganze Kirche als Ämterhierarchie; der Widerspruch gegen ihre Sakramentenlehre konnte zur Ablehnung und Entwertung der Sakramente überhaupt führen. Abälard behauptet, schon Petrus von Bruis habe gesagt, *altaris sacramentum nullatenus celebrandum esse amplius* (MPL 178, 1056), und Petrus Venerabilis bekämpft dessen grundsätzliche, mit Bibelworten begründete Einwände gegen den „Priestertrug" des *officium altaris* (MPL 189, 787 ff.). Mit anderen Argumenten ficht Speroni die Eucharistie- und Transsubstantiationslehre an und läßt das Abendmahl nur als Gedächtnisfeier gelten, — wie anfangs auch die Katharer (Borst S. 217). Die Begründungen sind verschieden, — aber sind es wirklich jeweils ganz verschiedene ideelle Gründe, aus denen sich so verschiedene Ketzer der kirchlichen Lehre und Praxis entfremden und widersetzen? Noch auffälliger ist, daß auch die Kindertaufe immer wieder abgelehnt wird, von Petrus de Bruis, dem Mönch Heinrich, den Lütticher Ketzern 1135 ebenso wie

von Speroni und den Waldensern; auch Arnold von Brescia wird bezichtigt, darüber falsch gedacht zu haben; die Katharer haben ihr Consolamentum erst späterhin auch Kindern gespendet. Verschieden formuliert, liegt doch immer die Auffassung zugrunde, daß Kinder noch nicht aus eigenem Glauben oder Verdienst Christen sein können, und daß es allein darauf ankomme. Weil sie auch nicht aus eigener Schuld sündhaft sein können, wird die Erbsünde vom Mönch Heinrich ebenso geleugnet wie von Speroni. Ebenso ist deshalb den Verstorbenen nicht mehr mit Gebeten, Almosen, Fasten zu helfen; auch das wird von Petrus de Bruis und dem Mönch Heinrich, von den Waldensern und den Katharern verschieden begründet, aber im Grundmotiv stimmen sie überein. Selbst das Wüten des Petrus de Bruis gegen die Kreuz-Verehrung und die Kirchengebäude wiederholt sich nicht nur bei Katharern, — und es ist kein Grund, deshalb schon bei jenem von „correnti di tipo cataro" zu sprechen (so Manselli, Studi S. 37); auch Hugo Speroni, dem sein Gegner vorhält, daß er ein Philosoph zu sein glaube, nennt die Kirchen *speluncas latronum* und fragt: „wer lehrte uns Türme bauen, Glocken läuten, Bilder malen, Kreuze errichten, *ydola fabricare, colere, adorare, osculari?*" (S. 526 f.). Gegen das „Äußerliche" des Kults wie auch der „guten Werke" wird da immer wieder das eigene Verhalten des Christen, die innere Reinheit, die Befolgung der evangelisch-apostolischen Weisungen ausgespielt und gefordert.

Aus solchen Beobachtungen, die sich vielfältig ergänzen ließen, ergibt sich Folgendes:

1. Aus der Übereinstimmung einzelner „Lehren" verschiedener Ketzer ist nicht ohne weiteres ein Sekten-Zusammenhang zwischen ihnen mit gemeinsamer Lehr-Tradition zu erschließen, falls er nicht ausdrücklich historisch bezeugt ist. Sie können auch unabhängig von einander in ähnlicher Weise auf die in ihrer Zeit aktuellen Probleme reagieren, und gerade die gemeinsamen Motive lassen erkennen, welche Fragen jeweils in der religiösen Bewegung auch innerhalb der Kirche akut, strittig und entscheidungsbedürftig erschienen.

2. Soweit es die ungleichmäßige, zumeist polemische Überlieferung zuläßt, ist zu untersuchen, welche eigentümliche Denkweise und Gesinnung den „Lehren" einzelner Ketzer zugrunde liegt. So fragt z. B. Raoul Manselli (Studi S. 59) nach dem „nucleo dell' atteggiamento religioso" des Mönches Heinrich, P. Ilarino (S. 411 ff.) nach der „anima del sistema religioso di U. Speroni", Arno Borst (S. 143 ff.) nach dem „katharischen Glauben" usw. Dabei ist jedoch immer zu bedenken, daß die persönliche Überzeugung einzelner Ketzer nur gleichsam der eine Pol ihrer Ketzerei ist; sie tritt erst in Erscheinung durch ihre Spannung mit dem anderen

Pol der kirchlichen Lehre und Praxis, an der sie sich reibt und entzündet. Dadurch werden die Ketzer immer wieder vor gleiche oder ähnliche Fragen gestellt; ihre Antworten sind Variationen von Themen, die sie nicht eigensinnig erfunden haben. Auch der Katharer-Glaube, der aus der Fremde kam, hat im Abendland nur wirken können, weil sein Dualismus und sein ethischer Rigorismus eine radikale Lösung der religiösen Probleme anzubieten schien, die dort schon vorher viele Christen beunruhigt hatten, und weil er sich dafür auf die gleiche neutestamentliche Überlieferung berief wie andere Sekten — und wie die Kirche selbst.

3. Die Ketzereien sind deshalb geschichtlich nur zu verstehen im Zusammenhang mit der allgemeinen religiösen Bewegung ihrer Zeit, aus der auch die neuen Orden hervorgingen, und in der Auseinandersetzung mit der kirchlich-theologischen Entwicklung. Wie in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts rechtgläubige und häretische Wanderprediger neben- und gegeneinander wirken und zu Ordens- und Sektenstiftern werden, so treten den Katharern und Waldensern später die Dominikaner und Franziskaner gegenüber, — Antagonisten auf gemeinsamer Bühne. Und während die Ketzer die Sakramente unwürdiger Priester ablehnen, bildet sich die kirchliche Sakramentenlehre vom *Opus operatum* aus [50], — gegensätzliche Antworten auf die gleiche Frage. Es wird auch dem Verständnis der Kirchen- und Dogmen-Geschichte zugute kommen, wenn sie die Ketzerei nicht als bloßen Fremdkörper und Störenfried mißachtet: beides gehört in der Geistesgeschichte Europas dialektisch zusammen.

6. Soziale Aspekte der religiösen Bewegung

Die Tatsache, daß manche städtereiche Gebiete mit früher Entwicklung von Handel und Industrie — die Lombardei und Südfrankreich, Flandern-Brabant und der Niederrhein —, im 12. Jahrhundert zu Haupt-

[50] Eines der frühen Zeugnisse für die Lehre vom ‚Opus operatum' ist deutlich gegen die Ketzer formuliert: Innocenz III., De s. altaris mysterio III, 5 MPL 217, 844: *In sacramento corporis Christi nihil a bono majus, nihil a malo minus perficitur sacerdote . . . quia non in merito sacerdotis, sed in verbo conficitur creatoris. Non ergo sacerdotis iniquitas effectum impedit sacramenti, sicut nec infirmitas medici virtutem medicinae corrumpit. Quamvis igitur opus operans aliquando sit immundum, semper tamen opus operatum est mundum.* Daß diese Begriffe nicht erst „une création de notre époque" sind — so *Damien van den Eynde* O.F.M., Les définitions des sacrements pendant la première période de la théologie scolastique (Rom-Löwen 1950) S. 58 — zeigt *Artur M. Landgraf*, Dogmengesch. der Frühscholastik 3, 1 (1954) 53 ff. und 145 ff., jedoch ohne dabei auf die Auseinandersetzung mit häretischen Lehren zu achten; s. auch *Ludwig Ott*, Grundriß der kathol. Dogmatik (²1954) S. 380.

herden der Ketzerei wurden, konnte die Annahme wirtschaftlich-sozialer Ursachen und Tendenzen dieser Bewegungen nahelegen. Die politische Aktivität der Pataria oder Arnolds von Brescia schien den Zusammenhang mit der kommunalen Bewegung zu bestätigen. Die Armutsforderung der Ketzer konnte wie ein sozialer Protest gegen die Reichen und gegen die wachsende Geldwirtschaft klingen. Und da die katholische Polemik oft die Ketzer als ungebildete, einfältige Leute bezeichnet und die Katharer manchmal „Weber" nennt, vermutete man ihre Anhänger in den untersten sozialen Schichten und suchte die Motive ihrer Opposition gegen die Kirche in ihrer gedrückten wirtschaftlichen Lage. Die Marxisten sahen darin eine Bestätigung ihrer materialistischen Geschichtsauffassung und betrachteten die Häresien als Klassenkämpfe. Mit manchen Modifikationen wurde diese Auffassung auch von Gioacchino Volpe und von Antonino De Stefano vorgetragen, und Friedrich Heer machte sie sich auf seine Weise zu eigen. Vorsichtiger sprach Austin P. Evans von *possible social bases for the growth of heresy*, ohne dabei ihre religiösen Motive zu übersehen [51].

Sieht man die Ketzerei im Zusammenhang der religiösen Bewegung ihrer Zeit, so ändert sich das Bild. Denn diese Bewegung ist ursprünglich nicht von den Städten und nicht von den unteren sozialen Schichten ausgegangen, überhaupt nicht von Laien. Sondern Mönche, Eremiten, Kanoniker vielfach adliger Herkunft trugen sie als Wanderprediger an die Laien heran, nicht zuerst an die städtische Bevölkerung und nicht vornehmlich an die unteren Stände. Die Städte, denen das kluniazensische Mönchtum oft zu eng verbunden erschien, wurden anfangs eher gemieden. Wie die Zisterzienser ihre Klöster in menschenfernen Waldtälern anlegten, so sagte auch Norbert: *Non in urbibus volo remanere, sed potius in locis desertis et incultis* (MPL 156, 991). Andere Wanderprediger waren ihm darin gleichgesinnt und gründeten die Klöster für ihren Anhang meist in einsamen Waldgebieten. Sie alle hatten hohe adlige Gönner, Förderer und Stifter. Zwar wurde ihnen bisweilen vorgeworfen, daß sie dem *rudis populus* predigten, den *vulgares turbae;* aber sie wand-

[51] *G. Volpe*, Movimenti religiosi e sette ereticali nella società medievale italiana (Florenz ²1926); *A. De Stefano*, Riformatori ed eretici del medioevo (Palermo 1938); *F. Heer*, Aufgang Europas (1949); *A. P. Evans*, Social aspects of medieval heresy, in: Persecution and liberty, Essais in honor of G. L. Burr (New York 1931) 93—116; vgl. auch *William D. Morris*, The christian origins of social revolt (London 1949). Die religiösen Motive der Ketzerei betont dagegen (im Anschluß an *Grundmann*, Rel. Bew.) *P. Alcantara Mens O. F. M. Cap.*, Innerlijke drijfveeren en herkomst der kettersche bewegingen in de Middeleeuwen, Religieus ofwel sociaal offmerk? in: Miscellanea L. van der Essen (Brüssel — Paris 1947) 299—313.

ten sich keineswegs nur oder vorwiegend an das „geschundene Volk“ [52]; vielmehr fiel den Zeitgenossen auf, wieviele Männer und vor allem Frauen vom Adel sich ihnen anschlossen und in ihre Klöster eintraten. Am Niederrhein und in Westfalen, wo Norbert den mächtigen, reichen Grafen Gottfried von Kappenberg samt seinem Bruder und seiner Frau bekehrte, blieben zahlreiche Prämonstratenserstifte ganz dem Adel vorbehalten [53]. Es ist noch nicht genügend untersucht, inwieweit es anderwärts und bei den Zisterziensern, auch bei den kleineren Orden von Fontevrault, Savigny usw. ähnlich war. Vielleicht wandten sich die einzelnen Schichten, die nicht in diesen Orden Aufnahme fanden, eben deshalb der religiösen Bewegung in anderen Formen zu. Aber auch die Ketzerprediger hatten keineswegs nur Zulauf aus dem niederen Volk, das vielmehr oft zur Lynchjustiz gegen sie schritt, wenn die kirchlichen Gerichte zögerten. Dagegen fanden auch die Ketzer oft Rückhalt am Adel, sogar der *rusticus Clementius* am Grafen von Soissons, ehe das „Volk“ ihn 1114 umbrachte, Tanchelm wahrscheinlich am Grafen von Flandern, der Mönch Heinrich am Grafen von Toulouse, an den deshalb Bernhard von Clairvaux entrüstet schrieb (MPL 182, 434/6). Im Périgord folgten dem Ketzer Ponnus außer Klerikern und Mönchen auch *nobiles propria relinquentes* (MPL 181, 1721). In Toulouse fand Bernhard gerade die vornehmen, reichen Bürger von der Ketzerei angesteckt; sie sabotierten seine Predigt, nur die Armen hörten ihm zu. Bekanntlich blieb der Katharer-Anhang unter dem Adel und dem reichen, kultivierten Bürgertum der Provence gefährlich stark bis zum Albigenser-Kreuzzug. Aber auch Waldes war ein reicher Kaufmann, wie später Franziskus; beide wollten die Reichen zu freiwilliger Armut bekehren, nicht aber den Armen wirtschaftlich aufhelfen. Es hat sich auch als Irrtum erwiesen, daß die französische Bezeichnung der Katharer als „*texerants*“ ihre Herkunft aus dem städtischen Gewerbe verrät; ihre Prediger gingen zu den Webern und lernten deren Kunst, zur Tarnung oder zum Unterhalt; *ab usu texendi* wurden sie so genannt [54], nicht nach ihrem Stand und Beruf, wenn auch

---

[52] So *E. Werner*, Bemerkungen zur Hirsauer Bewegung (vgl. Anm. 40) S. 14 über Robert von Arbrissel, der zwar Priestersohn war, aber besonders beim Adel der Normandie und dessen Frauen Gehör fand.

[53] *Joh. Ramackers*, Adelige Prämonstratenserstifte in Westfalen und am Niederrhein, Analecta Praemonstr. 5/6 (1929/30).

[54] Noch 1244, als der Katharismus schon zu einer „Mittelstandskirche“ geworden war (*Borst*, Katharer S. 228, vgl. S. 248), wurde vor der Inquisition in Carcassonne ausgesagt, daß die Ketzer *tenuerunt operatorium artis textoris* und daß ein mit Namen genannter *miles* mit anderen *addiscebant ibidem ad texendum cum ipsis hereticis; P. Meyer* in: Annuaire-bulletin de la Société de l'hist. de France (Paris 1879) S. 238. Hier sind offensichtlich nicht Weber zu Ketzern, sondern Ketzer zu Webern geworden; vgl. *H. Grundmann*, Rel. Bew. S. 31 ff., zustimmend *A. Mens* a. a. O.

manche Weber und andre Handwerker in die Sekten-Hierarchie aufstiegen. Erst recht ist es ein Mißverständnis, die Wanderprediger und Ketzer des 12. Jahrhunderts für Verkünder eines sozialen Programms zu halten, weil sie *„pauperes Christi"* sein wollten. Diesen vorher den Mönchen und den Bettlern vorbehaltenen Begriff, den auch die Zisterzienser wieder ernst nehmen wollten, trugen die Wanderprediger zugleich mit dem Ideal der *vita apostolica* aus dem Kloster und Eremus hinaus unter die Laien, die damit zur frommen Abkehr von den Gütern und Lockungen der Welt aufgerufen wurden. Ebenso wie Robert von Arbrissel, wie Norbert von Xanten und die Prämonstratenser nannten sich dann aber auch die Katharer *pauperes Christi* und brachten manche Adlige und reiche Bürger dazu, auf Hab und Gut zu verzichten, ohne ins Kloster zu gehen, ähnlich wie es dann Waldes tat. Nirgends aber finden sich in den Ketzerlehren soziale oder wirtschaftliche Forderungen zugunsten der unteren Stände, nirgends eine Parole des „Klassenkampfes". Daß „schimpflicher Gewinn" und „unrecht erworbenes Gut" verwerflich sei, wird von Arnold von Brescia[54a], Waldes und anderen nur schroffer betont und ernster genommen als vom kirchlichen Wucher- und Zinsverbot. Ob eigene Handarbeit zum wahrhaft christlichen Leben gehöre, wie es auch die Zisterzienser meinten, oder ob die Prediger „vom Evangelium leben" dürfen, von den Gaben ihrer Hörer und Gläubigen, darüber waren sich die Ketzer wie die Orden nicht einig; die lombardischen und französischen Waldenser entzweiten sich darüber; aber es war ihnen keine soziale, sondern eine religiöse Frage.

Auffälliger als der Anteil bestimmter sozialer Schichten ist die starke Beteiligung von Frauen aller Stände an der religiösen Bewegung, in den Orden wie in den Sekten. Staunend bemerkte ein Zeitgenosse (MG. SS. 12, 657/9), wieviele Frauen dem jungen strengen Orden von Prémontré zuströmten: tausende von Mädchen und Witwen, auch sehr edle und reiche, habe Norbert bekehrt. Tatsächlich waren die meisten Prämonstratenserstifte anfangs Doppelklöster für Männer und Frauen. Die von anderen Wanderpredigern gestifteten Orden, auch die Gilbertiner in England, waren sogar überwiegend weiblich; in Fontevrault leiteten Frauen auch die Doppelklöster. Die Prämonstratenser schnitten allerdings ihren weiblichen Zweig bald ab; sie glichen sich auch darin den Zisterziensern an, die zwar ihrerseits den Andrang vieler Frauenklöster nicht

[54a] Gesta di Federico I in Italia, ed. *E. Monaci* (Rom 1887) v. 773 ff.: *Veraque miscebat falsis multisque placebat . . U s u r a s raptusque omnes et t u r p i a l u c r a , bella, simultates, luxus, periuria, cedes, furta, dolos turpesque thoros, carnalia cuncta, u t S c r i p t u r a d o c e t , vite referebat obesse.*

dauernd abwehren konnten[54b], sich aber schließlich doch dagegen sperrten. Hier wird am deutlichsten sichtbar, wie monastisch sich beide Orden gegen die religiöse Bewegung abschlossen, die sie ursprünglich belebte. Die Folgen deutet ein Brief Hildegards von Bingen an, die ihr eigenes Kloster standesstolz dem Adel vorbehielt. Sie warnt vor den Ketzern, die den Frauen sagen: *Quoniam rectos doctores non habetis, nobis obedite!* (MPL 197, 251). Denn die Sekten nahmen die Frauen nur allzu gern auf. Mit ihren Predigern zogen Frauen durchs Land, manchmal selbst predigend. Bernhard von Clairvaux nahm an dieser weiblichen Begleitung den heftigsten Anstoß (MPL 183, 1091 f.); die Ketzer aber beriefen sich auf das Pauluswort 1. Cor. 9, 5: *Numquid non habemus potestatem mulierem sororem circumducendi sicut et caeteri apostoli?* Sogar Arnold von Brescia fand in Rom, wo man ihn sich oft allzu einseitig als politischen Agitator vorstellt, mit dem Ernst seiner asketischen Forderungen vornehmlich bei frommen Frauen Anklang und Beistand, wie der Augenzeuge Johannes von Salisbury berichtet[54c]. Dem Ketzer Heinrich wurde schon bei seinem ersten Auftreten in Le Mans (1116) vorgeworfen, daß er seine Anhänger mit Dirnen verheirate, die er von ihrem Lasterleben bekehren wollte. Aber auch Vitalis von Savigny bemühte sich um *legitima conjugia* für die *meretrices*, Robert von Arbrissel nahm sie in Fontevrault auf, neben hochadligen Frauen! Diese „Frauenfrage“ ergab sich sowohl aus dem Reformeifer gegen die Unkeuschheit der Priester, wie aus dem wachsenden Drang von Frauen aller Stände nach aktivem Anteil am religiösen Leben. Auch die Waldenser gewannen manche Frauen für ihre Gesinnung, die es dem Klerus drastisch vorhalten konnten, wozu sie ihm früher in Saus und Braus dienten[55]. Was aus solchen Frauen werden sollte, blieb dem 12. Jahrhundert ein beunruhigendes Problem. Innocenz III. gab schließlich die Weisung: *meretrices ducere in uxorem pium et meritorium est* (MPL 214, 102), und der Reuerinnen- oder Magdalenen-Orden versuchte die andere Lösung der Aufnahme in klösterliche Gemeinschaften[56]. Der unstet suchenden Frauenfrömmigkeit insgesamt aber, die im 12. Jahrhundert nur in einzelnen Gestalten wie Hildegard von Bingen oder Elisabeth von Schönau schöpfe-

---

[54b] Vgl. *Simone Roisin*, L'efflorescence cistercienne et le courant féminin de piété au XIIIe siècle, RHE 39 (1943) 342—378.

[54c] MG SS 20, 538: *Habuit enim continentie sectatores, qui propter honestatis speciem et austeritatem vite placebant populo, sed maximum apud religiosas feminas inveniebant subsidium.*

[55] Gaufrid von Auxerre bei *J. Leclercq*, Analecta monastica 2 (1953) 195.

[56] *André Simon*, L'Ordre des Pénitentes de Ste. Marie-Madeleine en Allemagne au XIIIe siècle (These Freiburg/Schweiz 1918); *Kurt Köster*, Mainz in der Gesch. des Reuerinnen-Ordens, Jahrbuch für das Bistum Mainz 3 (1948) 243—272.

risch wurde, wiesen erst die Bettelorden mit ihren weiblichen Zweigen neue Wege; auch für sie war es nicht nur eine soziale, sondern vornehmlich eine religiöse Aufgabe.

Mit alledem ist nicht gesagt, daß kein innerer Zusammenhang besteht zwischen der religiösen Bewegung und den wirtschaftlich-sozialen Wandlungen im 12. Jahrhundert. Der wachsende Wohlstand, das Aufkommen der Geldwirtschaft, die Zunahme der Stadtbevölkerung und die Anfänge industrieller Gewerbe, auch die veränderte Stellung der Frauen in der Gesellschaft lösten jedoch nicht eine „soziale Bewegung" aufstrebender Klassen gegen die herrschende Schicht aus, keinen „Klassenkampf"; sondern eine religiöse Bewegung ergriff Menschen aller Stände, die inmitten des wirtschaftlich-kulturellen Aufschwungs Ernst machen wollten mit den Forderungen der Evangelien und der Apostel. Viele drängten deshalb zu den neuen Orden, die sich aber allzubald wieder klösterlich abschlossen von der Welt; keiner übernahm die Aufgabe eines Apostolats unter den Laien, zumal in den Städten, die einem unzulänglichen Pfarrklerus und den weit aktiveren häretischen Predigern überlassen blieben. Auch wo sie sich zu frommen Gemeinschaften mit eigenen Predigern zusammenschlossen wie die Humiliaten in der Lombardei, verfielen sie der kirchlichen Verurteilung gleich den Waldensern, bis ihnen Innocenz III. die Rückkehr in die Kirche ermöglichte. Der Drang zur Verwirklichung des Christentums nach eigenem Bibelverständnis war in allen Ständen erwacht, zunehmend auch in den Städten; aber weder die neuen Orden noch der Klerus konnten ihm Genüge tun; die Ketzer versuchten es auf ihre Weise mit umso gefährlicherem Erfolg; erst die Bettelorden haben die Aufgaben gemeistert, die das 12. Jahrhundert ungelöst hinterließ.

II. Deutsche Mystik, Beginentum und Ketzerei des „Freien Geistes"

In derselben Zeit, als der Armutsstreit im Franziskanerorden sich zuspitzte bis zur Absetzung der gesamten Ordensleitung durch Papst Johann XXII., der ihre Lehre von der völligen Armut Christi und der Apostel als Häresie verurteilte, brach im Dominikanerorden die Krise der „deutschen Mystik" aus, die zum Prozeß gegen Meister Eckhart führte. Während der Franziskaner-General Michael von Cesena, der Ordensprokurator Bonagratia von Bergamo, der englische Provinzialminister Wilhelm von Ockham und ihre Gesinnungsgenossen 1323 in Avignon verhaftet wurden, 1327 zu Ludwig dem Bayern während seines Romzuges flohen und seitdem an seinem Münchener Hof Zuflucht und Rückhalt fanden in

gemeinsamem Kampf gegen das avignonesische Papsttum, wurde der Leiter des Kölner Dominikaner-Studiums, der frühere norddeutsch-sächsische Provinzialminister Eckhart von Hochheim, 1325 von seinem Orden und der Kurie wegen bedenklicher Wirkungen seiner deutschen Predigten vermahnt, 1326 vom Kölner Erzbischof der Ketzerei bezichtigt, und nach vergeblicher Appellation an die Kurie, die er selbst aufsuchte, wurden 28 Sätze aus seinen Schriften und Predigten 1329 vom Papst als häretisch oder häresieverdächtig verurteilt, kurz nachdem Meister Eckhart gestorben war. Auch sein Schüler Heinrich Seuse wurde um diese Zeit auf einem Ordenskapitel beschuldigt, daß seine Bücher das ganze Land mit Ketzerei verseuchten, und seines Lektor-Amtes in Konstanz enthoben.

Zwischen diesen gleichzeitigen Ereignissen besteht kein unmittelbarer Zusammenhang. Meister Eckhart, dessen heftigste Ankläger Kölner Minoriten waren, steht mit den vom gleichen Papst verurteilten Franziskanern nicht in einer gemeinsamen Front. Seine Anhänger und andere Dominikaner-Mystiker sind auch nicht, wie jene, zu Parteigängern Ludwigs des Bayern geworden, sondern während des langen Interdikts kirchenpolitisch neutral oder päpstlich gesinnt geblieben. Trotzdem wird man die Gleichzeitigkeit dieser Krisen in beiden Orten nicht für einen Zufall halten dürfen, sondern für ein Symptom der religiösen Situation. In gewissem Sinn ist die deutsche Dominikaner-Mystik eine Parallel-Erscheinung zum franziskanischen Armutsstreit in Italien und Südfrankreich. Beide reichen in ihren Wurzeln weit ins 13. Jahrhundert zurück. So verschieden ihre religiösen Intentionen, ihre Ausdrucksformen und ihr geistiger Gehalt erscheinen mögen, beide gehen doch aus der von den Bettelorden organisierten religiösen Bewegung hervor, die sich in den verschiedenen Orden und Ländern eigenartig ausformte.

Daß die Armutsfrage vornehmlich im Franziskanerorden akut und strittig wurde, mag aus den ursprünglichen Impulsen und Idealen seines Stifters, die sein Testament nie in Vergessenheit geraten ließ, zur Genüge erklärlich sein, während den Dominikanern von Anfang an Armut und Bettel nicht religiöser Selbstzweck war, sondern nur als Voraussetzung und Mittel zu wirksamer Predigt und Ketzerbekämpfung dienen sollte, ebenso wie die Gelehrsamkeit. Auffällig und erklärungsbedürftig bleibt es aber, daß der franziskanische Armuts-Radikalismus fast nur die romanischen Länder erregte, Italien, die Provence und Spanien, obgleich doch der Orden von früh an auch in Deutschland und England Fuß faßte und sich kräftig ausbreitete. Selbst als die von Johann XXII. abgesetzten Franziskanerführer zwei Jahrzehnte lang am Hofe Ludwigs des Bayern in München für ihre Ideale wirkten, blieb ihr Widerhall und Anhang dort gering. Für den Armuts-Eifer der Spiritualen, Fraticellen

und Joachiten blieben die Länder nördlich der Alpen merkwürdig unzugänglich.

Andrerseits erwuchs die spekulative Mystik Eckharts, Seuses, Taulers und anderer Dominikaner zwar aus der scholastischen Theologie, der sich ihr Orden von Anfang an entschiedener zuwandte als die Franziskaner. Aber nur in Deutschland und den Niederlanden entfaltete sich daraus eine volkssprachliche und volkstümliche Mystik, an der hier auch manche Franziskaner beteiligt waren, — schon im 13. Jahrhundert David von Augsburg, der Gefährte des großen Volkspredigers Berthold von Regensburg, im 14. Jahrhundert Marquard von Lindau und andere, die freilich an Bedeutung und Wirkung weit hinter den Dominikanern zurückblieben[1]. In anderen Ländern aber hat auch die Theologie und die Predigt der Dominikaner keine volkssprachliche Mystik entstehen lassen; und obgleich große Franziskaner-Theologen wie Duns Scotus und Ockham zeitweise in Deutschland lebten, hat ihre Lehre dort kein religiöses Schrifttum in der Volkssprache angeregt, ebensowenig wie die Theologie Bonaventuras, von der man es erwarten könnte, oder der Spiritualismus des Petrus Johannis Olivi. Sondern vornehmlich aus der stärker von Aristoteles als von Augustin bestimmten Schule des Albertus Magnus und des Thomas von Aquino, der in Köln sein Schüler war, gingen die deutschen Mystiker dieses Ordens hervor.

Es wäre ein voreiliger Kurzschluß, wenn man diese merkwürdige Verteilung der geistigen und religiösen Bewegungen im Dominikaner- und Franziskanerorden einfach aus der nationalen Eigenart und Mentalität der verschiedenen Länder erklären wollte, in denen sie wirkten und sich rekrutierten. Warum die Armutsfrage die italienischen, provençalischen, spanischen Franziskaner so viel tiefer erregte als die deutschen oder englischen, wird aus ihrer nationalen Verschiedenheit nicht ohne weiteres verständlich. Andrerseits wurden freilich die deutschen Mystiker, vor allem Meister Eckhart, seit ihrer Wiederentdeckung im 19. Jahrhundert oft überschwänglich als Verkünder einer spezifisch deutschen oder germanischen Frömmigkeit und Weltanschauung gefeiert; und auch bei kritischer Unbefangenheit wird sich schwerlich verkennen und bestreiten lassen, daß sie manche „typisch deutsche“ Züge mit späteren deutschen Denkern wie Nikolaus Cusanus, Jakob Böhme, Angelus Silesius gemein-

---

[1] *J. M. Clark*, The great German Mystics: Eckhart, Tauler and Suso (Oxford 1949) gibt S. 98—109 auch einen knappen Überblick über die deutsche Franziskaner-Mystiker; nicht beachtet sind sie bei *Fr.-Wilh. Wentzlaff-Eggebert*, Deutsche Mystik zwischen Mittelalter und Neuzeit (Tübingen ²1947), der sonst neben *B. Geyer*, Die patrist. u. scholast. Philosophie (in Überwegs Grundriß d. Gesch. d. Philos. ¹²II, 1951) S. 789 ff. die reichhaltigste Bibliographie gibt. Vgl. auch *S. Grünewald*, Franziskanische Mystik (München 1912).

sam haben, während sie sich von der romanisch-lateinischen Mystik Bernhards von Clairvaux, der Viktoriner [1a], Bonaventuras u. a. eigentümlich unterscheiden. Aber schon vor 80 Jahren wies P. Heinrich Denifle O. Pr. [2] nachdrücklich darauf hin, daß diese „deutschen Mystiker" als Dominikaner (oder Franziskaner) in erster Linie scholastisch gelehrte Theologen und Prediger waren, die nicht einen „deutschen Glauben" oder eine eigene Philosophie, sondern die christliche Lehre von Ordens wegen zu verkünden hatten. Die besonderen Ausdrucksformen ihrer deutschen Predigten und Traktate sah er nicht in ihrer nationalen Eigenart und Neigung begründet, sondern in der von ihrem Orden ihnen übertragenen Aufgabe, als Seelsorger und Prediger eine große Zahl frommer Frauen zu betreuen, Dominikanerinnen und Beginen, die ohne gelehrte Lateinkenntnis, aber besonders empfänglich und interessiert waren für religiöse Unterweisung und theologischen Tiefsinn. Warum sich aber gerade in Deutschland so besonders viele religiöse Frauengemeinschaften den Dominikanern anschlossen und aus deren Predigt ein mystisches Schrifttum werden ließen, das läßt sich wiederum nicht einfach aus der geistig-seelischen Eigenart oder aus der sozialen Struktur dieses Landes und Volkes erklären, sondern nur aus dem ganzen Verlauf der religiösen Bewegung dieser Zeit. Erst die Verknüpfung von dominikanischer Theologie und Seelsorge, volkssprachlicher Predigt, weiblicher Frömmigkeit und der besonderen Stellung Deutschlands in den religiösen Bewegungen des 13. und 14. Jahrhunderts schuf die Voraussetzungen für die Entstehung der „deutschen Mystik" [3].

Dieses komplizierte Phänomen ist bisher meistens allzu einseitig unter philosophischen, theologischen oder literarischen Aspekten betrachtet worden. Den Hegelianern galten die deutschen Mystiker als Vorläufer ihrer eigenen Philosophie, Eckhart als „Stammvater des deutschen Idealismus" oder als „Patriarch der deutschen Spekulation und der christlichen Philosophie überhaupt"; und diese Interpretation der großen

---

[1a] Daß Hugo von S. Victor deutscher Herkunft war, Sohn eines sächsischen Grafen von Blankenburg, bestreitet mit erwägenswerten Gründen *F. E. Croydon*, Notes on the life of Hugh of St. Victor, Journal of theological studies 40 (1939) S. 232 ff., der seine Herkunft aus Flandern oder Lothringen nachzuweisen sucht; vgl. *J. de Ghellinck S. J.*, Le mouvement théologique au XIIe siècle (Brügge 1948) S. 131 u. 186.

[2] *H. S. Denifle O. P.*, Die deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts, aus dem liter. Nachlaß hrsg. von *P. O. Spieß*, Studia Friburgensia, Neue Folge 4 (Freiburg/Schweiz 1951), geschrieben v o r dem bahnbrechenden Aufsatz: Meister Eckeharts lateinische Schriften und die Grundanschauungen seiner Lehre, Archiv für Litteratur- und Kirchengesch. des Mittelalters 2 (1886) mit dem Exkurs: Über die Anfänge der Predigtweise der deutschen Mystiker.

[3] *H. Grundmann*, Die geschichtl. Grundlagen der Deutschen Mystik, Deutsche Vierteljahrsschr. f. Literaturwiss. und Geistesgesch. 12 (1934) S. 400—429.

Mystiker als Philosophen setzte sich in mancherlei Spielarten fort, bis man auch Heideggers Existenz-Philosophie bei Meister Eckhart wiederfand[4]. Seit der Entdeckung seiner lateinischen Schriften[5] durch Denifle wurde andrerseits der enge Zusammenhang der Mystik mit der scholastischen Theologie immer deutlicher sichtbar und dogmengeschichtlich untersucht. Glaubte Denifle noch eine pantheistische Abirrung Eckharts vom Thomismus zu erkennen, so suchten spätere katholische Forscher seine völlige Rechtgläubigkeit zu erweisen[6], während protestantische Theologen stärker den neuplatonischen Einschlag in seiner Mystik betonten[7]. Auch Seuses Verhältnis zur scholastischen Theologie wurde neuerdings ein-

---

[4] *Käte Oltmann*, Meister Eckhart (Philosoph. Abhandl. 2, Frankfurt/M. 1935); dagegen die idealistische Deutung bei *Wilh. Bange*, Meister Eckharts Lehre vom göttlichen und geschöpflichen Sein (Limburg/Lahn 1937); *Berthold Peters*, Der Gottesbegriff Meister Eckharts (Hamburg 1936); vgl. die ontologische Untersuchung von *Hans Hof*, Scintilla Animae, eine Studie zu einem Grundbegriff in Meister Eckharts Philosophie (Lund-Bonn 1952).

[5] Eckharts lateinische Schriften sind noch nicht vollständig ediert; Auszüge bei *Denifle* a. a. O.; in der vom römischen Dominikaner-Institut S. Sabina geplanten Ausgabe der Opera latina erschienen 3 Hefte: 1. Super oratione dominica ed. *R. Klibansky* (Leipzig 1934), 2. Opus tripartitum, Prologi ed. *H. Bascour* (1935); 3. Quaestiones Parisienses ed. *A. Dondaine* (1936). Dann mußte der Plan aufgegeben werden, weil ihn die von *Erich Seeberg* und seit dessen Tod von *Josef Koch* geleitete Gesamtausgabe verdrängte: Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, hrsg. im Auftrage der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Darin erschienen bisher von den lateinischen Werken (mit deutscher Übersetzung) unvollständig: Bd. 1 Prologi in opus tripartitum, Expositio libri Genesis ed. *K. Weiß* (3 Fasz. 1937/54); Bd. 2 Expositio libri Exodi (1. Fakz. 1954); Bd. 3 Expositio s. evangelii secundum Johannem, ed. *K. Christ* u. *J. Koch* (4 Fasz. 1936/53); Bd. 4 Sermones ed. *E. Benz* (3 Fasz. 1937/50); Bd. 5 Collatio in libros Sententiarum, Quaestiones Parisienses, Sermo die b. Augustini Parisius habitus, Tractatus super oratione dominica ed. *J. Koch* (Fasz. 1/2 1936). Den Sapientia-Kommentar edierte *G. Théry*, Archives d'histoire doctrinale et littéraire du Moyen-Age 3/4 (1928/29), ebenso die beste Ausgabe der Prozeßakten mit Eckharts Rechtfertigungsschrift, ib. 1 (1926); dazu *Fr. Pelster*, Ein Gutachten aus dem Eckhart-Prozeß in Avignon, Beiträge zur Gesch. d. Philos. und Theol. des Mittelalters, Suppl. 3 (Grabmann- Festschrift 1935) 1099—1124.

[6] *Otto Karrer*, Meister Eckhart, das System seiner religiösen Lehre und Lebensweisheit (München 1926); *Alois Dempf*, Meister Eckhart, eine Einführung (Leipzig 1934); *Herma Piesch*, Meister Eckharts Ethik (Luzern 1935) und: Meister Eckhart, eine Einführung (Wien 1946).

[7] *Erich Seeberg*, Meister Eckhart (Vortrag; Philos. u. Gesch. 50, Tübingen 1934), dazu *H. Grundmann*, Histor. Zeitschr. 152 (1935) S. 572 ff. und die „Eckhartiana" in Ztschr. f. Kirchengesch. 56/57 (1937/8); *Heinrich Ebeling*, Meister Eckharts Mystik, Studien zu den Geisteskämpfen um die Wende des 13. Jahrh. (Forsch. zur Kirchen- u. Geistesgesch. 21, Stuttgart 1941), dazu *Wilh. Grebe* in: Blätter f. deutsche Philos. 18 (1944) S. 187 ff.; vorsichtiger und sehr sachkundig *Konrad Weiß*, Meister Eckharts Stellung innerhalb der theolog. Entwicklung des Spätmittelalters, zusammen mit einem lehrreichen Überblick *H. Hermelinks* über den Stand der Eckhart-Forschung in: Studien der Luther-Akademie, hrsg. v. C. Stange, N. F. 1: Eckhart-Studien (Berlin 1953).

dringlich untersucht, wobei sich gleichfalls sein lateinisches „Horologium sapientiae" als zuverlässigeres Zeugnis seiner Rechtgläubigkeit erwies als seine deutschen Schriften [8].

Geht es dieser theologischen Mystik-Forschung vornehmlich um die dogmatische Interpretation und Beurteilung und die Unterscheidung zwischen rechtgläubiger und häretischer Mystik, so waren währenddessen die Germanisten eifrig und erfolgreich bemüht, die weit verzweigte Überlieferung der deutschen Mystikertexte zu sammeln und zu sichten, um möglichst zuverlässige Ausgaben herzustellen und sie für die Sprachgeschichte [9], für die Literatur- und Geistesgeschichte zu erschließen. Dabei konzentrierte sich ihr Interesse auf die großen Meister der Mystik und auf die Frage der „Echtheit" der unter ihrem Namen oder anonym überlieferten Predigten und Traktate. Was nicht nachweislich von Meister Eckhart [10], Seuse oder Tauler [11], von Rulman Merswin [12] oder Jan von Ruysbroeck [13] stammt, wurde ausgeschieden und verhältnismäßig wenig beachtet. Auch die zahlreichen Nonnenbücher des 14. Jahrhunderts, die

---

[8] *J. A. Bizet,* Henri Suso et le déclin de la scolastique (Paris 1952); *J. Bühlmann,* Christuslehre und Christusmystik des Heinrich Seuse (Luzern 1942); biographisch: *Conrad Gröber,* Der Mystiker Heinrich Seuse (Freiburg i. B. 1941). Die von *P. Dominikus Planzer* O. P. vorbereitete kritische Ausgabe des ‚Horologium sapientiae' (s. Divus Thomas 12/13, 1934/5) läßt noch immer auf sich warten. Seuse Deutsche Schriften hsg. v. *Karl Bihlmeyer* (1907).

[9] *Hermann Kunisch,* Die mittelalt. Mystik und die deutsche Sprache, in: Mitt. der deutschen Akad. 15 (1940) 25—33; *Josef Quint,* Mystik und Sprache, Dt. Vjs. f. Lit.-Wiss. u. Geistesgesch. 27 (1953) S. 48—76, wo viele Spezialuntersuchungen genannt sind; vgl. auch *K. Ruh,* Die trinitarische Spekulation in deutscher Mystik und Scholastik, Ztschr. f. dt. Philol. 72 (1953) S. 24—53.

[10] Die Ergebnisse langer kritischer Untersuchungen sind zusammengefaßt von *Josef Quint,* Die Überlieferung der deutschen Predigten Meister Eckharts (1932) und: Neue Handschriftenfunde zur Überlieferung M. Eckharts und seiner Schule (1940). In der Eckhart-Gesamtausgabe liegen von den deutschen Schriften vor: Bd. 1 Predigten (5 Fasz. 1936/51, fast abgeschlossen; 3 weitere Bände deutscher Predigten werden folgen); Bd. 5 Traktate (2 Fasz. 1954: ‚Liber Benedictus', davon auch Sonderausgabe von *J. Quint,* Kleine Texte f. Vorles. u. Übungen hrsg. v. H. Lietzmann u. K. Aland Heft 55, [3]1952). Über Datierung und Adressatin des ‚Liber Benedictus' s. *L. L. Hammerich,* Ztschr. f. deutsche Philol. 56 (1931) S. 69—98; *H. Roos,* ib. 57 (1932) S. 224 bis 233; *G. Théry* in: Mélanges J. De Ghellinck 2 (1951) S. 903—935. Vgl. die Auswahl von *J. Quint,* Textbuch zur Mystik des deutschen Mittelalters: M. Eckhart, J. Tauler, H. Seuse (Halle/S. 1952).

[11] Eine kritische Ausgabe der Tauler-Predigten fehlt noch; 80 Predigten aus einzelnen Handschriften abgedruckt bei *F. Vetter,* Deutsche Texte des Mittelalters 11 (1910), Ergänzungen bei *A. L. Corin,* Sermons de. J. Tauler (Bibliothèque de la Faculté de Philos. et Lettres de l'Université de Liège 33 und 42, 1924/29).

[12] Schriften aus der Gottesfreund-Literatur, hrsg. von *Ph. Strauch* (Altdeutsche Textbibliothek 22/23 und 27, Halle 1927/29).

[13] Ruysbroeck, Werken ed. *J. van Mierlo* u. a. (4 Bde. 1932/34); eine philologisch-kritische Ausgabe wird geplant.

sprechendsten Zeugnisse für das mystische Leben in jenen Klöstern, in denen die mystische Lehre gepredigt wurde, sind nur sehr ungleichmäßig publiziert [14]. Selbst das bedeutendste Frühwerk der deutschen Mystik, das „Fließende Licht der Gottheit“ der Begine Mechthild von Magdeburg († 1282), liegt nur in einer unzulänglichen Ausgabe von 1869 vor; die Visionen und Briefe ihrer älteren brabantischen Zeitgenossin Schwester Hadewijch sind zwar vorzüglich herausgegeben und kommentiert [15], werden aber von der deutschen Mystik-Forschung noch wenig beachtet.

So berechtigt nun eine theologisch-dogmatische Unterscheidng zwischen „echter“ und „falscher“, rechtgläubiger und häretischer Mystik sein mag, und so nützlich die literarisch-philosophische Sonderung der „echten“ Mystiker-Texte von den „unechten“ und anonymen ist, — eine historische Betrachtung der Mystik als religiöser Bewegung darf sich dadurch den Blick nicht verengen lassen und nicht nur auf die großen Meister und ihre echten Schriften achten. Sie ragen zwar durch ihre geistige und literarische Leistung und Wirkung weithin sichtbar hervor, aber nicht als isolierte Einzeldenker, sondern als bedeutendste Gestalter einer mystischen Frömmigkeit und Denkweise, die viele ihrer Zeitgenossen schon seit langem bewegte. Ihr starker Widerhall, aber auch ihre eigene Abweichung von der herkömmlichen, schulmäßigen Theologie wird nur verständlich, wenn man die schon vorher lebendigen religiösen Kräfte und Bedürfnisse kennt, denen sie mit ihrer Lehre und Predigt Genüge tun, Ausdruck und Form geben wollten. Trotz ihres unbestreitbaren Willens zu kirchlicher Rechtgläubigkeit kamen sie dabei nicht zufällig oder nur durch böswillige Verleumdung in den Verdacht der Häresie. Denn indem sie die eigenwüchsige religiöse Bewegung ihrer Zeit mit der Kirchenlehre und der scholastischen Theologie in Einklang bringen wollten, galt es die Grenze zwischen kirchlich anerkannter Mystik und häretischer „Pseudomystik“ nicht nur zu wahren, sondern erst noch zu ziehen. Ihre Lehre konnte häretisch mißverstanden oder mißbraucht werden, weil auch radikalere Strömungen der gleichen Bewegung sich durch sie bestätigt und ermutigt fühlten. Meister Eckhart mußte sich der bedenk-

---

[14] Zu den älteren, zum Teil mangelhaften und verstreuten Ausgaben der deutschen Nonnenbücher von Adelhausen bei Freiburg, Engelthal bei Nürnberg, Katharinental im Turgau, Kirchberg bei Sulz, Oetenbach bei Zürich, Töss bei Winterthur, Weiler bei Esslingen (s. *F. W. Wentzlaff-Eggebert,* Deutsche Mystik S. 66 ff. und 298 f.) kommen die lateinischen ‚Vitae sororum‘ von Unterlinden (bei Kolmar) ed. *Jeanne Ancelet-Hustache,* Archives d'hist. doctr. et litt. du Moyen Age 5 (1930) S. 317—509.

[15] De Visionen van Hadewijch, ed. *J. van Mierlo,* Leuvense Studieën en Tekstuitgaven 10 (1924/5); Hadewijch, Brieven, ed. *J. van Mierlo* (ib. 1946). Vgl. auch Beatrijs v. Nazareth (c. 1205—1268), Seven manieren van minne, ed. *L. Reypens* und *J. van Mierlo* (ib. 12, 1926).

lichen, für ihn verhängnisvollen Gefolgschaft von Beginen und Begarden erwehren, die als „Brüder und Schwestern des freien Geistes" in ihrem Wahn von Sündlosigkeit und Vergottung des „gelassenen Menschen" alle Schranken der christlichen Lehre und Moral durchbrachen. Seuse hat in seinem „Büchlein der Wahrheit" c. 6 eindringlich vor dieser „falschen Freiheit" gewarnt, die ihm in der Gestalt des „namenlosen wilden" begegnete und sich auf Meister Eckhart berief als den „hohen meister, der absprechi allen unterscheit" zwischen Gott und Mensch, Gnade und Natur, Gut und Böse. So entschieden Seuse sich und seinen Meister gegen diese Häresie verwahrte, wurde doch auch er deshalb wiederholt verdächtigt. Noch Ruysbroeck und sein Kreis blieb bei aller Geistesverwandtschaft mißtrauisch gegen Eckharts gefährliche Wirkungen; aber selbst Ruysbroecks Rechtgläubigkeit zog Gerson in Zweifel[16]. Die „echte" Mystik war offenbar nicht so leicht eindeutig gegen die Ketzerei des „freien Geistes" abzugrenzen, wie neuere Theologen meinen. Denn beide gingen aus der gleichen religiösen Bewegung hervor und hatten zu vieles gemeinsam, um nicht von manchen Zeitgenossen verwechselt und vermischt zu werden. Nachträglich sind sie deutlicher zu unterscheiden, aber nicht von einander zu trennen, wenn man sie in ihren Ursprüngen und Wirkungen, in ihren Zusammenhängen und Gegensätzen historisch begreifen will. Auch die Bedeutung der rechtgläubigen Mystik und ihrer großen Meister für ihre Zeit wird erst durch die „Schattenseite" ihrer häretischen Gefährdung und Entartung plastisch.

Wie schwer die Scheidelinie zwischen kirchentreuen und häretischen Mystikern zu finden war, zeigt schon das Schicksal jener Beschlüsse des Konzils von Vienne (1311)[17], die alle Beginen und Begarden in Deutschland exkommunizierten und verboten, weil sie dem *spiritus libertatis*, dem Wahn sündloser Vollkommenheit verfallen seien und Irrlehren verbreiteten über die Trinität, das Wesen Gottes und die Sakramente. Johann XXII., der diese Beschlüsse 1317 publizierte, mußte sie schon im nächsten Jahr dahin einschränken, daß die fromm und ehrbar lebenden Beginen nicht davon betroffen sein sollten. Es hatte sich bald als Irrtum erwiesen, alle Beginen für häretisch zu halten. Die Angst vor der Verdächtigung und Verurteilung drängte seitdem viele Beginengemeinschaften erst recht zur Anlehnung an die Bettelorden, vor allem an die

[16] *Maria A. Lücker*, Meister Eckhart und die Devotio moderna (Studien und Texte zur Geistesgesch. des Mittelalters, hrsg. von J. Koch 1, Leiden 1950); vgl. *J, van Mierlo*, Ruusbroec's bestrijding van de ketterij, Ons geestelijk Erf 6 (Antwerpen 1932) S. 304—346; *A. Combes*, Essai sur la critique de Ruysbroeck par Gerson 1 (Paris 1945).

[17] *Ewald Müller*, Das Konzil von Vienne 1311/12 (Vorreformationsgesch. Forsch. 12, 1934) S. 577 ff.

Dominikaner, die dadurch ihrerseits manchen übereifrigen Zeitgenossen verdächtig wurden, als ob sie die häretischen Neigungen dieser Kreise förderten oder doch schonten und schützten. Diese Verwirrung hat noch jahrzehntelang die Geister tief beunruhigt. Aber schon während des 13. Jahrhunderts hatten mehrfach deutsche Provinzialsynoden ähnliche Beschlüsse gegen die Beginen gefaßt; in Paris hatte Wilhelm von Saint Amour heftig gegen sie wie gegen die Bettelorden polemisiert[18], und immer wieder wurde vor ihrer bedenklichen Neigung gewarnt, eigensinnig in der Volkssprache über theologisch-religiöse Fragen zu disputieren und zu spekulieren. Sogar ihr Name „Beginen" entstand um 1200 als Schmähwort, das sie als Ketzer kennzeichnen sollte[19]. Daß gelegentlich auch die katharischen Albigenser und die Pariser Amalrikaner mit diesem Namen bezeichnet wurden, der sich dann für die *mulieres religiosae* in Flandern-Brabant und anderwärts einbürgerte, zeigt wiederum, wie schwer die verschiedenen Strömungen der religiösen Bewegung für manche Zeitgenossen zu unterscheiden waren. Der Augustiner-Chorherr Jacob von Vitry, später Bischof von Accon und Kardinal († 1240), nahm sich als Seelsorger und Prediger am eifrigsten dieser frühen Beginen an, um sie vor häretischer Verdächtigung zu schützen. Er schrieb das Leben der ihm befreundeten „neuen Heiligen" Maria von Oignies († 1213) ausdrücklich als Gegenbild gegen die Ketzerei Südfrankreichs. Dagegen fand er die Humiliaten der Lombardei und die ersten Franziskaner Umbriens, die er auf seiner Reise zur Kurie 1216 kennenlernte, innerlich verwandt mit jenen frommen Frauen der Niederlande, Deutschlands und Nordfrankreichs, denen er die päpstliche Erlaubnis zum Zusammenleben und zu gegenseitiger *exhortatio* erwirkte. Er hat es am klarsten beobachtet und bezeugt, daß dort noch vor jeder Einwirkung der Bettelorden eine ihnen gleichgesinnte Frömmigkeit zahllose Frauen zu einem Leben in freiwilliger Armut und Keuschheit zusammenführte. Trotz seiner Fürsprache an der Kurie ist daraus kein eigener Orden entstanden; hatte doch kurz zuvor das 4. Laterankonzil die „Erfindung" neuer Orden untersagt und nur die bereits approbierten Regeln zugelassen. Da sich schon vor 1200 die Prämonstratenser und seit 1220 auch die Zisterzienser

[18] *E. Faral*, Les ‚Responsiones' de Guillaume de Saint-Amour, Arch. d'hist. doctr. et litt. du MA 18 (1950/1) S. 337—395.

[19] *J. van Mierlo* leitet das Wort *begina* mit guten Gründen von dem Ketzernamen Al-bigen-ses ab, s. RHE 23 (1927) S. 785 ff. und 28 (1932) S. 380 ff., auch: Verslagen en Mededeel. der k. Vlaamse Acad. 1931 S. 983 ff. und: Ons geestelijk Erf 23 (1949) S. 247 ff. gegen die Einwände von *A. Mens*, der das Wort von ‚baige' ableiten will, dem Grau-Braun der ungefärbten Wolle ihrer Tracht, obgleich er zugibt, daß der Name Begine anfangs einen häretischen Beiklang hatte; s. auch *S. Roisin*, RHE 39, 362 f. und *E. W. McDonnell* (s. Anm. 22) S. 432 ff.

gegen die Aufnahme neuer Frauenklöster sperrten, drängte umso stärker den Bettelorden, als sie nach Deutschland kamen, eine Welle von Frauenfrömmigkeit entgegen, die sie dort nicht erst erwecken mußten. Auch sie sträubten sich sogar lange gegen die Aufgabe, die Leitung und Seelsorge so zahlreicher Frauengemeinschaften zu übernehmen. Deren adlige Verwandtschaft erreichte es jedoch an der Kurie, daß dem Dominikanerorden, der wohl als der vornehmere galt, noch im 13. Jahrhundert über 80 deutsche Frauenklöster inkorporiert wurden, mehr als in sämtlichen anderen 17 Ordensprovinzen zusammen, während die Klarissenklöster in Deutschland (c. 40 um 1316) weniger zahlreich blieben als in Italien. Damit war aber bei weitem noch nicht allen religiösen Frauengemeinschaften Deutschlands die Aufnahme in diese Orden gelungen. Viele blieben als Beginen ohne einheitliche Regel und Leitung sich selbst überlassen oder nur in lockerer Anlehnung an die Bettelorden. Der englische Chronist Matthäus Paris schätzte 1243 die Zahl solcher Beginen in Köln und Umgebung auf 2000, in Deutschland insgesamt auf *milia milium*[20]; in Straßburg allein gab es neben 7 Dominikanerinnenklöstern etwa 85 Beginenhäuser, in Köln mindestens 169[21].

Seit den Untersuchungen von Joseph Greven über die Anfänge der Beginen (1912) ist die frühere Auffassung des Beginentums als einer sozial-karitativen Einrichtung zur Versorgung unverheirateter Frauen des niederen Bürgertums widerlegt; sie gilt höchstens für die Beginenhäuser des späteren Mittelalters, als die religiöse Bewegung längst abgeklungen war, die sie entstehen ließ. Die Ursprünge dieser Bewegung fand man, von den Zeugnissen Jakobs von Vitry ausgehend, in jenen niederländisch-deutschen Frauenkreisen meist adlig-patrizischer Herkunft, die auf die Güter und Freuden der Welt, auf Ehe und Familie verzichten und ein religiöses Leben in Demut, Armut und Keuschheit führen wollten, ohne doch als Nonnen in einem Orden organisiert oder aufgenommen zu werden. Ihre Frömmigkeit hat bei aller Verwandtschaft mit der gleichzeitigen religiösen Bewegung in Italien und Frankreich manche eigene Züge; sie ist weniger auf das apostolische Wirken nach außen gerichtet als auf das innere Erleben der Gottes- und Christusliebe, beeindruckt von der Viktoriner-Mystik und auch von der höfischen Minne-Lyrik. Sie

---

[20] MG. SS. 26, 234 und 443; vgl. *J. Asen*, Die Beginen in Köln, Annalen d. Hist. Vereins f. d. Niederrhein 111—113 (1927/28);*K. Zuhorn*, Die Beginen in Münster, Westfäl. Ztschr. 91 (1935) und ältere Lokalforschungen über die Beginen bei *J. L. M. Philippen*, De Begijnhoven: oorsprong, geschiedenis, inrichting (Antwerpen 1918).

[21] *Dayton Phillips*, Beguines in medieval Strasburg, a study of the social aspect of Beguine Life (Stanford Univ., California 1941), mit Statistik über die gleichmäßige Beteiligung von Frauen aller Stände.

steigert sich zu einer inbrünstigen Braut- und Minne-Mystik, die in den Werken der Beatrix von Nazareth, der Schwester Hadewych, der Begine Mechthild von Magdeburg zu beredtestem Ausdruck kommt. Manche dieser Frauen fanden geistliche Berater und literarische Helfer, auch bewundernde Biographen im Zisterzienser- oder Dominikanerorden[21a]. Aber immer wieder wurde auch der Argwohn laut, daß sie ihr frommer mystischer Überschwang ohne Regel und Zucht der christlichen Lehre und Sitte häretisch entfremden könnte, und viele sind tatsächlich dieser Gefahr erlegen.

Eine ausführliche Darstellung dieser Beginen-Frömmigkeit durch den holländischen Capuziner P. Alcantara Mens[22] stellt sie vergleichend in den Zusammenhang der religiösen Bewegungen des 12./13. Jahrhunderts und schreibt ihr auch starken Einfluß auf die „deutsche Mystik" zu, besonders auf Meister Eckhart. Dagegen bestreitet Mens (S. 147 ff., 198 ff. u. ö.), daß auch die pantheistisch-antinomistische „Pseudo-Mystik" der häretischen Begarden und Beginen, der „Brüder und Schwestern des freien Geistes" aus gleicher Wurzel entsprungen sei; er will sie vielmehr aus einer spiritualistisch-pantheistischen Richtung der Katharer ableiten, die aus dem Osten gekommen und schon bei den Pariser Amalrikanern 1210 zutage getreten sei. Zweifellos ist das ein Irrtum: der Dualismus und der damit begründete ethische Rigorismus aller Katharer steht in diametralem Gegensatz zum pantheistischen Monismus und Libertinismus der „freigeistigen" Begarden, die mit den Katharern und Bogomilen ebenso wenig zu tun haben wie die Schüler Amalrichs von Bena[23]. Beachtenswert ist dagegen der Vorwurf gegen diese philosophisch ge-

---

[21a] *Simone Roisin,* L'Hagiographie cistercienne dans le diocèse de Liège au XIIIe siècle (Löwen-Brüssel 1947).

[22] *A. Mens,* Oorsprong en betekenis van de nederlandse Begijnen- en Begardenbeweging; Verhandelingen van de k. Vlaamse Acad., Klasse der Letteren IX, 7 (Antwerpen 1947); dazu *Ch. Dereine,* RHE 44 (1949) S. 633 ff. mit Hinweisen auf frühere „manifestations du mouvement béguinal, au sens large du mot", in Deutschland und Frankreich. — Neuerdings erschien eine noch umfangreichere Darstellung von *Ernest W. McDonnell,* The Beguines and Beghards in medieval Culture with special emphasis on the Belgian scene (Rutgers University Press, New Brunswick/New Jersey 1954); darin sind unbefangen und gründlich alle Zeugnisse des Beginen- und Begardentums einschließlich seiner häretischen Erscheinungen vom 12.—14. Jahrh. zu einem zuverlässigen Gesamtbild mit vielen bio- und bibliographischen Angaben verwertet, unentbehrlich für die weitere Forschung.

[23] *G. C. Capelle,* Amaury de Bène, Etude sur son panthéisme formel (Bibliothèque Thomiste 16, 1932) und *M. Dal Pra,* Amalrico di Bena (Mailand 1951) beachten den von mir (Rel. Bew. S. 355 ff.) gezeigten Zusammenhang der Amalrikaner mit der religiösen Frauenbewegung nicht; eine neue Quelle erschloß *M. Th. d'Alverny,* Un fragment du procès des Amauriciens, Arch. d'hist. doctr. et litt. du MA 18 (1950/1) S. 325—336.

lehrten Kleriker, die 1210 in Paris verbrannt wurden, daß sie vor allem Frauen durch falsche Bibeldeutung zu ihrer Lehre verführten; und auffällig ist ihre Bezeichnung als „Papelarden" — denn Jakob von Vitry erwähnt, daß in Frankreich jene frommen Frauen als „Papelarden" geschmäht wurden, die man in Brabant Beginen nannte[23a]. Die Vermutung drängt sich auf, daß schon hier sich die Beginen-Frömmigkeit mit philosophisch-theologischen Spekulationen verband, die sie zu einem enthusiastischen Wahn von religiöser Vollkommenheit in gottgleicher Freiheit von allen irdisch-menschlichen Bindungen verführten. Denn ähnliche Gedanken tauchen seitdem immer wieder auf, wo die mystische Frauen- und Laienfrömmigkeit sich mit neuplatonisch-spiritualistischen Grübeleien über Gott und Mensch verquickt. Vieles, was 1210 die Amalrikaner in Paris aussagten, findet sich ähnlich wieder im Gutachten Alberts des Großen über die Ketzerei *de novo spiritu,* die um 1270—73 im Schwäbischen Ries bei Nördlingen von zwei *viri religiosi* verbreitet wurde[23b], und dann in der Verurteilung der deutschen Begarden und Beginen durch das Vienner Konzil 1311 und durch den Straßburger Bischof 1317. Aber auch die 1329 verurteilten Sätze Meister Eckharts konnten ähnlich verstanden oder mißverstanden werden. Seine Lehre vom „gelassenen" und „ledigen" Menschen, der wie alle Kreaturen ein „reines Nichts" ist und um Gottes willen auch die Tugenden und alle guten Werke „lässet", klingt kaum anders als die Zitate eines Theologen-Gutachtens aus dem Buch der Hennegauer Begine Margarete Porete, um deretwillen sie 1310 in Paris verbrannt wurde: *anima adnichilata dat licentiam virtutibus; . . talis anima non curat de consolationibus Dei nec de donis eius, quia tota intenta est circa Deum.* Gleicher Gesinnung war anscheinend auch die von Ruysbroeck verfemte Brüsseler Ketzerin Bloemardinne. Wäre uns auch Meister Eckhart nur aus der Polemik seiner Gegner und aus der Verurteilungsbulle bekannt wie die meisten „freigeistigen" Ketzer, so wäre er schwer von ihnen zu unterscheiden.

Aus solchen Übereinstimmungen und vielen ähnlichen Zeugnissen darf man freilich nicht schließen, daß eine organisierte „Sekte des freien Geistes" kontinuierlich vom Anfang des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts eine bestimmte Lehrtradition verbreitet habe. Ohne erkennbare Verbindung miteinander, ohne Einwirkung einer Ketzersekte führte offen-

---

[23a] Über die Bezeichnung Papelarden sowohl für Amalrikaner wie für Beginen s. *Grundmann,* Rel. Bew. S. 377 ff.; *A. Mens,* Oorsprong S. 35 f. und 279 ff.; *McDonnell,* The Beguines S. 418 f. und 472 f.

[23b] Die von Albertus Magnus begutachtete Ketzerei im Schwäb. Ries läßt sich trotz mancher Anklänge an Katharer-Lehren nicht als „Cathaarse mysticisme" bezeichnen (so *A. Mens,* S. 218, vgl. S. 198); über Datierung und Herkunft s. *Grundmann,* Rel. Bew. S. 402 ff.

bar der mystische Drang zur völligen Vereinigung mit Gott immer wieder überschwängliche Geister in die Versuchung und Gefahr, alle dogmatischen und moralischen Scheidungen zu übersteigen, um ganz aufzugehen in der göttlichen All-Einheit. Philosophischer Monismus und Pantheismus aus antiker Tradition, die im 13. Jahrhundert wieder bekannt wurde, konnte diesen religiösen Drang bestärken, bestätigen oder verwirren; allzu-menschliche Süchte nach liebender Vereinigung nicht nur mit Gott konnten ihn mißbrauchen und verzerren. Aber die oft verpönte Unsittlichkeit der „Brüder und Schwestern des freien Geistes" kann doch ihren religiösen Enthusiasmus, für den sie auch ins Feuer gingen, nicht als bloße Bemäntelung entlarven, deren es dafür kaum bedurft hätte. Nicht was sie taten, sondern was sie glaubten und dachten, machte sie zu Ketzern trotz ihrer geistig-seelischen Verwandtschaft mit den Mystikern innerhalb der Kirche. Zu welchem alle Norm und Zucht auflösenden Extrem diese Mystik führen konnte und wie schmal der Grat war, auf dem sie zwischen Rechtgläubigkeit und Ketzerei wandelte, wird an dieser radikalen Gefolgschaft am deutlichsten sichtbar.

Die Geschichte dieser Ketzerei des „freien Geistes" ist trotz mancher nützlicher Vorarbeiten noch nicht im Zusammenhang geschrieben. „Der Ursprung der Bewegung ist dunkel", meinte noch kürzlich ein guter Kenner[24]. A. Mens hat sie aus seiner Darstellung des Beginentums ausgeschlossen, von der Mystik-Forschung wird sie als „Pseudo-Mystik" mißachtet; in unserer Kenntnis der religiösen Bewegungen und Häresien des Mittelalters ist es noch die empfindlichste Lücke. Nachdem nun der Dualismus der Katharer gründlich erforscht ist, sollte das entgegengesetzte Extrem des monistischen Pantheismus mit seinen antinomistischen Konsequenzen ebenso eindringlich und unbefangen, ohne theologische oder moralische Bedenken untersucht und mit dem gleichzeitigen franziskani-

---

[24] *P. Livarius Oliger O. F. M.*, Libero Spirito, in: Enciclopedia cattolica 7 (1951) S. 1277; vgl. *Ant. De Stefano*, Intorno alle origini e la natura della ‚secta spiritus libertatis', Archivum Romanicum 11 (1927) S. 150—162. — *L. Oliger*, De secta Spiritus libertatis in Umbria saec. XIV (Storia e Letteratura 3, Rom 1943) behandelt an Hand interessanter Dokumente die um 1306/7 durch die hl. Clara von Montefalcone entdeckte Ketzerei, deren Urheber ein früherer Anhänger des Apostolikers Gherardo Segarelli war. Oliger (S. 61 f.) meint, daß ihr Quietismus mit seinen amoralischen Konsequenzen weder von den wenigen franziskanischen Anhängern der Sekte noch von dem Pantheismus der Amalrikaner und der häretischen Begarden beeinflußt sei. Es kann aber schwerlich ein Zufall sein, daß gleichzeitig in Deutschland die „Brüder und Schwestern des freien Geistes" und in Italien die „secta spiritus libertatis" mit manchen ähnlichen Lehren auftreten, daß andrerseits oft (auch in päpstlichen Bullen) die provençalischen Spiritualen und Olivi-Anhänger Beginen genannt wurden, als die deutschen Beginen und Begarden als Ketzer verurteilt wurden. Diese Zusammenhänge bedürfen noch genauerer Untersuchung; vgl. *McDonnell* S. 433 ff.

schen Spiritualismus verglichen werden. Dieses Phänomen ist schwerer zu erfassen, weil es nicht in einer Sekte oder einem Orden organisiert war, sondern fluktuierend die mystische Bewegung des Beginentums begleitete und gefährdete. Es wird sich nicht aus fremden Einflüssen und nicht aus sozialen Ursachen [25] erklären lassen, nicht nur aus sittlicher Verderbnis und nicht nur aus laienhaftem Mißverständnis und Mißbrauch philosophisch-theologischer Spekulationen. Alles das mag mitspielen, aber es sind nur Symptome einer Krise des christlichen Lebens und Denkens, in der die Traditionen nicht mehr nur gläubig hingenommen, sondern alle darin enthaltenen Möglichkeiten einseitig bis ins Extrem verfolgt wurden, um vermeintlich neue Wege zu höherer religiöser Vollkommenheit zu finden — bis zum Ziel der Vergottung des Menschen. Erst wenn man auch diese Wege und Irrwege in das Kartenbild der mittelalterlichen Geistesgeschichte genau einzeichnet, wird sich recht ermessen lassen, was die kirchliche Scholastik und Mystik — oder aber die Inquisition — zu leisten hatten, um diese Krise zu überwinden; andrerseits wird dann zu fragen sein, ob nicht auch geistige und seelische Regungen und Möglichkeiten in ihr zutage traten, die erst später zu voller Entfaltung kamen. Die Ketzerei des „freien Geistes" taucht auch nach den neuen Verfolgungen der Beginen und Begarden unter Karl IV. noch öfters vereinzelt auf,

[25] Die Behauptung von *Friedrich Heer*, Die Tragödie des Heiligen Reiches (1952) S. 261, die deutsche Mystik des Spätmittelalters sei „getragen von Adligen", ist ebenso einseitig verallgemeinernd und halbwahr wie seine Meinung, daß die religiöse Bewegung des 12. Jahrh. bürgerlich oder proletarisch sei (s. o. S. 147). In seiner „Europäischen Geistesgeschichte" (1953) S. 189 modifiziert *Heer* seine Behauptung: „Es sind Frauen und ihre Priester, es sind Adelige . . Von diesen beiden ‚Ständen' geht die Bewegung aus und verbreitert, verwässert, häretisiert, radikalisiert und vulgarisiert sich in den kleinbürgerlichen ‚Zirkeln' und ‚Kreisen' der spätmittelalterlichen Stadt". Aber ist damit über Männer wie Tauler, Ruysbroeck, Merswin etwas Zutreffendes und Aufschlußreiches gesagt? Auch *Willy Zippel*, Die Mystiker und die deutsche Gesellschaft des 13. und 14. Jahrh. (Diss. Leipzig 1935) vermag keine soziologische Erklärung der Mystik und ihrer Wirkung zu geben. Lehrreiche Beobachtungen über die Herkunft mancher süddeutscher Mystiker aus Ministerialenfamilien, die in die Städte zogen, finden sich bei *H. Gürsching*, Neue urkundliche Nachrichten über den Mystiker Heinrich von Nördlingen (Festgabe für Karl Schornbaum, Neustadt/Aisch 1950, S. 42—47); über diesen vgl. auch *Anton Walz*, Gottesfreunde um Margarete Ebner, Hist. Jahrb. 72 (1952) S. 253—265. Ob an der „häretischen Mystik" andere sozialen Schichten beteiligt sind als an der kirchlich-rechtgläubigen, bleibt noch zu prüfen; soziale Motive und Forderungen finden sich auch bei ihr nicht. Die umstrittene Frage, ob die Beginenbewegung aus religiösen oder sozialen Motiven zu verstehen ist, wird am sorgsamsten erwogen von *E. W. McDonnell*, The Beguines S. 81 ff., der sie zwar — wohl allzu summarisch — für ein „product of urban civilization" hält, aber ihre ursprünglich religiösen Impulse nicht verkennt und zu dem Schluß kommt: „their origins must be assigned to a complex of socioeconomic and religious motivation" (S. 88). Das letzte Wort scheint mir auch damit noch nicht gesprochen.

in Bern 1375, in Eichstätt 1381, in Valenciennes um 1400, bei den Brüsseler *Homines intelligentiae* 1410, in Konstanz 1434, in Mainz 1458 usw., vielleicht auch bei manchen böhmischen „Pikarden“ und „Adamiten“ in der Husitenzeit. Ein Sektenzusammenhang untereinander wird auch da nirgends sichtbar, wohl auch keine Nachwirkung auf die Sekten der Reformationszeit. Ob in anderen Formen die Gedanken und Tendenzen jener Ketzer weiterlebten, oder ob sie spurlos aus der weiteren Geistesgeschichte getilgt wurden, wird erst die gründliche Untersuchung zeigen können, die der Forschung als Aufgabe gestellt bleibt.

Nachtrag

Zu S. 146 ist noch hinzuweisen auf die gute Übersicht über die mittelalterliche Ketzergeschichte von *Eugenio Dupré Theseider,* Introduzione alle eresie medioevali (Bologna 1953).

Raoul Manselli veröffentlichte soeben im Bullettino dell' Istituto Storico Italiano per il Medio Evo e Archivio Muratoriano 67 (Rom 1955) S. 189—264 neue Studien „Per la storia dell'eresia nel secolo XII“. Er fand den ursprünglichen Text der „confessio“ des in Mailand bekehrten Katharers Buonaccorso, die der zuletzt von *P. Ilarino* (s. o. S. 145 Anm. 23) herausgegebenen „Manifestatio haeresis Catharorum, quam fecit Bonaccursus“ zugrunde liegt; dazu noch eine andere Abschwörung des Ketzerglaubens in einer Pariser Handschrift aus dem südfranzösischen Kluniazenserkloster Moissac, — beides aufschlußreiche Zeugnisse aus der Frühzeit des Katharertums im 12. Jahrhundert, noch ohne radikalen Dualismus. Ferner untersucht *Manselli* die Schrift des Erzbischofs Hugo von Rouen „Contra haereticos sui temporis“ (s. o. S. 142), ohne einen Zusammenhang der darin bekämpften Ketzer der Bretagne mit anderen Sekten anzunehmen. Er weist auch eindringlich auf die von *J. Leclercq* (s. o. S. 143 Anm. 19) veröffentlichten Zeugnisse Gaufrids von Auxerre, früher Abt von Clairvaux, über die Waldenser und Katharer hin und erörtert schließlich das von *G. Gonnet* (ebd. Anm. 18) gedruckte Waldenser-Kapitel in Ermengauds Schrift gegen die Ketzer, das er für einen späteren, vielleicht erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts geschriebenen Nachtrag eines anderen Verfassers hält. Dabei lehnt er (S. 261 f.) ohne triftige Gründe die naheliegende Annahme ab, daß nicht der Abt Ermengaud von S. Gilles (vor 1195), sondern der mit den „Katholischen Armen“ des Durandus von Huesca 1208 bekehrte Waldenser Ermengaud von Béziers die ganze Schrift verfaßt hat, der über die provençalischen Waldenser besonders gut Bescheid wissen konnte, nur die Katharer aber als eigentliche Ketzer betrachtete. Die Frage bedarf erneuter Prüfung und Klärung, da sie für die Frühzeit des Waldensertums wichtig ist.

Über den Ketzer Tanchelm von Antwerpen (s. o. S. 142 mit Anm. 15) legt *Walter Mohr* „eine nochmalige Überprüfung der Quellenlage“ vor in: Annales Universitatis Saraviensis 3 (Saarbrücken 1954) S. 234—247; er erklärt einleuchtend manche über ihn überlieferte Absonderlichkeiten und meint, man könne in seiner Lehre „bis zu einem gewissen Grade die Vereinigung von Pataria und Wanderpredigertum erblicken“. Auch in seinem Anhang ist die starke Beteiligung von Frauen beachtenswert; nach Mohrs Meinung „dürfte es nicht abwegig sein, hier eine der Wurzeln zu sehen, die zur Entfaltung des Beginenwesens geleitet haben“.

Über den Plan der Schrift „De nugis curialium" des Magisters Walter Map

von Ferdinand Seibt

Walter Map stammt aus walisischem Adelsgeschlecht. Seine Lebenszeit reichte etwa von 1140—1210[1]. Dankbar erinnerte sich Heinrich II. Plantagenet der Dienste, die ihm Maps Eltern geleistet hatten, und belohnte den Sohn: Walter war fast drei Jahrzehnte lang Mitglied des Königshofes und erfreute sich sogar des besonderen königlichen Vertrauens. Hochadel und Kirchenfürsten, der französische Hof, das dritte Laterankonzil, Missionen, Kriegszüge, Feste, als Diplomat, aus dem Blickwinkel der großen Welt erlebt, boten ihm eine Fülle von Eindrücken. Zwischen 1180 und 1192 schrieb er sie nieder, fügte Satire und Polemik, galante Erzählungen von Rittern und Damen und Berichte unerhörter Ereignisse hinzu. 1189 verbannte ihn der Tod seines Gönners, Heinrichs II., aus jenem Lebenskreis. Zwar wurde er 1197 Archidiakon von Oxford und nur ein unglücklicher Zufall verwehrte ihm 1199 den Bischofssitz von Herford, doch mit jenen Jahren in königlicher Umgebung waren die äußeren Höhepunkte seines Lebens unwiederbringlich dahingegangen.

Seine Aufzeichnungen blieben jahrhundertelang im Verborgenen[2]. Fast scheint es, als habe Map mit sarkastischer Zeitkritik den wirklichen Gang seines Nachruhms erahnt. Er entschuldigt sich nämlich einmal dafür, bei Gelegenheit ein antikes Pseudonym für sich in Anspruch genommen zu haben. Doch stets, sagt er, verweigert die Gegenwart den verdienten Autorenruhm … *Scio quid fiet post me. Cum enim putuerim, tum primo sal accipiet, totusque sibi supplebitur decessu meo defectus,*

---

[1] Vgl. *L. E. Kingsford* im Dictionary of National Biography Bd. 32, London 1893, S. 109 f.; Master Walter Maps Book De nugis cur., englished by *F. Tupper* and *M. B. Ogle*, London 1924, XI f.; zu seinem Todesdatum vgl. das ca. 1210 verfaßte Proemium zur *Expugnatio Hibernica* des *Giraldus Cambrensis*, Opp., ed. *Brewer, Dimcock* und *Warner*, 8 Bde. London 1861—91, Bd. 5 S. 410.

[2] Vgl. die Ausgabe von *De nug. cur.* von *M. Rh. James*, Anecdota Oxoniensa IV, XIV, Oxford 1914, XIII f.

et in remotissima posteritate mihi faciet auctoritatem antiquitas, quod tunc et nunc vetustum cuprum preferetur auro novello[3].

Uns ist eine einzige Handschrift von *De nugis curialium* aus dem späten vierzehnten Jahrhundert überliefert[4], die aber auch erst im siebzehnten Jahrhundert als Manuskript der Bodleian Library einige Beachtung fand. Bekannt wurde sie erst durch die Ausgabe, welche 1850 Thomas Wright im Auftrag der Camden Society besorgte[5] und welcher 1841 *Latin Poems, commonly attributed to Walter Mapes* vorhergegangen waren. Und einer seit dem 14. Jahrh. behaupteten, bis heute noch ungeklärten Verbindung zum Goliardentum[6] verdankte Map zunächst seine Stellung in der mittellateinischen Literaturgeschichte. Gelegentlich identifizierte man ihn sogar mit dem Archipoeta, und noch *Karl Hampe* zählte ihn wenigstens neben diesem und Hugo Primas von Orleans zu dem „Kleeblatt" der Goliardenpoeten[7]. Mit Maps Prosaaufzeichnungen in *De nugis curialium* hat sich *G. Phillips* 1852 zum ersten Mal beschäftigt[8]. Allmählich, auf dem Umweg einer entschiedenen Überschätzung der geistigen Persönlichkeit und literarischen Wirksamkeit Maps[9], fand man durch die Untersuchung von *De nugis* auch zur Würdigung seiner Eigenart. So nennt 1941 *R. E. Bennet* eine Erzählung Maps den „möglicherweise besten lateinischen Ritterroman"[10].

---

[3] *De nug. cur.* IV, 5, S. 158 Z. 15. (Seiten- und Zeilenangaben sind stets der Ausgabe von *M. Rh. James* entnommen. Nach *James* sind auch die von Map benützten Zitate gekennzeichnet.)

[4] Bodleian MS 851, vgl. *James* S. V ff.

[5] Publications of Camden Society No. 50.

[6] Vgl. *M. Manitius — P. Lehmann,* Geschichte der lateinischen Literatur im Mittelalter, 3. Bd. München 1931, S. 264 ff.; *Wright,* Poems, Introduction, S. XVII.

[7] Das Hochmittelalter, 4. Aufl. München 1953, S. 230.

[8] Sitzungsberichte der Kaiserl. Wiener Akademie der Wissenschaften 1852, Phil.-hist. Classe 10. Bd. S. 319 ff. und Vermischte Schriften 3. Bd., Wien 1860, S. 115 ff.

[9] *H. Morley,* English Writers 3. Bd. New York und Melbourne 1888, S. 122 ff. hielt Map für den größten Goliardenpoeten und für den Verfasser des Lancelot. Er machte aus einer bemerkenswerten Originalität, wie sie sich in *De nugis curialium* äußert, eine geniale Begabung. Auf diesem Urteil basiert die Pariser Dissertation *De Walterio Mappio* von *J. Bardoux* (1900), welche Map zudem noch zum Anhänger aufgeklärter religiöser Haltung stempelt, um ihn *perdurante ista medii aevi nocte* doch schon ein wenig am Lichte des modernen Positivismus teilhaben zu lassen. Diesem Versuch fehlt aber jede Grundlage. Im übrigen bietet *Bardoux* allerdings zutreffende Einzelaussagen über die Schrift Maps. Erst die literarische Würdigung, welche *L. Jones* in der Cambridge History of English Literature I, 1907, Cap. 9 der Gestalt Maps widmet, kann vor neueren Erkenntnissen bestehen. Eine Bibliographie über Map bis zum Jahr 1923 findet man bei *Tupper* und *Ogle* a. a. O. Nach dieser Zeit wurden nur mehr literarhistorische Einzelfragen an *De nugis* gerichtet.

[10] *Bennet* meint *De nug. cur.* III, 2 S. 104—122, vgl. Walter Maps Sadius and Galo in: Speculum 16, 1941, S. 34 ff., hier S. 56.

Inzwischen hatte *J. Hinton* eine Untersuchung des Aufbaues von *De nugis curialium* vorgenommen und 1917 ein erstaunliches Ergebnis veröffentlicht[11]: Er konnte nachweisen, daß die uns überlieferte Zusammenstellung der Schrift überhaupt nicht von Map selber herrührt.

Hunc in curia regis Henrici libellum raptim annotavi scedulis et a corde meo violenter extorsi ... sagt Map an einer Stelle seiner Aufzeichnungen[12]. An jene Bemerkung knüpfte Hinton seine Beobachtungen. Unrichtige Kapiteleinteilungen, unvollendete Kapitel, Unstimmigkeiten von Kapitelüberschriften und Inhalt; die Differenz in der Schreibung von „Map" zwischen einer Kapitelüberschrift und einer Textstelle; Wiederholungen von Einzelheiten, als wären sie noch unbekannt, unzutreffende Rückverweise, eine Beziehung zwischen zwei längeren Abschnitten wie zwischen Konzept und Ausarbeitung; das Mißverhältnis in der Reihenfolge datierbarer Anhaltspunkte und schließlich die Existenz eines mit *Epilogus* überschriebenen Kapitels mitten im überlieferten Aufbau der Schrift — das sind Hauptpunkte seiner Beweisführung.

Doch konnte Hinton andererseits Gruppierungen von mehreren Kapiteln zeigen, welche er den ordnenden Bemühungen Maps zuschrieb. Daraus schloß er, daß ein Unbekannter eine halbgeordnete Zettelsammlung (wahrscheinlich nach dem Tode Maps) nach oberflächlichen sachlichen Gesichtspunkten gruppiert, mit Kapitelüberschriften versehen und in fünf Distinktionen eingeteilt habe[13]. Hinton versuchte, die ursprüngliche Reihenfolge wieder herzustellen, soweit er aus einleitenden oder abschließenden Bemerkungen Zusammenhänge zwischen den einzelnen Kapiteln erkennen konnte. Doch er begnügte sich nicht damit, sondern ersetzte schließlich überhaupt die überlieferte Einteilung der Schrift in Distinktionen und Kapitel durch eine Unterteilung in 20 Fragmente. Und hierbei erlag seine scharfsinnig analysierte These doch wohl dem Hang zu rigoroser Anwendung.

Hinton war nämlich von der Annahme ausgegangen, daß Map ein unfertiges Werk hinterlassen habe. Er konnte aber nicht auch zugleich beweisen, daß dieses unfertige Werk Maps schon entwickelt genug war, um darin Fragmente abzugrenzen und sogar eine ursprüngliche Reihenfolge wiederherzustellen. Er mußte sich bei seiner Fragmentenabgrenzung

---

[11] Publications of the Modern Language Association of America Bd. 32 (New Series 25) Baltimore 1917, S. 81—132.

[12] *De nug. cur.* IV, 2 S. 140 Z. 27 f. Schon *James* S. XXIV hält diesen Satz für den Schlüssel zum Verständnis der Entstehung von *De nugis*.

[13] Der Titel der Schrift entspricht dem Untertitel des wenig älteren *Policraticus* von *Johannes von Salisbury*. Er wird dem Inhalt eigentlich nicht gerecht. *H. Bradley* meint deshalb, daß er womöglich ebenfalls vom unbekannten Herausgeber stamme. (Vgl. *H. Bradley*, Kritik zur Ausgabe der *De nugis* durch James, English Historical Review Bd. 32, 1917, S. 393 f.)

schließlich auf thematische Gemeinsamkeiten und auf stilistische Merkmale stützen, die ihn aber nicht aus dem Bereich der Vermutung führten. So ist Hintons Rekonstruktion eines ursprünglichen Planes von *De nugis* weit weniger überzeugend als sein Nachweis, daß dieser „Plan" durch die Hand eines unbekannten Herausgebers verwirrt worden wäre. Hinton ist sich freilich über die Problematik seines Tuns selber gar nicht im unklaren[14]. Nur vier der 20 Fragmente boten ihm sichere Anhaltspunkte zur Datierung. Zwölf weitere sind nur innerhalb weitgespannter Datengrenzen bestimmbar. Die vier restlichen mußte Hinton von einer zeitlichen Bestimmung überhaupt ausscheiden. Obendrein mußte er aber noch Begrenzung und Datierung gewisser Fragmente überhaupt in Frage stellen durch die Beobachtung, daß Map ihnen unverkennbar später noch Zusätze angefügt, ja sogar Einschübe eingearbeitet hatte.

Hinton hielt gewisse Voraussetzungen seines Unternehmens für allzu selbstverständlich:

a) Die extremen datierbaren Anhaltspunkte für einzelne Aufzeichnungen in *De nugis curialium* liegen zwölf Jahre auseinander. Niemand sollte daraus aber gleich folgern, daß sich die Niederschrift des Ganzen auch verhältnismäßig gleichmäßig auf diesen Zeitraum verteile. Hinton hat seinen Entstehungsplan auf diese Vorstellung aufgebaut, ihr zuliebe hat er Fragmente, die nur innerhalb gewisser Datengrenzen faßbar wurden, in noch offene Lücken placiert[15].

b) Hinton konnte einen Zusammenhang zwischen seinen Fragmenten I, IV, V, XIV und XX beweisen und ihre Entstehung um das Jahr 1181 gruppieren[16]. Bei allem Scharfsinn gelang es ihm aber nicht, von einigen absolut datierbaren Fragmenten relative zeitliche Verbindungen zu den übrigen undatierten herzuleiten. Und damit war seine sicherlich mühsame Fragmentenanordnung für den Entwurf einer zeitlichen Reihenfolge unfruchtbar geworden.

---

[14] *Hinton* S. 124: *In thus arranging these fragments, I am fully aware of the elements of uncertainty, and I do not insist on acceptance of my table in detail. The matter of prime importance is that De nugis curialium is not a finished work. I am confident that Fragments I, IV, V, XIV, and XX, which comprise nearly tree fifth of the book, are the earliest written, and date from the end of 1181 and from 1182, and that the other Fragments were written and compiled at intervals thereafter, and, finally, that about 1193 Map wrote the last Fragment, and abandoned, for the last time, all intention of welding his materials into a coherent work.* Mit dieser Zusammenfassung hatte *Hinton* einen guten Teil seiner vorher tabellarisierten und ausführlich erläuterten Untersuchungsergebnisse wieder fallen lassen. Die zitierten Sätze umfassen auch tatsächlich etwa den anerkennenswerten Kern seiner Arbeit.

[15] Vgl. seine Übersichtstabelle S. 124.

[16] *Hinton* S. 117 ff.; De nug. cur. S. 1—19, S. 25 Z. 9 — S. 63, S. 64 — S. 80 S. 142 Z. 12 — S. 202, S. 248 Z. 20 — S. 255.

Im Folgenden sollen Aussagen über den ursprünglichen Zusammenhang der Niederschriften von *De nugis* versucht werden, die sich auf die quellenmäßige Sachlage gründen und unter mehreren Vermutungen stets derjenigen den Vorrang einräumen, welche von Anhaltspunkten im Text ausgehen kann.

*

Jener wiederholt erwähnte Epilog nennt Heinrich II. als Auftraggeber der Schrift. Der schon zitierte Satz heißt nämlich vollständig: *Hunc in curia regis Henrici libellum raptim annotavi scedulis et a corde meo violenter extorsi, domini mei preceptis obsequi conatus.* Bei dieser Aussage verwickelt sich Map aber scheinbar in einen Widerspruch zu anderen Stellen, wo er einen zweiten Auftraggeber nennt: Galfrid, ein Name freilich, dessen Träger uns nicht bekannt ist. Hinton bemerkte diesen Umstand zwar, schenkte ihm aber zu wenig Beachtung[17]. Wir dürfen indessen erwarten, daß Map gerade hierbei etwas von den Intentionen seiner Aufzeichnungen verrät. Was schrieb er also für Galfrid?

Wir finden diesen Namen gegen Schluß der ersten Darstellung, die in mehreren Kapiteln einen satirischen Vergleich zwischen Königshof und Infernum vor Augen führt. Hinton zeigte, daß diese Satire erstmals im Kapitel 7 der V. Distinktion entworfen wurde. Die Kapitel 1—12 der I. Distinktion bringen dann die bessere Ausarbeitung[18]. Und dort heißt es: *Et me, karissime mi Galfride, curialem ... in hac sic vere descripta curia religatum et ad hanc relegatum hinc philosophari iubes, qui me Tantalum huius inferni fateor? Quomodo possum propinare qui sicio? Quiete mentis est et ad simul collecte poetari ...*[19]. Wenige Seiten später wird, nun ohne Namensnennung, doch zweifellos in Hinwendung zu demselben Auftraggeber, der Zweck der Aufzeichnungen umrissen. ... *Et tu, cum nostra (sc. curia) procellosa pre ceteris mater afflicciomum et irarum nutrix, inter has precipis poetari discordias? ... Materiam mihi tam copiosam eligis, ut nullo possit opere superari, nullis equari laboribus; dicta scilicet et facta que nondum littere tradita sunt; quecunque didici conspeccius habere miraculum, ut recitacio placeat et ad mores tendat instruccio. Meum autem inde propositum est nichil novi cudere, nihil falsitatis inferre; sed quecunque scio ex visu vel credo ex auditu pro viribus explicare*[20].

---

[17] Vgl. *Hinton* S. 108 u. S. 127—130.

[18] *De nug. cur.* S. 248—255 und S. 1—19. Es korrespondieren also die ersten und letzten Seiten der Schrift Maps miteinander, wobei das „Konzept" am Schluß offenbar von Map nicht zur „Veröffentlichung" vorgesehen war.

[19] *De nug. cur.* I, 10 S. 13 Z. 1 f. *Poetari* ist bei Map ein Synonym zu *philosophari*, vgl. *Hinton* S. 127 ff.

[20] *De nug. cur.* I, 12 S. 18 Z. 12 f.

Diesem Programm folgt Map nun im überwiegenden Teil seiner Aufzeichnungen. Er bietet ihm zufolge Berichte von Wundern und Ungeheuern, von Dämonen und Heiligen, von Ritterabenteuern und außergewöhnlichen Ordensregeln.

Im Prolog zur III. Distinktion wendet sich Map wieder an einen Auftraggeber. Vergleichsweise erwähnt er, daß die von Regierungsgeschäften ermüdeten Höflinge sich gern an allerhand Kurzweil zerstreuten. *Hoc tibi vultu placeat, cum a philosophice vel divine pagine senatu respiraveris, voluminis huius inolibiles et exangues inepcias vel audire vel legere recreacionis et ludi gracia*[21]. Er richtet seine Worte also an einen Gelehrten, nicht an einen Politiker, nicht an den König. Er fährt fort: *Scribere iubes posteris exempla quibus vel iocunditas excitetur vel edificetur ethica* ... Diese Formulierung erinnert an die Absicht der Niederschrift, welche wir I, 12 erfahren haben. Map nennt keinen Namen des Angesprochenen, aber wohl deshalb, weil er ihn als bekannt voraussetzt. Das deutet darauf hin, daß er seine Worte an den gleichen Adressaten wie vorhin richtet, an Galfrid.

Unter dieser Annahme sind wir zu einer konkreteren Angabe über Galfrids Person imstande: Die Arbeit an philosophischen Werken oder der Heiligen Schrift *senatu* gehört nicht zur normalen Beschäftigung des Gelehrten. Sie weist auf den mittelalterlichen Studienbetrieb. Doch damit wissen wir noch nicht, ob ein Student oder ein Lehrer angesprochen ist. Aber eine Seite später, als Map vom idealen Ritter Sadius erzählt, flicht er ein, zweifellos wieder gegen den vorhin Angesprochenen gewendet: ... *qualem te velles fieri*[22]. Demnach wäre Map von einem jungen Mann, der sich noch in der Ausbildung befindet, zu seinen Aufzeichnungen angeregt worden. (Das paßt gut zu dem belehrenden Ton, den er in diesem Zusammenhang anschlägt.)

Betrachten wir den Prolog zur V. Distinktion unter dieser Voraussetzung: Map verwahrt sich gegen die einseitige Hochschätzung der Antike und die ungerechte Vernachlässigung der Gegenwart. Das hat er schon vordem wiederholt getan, weil er davon auch eine Schmälerung seines Autorenruhms fürchtet. Nun faßt er das Problem von einer neuen Seite: Er definiert die Funktion der literarischen Überlieferung für das Urteil der Nachwelt und beklagt, daß niemand wage, Gegenwärtiges zum künstlerischen Vorwurf zu nehmen. *Habent et nostra tempora forsitan aliquid Sophoclis non indignum cothurno ... Sed quis audeat quicquam*

---

[21] *De nug. cur.* III, 1 S. 104 Z. 5 ff.

[22] *De nug. cur.* III, 2 S. 105 Z. 8 f. Auch *Hinton* zitierte jene Stelle, wußte aber nichts damit anzufangen, da er den vorhergehenden Prolog ganz irrtümlich mit einem Politiker, womöglich dem König in Verbindung brachte, vgl. *Hinton* S. 107 und S. 130.

quid hodie fit impaginare? Certe si Henricum, vel Gauterum, vel eciam tuum ipsius nomen karacter novum subnotatum prestiterit, vilipendis et rides, at non eorum vicio, et utinam non tuo ... Neronis tyrannidem et lube avariciam, et quicquid vetustas attulerit, cum omni veneracione amplecteris; Lodovici mansuetudinem et Henrici largitatem abicis[23]. Und wirklich können wir auch den folgenden Kapiteln ablesen, daß Map diesem Mißstand ein wenig abhelfen möchte.

Zugleich aber belehrt er wiederum über den Zweck der Niederschrift, die ethische Erbauung aus Vorbild und Abschreckung[24]. Die Anrede in der zweiten Person kann sich dabei nicht an die Leser richten, aber auch nicht an einen weiteren unbekannten Auftraggeber, wie Hinton meint[25]. Denn sie verfolgt ein konkretes Anliegen, sie will den Angesprochenen nämlich in seinem Studieneifer bestärken und erinnert uns deshalb noch deutlicher als die Betonung der erbaulichen Tendenz an jene Wendungen aus dem Prolog zur III. Distinktion, die wir Galfrids Adresse zugeschrieben hatten: ... *Usula est piscis Danubii qui per tela hostium musice petit mela, nec vulneratus absistit, sed vite prodigus et avarus organi sectatur anime sue mellitas illecebras usque ad mortem. Hec est nobilis et studiosi viri triumphalis instancia, quem a studio non deterrent tussis aut tisis, aut aliae qualescunque inequalitates. Angustiato corpore sollicitudine martirium asciscit; nam consulte arbitratur gloriosius effundere animam Deo luce sapiencie preciosam, quam sibi eam confovere desidia et ocio saginatam. Sic esto usula*[26].

Vielleicht richten sich noch einige Zeilen in *De nugis* an Galfrid. Sie stehen am Schluß des Kapitels I, 31 und Hinton hat übersehen, daß sie dorthin überhaupt nicht passen. Ihr kontradiktorischer Satzanschluß ist völlig zusammenhanglos mit dem Vorhergehenden, sie bringen ganz unmotiviert einen Themawechsel und ihre Aussagen ähneln so stark denen im Prolog V, 1, daß man recht versucht ist, sie dort irgendwo unterzubringen, zumal, weil sie ebenfalls eine zweite Person ansprechen[27].

Doch mit dieser Zuordnung zu einem Auftraggeber ist kein lückenloser Rahmen für die Schrift Maps gefunden. Außerhalb bleiben mindestens zwei Satiren, von denen eine sogar als Einzelschrift nachweislich gesonderte Verbreitung gefunden hat: Nämlich die nicht unberühmte *Epistula*

---

[23] *De nug. cur.* V, 1 S. 203 Z. 6 ff. u. 204 Z. 6 ff.
[24] *De nug. cur.* V, 1 S. 204 Z. 20 ff.; *Pictam hic nempe invenies cum suis honestatem favoribus in modernis et cum suis turpitudinem odiosis flagiciis. Hanc tibi vitandam proponimus pro veneficiis, illam eligendam pro beneficiis; neutri subducas oculum, nisi vise penitus et agnite. Legenda enim tibi est omnis pagina quam videris et examinanda, nec sit ulla neclecta nisi perlecta.*
[25] *Hinton,* S. 130.
[26] *De nug. cur.* V, 1 S. 204 Z. 25 ff.
[27] *De nug. cur.* I, 31 S. 61 Z. 19 ff.

Valerii ad Rufinum, ne uxorem ducat. Map erklärt auch selbst, daß er diese Epistel schon vorher in Umlauf gebracht habe[28].

Die zweite Satire war vielleicht überhaupt nicht für *De nugis* vorgesehen. Zumindest ihre Einordnung in die I. Distinktion dürfte nicht von Map selbst herrühren[29].

Eine dritte Satire, jene Gleichsetzung von Königshof und Infernum, bringt schließlich noch nicht in ihrem Konzept V, 7, sondern erst in der zweiten Fassung I, 1—12 gegen Schluß den Namen Galfrids und in den letzten Sätzen die programmatische Zusammenfassung der Darstellungsabsicht. Sie ist also selbst noch ebenso unabhängig von dem für Galfrid verfolgten Programm entstanden wie die beiden anderen großen Satiren.

Offen bleibt noch immer die Frage nach der Funktion jenes *Epilogus* für *De nugis* und dem darin erwähnten Auftrag Heinrichs II. Hinton, der den Zusammenhang zwischen der Nennung Galfrids und den Prologen zur III. und V. Distinktion nicht erkannt hatte, läßt ungeklärt, ob man den Epilog auf das ganze Buch oder auf die III. Distinktion beziehen solle[30]. Nach unserer Untersuchung werden beide von Hinton genannte Möglichkeiten durch die Beziehung zu Galfrid ein wenig widerspruchsvoll. Nur eine Überlegung läßt einen Ausweg: Zwischen der Nennung Galfrids und dem Epilog von 1191 liegt ein Zeitraum von 10 Jahren[31]. Wir müssen annehmen, daß Map den Zwischenraum nicht gleichmäßig mit der Fortarbeit an seinen Aufzeichnungen ausgefüllt hat, sondern daß er 1191 rückblickend einer schon vor einigen Jahren abgeschlossenen Unternehmung gedenkt. Die Person Galfrids ist dabei seiner Aufmerksamkeit entglitten, seine Erinnerung berechtigt ihn — sei es, weil seine Bindungen zu Galfrid inzwischen gelöst sind, sei es gar, weil Galfrid von vornherein nur eine Fiktion war — nun zu einem Wechsel in der Dedikation seines Buches.

Diese Annahme bestimmt den weiteren Gang unserer Untersuchung. Danach bedürfen zwei Fragenbereiche der Aufklärung: 1. Nach einge-

---

[28] *De nug. cur.* IV, 5 S. 158 Z. 7 ff.

[29] *De nug. cur.* I, 25, S. 40—54. Aus nicht angegebenen Gründen hält auch *Hinton* S. 100 dieses Kapitel nicht für einen ursprünglichen Beitrag zu *De nugis.* Auffällig ist zunächst, daß es einem ebenso eingestellten Kapitel *De origine Cisterciensium* unmittelbar folgt, ja, daß es sogar einmal dessen Formulierungen wiederholt (vgl. S. 37 Z. 6—10 mit S. 41 Z. 9—18). Am Ende der Satire bemerkt Map: *Olfecerunt iam hunc Hebrei* (i. s. Sinn die Zisterzienser) *libellum, et me religionis persecutorem dicunt; vicia reprehendo, non mores, professores falsos, non ordinem bene institutum* ... (S. 53 Z. 16 ff.) und so verteidigt er in wenigen Sätzen nochmals seine Ausführungen. Der Umfang des Begriffes *libellus* deckt sich dabei offensichtlich nur mit dem Inhalt der vorausgegangenen Satire.

[30] *Hinton* S. 123.

[31] Vgl. oben Anm. 14.

streuten Zeitangaben ist die Schrift Maps zwischen 1181 und 1192 entstanden. Was läßt sich außer ihnen noch zur Datierung einzelner Abschnitte ausfindig machen? Gibt es innerhalb des Entstehungszeitraums Schwerpunktbildungen? 2. Die Prologe an Galfrid haben genug von Maps stolzem Gegenwartsbewußtsein gezeigt. Ihm entsprang letztlich die mit Galfrids Namen verbundene Darstellungsabsicht überhaupt. Wir müssen fragen, ob Map dieser Tendenz auch tatsächlich stets folgt.

*

Zunächst verspricht das 6. Kapitel der V. Distinktion interessante Aufschlüsse zur Datierung. Über seine Entstehungszeit weichen nämlich die Meinungen von James und Hinton weit voneinander ab. James fand in seinem Text[32] neben Zeitangaben lange nach Heinrichs II. Tod auch Anzeichen für eine frühere Niederschrift. Er macht ausdrücklich darauf aufmerksam, daß es in diesem Kapitel offenbar spätere Revisionen und Einfügungen gäbe[33]. Hinton verwirft diese Beobachtungen. Er meint, Map hätte hier den ursprünglichen Zweck seiner Niederschrift, das Lob der Gegenwart, vergessen, und findet mehr Kritik als Würdigung. Er „glaubt fest"[34], daß das 6. Kapitel als Ganzes erst etwa 1193 verfaßt wurde. Es gibt aber in diesem Kapitel einige von beiden nicht beachtete Aussagen, welche die Meinungsverschiedenheit eindeutig zugunsten der Vermutungen von James entscheiden.

Zu ihrer Beleuchtung geht man am besten von Folgendem aus[35]: Map erzählt S. 243 seiner Schrift von der Anwesenheit Heinrichs des Löwen am englischen Hof, während er eine Begebenheit bei der Weihnachtsfeier König Heinrichs zu Caën (1182/83) berichtet. Der Sachsenherzog sei hier gewesen, heißt es da, *tunc exul*. Das war er das erste Mal bis 1184. Vier Jahre später mußte er wieder in die Verbannung, er blieb dann in England bis 1190, 1195 starb er. Man muß annehmen, daß Map, falls der Löwe zur Zeit der Niederschrift schon wieder in England gewesen wäre,

---

[32] Das Kapitel folgt zunächst seiner Überschrift *De morte Willelmi Rufi regis Anglorum*, dann berichtet es von Heinrich I., der weitaus größere Teil bezieht sich aber auf Heinrich II. und seine Familie (ab S. 237). Nur in ihm kann man Unstimmigkeiten der Abfassungszeit beobachten, nur ihm gilt im folgenden unsere Aufmerksamkeit.

[33] *James* S. XXVII: *Dist. V was written ... partly in or after 1192. When I say „written" I mean „put into its present form". Allowance must be made for revision and for insertions of incidents later than the main body of the text. The remarks about Richard I. on pp. 241, 243 ... have some appearance of being insertions of this kind ...*

[34] *Hinton* S. 113 und 114.

[35] Der folgende Datierungsversuch ist meiner Münchner Dissertation entnommen „Die Schrift *De nugis curialium*, Studien zum Weltbild und zur geistigen Persönlichkeit Walter Maps", 1952 (Maschinenschrift).

dies bei der Gelegenheit in irgendeiner Form seinen Lesern gesagt hätte. Es wird sich rechtfertigen lassen, die Zeit zwischen 1188 und 1190, die zweite Verbannungszeit des Herzogs, dem *tunc exul* entsprechend von der ferneren Untersuchung auszuschließen. Also schreibt Map möglicherweise in der Zeit, nachdem der Verbannte das erste Mal wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, das heißt zwischen 1184 und 1188. Dagegen gibt es aber noch einen Einwand: Man kann sich vorstellen, er habe nach der zweiten Rückkehr Heinrichs des Löwen nach Deutschland geschrieben und sich nicht veranlaßt gesehen, die beiden Verbannungszeiten zu unterscheiden. Zur Entscheidung dieser Alternative muß die ganze Textstelle betrachtet werden:

Contigit autem quod multo preconatu festum diei natalis Domini proclamatum fuit apud Cadomum a domino rege fieri. Convenerunt ergo multitudo numerosa tam advenarum quam indigenarum quorum capitales erant rex et filius eius admirabilis ille rex Henricus et tertius Henricus Saxonie dux et Bavariae tunc exul gener nostri regis, comes Pictaviae Ricardus qui nunc regnat, dux Britonum frater eius Gaufridus et episcopi multi ...[36].

a) Es heißt im Text von Heinrich dem Löwen: *gener nostri regis* ... Diese Wortwahl läßt sich freilich den Umständen entsprechend erklären. Dennoch wirkte *noster rex* viel zutreffender, wenn man daran denken könnte, daß Heinrich II. zur Zeit der Niederschrift dieser Worte noch gelebt hätte.

b) Gaufrid, legitimer Sohn Heinrichs II. (von dem gleichnamigen illegitimen zu unterscheiden), starb noch zu Lebzeiten seines Vaters (1187). Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, daß Map dies unbekannt geblieben wäre. So wird man für die folgenden Beobachtungen festhalten müssen, daß hier ein Vermerk über seinen Tod fehlt.

c) 1183 im Juni, als der junge König Heinrich gestorben war, verglich ihn Map mit Absalom[37]. Er wird als hinreißende Persönlichkeit geschildert, doch habe er durch die Treulosigkeit gegen seinen Vater große Schuld auf sich geladen. Er starb verstockt mit haßerfülltem Herzen. Hier aber nennt ihn Map ohne jede Einschränkung *rex admirabilis*. Entweder hat er also sein Urteil von 1183 wieder geändert, oder er hat noch vor diesem Urteil seine Aufzeichnungen über das Weihnachtsfest zu Caën gemacht. Es fällt zudem wieder auf, daß, ganz wie bei Gaufrid, vom Tod des jungen Königs nichts gesagt ist.

d) Die Bemerkung *qui nunc regnat* nach dem Namen Richards sieht sehr nach einer Interpolierung aus: Andernfalls müßte man nämlich fast

---

[36] *De nug. cur.* V, 6 S. 243 Z. 12 ff.
[37] *De nug. cur.* IV, 1 S. 139 Z. 10 u. a.

erwarten, daß Richard dem Leser als König vorgestellt würde, der damals Graf von Poitou gewesen sei, also daß Map die gegenwärtige Würde, nicht die vergangene, in Apposition gestellt hätte.

e) Die Fragestellung wird durch eine fünfte Beobachtung entschieden: Die Erzählung von der Weihnachtsfeier zu Caën ist eingeleitet mit dem Abschluß des Berichtes über eine Hofaffäre, deren Handelnde 1173 einmal im Hofdienst des englischen Königs nachzuweisen sind: *Nos autem hoc comiter actum putavimus, sed nunc facetiora fiunt ut putant, quorum est nunc facere*[38]. Dies bezieht sich auf das Verhalten des Lordchamberlains zu Caën, und eine solche Einleitung zu dem Bericht aus dem Jahre 1182 kann nicht erst nach der zweiten Rückkehr Heinrichs des Löwen geschrieben worden sein. Denn es ist ganz unmöglich, ein mindestens acht Jahre zurückliegendes Ereignis von einem höchstens zwanzig Jahre vergangenem durch *nunc* abzuheben! Doch auch die Annahme, Map habe diese Erzählung zwischen den beiden Verbannungszeiten des Sachsenherzogs, also zwischen 1184 und 1188 geschrieben, befriedigt nun nicht mehr. Es bleibt daher gar nichts anderes übrig, als sich der oben aufgezählten Beobachtungen, besonders der unter Punkt c zu erinnern: Map hat seinen Bericht nach Weihnachten 1182/83, aber noch vor dem Tod des jungen Königs Heinrich im Juni 1183 geschrieben.

f) Nur die Bemerkung *tunc exul*, von der die Untersuchung ausging, bei Heinrich dem Löwen und das *qui nunc regnat* nach dem Namen Richards von Poitou stehen einer solchen Deutung noch im Wege. Sie tragen nach Stellung und Kürze den Charakter der Interpolierung. Sie können nur im Zuge einer späteren Umarbeitung des ganzen Kapitels diesem Abschnitt eingefügt worden sein. Nur für sie gilt dann auch die zweite Möglichkeit der oben gestellten Alternative, sie entstanden nach der endgültigen Rückkehr des Sachsenherzogs 1190 nach Deutschland.

An dieser Stelle ist es also gelungen, einen Abschnitt des Textes mit dem Jahr 1183 zu datieren. Zugleich wurden zwei nach 1190 in diesen Text eingefügte Bemerkungen faßbar. Also treffen die Vermutungen von James über spätere Einschübe und Revisionen in diesem Kapitel offensichtlich das Richtige. Aber zugleich wird deutlich, wie schwierig es ist, derartige Einschübe und Revisionen vom ursprünglichen Text abzusondern.

Indessen soll man die Intensität der späteren Umarbeitung auch nicht überschätzen. Der Text zeigt noch immer innerhalb geschlossener Absätze eine Gruppierung, welche bei etwas Geduld die unterschiedlichen Gestaltungen gut erkennen läßt.

---

[38] *De nug. cur.* V, 6 S. 242 Z. 30 f. Zur Jahreszahl 1173 vgl. die Quellenangabe in der englischen Ausgabe von *De nug. cur.* von *Tupper* und *Ogle*, S. 347.

a) Zunächst finden wir Ausführungen zum Lob Heinrichs II., die ihrer Form wegen wohl vor seinem Tode entstanden sein müssen:

(Rex autem Henricus secundus supradictus, multis clarus moribus et aliquantis obscurus viciis fuit.) Vicium est quod a matris sue doctrina, (ut predixi), contraxit; dispendiosus est in suorum negociis, unde fit ut antequam negocia eorum consequantur multi moriantur, aut ab ipso recedant tristes et vacui, fame cogente. Vicium aliud est, quod cum perhendinat, quod raro fit, non permittit se videri secundum vota bonorum, sed in interioribus clausis solis illis copiosus est, qui copia tanta videntur indigni. Vicium tercium est, quod quietis impaciens, fere dimidium Christianismi vexare non miseretur. In his tribus error eius; ceteris valde bonus est, et in omnibus amabilis. Non enim preter ipsum tante videtur mansuetudinis et affabilitatis. Quociens exit, arripitur a turbis et in loca distrahitur, et, quo non vult, impellitur (Jo. 21, 18), et, quod mirum est, singulos audit pacienter, et iniuratus ab omnibus tum clamoribus, tum tractibus et violentis impulsibus, inde nemini calumpniam facit aut ire similitudinem; cumque nimis angustiatur cum silencio fugit ad loca pacis. Nichil superbe, vel tumide facit; sobrius est, modestus et pius, fidelis et prudens, largus et victoriosus, et bonis honorificus[39].

Nach einem einleitenden Satz ist der Text also im Praesens gehalten. James knüpfte an diesen Umstand den Hinweis, daß er noch zu Lebzeiten Heinrichs II. verfaßt sein dürfte. Hinton hält dem entgegen, es handle sich um ein *praesens historicum*[40]. Sein Einwand ist jedoch nicht stichhaltig. Ein *praesens historicum* erwartet man bei lebhaft geschilderten Vorgängen, aber es paßt nicht zu dem statischen Moment, das einer Charakteristik innewohnt! Solcherart läßt sich also die Beobachtung von James nicht bagatellisieren. Vielmehr kann man sie durch einen Blick auf die folgenden Ausführungen Maps recht nachdrücklich unterstreichen: Unmittelbar an diesen Abschnitt schließt sich nämlich eine Kette von ganz planmäßig aufgebauten Anekdoten: Sie belegen Heinrichs II. Großzügigkeit, einen Schaden auf sich zu nehmen und wieder gutzumachen[41]; seine überlegene Milde, die sich auch im Unmut behauptet[42], ja, sogar den Zorn unterdrückt, der Gerechtigkeit wegen[43] und schließlich die Forderungen der Gerechtigkeit auch zurückstellt um Mitleid, um Barmherzigkeit zu üben[44]. Im ganzen bilden Charakteristik und Anekdoten einen geschlossenen Komplex zur Würdigung des Königs. Denn alles das

---

[39] *De nug. cur.* V, 6 S. 241 f. Z. 15 ff. (Die Klammern im Text habe ich gesetzt.)
[40] *James* S. XXVI, *Hinton* S. 114.
[41] *De nug. cur.* S. 242 Z. 4—11.
[42] *De nug. cur.* S. 242 Z. 12—30.
[43] *De nug. cur.* S. 242 Z. 31 — S. 246 Z. 6.
[44] *De nug. cur.* S. 246 Z. 7—14.

illustriert, was Map, wie oben zitiert, in ganz ausschließlicher Weise von ihm behauptete: *Non enim preter ipsum quisquam videtur tante mansuetudinis et affabilitatis.*

Eine dieser Anekdoten war es, die wir oben mit dem Jahr 1183 datiert hatten. Der Zusammenhang des Ganzen und die offenbar der späteren Überarbeitung entgangenen Verbformen im Praesens S. 241 machen es möglich, auch die Charakteristik Heinrichs II. in den gleichen Zeitraum zu verlegen.

Noch bleiben Unklarheiten: Der erste, von mir eingeklammerte Satz aus dem Zitat von S. 241 steht im Perfekt. Doch er entstand womöglich bei der späteren Überarbeitung, er führt nämlich den Gang der Darstellung nach einigen themafremden Zeilen, die aus dem Jahr 1192 berichten, wieder zu Heinrich II. zurück. Das ebenfalls eingeklammerte *ut predixi* im zweiten Satz des Zitats ist, wie unten gezeigt werden soll, mit Sicherheit späterer Zusatz.

Unentschieden muß freilich bleiben, ob die drei Vorwürfe schon ursprünglich den Aussagen über Heinrichs Leutseligkeit vorangesetzt waren oder ob da nicht eine recht sorgfältig formulierte Charakteristik des Königs voranging, die man jetzt auf S. 237 findet[45]. Sie rühmt ihn ganz uneingeschränkt und ihr planmäßig gegliederter Aufbau paßte recht gut anstelle des dreifachen Tadels. Doch sei diese Beobachtung nur angemerkt.

Wir haben jetzt einen Abschnitt des Kapitels V, 6 kennengelernt, in dem Map durchaus dem Programm folgt, das uns aus dem Prolog zu dieser Distinktion schon bekannt ist[46]. Es geht nun nicht nur um den Nachweis, daß Map mit den nach Heinrichs II. Tod geschriebenen Urteilen über ihn diese Tendenz ganz auffällig verläßt, sondern daß er überdies auch noch ganz andere Themen aufgreift, unter die Darlegungen über Heinrich II. einschiebt und dadurch den Gang der Erzählung ziemlich durcheinanderbringt.

b) Da sind S. 238[47] einige schlechte Lehren der Königinmutter Mathilde aufgezählt. Wir bemerkten schon, daß es S. 241 einen Rückverweis hierauf gibt. Aber er schafft keine echte Verbindung: Die Lehren Mathildes S. 238 haben nämlich nur auf den ersten der drei Tadel Bezug

---

[45] *De nug. cur.* S. 237 Z. 18 — S. 238 Z. 5. Man könnte meinen, daß erster und letzter Satz dieses Abschnittes bei der späteren Umarbeitung entstanden, wobei alles übrige ins Perfekt gesetzt wurde.

[46] Es ist wohl unnötig zu bemerken, wieweit *Hintons* Urteil über die drei Tadel in die Irre geht, das sie mit den Worten radikalisiert: (*Hinton* S. 115) *Henry II has his faults plainly set down along with his virtues.* Man vgl. hierzu nur *De nug. cur.* S. 241 Z. 25: *In his tribus error eius; ceteris valde bonus est et in omnibus amabilis.*

[47] *De nug. cur.* S. 238 Z. 6—16.

(weshalb auch James dort die Konjektur in *vicium unum* oder *primum* vorschlug!). Nun leitet S. 238 Map aber nicht nur einen Fehler Heinrichs II. vom schlechten Einfluß seiner Mutter her, sondern *fidenter omnia, quibus erat tediosus*[48]. Eine andere Unstimmigkeit läßt sich gleich noch in diesem *tediosus* erkennen: Am Abschluß der drei Tadel hieß es doch: *In his tribus error eius; ceteris valde bonus est et in omnibus amabilis.*

Später berichtet dann Map von Mathildes erstem Gemahl, Kaiser Heinrich V.[49], und verläßt damit die ursprüngliche Darstellung völlig. Datieren kann man die Ausführungen leider nicht.

c) Das ist hingegen leicht möglich bei einem Abschnitt über Heinrichs II. Bastardsohn Gaufrid (vom legitimen Prinzen zu unterscheiden), der sich ganz unvermittelt S. 238 zwischen die Aufzählung von Mathildes schlechten Lehren und dem Bericht über ihren ersten Gemahl einschiebt[50]. Gaufrid ist als Erzbischof von York genannt (ab 1191). Mit der Charakteristik Heinrichs II. hat dieser Abschnitt nichts zu tun, er bringt lediglich eine üble (übrigens sonst nirgends belegte) Nachrede über Gaufrid: Seine Mutter wird eine Dirne genannt und die Vaterschaft des Königs an ihrem Sohn bestritten! Nicht Heinrich, sondern die Abneigung gegen Gaufrid gaben Map den Anlaß zu diesen Zeilen. Dieser Abneigung läßt er einige Seiten später noch einmal freien Lauf[51]. Und hier sind wir bei einem Kuriosum innerhalb von *De nugis* angelangt. Map stellt sich hier das einzige Mal seinen Lesern mit Namen vor. Er erzählt dann einige Aktionen seiner spitzen Zunge gegen den verhaßten Gaufrid und bezeichnet sich dabei jedesmal in ungewöhnlicher Weise mit Map oder M. Nie sprach er vorher in der dritten Person von sich! Dadurch fällt diese Darstellung völlig aus dem Rahmen aller übrigen. Ein Rückverweis auf die erste Nennung Gaufrids auf S. 238 muß nicht unbedingt als ein Beweis für die gleiche Abfassungszeit gewertet werden[52].

d) Als Heinrich II. S. 237 zum ersten Mal in diesem Kapitel erwähnt wird, ist gleich von seiner unheilvollen Verbindung mit Eleonor, der früheren Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, die Rede. Map hätte diese Zeilen wegen ihres Wortlautes wohl nie zu Heinrichs II. Lebzeiten zu schreiben gewagt[53].

---

[48] *De nug. cur.* S. 238 Z. 15.
[49] *De nug. cur.* S. 238 Z. 26 — S. 240 Z. 17.
[50] *De nug. cur.* S. 238 Z. 17—25.
[51] *De nug. cur.* S. 246 Z. 15 — S. 248 Z. 19.
[52] Diesen Beweis hält aber *Hinton* S. 114 Anm. 1 unverständlicherweise ohne weiteres für gegeben.
[53] *De nug. cur.* S. 237 Z. 5—10: ... *in quem iniecit oculos incestos Alienor Francorum regina, Lodovici piissimi coniux, et iniustum machinata divorcium nupsit ei, cum tamen haberet in fama privata quod Gaufrido patri suo lectum Lodovici participasset. Presumitur autem inde quod eorum soboles „in excelsis suis“* (Cf. 1. Reg. 1, 18, 25) *intercepta devenit ad nichilum.*

Die nächsten sieben Zeilen bringen einen Rückblick auf Heinrichs II. Regierungszeit. Er wirkt überraschend, wenn man die oben zitierte positive Charakteristik des Königs vor Augen hat: Den elenden Untergang Heinrichs erklärt Map nun als ein Gottesurteil an ihm und seinen Söhnen für alles Unrecht, das Heinrich durch seine Verbindung mit Eleonor und „vielen anderen Verdruß“ an Ludwig VII. von Frankreich begangen hat.

e) Im Zusammenhang des ganzen hier betrachteten Abschnittes von S. 237 bis S. 248 bleibt nun nur noch eine Lücke: Die Anekdote über Heinrichs Freigiebigkeit, jene Eigenschaft, die ihn schon im Prolog zur V. Distinktion auszeichnete und die auch in seiner Charakteristik erwähnt ist. Man erwartete, auch diese Anekdote in der Reihe der anderen ab S. 242 zu finden und im Rahmen des planmäßig gesteigerten Aufbaues dieser Reihe von der Großzügigkeit bis zur Barmherzigkeit gebührte ihr der unterste Platz. Augenscheinlich ist sie also aus ihrem früheren Zusammenhang gerissen worden und erlitt deshalb — doch nur am Anfang und am Ende — Veränderungen. Anfangs wurde nämlich nun eine Überleitung nötig, *(Sed ut ad materiam unde digressus sum, id est ad regem Henricum secundum revertar* ...[54]) und an das Ende sind einige Bemerkungen geraten, die ganz den Charakter von Randglossen tragen: Sie beziehen sich nicht mehr auf den Helden der Anekdote, Heinrich II., sie verlassen die Szenerie, den Hof Philipps II. von Frankreich, und berichten von Ereignissen im Heiligen Land bis zum Jahr 1192. Sie bringen gedrängtes Tatsachenmaterial, das ein Ereignis der Anekdote weiter verfolgt, und schließen wie aus der Rückerinnerung an die breiter erzählte Handlung der Anekdote an[55].

Zusammenfassend läßt sich sagen: Map hat in dem hier betrachteten Abschnitt des Kapitels V, 6 (einem Anhaltspunkt entsprechend im Jahr 1183), eine Charakteristik König Heinrichs II. unternommen. Danach aber, zwischen Heinrichs II. Tod 1189 und dem Jahr 1192, hat er noch

---

[54] *De nug. cur.* S. 240 Z. 17.

[55] Die Anekdote schließt: (S. 241, Z. 2 ff.) *Rex autem Francie, quasi sagitta subita percussus, et omnes principes eius obmutuerunt; nec ipse rex nec aliorum aliquis tanto verborum audito culmine quicquam promittere sunt ausi.* (Heinrich II. hatte bei Tisch mit wenigen Worten dem Bischof von Akkon 60 000 Silbermark für das Heilige Land zugesagt. Die Unterredung des Bischofs mit dem König fand nach Ralph de Diceto II, 10 im April 1182 statt, vgl. Tupper und Ogle, S. 347.) Nun folgen die vermutlichen Zusätze: *Hec autem facta sunt apud Silvanectum. Has LX ml. marcas episcopus ille Acre, que prius Acharon dicebatur, tulit ad Sur, que prius fuerat Siria. Nam antequam venisset, capta fuit Jerusalem et Acra, et his marcis defensa fuit Sur et residuum terre Ierusalem per manum Bonefacii marchionis de Monteferrato* (in Wirklichkeit Konrad v. M.), *quem post presentibus Philippo rege Francorum et Ricardo Anglorum duo Hassasisi occiderunt in foro exercitus eorum, quos rex Ricardus statim fecit in frusta concidi. Dicunt Franci quod ipse Ricardus fecit hoc fieri per invidiam, et quod procuravit mortem Bonefacii* (1192).

einiges über Eleonor, Mathilde und den Bastard Gaufrid hinzugefügt und vielleicht an eine Anekdote, die schon früher geschrieben war, Reminiszenzen späterer Entwicklungen (womöglich als Randglossen) geknüpft. Außerdem erlitt das Urteil über Heinrich II. durch einige Sätze recht merkliche Veränderungen.

Durch diese Einschübe entstand ein Nebeneinander von Aussagen, die durch auffällig viele Rückverweise verbunden werden mußten. Auch hierin kann man ein Anzeichen für die Flüchtigkeit der Überarbeitung sehen, die fertige Blöcke durch einige Worte miteinander verbinden wollte [56].

Alle diese Beobachtungen lassen sich dem Urteil Hintons entgegenhalten, daß Map das ganze Kapitel V, 6 in einem Zuge nach 1192 verfaßt habe und ihm dabei die Absicht des Prologs V, 1, die Schilderung berühmter Könige seiner Zeit, nicht mehr im Gedächtnis gewesen sei [57].

*

Sollte diese Erkenntnis beispielhaft sein? Gibt es auch im übrigen Text von *De nugis* ursprüngliche Niederschriften und spätere Zusätze?

Diese Frage, einmal grundsätzlich erhoben, läßt sich verhältnismäßig leicht klären. Schon Hinton fand in der nach ihm 1181 verfaßten Satire auf das Hofleben (Dist. I, Kap. 1—12) eine nach 1189 eingeschobene Stelle. Darin wird nämlich König Heinrich II. wegen seiner Jagdleidenschaft ein Tadel *post mortem suam* erteilt [58].

Einen zweiten Einschub hat Hinton ebenfalls schon erkannt. Er stellte fest, daß der bewußte *Epilogus* von 1191 innerhalb seines eigenen Kapitels IV, 2 nur etwa zwei Drittel ausfülle [59].

Das Kapitel I, 15, eine Klage über den Verlust Jerusalems 1187, bezeichnete Hinton als „allen anderen Kapitel von *De nugis* unähnlich in seiner Eigenart“ [60]. Er fand auch keine gedanklichen Beziehungen, keinen Übergang zwischen ihm und den anderen Kapiteln. Man kann sich seinem Urteil anschließen und die Ausführungen, obwohl sie ein Kapitel vollständig ausfüllen, doch als einen Fremdkörper innerhalb der auf An-

---

[56] Vgl. die Rückverweise *De nug. cur.* S. 237 Z. 11, S. 238 Z. 26, S. 240 Z. 18, S. 241 Z. 15, S. 246 Z. 15 und Z. 20. Ohne Rückverweis blieb dagegen — auch das spricht für die Flüchtigkeit der Überarbeitung — eine ihrer Art nach auffällige Wiederholung von Heinrichs II. Reiselust S. 237 Z. 30 f. und S. 241 Z. 23 f.

[57] *Hinton* S. 115: *When Map wrote this Fragment, he had forgotten the purpose that animated him in writing Fragments XV* (d. h. V, 1 und 2) *and XVIII* (d. h. V, 5).

[58] *Hinton* S. 97. *De nug. cur.* I, 9 S. 5 Z. 19 (ab: *Hos Hugo* ...) bis S. 6 Z. 2.

[59] Vgl. oben Anm. 30. *De nug. cur.* S. 140 Z. 26 — S. 142 Z. 12 (bis: ... *priusquam videant).*

[60] *Hinton* S. 100 ... *dissimilar in character to all the other chapters of D. n. c*

regung Galfrids verfolgten, ganz anders gerichteten Tendenz bezeichnen.

Einen anderen, doch für unseren Zusammenhang weniger wichtigen Einschub im Kapitel I, 20 hat Hinton übersehen [61]. Im Kapitel V, 3 gelten die ersten Zeilen nicht dem in der Überschrift angekündigten Thema, sondern bringen das Fragment einer Spekulation über die Jahreszahlen welterschütternder Ereignisse, als letztes den Verlust Jerusalems 1187 [62].

Überblicken wir die gewonnenen Erkenntnisse: Wir hatten jene Datierungsversuche Hintons anerkannt, nach welchen der Anfang der Niederschrift im Jahr 1181, ein ziemlicher Teil um 1182 entstanden sein soll [63]. In diesem Zusammenhang wurde der Name Galfrid genannt. Wir hatten sodann die Prologe III, 1 und V, 1 auf den gleichen Adressaten bezogen, sein Name war von Map offenbar als noch in der Erinnerung gegenwärtig vorausgesetzt worden. Programmatische Ausführungen hierbei halten eine Darstellungsabsicht zusammen, die beinahe das ganze Buch umfaßt. Es läßt sich nun diesem Umstand noch hinzufügen, daß die verstreuten Zeitangaben in diesem Bereich höchstens ein einzigesmal das Jahr 1185 als *terminus post quem* für die Niederschrift eines Kapitels vermuten lassen, doch auch hierfür ist 1183 noch annehmbar [64]. Alle anderen Zeitangaben hindern jedoch nicht daran, den von Hinton datierten Kern mit der Galfrid zuliebe verfolgten Darstellungsabsicht zeitlich in Verbindung zu bringen und die Entstehung des Großteiles von *De nugis* in oder um die Zeit von 1181—1183 zu verlegen.

In V, 6 sonderten wir eine 1183 verfaßte, der Tendenz des Prologs V, 1 folgende Charakteristik Heinrichs II. von Einschüben, die zwischen 1189 und 1192 geschrieben wurden und vom ursprünglichen Lob des Königs teilweise weit entfernt sind. Diese Beobachtung setzten wir an Textstellen in anderen Kapiteln fort, die sich schon nach ihrem formalen Charakter als Einschübe auswiesen. Sie sind zwischen 1187 und 1191 datierbar und lassen sich deshalb auch zeitlich dem Großteil von *De nugis* gegenüberstellen. Sie umfassen insgesamt nur wenige Seiten.

Alles, was sich danach zur Vertiefung dieses Bildes vom Entstehungsplan der Schrift Maps vorbringen läßt, gipfelt in der Beobachtung, daß

---

[61] Ab S. 30 Z. 11. Map verdammt im folgenden die Ordensidee der Templer, ja das ganze militante Christentum. Das hat er vordem nie getan, sondern nur die wachsende Habsucht des Ordens getadelt (vgl. I, 19, S. 29 Z. 9 ff. und hier I, 20, S. 30 Z. 11 — S. 31 Z. 16). Auch stilistisch ist bei S. 30 Z. 11 offenbar eine Bruchstelle.

[62] *De nug. cur.* V, 3 S. 206 Z. 10 — S. 207 Z. 3.

[63] Vgl. oben Anm. 14.

[64] *De nug. cur.* II, 18, S. 85 ff. Es werden Ereignisse von 1183 berichtet. *James*, S. XXVV und nach ihm *Hinton* S. 105 hielten eine Abfassungszeit nach dem Tod Lucius III. für möglich, weil im Text S. 86 Z. 14 die Bemerkung steht: *usque ad tempora Lucii pape, qui Alexandro pape tercio successit.*

Map nach 1187 eine Darstellungsabsicht verfolgt, der man eine gewisse Ausschließlichkeit zutrauen kann:

Die Ausführungen in Kapitel I, 15 und V, 3 knüpfen sich an die Niederlagen gegen Saladin im Heiligen Land. In V, 3 sind die Jahreszahlen 1066 (Eroberung Englands), 1099 (Befreiung Jerusalems) und 1187 (Verlust Jerusalems) nebeneinandergestellt, wahrscheinlich wollte Map damit 33 und 88 als magische Zahlen erweisen. I, 15 ist unter dem niederschmetternden Eindruck der Nachricht vom Fall Jerusalems geschrieben. Map sieht seine Zeit ohnmächtig der Herrschaft der Dämonen ausgeliefert. Das Ende der Welt scheint ihm nahe. Nur das Gebet kann noch Hilfe bringen, nur der Himmel noch Zuflucht. Sinnlos ist der Kampf um das irdische Jerusalem. *Sed quis huius infinite miserie finis, quod quorum vincula dirrumpi permisit Dominus effrontes et effrenati demones totum sibi quod honestatis, quod boni, quod Dei, per suos appropriaverunt vel delerunt; quod ignominie, quod malicie, quod suum extulerunt, et in summa ibi pace stabilissimo sancxerunt obtentu, sic autem ut iam 'fiat voluntas eorum sicut in' inferno 'sic et in terra'* (cf. Mt. 6, 10) . . . '*Moti sunt*' *hinc multorum* '*pedes, et effusi gressus*' (Ps. 72, 2) *plurimorum, non attendencium quod non est hinc vel hic nostra Ierusalem. Nos autem non sic; sed qui 'futuram inquirimus'*, (Ps. 1, 4; Heb. 13, 14) *quo manifestior nobis est mundi vilitas et maior attricio, magis hinc ad illam properemus, et sit melior ad futura spes et a cura terre liberior*[65].

Zugleich weist Map darauf hin, daß die Tierwelt, durch die *racio irracionalium* gelenkt, die rechte Ordnung gewahrt hat und sich in einfacher Lebensweise, mit Gras, Blättern und Wasser, unverändert durch die Zeiten erhielt. Wiewohl uns Gott in den Tieren eine *formam instruccionis* geschaffen hat, sind wir unfähig, uns von den Wünschen des Fleisches zu lösen, *que nos cum complicibus suis demonibus et mundo sic infatuavit, ut precepta Christi non teneamus ad vitam eternam, nec aforismos Ypocratis ad temporalem*[66].

Die Kapitel I, 9 und V, 6 tragen Tadel gegen den vor seinem Tode nur lobend genannten König Heinrich II. vor. In V, 6 ist sein Ende sogar, wie oben ausgeführt, als Gottesurteil für das Unrecht angesehen, das er Ludwig VII. von Frankreich zugefügt habe. In IV, 2 begegnen wir wieder jener skeptischen Gegenwartsbeurteilung von I, 15. Nun ist aber nicht der Verlust Jerusalems, sondern der Tod Heinrichs II. ihr Anlaß. Seither sind, wie Map sagt, zwei Jahre vergangen und das Unrecht, das er im Zaun zu halten wußte, ist nun unverhüllt überall zutage getreten. Wieder glaubt er an sicheren Anzeichen zu erkennen, daß die Welt mit

[65] *De nug. cur.* S. 23 Z. 5—17.
[66] *De nug. cur.* S. 24 Z. 16 f.

Gottes Erlaubnis dem Teufel überliefert sei: . . . *Quiete dico recte quidem, si quies est certis indiciis agnoscere tenebrarum absolucionem, et permittente Domino, qui foras eum ad vincula misit, regnum ipsius omnibus dominari. Dati sumus illi cui cessit facultas et caro beati Job,... Scrutatur et evertit orbem 'antiquus ille dierum'* (Dan. 7, 9), *omnium corda possidet et obtentu mundi gloriatur; prevaricator serpens spiris omnia cingit, aut nichil aut modicum extra relictum est*[67].

Sogar der Kunst kann man in dieser entarteten Zeit nicht mehr dienen, *quia cum orbe mutati sunt Muse, et iam non oportet ab antris earum loqui, nec in regulis arcium artari . . . Quidlibet ut libet agimus, et non est disctinccio virtutis et vicii. Redeat Cato, revertatur Numa, Fabii reddantur . . . id agetur quod agitur. Nam ubi nichil humanitatis, non utetur sapiencia Cato, Numa iusticia, Fabius innocencia . . . Si Neronem, si Vitellium, si Catelinam suscites, se reperient inmaniores plurimos*[68].

Wo ist nun der Stolz auf die Gegenwart, der Ärger über die einseitige Verherrlichung der Antike? Affen, nicht Männern hatte Map diese ungerechte Vorliebe vordem einmal zugeschrieben[69]. Er hatte anderswo sich beklagt, *nescio quo zelo ductis vel conductis nobis nostra viluerunt tempora quasi ferrea; placuerunt antiqua velut auro lucencia*[70]. Im gleichen Sinn hatte er vornehmlich die Meinung vertreten, daß nur die rechten Dichter fehlten, um die ruhmwürdigen Ereignisse seiner Zeit den antiken Epen ebenbürtig zu fassen, und Geschehnisse wußte er zu berichten, *stilo dignum Homeri*[71].

Die wenigen nach 1187 datierbaren Aufzeichnungen von *De nugis* zeigten statt dessen sämtlich einen mehr oder minder ausgeprägten Gegenwartspessimismus. Ihre Äußerungen knüpfen sich entweder an den Verlust Jerusalems oder an den Tod Heinrichs II. Map folgte, soweit datierbar, vor 1187 Gedankengängen einer zeigenössischen „humanistischen“ Prägung, unter anderem durch das Bekenntnis, daß zu jeder Zeit Gutes und Böses geschähe, wie die alte Geschichte beweise[72]. Dann aber sieht er

---

[67] *De nug. cur.* S. 141 Z. 11 ff. Hierbei darf ich auf einen (leider nicht den einzigen) sinnentstellenden Fehler in der Übersetzung von *Tupper* und *Ogle* S. 181 Z. 8 ff. aufmerksam machen. Map sagt: „In Ruhe sage ich wenigstens mit Recht, wenn es Ruhe ist, an sicheren Zeichen die Vollständigkeit der Finsternis zu erkennen und, durch die Erlaubnis Gottes, der ihn in Fesseln verstieß, dessen (nämlich des Teufels!) Regiment alles lenken zu sehen ...“ Bei *Tupper* und *Ogle* steht hierfür: *In quiet I say correctly, if it be quiet to recognize, by certain proofs, one's escape from the prince of darkness and to rule, in every wise, the kingdom of one's own soul, with the consent of the Lord, who has driven the devil forth to bondage ...*

[68] *De nug. cur.* S. 141 Z. 23 ff.

[69] *De nug. cur.* IV, 5 S. 158 Z. 19 f.

[70] *De nug. cur.* I, 31 S. 61 Z. 19.

[71] *De nug. cur.* V, 2 S. 205 Z. 19.

[72] *De nug. cur.* I, 31 S. 61 Z. 23 ff.; IV, 5 S. 158 Z. 21 f.; V, 1 S. 203 Z. 1 ff.

in den Niederlagen gegen Saladin eine Strafe Gottes für die entartete Welt (I, 15), im unheilvollen Tod Heinrichs II. ein Gottesurteil (V, 6), in der wirren Folgezeit eine Bestätigung seines düsteren Weltaspekts. Mit *certis indiciis* vermag er die Nähe seiner Zeit am Abgrund zu erkennen (IV, 2). In seinem ganzen übrigen Buch gibt es nur noch eine pessimistische Äußerung. Sie ist nicht datierbar. Einige Umstände legen aber doch recht nahe, sie ebenfalls für eine spätere Einfügung in ihr Kapitel anzusehen [73].

*

Halten wir vor dem Urteil über diese Erscheinung noch einmal inne! Unsere Bemühungen um Darstellungsabsicht und Abfassungszeiten von *De nugis* blieben unvollständig. Nicht jedes Kapitel ließ sich datieren. Können wir den beiden vorgeführten Gruppierungen, der Hauptmasse der Niederschrift um den Namen Galfrids und der wenigen pessimistischen Aufzeichnungen nach 1187 mit Ausschließlichkeit vertrauen? Sind wir nun wirklich zu dem Schluß berechtigt, daß Map nach 1187 nur mehr pessimistische Ergänzungen in seine Aufzeichnungen einflocht?

Der Text enthält keine Gegenargumente. Die Verteilung der auftauchenden oder ermittelten Zeitangaben läßt sich wohl nicht mit dem Zufall erklären. Die persönlichen Bindungen Maps an Heinrich II. vermögen uns aber die Erschütterung begreiflich zu machen, die ihn über dem Ende seines Herrn ergriff, sie können nahelegen, daß Map in einen Anschauungswandel verfiel, nach welchem er die weltfreudige erste Darstellungsabsicht nicht mehr aufgreifen wollte, sie können erläutern, wie nachhaltig die oben zitierten pessimistischen Gedanken auf ihn selbst zurückwirkten. Wir begegnen da einem Phänomen, wie es auch aus der Gedankenwelt anderer mittelalterlicher Autoren seit längerem bekannt ist.

Die Wurzel der Wandlung Maps liegt in jenem unheilvollen Jahr, als der letzte Akt, das tragische Ende der Regierungszeit Heinrichs II.

---

[73] In I, 1 wird in einer Abschweifung vom Thema die Entartung der Menschen vor allen anderen Lebewesen festgestellt (S. 2 Z. 20 — S. 3 Z. 28) und damit erklärt, daß sich seit dem Sündenfall das Lebensalter der Menschen ständig verkürze. *Immo statim, postquam inceperimus sapere, mori cogimur aut desipere* (S. 3 Z. 1 f.). Und wie Map in I, 15 die Nahrung der Tiere — Gras und Blätter — als Vorbild der einfachen Lebensweise zeigte, welche vor Entartung bewahre, so weiß er in I, 1 zu berichten, daß die Menschen vor der Gewohnheit, Fleisch zu essen, mit allen Tieren so vertraut waren, wie jetzt nur mehr mit den Hunden. Und ähnlich wie vordem aus I, 15 und IV, 2 zitiert, heißt es: *Multo desolacius dolendum nobis est quod stantibus universis soli demones et nos cecidimus, quod seductores nostros habemus socios ... et ex imitacione primi pessimi / facti sumus*, Ergänzung v. James (S. 3 Z. 7—10.) Zur Höflingssatire, in welche diese Ausführungen durch eine Schlußbemerkung eingefügt sind, passen sie eigentlich nicht. *(De curia nobis origo sermonis, et quo iam devenit?* ... S. 3 Z. 29 ff.) In ihrem ersten Entwurf V, 7 fehlen sie.

anhub. „Die entscheidenden Kämpfe begannen seit 1187, als es dem französischen König . . . gelang, den dritten Sohn, Richard Löwenherz, in seine Netze zu ziehen. Angriff, Verheerung, Eroberung, Verhandlung, Wechsel . . ." [74]. Währenddem erreichte Map die Nachricht vom Verlust Jerusalems, des Faustpfands mühseliger, im Namen Gottes geführter Kreuzfahrten. 1189 schließlich wird der König, „so krank, daß er kaum noch ein Pferd besteigen konnte" [75], von seinem Sohn Richard endgültig geschlagen. „Leidenschaftliche Äußerungen ohnmächtigen Hasses und verzweifelter Auflehnung gegen sein Schicksal werden von Heinrich bis in seine letzten Tage hinein berichtet . . . Daß die Liste der mit seinem Feinde verräterisch verbündeten Großen . . . auch noch mit dem Namen seines jüngsten und am meisten geliebten Sohnes begann, gab dem Schwerkranken den Todesstreich" [76]. Das bedeutete für Map den Rücktritt aus dem Hofleben. Aber diese äußere Umstellung war zunächst überschattet von der Trauer über den Untergang seines Herrn: . . . *verumptamen, audita morte domini mei predicti regis, post biennium exequiarium exinanitus lacrimis, ad puteal exsurgo, lucrum inestimabile nunc primum videns quod a curia liber sum . . .* [77].

*

Materiam mihi tam copiosam eligis! Dies oder jenes Kapitel birgt vielleicht noch eine Denksportaufgabe. Aber sie bliebe wahrscheinlich Selbstzweck. Unsere Überlegungen vermögen statt dessen, die geistige Persönlichkeit Walter Maps ein wenig zu erhellen. Erst als spätere pessimistische Zusätze werden einige Textstellen in *De nugis* verständlich und manche sonderbare Unstimmigkeit ihrer Gegenwartsbeurteilung geklärt. Wir blicken auf ein Problem, das Map nach äußeren Anstößen tief bewegt hat und erkennen erst jetzt jene mindeste Konsequenz in seinen Gedankengängen, ohne die sein Bild — wie noch manches andere mittelalterliche Autorenporträt — eigentlich doch nur in unverstandener, maskenhafter Unbestimmtheit verschwimmt.

---

[74] *Hampe* a. a. O., S. 294 f.
[75] *W. E. Lunt,* History of England, New York u. London 1945 ^{3} S. 125.
[76] *Hampe* S. 295.
[77] *De nug. cur.* IV, 2 S. 141 Z. 4 ff.

Die Frau in der Publizistik der Reformation

von Robert Stupperich

I

In der reichen Literatur über die deutsche Reformationsgeschichte ist von dem Anteil der Frau kaum irgendwo die Rede. Selbst die großen Darstellungen finden keine Gelegenheit, ihrer im Zusammenhang zu erwähnen[1]. Es werden nur einzelne Frauen bisweilen mit Namen genannt, ohne daß von ihrer Arbeit und Bedeutung näher gehandelt wird. Unter diesen wenigen befinden sich erklärlicherweise meist die Frauen der Reformatoren. Sogar der weitere Kreis der publizistisch tätigen Frauen bleibt ungenannt. Selbst die Darstellungen der Geschichte der christlichen Liebestätigkeit[2] oder des evangelischen Pfarrhauses[3] wissen ebensowenig über die Bedeutung der Frau für die große Zeit der Reformation auszusagen.

Dabei wird man sagen können, daß das neue Lebensgefühl, das in diesem Zeitalter die Menschen zu erfüllen beginnt, insbesondere einen Wandel in der bisherigen Auffassung der Frau heraufführen und damit den Frauen selbst andere Möglichkeiten bieten mußte, am Geschehen der Zeit mitzuwirken und tatkräftig die religiösen Kräfte bei der Gestaltung sozialer und kultureller Aufgaben zur Auswirkung zu bringen.

Der Mangel an Vorarbeiten verbietet es, gleich in voller Breite eine Darstellung zu versuchen. Es kommt zunächst noch darauf an, das vorhandene Material aus den Entscheidungsjahren der Reformation zu sammeln und zu sichten[4]. Vermutlich wird noch manches Stück, besonders was Flugschriften anlangt, sich finden lassen, aus dem der Anteil der

---

[1] Eine Ausnahme macht das neue Buch von *H. J. Grimm,* The Reformation Era, New York 1954, S. 160.

[2] Vgl. das ältere Werk von *Gerhard Uhlhorn,* Die christliche Liebestätigkeit, ²1895 und das dieses Buch nur teilweise ersetzende Sammelwerk, „Das diakonische Amt der Kirche", hrsg. von *H. Krimm,* Stuttgart 1953.

[3] Dafür liegen nur völlig veraltete Darstellungen vor: z. B. *W. Baur,* Das deutsche ev. Pfarrhaus, Bremen ⁵1902, S. 64 ff.; *Ed. Meuß,* Lebensbild des ev. Pfarrhauses, Bielefeld/Leipzig² 1884, S. 13 ff.; *Herm. Werdermann,* Der ev. Pfarrer in Gesch. u. Gegenwart, 1925.

[4] Bereits vor 50 Jahren hatte *Th. Kolde* auf diese Aufgabe hingewiesen: „Es wäre eine nicht uninteressante Aufgabe, den Anfängen der weiblichen Schriftstellerei in der Reformationszeit weiter nachzugehen", Beitr. z. bair. KG 11 (1905) S. 70 Anm. 1. Kolde wies dabei auf einige Schriften hin, die dafür zu beachten wären. Anscheinend erschien aber das Thema nicht wichtig genug, um behandelt zu werden.

Frauen an der Publizistik jener aufgerührten Zeit sich wird deutlicher feststellen lassen. Einige Schriften dieser Art, die dem Verfasser beim Suchen nach anderen Materialien in die Hände fielen, werden nachstehend verwertet. Auch inhaltlich ist diese Gattung reformationsgeschichtlichen Schrifttums einer näheren Charakterisierung zu unterziehen, um über die bekannten Tatsachen hinaus den Anteil der Frau an Wort, Lied und Schrift der Reformation festzustellen und dementsprechend dem Wirken der Frau an der Wende zur Neuzeit gerecht zu werden.

Im Beginn der Reformationszeit müssen wir in Deutschland mit der Lage rechnen, daß abgesehen von den höchsten Ständen, der Fürstlichkeit und dem Adel, die Frau noch immer aus der Öffentlichkeit verbannt war. Sie gehörte ins Haus. Das häusliche Leben trug durch seine Abgeschlossenheit weiterhin auch Züge des Klösterlichen an sich. Wenn auch einzelne Bürgerfamilien, vor allem in den großen Reichsstädten, den Zuschnitt ihres Lebens zu ändern begannen und die Frauenwelt an dem festlichen Geschehen der Heimatstadt beteiligten, so war für die Gesamtheit des Volkes eine Änderung der alten Zustände noch nicht eingeleitet[5].

Die Hammerschläge des Thesenanschlages vom 31. 10. 1517 kündeten auch hier eine neue Zeit an. Die Predigt des Evangeliums erweckte nicht nur in Wittenberg, sondern auch anderwärts die versammelte Gemeinde der Männer wie der Frauen[6]. Altüberkommene Bräuche und Gewohnheiten wurden allmählich abgetan. Von der neuen Verkündigung her mußte eine neue Bewegung ausgehen und auch die Frauenwelt erfassen, um ihr eine neue Welt zu erschließen und neue Anschauungen zu vermitteln.

In der Hauptsache wurde die Erkenntnis des Evangeliums aus der Predigt gewonnen, denn die Kunst des Lesens war bei Frauen und Mädchen außerhalb der Klöster noch selten. Erst bei der Durchführung der Reformation ist dafür gesorgt worden, daß auch Mädchenschulen allenthalben eingerichtet und der Frauenwelt damit der Zugang zum Reichtum der Bibel eröffnet wurde. Manche Frauen werden als Erwachsene sich diese Kunst angeeignet haben. Daß es viele nicht leicht fanden, die Bibel täglich zu lesen, erfahren wir von Luthers Käthe, der der Reformator eine Belohnung aussetzen mußte, wenn sie in einem hal-

---

[5] Vgl. *K. Bücher*, Die Frauenfrage im M.A., [2]1910; *W. Andreas*, Deutschland vor der Reformation, [5]1948, S. 394 f.; *J. Hashagen*, Kulturgeschichte des Mittelalters, 1950, S. 469; *E. v. d. Goltz*, Die Frau in der christl. Kirche, [2]1914.

[6] Vgl. *Kurt Uhrig*, Der Bauer in der Publizistik der Reformation bis zum Ausgang des Bauernkrieges, Arch. f. Ref.gesch. 33 (1936), S. 70 ff.

ben Jahr durch die ganze Bibel hindurchkäme[7]. Das Quantum des Gelesenen machte es freilich nicht. An den entscheidenden Kern zu kommen, das Wort von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott zu erfassen, das war das Ziel. Daraus ergab sich die Freiheit von den erzwungenen Werken, von der mönchischen Haltung und vom Mönchtum als dem vollkommenen Stande. Daraus folgte erst recht die freie und ungezwungene Beugung vor Gott und der willige Dienst an dem Nächsten. Diese Verkündigung nahm die Frauenwelt in ihrer gedrückten Lage gern und freudig auf. In der Kraft des eigenen Glaubens suchte sie zu leben und zu wirken.

Es darf dabei keineswegs übersehen werden, daß gerade die neue Beschäftigung mit der Bibel den Menschen jener Tage auch ein neues Verhältnis zur Frau vermittelte. Es konnte nicht dabei bleiben, daß sie wie bisher verachtet oder gefürchtet wurde. Nun erschien sie nicht mehr in der Verzerrung als Verführerin oder gar Verkörperung des Bösen. Sie wurde geachtet als Gottes Geschöpf, das dazu noch einer besonderen Ehre teilhaftig geworden ist. Luther war es, der auf diese Ehre der Frau immer wieder hinwies und sich nicht genug tun konnte, diese zu betonen. Die Frau ist von Gott bestimmt, Quelle aller lebenden Menschen zu sein. Auch wenn sie ein schwaches und zartes Geschöpf ist, diese Bestimmung bleibt ihr. Auch wenn sie nur geringe Tätigkeit im Hause ausübt, so dient sie doch Gott darin. Ihr frommes Beispiel liebt Luther hervorzuheben; wenn sie auch nur die Stube fegt, so kann das Kehren doch ein Gottesdienst sein. In ihrer Herzensfrömmigkeit wirkt sie auf ihre Umwelt, auf Kinder und Gesinde. Und das ist ein großes Werk vor Gott.

Es ist naheliegend, daß diese Gedanken, die Luther in seinen Schriften wie in seinen Predigten entwickelte, auf die Frauenwelt ohne Unterschied des Standes einwirkten. In der großen Anhängerschaft, die sich schon in den entscheidenden Jahren um 1520 um Luther sammelte, machten die Frauen keinen ganz geringen Teil aus. Es befanden sich unter ihnen fürstliche Frauen und schlichte Wittenberger Mägde. Solchen, die ihn nicht in seinen Predigten hören konnten, schrieb er wohl auf ihre Bitten. Der verwitweten Herzogin Margarete von Braunschweig-Lüneburg, einer Tochter des Grafen Konrad von Rietberg, schrieb er 1519 sogar seinen „Sermon von dem Sacrament der Buße“ zu. In der Vorrede rühmt Luther an der Herzogin die „Andacht zu der heiligen Schrifft“; eigentlich brauchte er ihr für ihre christliche Erkenntnis nicht viel zu sagen, „da Christus bey E. F. G. mir gar lang und weyt zuvorkommen sey“. Dennoch habe er sich bestimmen lassen, ihr seine Betrachtungen über Buße, Taufe und

[7] WA Br. 7, 317.

Abendmahl zu widmen, da es offenbar sei, wie durch Menschenlehre „die heiligen sacrament unß bedeckt und entzogen seien“ [8].

Wie sich einzelne Fürstinnen die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens in kurzer Form von einem ihnen bekannten Theologen haben aufschreiben lassen (vgl. Bugenhagens „Christlicher Sendprief an Frau Anna geb. Herzogin von Stettin in Pommern, die Summa der Seligkeit aus der Heiligen Schrift enthaltend“), so haben sich auch einzelne Vertreterinnen anderer Stände in ähnlicher Weise ihre christlichen Pflichten durch einen besonderen Traktat einprägen lassen. Auch Luthers Schrift „An den christlichen Adel“ kam dem erstarkten ständischen Bewußtsein entgegen. Nur so läßt es sich erklären, daß neben den Katechismen und den für die Pfarrer bestimmten Lehrschriften in dieser Zeit auch für andere Stände ähnliche Unterweisungen in kurzer Form herausgegeben wurden. Hier handelt es sich nicht um Muster und Vorlagen für den Unterricht, sondern in der Hauptsache um das Bestreben, sich im christlichen Stande innerhalb dieser Welt zu behaupten. Wie Luthers Schrift an den Adel, so fanden nachher ähnliche Traktate für andere Stände weiteste Verbreitung [9]. Im Rheinland entstand das „Handbüchlein des evangelischen Bürgers“, das hauptsächlich in der ihm von Johann Meinertzhagen gegebenen Fassung von 1544 viel gelesen wurde [10]. Auch andere Schriften dieser Art sollten für die Durchsetzung der Reformation in verschiedenen deutschen Landesteilen und insbesondere in einzelnen Ständen große Bedeutung haben.

Eine besonders auffallende Erscheinung zu Beginn der Reformationszeit ist es, daß die Frauen in der Publizistik dieser Jahre so nachdrücklich angeredet wurden. Unter den zahlreichen Schriften dieser Art sei an die Spitze gestellt ein schlichtes, anonym erschienenes Büchlein, das den Titel trägt:

> F r a w e n B i e c h l i n. Zu rum und breyse allen tugentsamen auch erbern weybern ist dieses Tractetlin auß der Schrifft des hayligen wortt gotes zusamen gebracht und verfasset.
> Ain weybliches bilde hat unns den säligmacher geboren, und durch jne leben wir alle. Acto. 17.

---

[8] WA 2, 713.

[9] Aus den Anfangsjahren der Reformation liegt eine anonyme Flugschrift, „Der Evangelisch burger“, vor. Der Verfasser spricht darin seine „lieben bruder und burger“ an und weist sie auf den Abfall der Kirche von ihrem ursprünglichen Wesen hin. „Der Glaube der ersten Kirch hat nit gewart sechshundert jar.“ Insbesondere wendet sich der Verfasser gegen Bilder- und Heiligenverehrung (vorh. UB Halle).

[10] Vgl. *P. Bockmühl,* Der Minorit Joh. Meinertzhagen, Theol. Arb. NF. 15, Tübingen 1914.

Da entgegen auch zu straff etlicher halßstärriger und boßhafftiger weyber etwaz auß der hayligen geschrifft gezogen. Eccle. 25.
Von ainem weyb ist der Anfanng der Sund und durch sie sterben wir alle. Gen. 3.
(o. O. u. J., 6 ungez. Bl.).

Da der Druck nicht gekennzeichnet ist, können wir nicht sagen, wo und wann er hergestellt wurde. Vermutlich aber ist er im Anfang der zwanziger Jahre in Augsburg entstanden[11]. Es ist anzunehmen, daß der Verfasser dieser Schrift ein Pfarrer gewesen ist. Außer einer kurzen Vorrede enthält sie nur eine Sammlung von Bibelsprüchen, aber das ist ja für die Reformation das Wichtigste und Entscheidende, die Wehr und Waffen, das unverfälschte Wort Gottes. Dabei ist daran zu erinnern, daß der Frauenwelt jener Tage die Bibel nicht leicht zugänglich war. Wir dürfen nicht vergessen, daß das Septembertestament 1½ Gulden kostete — ganz abgesehen von der Tatsache, daß die Kunst des Lesens unter den Laien noch lange nicht allgemein war. Wenn die Aussagen der Bibel über die Aufgaben und Pflichten der Frau zusammengestellt und als Spruchsammlung gesondert herausgegeben wurden, dann ist auch die zeitgeschichtliche Lage zu beachten, daß sich unter den Frauen in den evangelisch gewordenen Gemeinden nicht wenige ehemalige Nonnen befanden, denen diese Grundlage ein gutes Gewissen gab, um in einen neuen Stand als Frau und Mutter oder als Lehrerin treten zu können.

Der Verfasser des Frauenbüchleins beginnt mit den Worten: „Allen Christlichen Weybern und liebhaberin Erberer zucht wünsch ich vor Gott und seynem Christo die bestendigkayt in sellichem Erberen wandel. Amen.“ Dann fährt er in folgender Weise fort, um gleich seine Position zu kennzeichnen: „Christliche Frawen und geliebsten in got schwestern, ich hab nicht auß fürwütz, sonder auß Christlicher liebe und maynung dießen mein klainen verstandt herfür geben und auff die bane gebracht, nicht das ich achtet und mainet, dieses von nöten sein, sondern allein in ermanunges weyse den frommen Erlichenen weybern, inn irer bestendigkeit zu beharren, behendiget. Aber allhie solle diser breyse der geschrifft gar nicht angeen, die sich selbs dermaßen außschliessen und weder Gott noch den mannen gepürlichst gehorsam laysten. Das ist, die sich selbs in die Klöster verschließen und dem Wort und gebot Gottes entgegen sich weder mit Kinder geberen noch mit underthan dem manne Gene. 3 underwerffen. Allain werden sie gepreysset und herfür gezogen mit der hayligen geschrifft, die dann Gott gehorsam seyen und sich entlich auff

[11] Auch *E. v. d. Goltz* a. a. O., S. 88, meint, das Frawen-Biechlin sei 1522 in Augsburg gedruckt.

seyne wortt vertrawen, so doch entgegen sich jhenicht versichern, das nemlich ir bauch der Laydig abgot nicht mangel habe, aber ein fromm Erlich weyb, so sye gott in die Hand sehen müßte, alle ihre trawen auff Gottes gnaden setzet und entlich ire früchte in dem lob gottes auffzeucht. Gott geb sellichen Weybern seyn gnad zubekummen und nachmals das ewig leben. Amen."

Die Schrift hält den Frauen dann die Vorbilder des Alten Testaments vor von Sara bis Esther. Aber der Verfasser schließt dann in der Erkenntnis, daß er aus dem A. T. schon fast zu viel zusammengebracht habe, die Lehre und Unterweisung des Neuen Testaments an. Hier werden in der Hauptsache nur aus den Paulusbriefen Aussagen aus den Haustafeln und aus den Pastoralbriefen zusammengestellt. Anschließend werden noch einige Hinweise für das Verhalten in der Gemeinde aus 1. Pt. 3 zusammengestellt, um mit einigen Beispielen wie Lc. 1 und Act. 1 zu schließen. Der 2. Teil des Büchleins behandelt „die halßstärrigen und zänkischen auch bösen weyber". Der Verfasser sagt, er hoffte unter seinen Leserinnen keine solche zu finden, sollte es aber sein, so soll das Gesagte als Mahnung zur Besserung verstanden werden. Auch hier ist der überwiegende Teil der Bibelstellen dem A. T. entnommen, während aus dem N. T. nur Herodias und Saphira erscheinen. Der Verfasser meint, „man werd etwann auch noch ein bider weybe befinden, die uns mannen zudienst auch etwas, wie wir uns halten sollen, schreyben werde" (Bl. B 3 a).

Der Verfasser hat nicht vergeblich diese Hoffnung ausgesprochen. In den entscheidenden Jahren der Reformation begegnen uns mehrere Frauen, die selbst die Feder wohl zu führen verstanden und in wichtigen Augenblicken das rechte Wort zu sagen vermochten.

Die Reformation hatte die Frauenfrage indirekt von Anfang an angepackt. Wenn die kirchliche Auseinandersetzung dieser Jahre in der Hauptsache um die Klostergelübde und die mittelalterliche Auffassung von den guten Werken ging, so waren das Anliegen, die die Frauen nicht weniger berührten als die Männer. Luther und seine Anhänger hatten in ihren zahlreichen Schriften über die Geltung der Mönchsgelübde zu erweisen gesucht, daß, von der Schriftgrundlage her gesehen, Gelübde nicht nur keinen höheren Stand des Christen begründeten, sondern geradezu wider die Schöpfungsordnung Gottes und wider seine Gebote gingen. Die Absicht der Reformatoren bei diesen Erörterungen bestand nicht darin, die doppelte Moral der katholischen Kirchenlehre aufzuzeigen, sondern die echte Grundlage christlicher Sittlichkeit darzulegen.

Ist das Klosterleben gegen Gottes Gebot, dann ist es nicht nur statthaft, sondern vom christlichen Gewissen aus sogar geboten, die Klostermauern

zu verlassen. Zahlreiche Mönche und Nonnen jener Zeit hatten die Beweisführung Luthers verstanden und fluchtartig die Klöster zu verlassen begonnen. Die wenigsten von ihnen taten es, um sich nur dem Zwang zu entziehen, unter den sie oft gegen ihren Willen gebracht worden waren. Die meisten wollten bewußt das Gebot Gottes, wie sie es nunmehr erkannten, erfüllen und mit gutem Gewissen in der Welt ihres Glaubens leben. In Wittenberg und anderwärts geschah es jetzt öfters, daß ehemalige Mönche und Nonnen in den Ehestand traten. Viele zogen diese Folgerung aus ihrer Glaubenserkenntnis, lange bevor Luther selbst an diesen Schritt dachte und eine ehemalige Nonne aus dem Kloster Nimbtschen ehelichte. Damit ist in den ersten Jahren der Reformation eine Forderung der christlichen Ethik aufgenommen und verwirklicht worden.

Bei dem reformatorischen Schriftprinzip war es nicht möglich, an dieser Folgerung vorbeizugehen. Den Reformatoren war es klar und deutlich, daß nach 1. Mose 3, 18 die Ordnung der Ehe eine Gottesordnung ist, auf der das menschliche Leben überhaupt beruht. Vom Befolgen dieser Ordnung kann niemand sich selbst oder einen anderen befreien, es sei denn in dem seltenen Falle, von dem Jesus in Matth. 19 spricht. Damit war eine Auffassung in der Christenheit zum Durchbruch gekommen, die die bisherigen Anschauungen verwarf und der Frauenwelt nicht mehr das Kloster als höchstes Lebensideal zeigte, sondern die Familie, in der eine christliche Ehe geführt und die Kinder zu rechten Christen erzogen wurden.

Es ist ersichtlich, daß die Frauen dem gewaltigen Wandel, den die Reformation auf allen Lebensgebieten heraufführte, vielfach hilflos gegenüberstanden. Die meisten von ihnen hatten wenig oder gar nichts gelernt. Bekanntlich ist die Einführung des Schulunterrichts für Mädchen in großem Stile erst durch die Reformation bewirkt worden. Bugenhagen hat mit Nachdruck darauf hingewirkt, daß jede neuaufgestellte Kirchenordnung im norddeutschen Raum auch einen Abschnitt über den Schulunterricht erhielt und die Frauenwelt dabei nicht benachteiligt wurde [12]. Die grundsätzlichen Forderungen Luthers sind dabei durchaus konsequent durchgeführt worden. Die Frau, die die neue Aufgabe übernehmen sollte, die als Pfarrfrau in der Gemeinde wirken oder auch nur in ihrem Hause sorgen und auf Kinder, Knechte und Mägde entscheidenden Einfluß ausüben sollte, diese Frau mußte auch in der Schrift lesen und ihre Gesamtanschauungen von dort aus begründen können.

Als Luthers Schrift „De votis monasticis" 1521 ausging und eine Reihe ähnlicher Traktate aus der Feder Melanchthons und vieler anderer aus-

[12] Vgl. Braunschweiger Kirchenordnung (Kl. Texte 88) S. 23 f., 33.

löste, blieb es nicht aus, daß dieses Thema in der volkstümlichen Publizistik erst recht aufgenommen wurde. In diesem Jahre hatte Eberlin von Günzburg von Ulm aus ein Büchlein erscheinen lassen, dem er den Titel gab: „Ein vermahnung aller christen, das sie sich erbarmen über die Klosterfrawen“ [13]. Auf dem Titelblatt stand dazu der Satz: „Thu kein Tochter in ein Kloster, du lessest dann diß buchlin vor.“ Der Verfasser, der das Klosterwesen seiner Zeit aus eigener Erfahrung gut kennt, beschreibt die Lage der Kinder, die von ihren Eltern aus Armut oder aus falscher Andacht den Klöstern übergeben werden. Sie können niemand ihre Not klagen, da tröstet sie niemand. „Kloster neid ist on alle maß.“ Eberlin vertritt grundsätzlich Luthers Ansicht: Klosterdasein ist wider die Natur. Schöpfungsmäßig ist dem Menschen die Ehe verordnet [14]. Niemand kann sagen, wohin die Ehe ausschlägt. Äußerlich geringe Lage kann die reichste innere Erfüllung bringen. Eine ärmliche Ehe ist immer besser als unnatürliches Dasein. Wie viele Eltern nehmen an, daß ihre Kinder im Kloster ein frommes Dasein führen „mit heylsamem lesen der heilgen geschrifft“. In Wirklichkeit werden sie dort von Studien der Bibel abgehalten: „Studieren gehöre nicht zu den Nunnen.“ Da die Klostergelübde wider die Schrift seien, rechtfertigt Eberlin auch den Austritt aus dem Kloster. Kein Mann soll sich schämen, eine Nonne aus dem Kloster zur Ehe zu nehmen. Eberlin schließt mit der Aufforderung: „Doch vermane ich alle Klosterfrawen, daß sie Got zuversichtlich anruffen umb hilff und das sie begern ein christlich Läben füren, dazu in Gott woll helfen im Kloster oder herauß, so wirt sy Gott erhören.“

Galt Luther von Anfang an als Seelsorger und öffentlicher Anwalt aller Notleidenden und Bedrängten, so ist er es erst recht allen Hilfe und Rat suchenden Frauen gegenüber gewesen. In den verschiedensten Lebenslagen wandten sich solche an ihn mit ihren Bitten und Gesuchen.

Als zahlreiche Klosterfrauen in Sachsen und anderwärts die Klöster zu verlassen begannen, darüber aber in der Öffentlichkeit manche Anfeindungen zu ertragen hatten, baten sie Luther des öfteren um seelsorgerlichen Rat oder auch um äußeren Beistand. Im allgemeinen kamen die Briefe, die Luther an diese einstigen Nonnen schrieb, nicht an die Öffentlichkeit. Es gab aber bisweilen doch Fälle, in denen Luther sich genötigt sah, sich öffentlich für ungerecht behandelte Frauen einzusetzen. Dies geschah einmal, als drei Hoffräulein vom Freiberger Hof, offensichtlich auf Verlangen Herzog Georgs, entlassen wurden. Der Grund

[13] Eberlins Schriften sind von *L. Enders* in den Neudrucken dt. Literatur-Werke Nr. 139—141 (1896) herausgegeben.

[14] Zu Luthers Auffassung von der Ehe und Ehelosigkeit vgl. *O. Dittrich*, Luthers Ethik, Leipzig 1930, S. 67 u. 112.

dafür war dieser: die Hoffräulein hatten Schriften Luthers gelesen, wozu sie vermutlich die Herzogin Katharina von Freiberg selbst veranlaßt hatte[15]. Luther richtete an sie ein Trostschreiben, das durch den Wittenberger Juristen Hieronymus Schurff in Druck gegeben wurde[16]. Sie sollten geduldig, so schrieb Luther, den ihnen zugefügten Schimpf ertragen und sich durch die erlittene Ungerechtigkeit nicht verbittern lassen. Es gälte im Christenleben zu beherzigen, was Christus über das Verhalten zu den Feinden, Lästerern und Verfolgern gesagt hat.

Ähnliche Schwierigkeiten gab es bisweilen in der Anfangszeit, wenn ein adliges Fräulein sich entschloß, einem Bürgerlichen die Hand zur Ehe zu reichen. Bei Pfarrern wurde eine Ausnahme gemacht. Sonst aber trat die Verwandtschaft der Braut oft hindernd in den Weg. Als Luther in solch einem Falle angerufen wurde, äußerte er die Meinung, daß er „nicht acht Adel oder Unadel. Ein Mensch ist des anderen wert, wo sie nur Lust und Liebe zusammen haben.“ [17].

Es gab auch ärgerliche Fälle, in denen Luther gezwungen war, die Öffentlichkeit anzurufen. Die Notwendigkeit dazu trat ein, wenn ein Ehekonflikt unter den Beteiligten allein nicht geschlichtet werden konnte. Dieser Fall lag z. B. im Jahre 1526 vor, als Kurfürst Joachim I. von Brandenburg dem Berliner Bürger Wulf Hornung die Frau abspenstig machte[18]. Luther hielt der Frau wiederholt auf Bitten des aus Brandenburg ausgewiesenen Mannes brieflich ihr Unrecht vor, ehe er nach vierjährigem Warten auch Bischöfe und Ritterschaft auf ihre Pflicht hinwies, sich der Angelegenheit anzunehmen. Als von Berlin aus noch immer nichts geschah und er nur eine belanglose Antwort erhielt, ließ er den Briefwechsel drucken unter dem Titel: „Ein antwort Katherinen Hornung auff D. Martini Luthers nottbriefe.“ Damit wurde die Sache, von der schon alle Welt sprach, ins helle Licht gerückt[19].

Die im Mittelpunkt des evangelischen Gottesdienstes stehende Predigt vermittelte Männern wie Frauen an Sonn- und Werktagen entscheidende Anregungen. Trotzdem aber mußte manche Frau ihren Mann befragen, wenn sie eine zusammenhängende Anschauung von der biblischen Verkündigung gewinnen wollte. Das bekannteste Beispiel dieser Art lieferte Urbanus Rhegius, der seit 1530 in Lüneburg und dann in Celle wirkende Reformator, mit seinem „Dialogus von der trostreichen Predigt, die Christus Lukae 24 von Jerusalem bis gen Emmaus den zweien Jüngern

---

[15] WA Br. 8, 509.
[16] ebd. 3, 92 ff.
[17] ebd. 3, 204.
[18] ebd. 4, 292; 511 ff.
[19] ebd. 5, 230.

aus Mose und allen Propheten getan", Wittenberg 1537 [20]. Wie der Verfasser in der Vorrede berichtet, handelt es sich hier um wirkliche Gespräche, die er mit seiner Frau geführt hat. Auf die Frage der Frau gibt Rhegius die Antwort. Wie mancher andere Pfarrer oder auch Hausvater wird es ebenso gehalten haben! Als Rhegius dies Büchlein in Druck gab, wurde es ihm fast aus den Händen gerissen. Bis ins 17. Jahrhundert hinein ist es eins der beliebtesten Erbauungsbücher in der evangelischen Christenheit gewesen. In erster Linie war es zum Buch der Frauen geworden, die sich in die Tiefen des reformatorischen Schriftverständnisses einführen lassen wollten.

Urbanus Rhegius rechnet mit der Tatsache, daß die altgläubige Seite sich über sein Buch ärgern wird. Die Verhältnisse machen es ihm wahrscheinlich, daß solche Gespräche, die Männer mit ihren Frauen über geistliche Fragen führen, nicht nur als ungewöhnlich, sondern als anstößig empfunden werden würden. Dem hält Rhegius entgegen: „Wenn ich mich mit meiner lieben Ehelichen Hausfrawen heimlich oder öffentlich vom Evangelio unserer seligkeit zu reden schemen wolt, so were Chrisam und Taufe und der unermeßliche Schatz Christlicher Freiheit an mir gantz und gar verloren, darinn mich mein treuer Herr Christus aus der Babylonischen Gefengnus des greulichen jrthumbs und der unsauberen Keuschheit des Bapstthumbs mit solchem wunderwerk meiner Bekerung beruffen und gesetzt hat..."

Urbanus Rhegius gehörte jener ersten Generation an, die das befreiende Wort des Evangeliums an ihrem Gewissen und in ihrem Leben erfahren hatte. Er hatte es selbst erlebt, was er hier als den „unermeßlichen Schatz christlicher Freiheit" bezeichnet, und konnte aus vollem Herzen davon reden, was ihn Gottes Barmherzigkeit hatte erleben lassen. Das alte Leben erschien ihm im Rückblick nur noch als Schuld, die Gott dadurch bestrafte, daß er ihn damals in verkehrten Sinn fallen ließ. Welch eine Wendung von der „unsauberen keuschheit des Papsttums" zum Eintritt in den gottgeordneten und von Gott gesegneten Ehestand!

„Derhalben scheme ich mich nicht sondern freue mich, von solcher reichen gnade Gottes in Christo zu reden mit meiner lieben Hausfrauen." Es muß in seiner Umgebung kein Geheimnis geblieben sein. Man wußte in der Gemeinde von den Gesprächen, die der Pfarrer mit seiner Pfarrfrau führte, und wünschte diese Anleitung zu haben, um „offt und vleißig ... mit Weib und Kindern von dem seligen Evangelio Jesu

---

[20] Vgl. *G. Uhlhorn,* Urbanus Rhegius, 1861, S. 72. Seine Frau Anna Weisbrücker war eine der gelehrtesten Frauen ihrer Zeit. Sie beherrschte nicht nur das Lateinische und Griechische, sondern verstand sogar Hebräisch. Darin ist sie Wibrandis Rosenblatt, der Gattin Oecolampads, Capitos und Martin Butzers vergleichbar.

Christi zu reden. Warumb wollte man sich denn schemen, mit Weibern zu reden vom Geheimnis göttlicher barmhertzigkeit?" Die Apostel berichten genug von ihrer Stellung in der Gemeinde und heißen sie, in der Stille zu lernen und die Männer im Hause zu fragen.

„Darumb rede [ich] mit frölichem gewissen mit der, die mir Gott als meinen eigen Leib und mich selbs befohlen hat."

Rhegius geht von der Schrift aus. Aus Gal. 2 ist ihm klar, daß von der Taufe her, von der Gemeinschaft mit Christus her, kein Unterschied zwischen Mann und Frau gemacht werden könne, wie ihn seine Zeit üblicherweise machte. Um die Gotteserkenntnis haben sich nicht einzelne, sondern alle zu bemühen. Die Frauen dürfen nicht ausgenommen sein. Es wäre nach Auffassung des Celler Superintendenten viel damit erreicht, wenn in jedem christlichen Hause die Gespräche dieser Art nicht abrissen: „Wie ein selig Haus wäre das, darin kein lose, unnütze Geschwetz, sonder allein Gottes Wort und Lobgesang für alle Gottes gnade und segen, geistlich und leiblich, immerdar gehört würde. Das müßte man warlich ein Gottes Haus heißen."

Die Dialoge des Urbanus Rhegius zeigen, daß seine Hausfrau durchaus ihm an Lebendigkeit des Erfassens gleichkam. Das einzige Hindernis, das sie kennt, um immer weiter im Gespräch zu bleiben, ist die fehlende Zeit bei ihrem Ehegemahl. „Ich wollte", so sagte sie, „so ihr die zeit hettet, gern von euch hören die Ordnung der Predigt Christi von Mose an durch alle Propheten, was sie doch allenthalben und wie sie von Christo geschrieben haben. Damit ich auch meinen Glauben stärken möchte und frölich im Herrn werde. Und ob ir schon etliche tage müßtet dazu brauchen, so ist's doch solche Arbeit wol werd, dazu auch gut und sehr von nöten."

Rhegius hat diese Besprechungen nicht als Andachten gehalten, er ließ sich Fragen stellen und ging auf diese Fragen ein. Aber wie es bei jeder Belehrung aus der Offenbarung Gottes darum geht, daß Gott selbst zuerst uns belehre, so hat Rhegius zuerst immer ein Gebet gesprochen, in das am Schluß seine Frau mit ihrem Amen einfiel. Der Pfarrer betet für sich und seine Frau um den Heiligen Geist und den rechten Glauben, „das wir lernen erkennen den unaussprechlichen reichtumb der Geheimnus Christi". Sein Anliegen für Männer und Frauen ist immer dasselbe, daß wir „fromme Christen werden, d. h. Gott in Geist und Wahrheit anbeten, loben und preisen".

Um dieselbe Zeit wie diese umfassende Schrift entstand das Büchlein des Antonius Corvinus „Bericht, ob man ohn die Taufe und Empfangung des Leibes und Bluts Christi allein durch den Glauben könne selig werden". Der Verfasser hatte diese Schrift auf Bitten der

Herzogin Elisabeth von Münden geschrieben und 1538 in Marburg in Druck gegeben[21]. Anscheinend wollte die Herzogin sich ein eigenes Urteil über die Fragen bilden, die damals in Täuferkreisen erörtert wurden. Corvinus hatte gleich verstanden, aus welchem Anlaß die Frage an ihn gerichtet worden war und gab in dieser Schrift eine deutliche Auskunft. Nicht umsonst war er zwei Jahre zuvor vom Landgrafen Philipp von Hessen nach Münster entsandt worden und hatte dort die Folgen der Täuferherrschaft gesehen und bei Vernehmungen der gefangenen Täufer ihre Anschauungen aufs genaueste kennen gelernt[22]. Daher mahnt er die Herzogin, daß sie wie auch jede andere Obrigkeit auf diese Erscheinung besonders achtete und ihre Ausbreitung zu unterbinden suchte.

Als die Herzogin Elisabeth von Braunschweig den Grafen Georg Ernst von Henneberg heiratete, schrieb Corvinus den Hochzeitsleuten eine Schrift „Der 128. Psalm vom Glück, Segen, Gedeihen der Eheleute, so in Gottesfurcht iren Ehestand anfahen und annehmen". Die Schrift ist 1543 in Hildesheim gedruckt und war dem Bräutigam gewidmet.

Corvinus, der sich „lengst vom selbigen (humanistischen) Studio auf die Theologie und heilige Schrift begeben" hatte, war sich dessen bewußt, daß er „eine geringe gabe und ein einiges pfund in auslegung der Schrift durch viele übung von Gott bekommen". Er hielt sich daher zu diesem Dienst mit seiner Gabe verpflichtet.

In dieser Schrift behandelt auch er die biblische Lehre von der Ehe, bringt zahlreiche Vergleiche mit Beispielen aus der klassischen Literatur. Dabei ist es ihm selbstverständlich, daß die Ehe als von Gott bestimmter und gesegneter Stand anerkannt wird. Er weiß auch über die Gottesfurcht das Nötige zu sagen. Aus der Gottesfurcht folgt aber die Liebe zum Nächsten. Wenn er den ersten Segen dieses Standes in der Arbeit sieht, so hebt er die geistliche Arbeit in Predigt, Seelsorge und Unterricht besonders hervor. Auch die Schule und Versorgung der armen Leute gehören für ihn in diesen Zusammenhang. Den Dienst der Priester und Mönche, der ohne göttlichen Befehl erfolgt, will er in diesem Sinne als Arbeit nicht gelten lassen. Erst nach dem geistlichen Stand behandelt er den Stand der geistlichen und weltlichen Regenten, der auch von Gott eingesetzt ist und göttlichen Befehl hat, „das sie sein Ehre fördern, sein liebes Wort annemen und fortsetzen und alles, was solchem Wort zuwider ist, abschaffen sollen". Nach dem regierenden Stande folgt der Bürger- und Bauernstand, der ebenso in Gottes Wegen wandeln soll, wenn Gottes Segen auf ihm liegen soll. Das zeitliche Gut allein macht

---

[21] Vgl. *P. Tschackert,* Herzogin Elisabeth von Münden, 1899.
[22] *P. Tschackert,* Antonius Corvinus, 1900 S. 27 ff. Ders., Der Briefwechsel des Ant. Corvinus, 1900 und Analecta Corviniana, 1910.

es nicht. „Was hülff michs, das ich eine gute zimliche Narung hette, und hette nicht ein ehrlich Weib dazu, die mir dieselbige narung hülff zu rath halten?“. Erst recht sind Kinder ein Segen. Um des Gottesfürchtigen willen wird der ganze Staat oder die Commun gesegnet mit Frieden.

Den inneren Frieden haben nach Paulus nur die Gerechtfertigten. Diesen kann keine Anfechtung etwas anhaben. Aber auch der äußerliche Frieden ist eine herrliche Gabe. „Man sagt itʒt abermals vom Türcken, das er mit merklicher Kriegsrüstung auff sey und der meinung auff Ofen zihe, das er deutschem Lande neher komme und sein Glück an uns versuchen wölle. So weis man, wie es in Frankreich und im Gülcher Land auch zu gehet . . .“ Troʒ seiner eschatologischen Sicht fragte der Verfasser nach der Ursache dieses Geschehens. Die Antwort, zu der er kommt, lautet in Luthers Sinn: „Die prinzipal ursach ist unser sündhafftigs wesen auff beiden seiten . . . Werden wir uns aber nicht beiderseits bessern, so ist zu besorgen, es werde über Deutschland die Länge ein solche straff gehen, der gleichen von anfang in dieser nation nicht gewesen sei“.

Corvinus widmete auch seiner Tochter Barbara zur Hochzeit 1543 ein Buch über die Aufgaben und Pflichten einer christlichen Hausfrau. Dieses enthält Auslegungen der Sprüche Salomos cap. 31, verweist auf fromme Frauen aus dem A.T., die mit Gottes Erleuchtung und Hilfe große Werke schaffen konnten, und sieht den Unfrieden unter Eheleuten als Zeichen der Zeit an. In häufigen wörtlichen Anklängen an Luthers Kleinen Katechismus hebt er als erste Tugend des Weibes die Frömmigkeit hervor. „Gott fürchten und lieb haben“ ist die Quelle aller christlichen Haushaltung. Da die Ehe aus dem Paradies stammt, gilt es Treue zu bewahren. Der Mann muß sich auf seine Frau verlassen, mag er „einheimisch“ sein oder „anderswo in andern landen seiner geschefte halben“ sich aufhalten. An Beispielen mangelte es ihm nicht. Wichtig war es dem Verfasser zu unterstreichen, daß die christliche Hausfrau eine Verantwortung für ihren Mann und seine Güter kennt. Er betont, daß sie „gelinde und sanftmütig“ dabei sei, um die häusliche Eintracht immer zu erhalten. Corvinus zählt insgesamt neun Tugenden der Hausfrau auf. In dieser Reihe werden Fleiß, Arbeitsamkeit und Barmherzigkeit genannt, weiter folgt die Bescheidenheit. Zuleʒt bespricht er die Erziehung der Kinder und des Gesindes. Diese ist „fast das furnemste Stücke“ unter ihren Aufgaben. Die Erziehung fällt ihr nicht allein zu, sie „hilft dem Manne in solcher Kinderzucht treulich“. An dieser Stelle spricht Corvinus vom fröhlichen Herzen, vom lauteren Reden „mit gleicher Weisheit“. Die Frau schmähe keine ihrer „nachpauerinnen“, gedenke aller „im besten“, wisse „unnüʒ gewasch“ zu meiden. Aber der Verfasser kann

auch nicht umhin, unter das von ihm gezeichnete Bild die Frage zu setzen: „Tun aber solches alle Frauen?“

Was Anregung, seelsorgerlichen Zuspruch und Trost für die Frauen anlangt, haben die oberdeutschen Reformatoren keineswegs hinter den Wittenbergern zurückgestanden. In dieser Beziehung bestand kaum ein Unterschied zwischen den Vertretern der einzelnen deutschen Territorien. Die oberdeutschen Reichsstädte entfalteten auch in dieser Beziehung eine besonders rege Tätigkeit. Wie der Verfasser des „Frawen-Biechlin“, so hat mancher Pfarrer sich auch schriftlich, bei längerer Abwesenheit von seiner Gemeinde, geäußert. Als ein Beispiel für viele mag Ambrosius Blarer aus Konstanz angesehen werden. Als er zur Durchführung der Reformation nach Esslingen berufen wurde, schrieb er von dort ein Sendschreiben an seine Gemeinde und ließ dieses von der Kanzel verlesen[23]. Später ist dieser Brief unter dem Titel „Ein Sendbrief Ambrosii Blaurer an die christliche Gemein zu Kostentz, von Esslingen aus geschrieben 1532“ gedruckt worden. Jeden Hausstand redet der Reformator darin einzeln an: Hausväter und Hausmütter, Eheleute, junge Gesellen, Töchter, Jungfrauen und Witwen. Als besonders bezeichnend sei hervorgehoben, was er den Jungfrauen und Witwen zu sagen hat: „Ihr Jungfrauen und Witwen, die ihr durch besondere Gottesgnade in eurem Stand also zu bleiben gedenket, sehet zu, daß ihr euren Beruf hoch und teuer haltet, da ihr ja vielen Beschwerden und Trübsal des Fleisches, so im Ehestand ist, wie Paulus und die Erfahrung lehret, entladen seid. Darumb laßt euch eure edle Gabe nicht eine Ursache sein müßiggehender Meisterlosigkeit oder eigennütziger Arbeit, sondern traget und sorget, was dem Herrn angenehm ist“. Blarer fordert diese Frauen auf, in der Gemeinde als Diakonissen zu wirken. An seiner eigenen Schwester Margarete hatte er ein edles Beispiel eines erfüllten Lebens dieser Art vor Augen. Der Konstanzer Prediger fährt darum in seiner Ermahnung fort, die Frauen seien dazu berufen, christliches Leben auf Erden zu fördern und Trost und Liebe zu schenken. „Zieret“, so schließt er seine Anrede an diesen Teil der Frauenwelt, „als die schönen, wohlriechenden Lilien den Acker Gottes und seid ein süßer Geruch Christi“.

II

Die Frauenwelt der Reformationszeit hat sich nicht immer nur passiv verhalten, wenn es die christliche Botschaft zu vertreten galt. Waren ihr auch keine großen Möglichkeiten in der Öffentlichkeit geboten worden,

---

[23] *Th. Pressel*, Ambr. Blarer, 1861, S. 84, und *M. Heinsius*, Das unüberwindliche Wort, 1951.

konnte sie in den meisten Fällen mündlich nur im Hause oder bestenfalls in der Mädchenschule ihre Überzeugung ausdrücken, so stand ihr doch noch die Feder zu Gebote, und diese verstanden einzelne Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes bereits mustergültig und ausdrucksvoll zu führen [24].

Das Reformationsjahrhundert ist ein Zeitalter der Publizistik [25]. Die Zahl der Flugschriften war so ungeheuer groß, daß die wenigen Schriften, die von Frauenhand geschrieben waren, nicht überall auffielen. Aber in den Gebieten, wo sie erschienen, da machten sie Eindruck [26]. Zeigten sie doch bisweilen, daß Frauen nicht weniger als die Männer in der Heiligen Schrift lebten und von dort die Kraft gewannen, vor aller Welt für ihren Glauben einzutreten, mochten sie darüber auch die größten Nachteile und Verluste erleiden. Die Frau als Schriftstellerin ist im beginnenden 16. Jahrhundert eine beachtliche Erscheinung.

Karl Holl hat als erster auf die Tatsache hingewiesen, daß die deutsche Mystik von ihrem Gotteserleben her schon ein neues Verhältnis zu den Kreaturen gewann, sodaß sie auch die Arbeit in der Welt schätzen lernte [27]. Aber so wichtig ihr die biblische Weisung hinsichtlich der weltlichen Arbeit erschien, gedachte sie doch keineswegs den Vorrang des Mönchtums aufzuheben. Es blieb dabei, daß das kontemplative Leben über dem tätigen Leben stand. Im Grund besaßen die Mystiker des 14. und 15. Jahrhunderts nicht die innere Kraft, die üblichen beengenden, gesetzlichen Auffassungen abzustreifen. Der weltliche Stand und Beruf ist noch nicht als Berufung Gottes im Vollsinn erkannt. Die Arbeit wird als entsagungsvolles Opfer, aber nicht als freudig geleisteter Dienst angesehen.

---

[24] Von Arg. v. Grumbach sind 7 kurze Traktate erschienen: an die Univ. Ingolstadt, an Hz. Wilhelm von Bayern, an den Rat von Ingolstadt, an Adam v. Thörring, an Kurf. Friedrich d. Weisen, an Pfalzgraf Johann v. Simmern und schließlich ein Gedicht an Johann aus Landshut. Die ersten Schriften liegen sogar in verschiedenen Drucken vor. Sechs von diesen Sendschriften hat Ph. Ulhart in Augsburg gedruckt (vgl. *K. Schottenloher*, Philipp Ulhart, 1921, S. 23) eins Hergot in Nürnberg. Eine Sammlung dieser Schriften erschien 1524 bei W. Köpfel in Straßburg.

[25] Vgl. *Uhrig* a. a. O., S. 106: „die publizistische Sachlage der Reformationszeit".

[26] Argula von Grumbach bringt selbst zum Ausdruck, daß sie nicht zur Feder gegriffen hätte, wenn sie Männer in ihrer Umgebung gesehen hätte, die das täten. Sie springt also nur stellvertretend ein. Nach *Th. Kolde* a. a. O. S. 59 „unstreitig eine der interessantesten Frauengestalten z. Zt. der Reformation". Des Lateinischen nicht mächtig, hat sie doch die deutsche Bibelübersetzung von 1482, die ihr der Vater noch geschenkt hatte, mit Fleiß gelesen. Sie zitiert teils nach der lutherischen Übersetzung, teils aber auch nach der alten. Ihre Grundlage ist die alleinige Autorität der Schrift.

[27] *K. Holl*, Ges. Aufsätze zur KG. 3, 204 ff.

Mochten die Gottesfreunde in mancher Hinsicht über ihre Zeit hinausgewachsen sein, mochte auch ihre Haltung der Frau gegenüber eine andere als bisher geworden sein — in den Collatien in Straßburg, Köln und anderwärts werden daher die Frauen auch schon die Mehrzahl der Zuhörer gestellt haben — ein entscheidender Antrieb zur Wirkung nach außen ist von hier nicht ausgegangen. In dieser Beziehung ist ein wesentlicher Unterschied zwischen der schreibenden Frau des Mittelalters und der der beginnenden neueren Zeit zu beobachten. Setzte früher die Frau die Feder an, so schrieb sie wohl für einen Kreis bestimmte Briefe und berichtete von inneren Erlebnissen, wie es die Mystikerinnen seit Jahrhunderten taten. Die schreibende Klosterfrau berief sich auf ihre Offenbarungen und Visionen und gab den introvertierten Menschen ihrer Zeit Anregungen für die Phantasie und das Gemüt. Die Schriftstellerin der Reformationszeit ist von anderer Art. Ihr geht es nicht um die Wiedergabe frommer Erlebnisse, sondern um das Zeugnis und die Bezeugung der christlichen Wahrheit aus der Schrift. Dadurch ist die schriftkundige Frau der Reformation ihren mittelalterlichen Vorgängerinnen überlegen. Ihre Schriftstellerei will nicht nur erbauen, sondern in den Kampf der Geister eingreifen, überführen und überzeugen. In ihr zittert die Verantwortung nach, die das christliche Gewissen für die anderen mitträgt, und diese Verantwortung prägte sich in verschiedener Weise aus. Während die einen unter diesen Frauen für die Erkenntnis der Wahrheit kämpfen und den Streit nicht scheuen, um den Gegnern mit dem Bibelwort das Recht der evangelischen Predigt zu beweisen, haben andere wieder sich mehr als Seelsorgerinnen erwiesen und haben tröstend und zusprechend zu wirken gesucht. Je nach ihrer Stellung, ihren Anlagen und ihrem Temperament ist auch das Blatt oder die Flugschrift, die sie schrieben, verschieden geprägt.

Argula von Grumbach, die als Hoffräulein am Münchener Hof erzogen worden war und eine für ihre Zeit vortreffliche Bildung erhalten hatte, ist in Oberdeutschland eine der ersten Frauen gewesen, die frühzeitig der Reformation Luthers zugefallen war und ihre Gaben dazu benutzte, in weithin vernehmlicher Sprache in der Öffentlichkeit für sie zu werben. Durch fleißiges Schriftstudium hatte sie eine so feste Grundlage für ihren Glauben gewonnen, daß sie für das Anliegen der Reformation kraftvoll mit Wort und Schrift einzutreten vermochte. Argula von Grumbach bekümmert sich nicht nur um die engeren Verhältnisse der Frauenwelt, sie kennt das Weltgeschehen und wird von ihrem Gewissen getrieben, dort einzuschreiten, wo geistliches Unrecht geschieht. Am Hofe erzogen, weiß sie sich auch an fürstliche Personen zu wenden und scheut sich nicht, ihnen das Unrecht vorzuhalten, das sie dem Evangelium gegen-

über in ihrem Lande verüben. Berühmt ist ihre Schrift, in der sie alle Stände ermahnt, bei dem Worte Gottes und bei der Wahrheit zu bleiben. Den Anlaß zu dieser Schrift gab ein Vorfall in Ingolstadt, wo ein junger Magister nach langer Kerkerhaft genötigt wurde, seine evangelische Überzeugung abzuschwören und schriftgemäße Sätze zu verleugnen[28]. Argula von Grumbach unterhielt beständig Verbindung mit Nürnberg und erhielt von dort Nachrichten, die sie in ihren publizistischen Schriften[29] in geschickter Weise zu verwerten wußte. Dabei brachte sie die Grundanschauungen der lutherischen Reformation klar und deutlich zum Ausdruck. Wenn die Verbreitung der deutschen Bibel von den Landesherren verboten wurde unter dem Vorwand, daß es sich um das „lutherisch Wort" handle, so weiß Frau Argula ihnen entgegenzuhalten, daß es bei der Bibel auf die Mitwirkung der Menschen nicht ankomme, daß hinter allem menschlichen Wirken Gott mit seinem Wort stehe, und daß es gefährlich sei, sich gegen dieses Wort zu wenden und sich an ihm zu vergehen. Im Hinblick auf die Ingolstädter Vorgänge[30] weist sie darauf hin, daß ein erzwungenes Bekenntnis nichts wert ist. Haben die Inquisitoren dort den jungen Magister zum Verleugnen gebracht, so werde Gott ihn doch wie einen verleugnenden Petrus ansehen. Hat Gott die Völker zu allen Zeiten gestraft, die sich ihm widersetzten, so tue er es auch jetzt. Die in der Schrift bewanderte Verfasserin weist zur Begründung auf Jesaias 30 und 34, Ezechiel 5 und 7 und viele andere Bibelstellen hin. Dabei kommt sie zu folgendem Schluß: „Gottes Wort ist on alles nayn", und wenn die Menschen sich nicht ändern, dann trifft Gottes Strafe auch unsere Nation und der Türke wird „ain herr unseres vatterlands". In Fragen der Religion sei es nicht genug, sich auf die Tradition, auf den Glauben der Väter zu berufen. „Wir müssen an Gott, nicht an unsere Eltern glauben". Der Verfasserin kommt es auf den persönlichen Charakter des Glaubens an und auf das eigene Bekennen vor den Menschen. Die Obrigkeit muß wissen, daß jeder Glaubende ein pflichtbewußter und gehorsamer Untertan sei, deshalb soll sie nicht zulassen, daß diesen Unrecht geschähe. In ihrer zeitgeschichtlichen Deutung geht die Verfasse-

---

[28] Vgl. *Th. Kolde*, Arsacius Seehofer u. Arg. v. Grumbach, Beitr. z. bair. KG. 11 (1905), S. 49 ff.

[29] Die Sendbriefe Arg. v. Gr. sind des öfteren nachgedruckt worden: zuerst von Ludwig Rabus in seiner Martyrerhistorie 1556, 1737 von G. K. Rieger (aus Rabus übernommen), schließlich in einer vereinfachten, populären Fassung von Herm. Al. Pistorius in Magdeburg 1845 herausgegeben. Es handelt sich um 7 erhaltene Schriften, die abgesehen von der verdienstlichen Arbeit von *Th. Kolde* (im Beitr. der bair. KG 11, 58 ff.) auch in der Untersuchung von *Maria Heinsius* und in ihrem biographischen Sammelband „Das unüberwindliche Wort" 1951 in ausgezeichneter Weise behandelt und ausgewertet worden sind.

[30] Auch Luther griff in diese Vorgänge mit einer Schrift ein, vgl. WA 15, 110 ff.

rin soweit, daß sie erklärt, die falschen Propheten, von denen Matthäus 7 die Rede ist, seien die Mönche und Nonnen. Sodann kommt sie auf die Begründung der Gottesordnung der Ehe und Familie zu sprechen und fordert die Landesherren auf, für diese göttliche Ordnung gegen menschliche Satzungen aufzutreten. Aber auch andere Mißstände ihrer Zeit weiß sie von der Schrift her aufzudecken und zu beleuchten, so vor allem die Unterdrückung des einfachen Volkes.

Die Verfasserin ist überzeugt, daß es nur mit Gottes Wort vorangehe und daß Gott an solchen „Menschenfündlein" wie dem Messelesen wenig gelegen sei. In ihren Schriftchen zittert das von Gott getroffene Gewissen nach. Aus ihnen ist lebhaft zu spüren, in welchem Maße ihr die Heilige Schrift bindend und verpflichtend ist. Mit ihr kann nichts verglichen werden. Als der kühnen Schreiberin überbracht wurde, daß die Obrigkeit über ihre Streitschriften gegen Ingolstadt erzürnt sei, sandte sie an den Statthalter des Pfalzgrafen, Adam von Thörring, ein Rechtfertigungsschreiben. Ausgehend von der Gleichheit aller Getauften geht sie darin auf die christliche Pflicht ein, für den Glauben einzustehen. Wenn Thörring geäußert haben soll, ihre Verwandtschaft sollte sie „vermauern", und wenn er bereits gedroht hat, ihrem Junker das Amt zu nehmen, so wird sie durch solche Drohungen keineswegs eingeschüchtert. Sie könne nicht zurück: „Hab mich dareyn gesetzt, alles zu verlieren. Ja, lyb und leben. Gott stehe mir bey." Ihre vier Kinder werde Gott schon versorgen, nachdem Menschen ihr wie ihrem Mann alle Güter genommen haben. Bejammernswert sei nicht sie, sondern die Obrigkeit, „das sy es gar nit zu hertzen nimmt, weder gaystlich noch weltlich, das ich doch aynen erfüre, der sich anneme, die Bibel zu leßen!" Ihre Bitte richtet sie auch an Adam von Thörring, er möchte die Schrift annehmen und dafür sorgen, daß gute Prediger bestellt würden.

Argula von Grumbach hält schon Ausschau nach dem bereits ausgeschriebenen Reichstag. Sie hat in Nürnberg bei früheren Reichstagen das äußerliche Gepränge der Fürsten gesehen und hofft, man möchte auf Gottes Wort soviel Fleiß anwenden wie auf Essen und Trinken.

Kurz darauf ist das Reichsregiment in Nürnberg wieder zusammengetreten. Diese Tatsache wurde der tapferen Publizistin zum Anlaß, sich unmittelbar an die ihm angehörenden Fürsten, an Pfalzgraf Johann von Simmern und an Kurfürst Friedrich den Weisen von Sachsen zu wenden. Der Pfalzgraf hatte sie zum Festmahl geladen. Im Gespräch hatte sie bemerkt, daß der Pfalzgraf sich um tiefere Schrifterkenntnis bemühe. Nun wies sie darauf hin, daß die Erkenntnis von Gott nicht mit menschlichen Meinungen verwechselt werden möchte. Es gelte „pur lautter Got suchen" und nicht ihm „das unser fürbringen". Dementsprechend möchte sie, der

Pfalzgraf beachtete das Wort: Wer mich bekennet vor den Menschen . . . „Nun haben wir das affgericht heyl, das Wort Gottes ist am tag, darumb werden wyr keinen gewalt furchtenn, sondern frölich fur alle gewaltige angesicht unertzyteret tretten."

Noch stärker drückt sich die Hoffnung der vom Sturm der Zeit ergriffenen Frau in dem Briefe aus, den sie am gleichen Tage an den Kurfürsten von Sachsen richtete. Sie erhofft, daß der Nürnberger Reichstag von Gott regiert werde,„damit das Wort Gottes den armen wider geprediget" werde und die Verfolgung des Evangeliums aufhöre.

Die Absicht dieses Briefes ist aber ebenso wie bei dem vorigen, die Fürsten in ihrer Gewißheit zu stärken, daß das Wort für sie sei: „Wir sehen das hayl . . . . und haben allen gewalt auff unser seythen." Die Gegenseite ist doch „on krafft"! Sie ist dermaßen in Irrtum und Verwirrung, „das schier nichts künnen reden noch schryben". In dieser Lage möge der Kurfürst ihnen „trutzlich" entgegentreten.

Die Schreiberin erwähnt, daß sie mit Pfalzgraf Johann gesprochen habe und mit anderen Mitgliedern des Reichsregiments. „Gern hab ich vil meer geredt, wer volgk gewest zu zuhören." Sie bekennt, daß sie, „wie oft sy wöllen", den Fürsten unter die augen gehen wollte. Ihr ist es bewußt, daß „aus göttlicher Ordnung anß Ewrer Churf. gnad land und Schützung unser hayl verkünt und Christus wieder geleert und erkennt werd", und befiehlt ihn daher seiner Gnade.

Argula von Grumbach hat zuerst über Paul Speratus die Verbindung zu Luther aufgenommen und ihm bereits im Juni 1522 einen Brief geschrieben, den Luther am 13. 6. 1522 Speratus bestätigte[31]. Aber tiefen Eindruck hat er anscheinend erst durch ihre späteren Briefe bekommen, deren einen er an Spalatin am 18. 1. 1524 nach Nürnberg weiterschickt[32]. Hier rühmt Luther sie als *discipula Christi* und bittet Spalatin, falls er sie erreichen könnte, sie von ihm zu grüßen. Wenn er wüßte, daß seine Briefe sie erreichen könnten, würde er ihr selbst schreiben. Luther scheint hohe Achtung vor dieser *filia Dei* empfunden zu haben.

Es ist wohl anzunehmen, daß inzwischen einige ihrer Traktate auch ihn erreicht hatten. In diesem Jahre wurde der Austausch reger. Luther schickte am 30. 10. 1524 an Spalatin wieder einen Brief der Publizistin zur Kenntnis, in dem sie ihn auf ihre Auseinandersetzung mit Johannes von Landshut hingewiesen hatte[33]. Auch ein weiterer Brief von ihr wird erwähnt, in dem sie den Reformator ermahnt hatte, zu heiraten[34]. Alle

[31] WA Br. 2, 559. Ihre Briefe an Spalatin, Luther und Osiander sind anscheinend alle verloren gegangen.
[32] WA Br. 3, 244.
[33] ebd. 3, 364.
[34] ebd. 3, 394.

diese Briefe sind verloren gegangen. Sie haben die Öffentlichkeit auch nicht berührt. Dafür ist die publizistische Tätigkeit der adligen Schriftstellerin nicht gering zu veranschlagen. Sie muß starke Beachtung gefunden haben und hat bekanntlich auch auf Eberlin von Günzburg eingewirkt.

Bezeichnend für die Haltung der Verfasserin dieser Sendschreiben ist die Auffassung, daß der jüngste Tag nahe sei. Christus wirkt nach ihrer Überzeugung in der Gegenwart und erfüllt viele Menschen mit seinem Geist. Auf diese Weise können sie große Beständigkeit an den Tag legen und Pein, Marter und Tod erleiden. Auch sich selbst rechnet Frau Argula zu denjenigen, auf die Gott seinen heiligen Geist ausgegossen hat. Sie hat vermutlich Andreas Osiander in Nürnberg um das Vorwort zu ihrer ersten Schrift gebeten[35], denn dieser betont seinerseits, er habe „vormals vom weyblichen geschlecht der gleichen gar wenig und auch in unseren zeytten nit gehört". In aller Einfachheit und Offenheit bekennt sie, was sie Luther und Melanchthon verdankt. Ihre Überzeugung ist es, daß sie nichts anderes tun, als allein Gottes Wort lehren.

Der Kanzler Leonhard von Eck legte der eifrigen Schreiberin zur Last, daß sie die lutherische Lehre in Bayern „ausgeschrien" habe. Er behauptete sogar, sie predigte vor den Bauern in Dietfurt. Ihr Appell, die Evangelischen möchten aus der Verborgenheit hervortreten, hatte keinen großen Erfolg, da die bayrischen Herzöge gleich scharf eingriffen. Argula von Grumbach war indessen schon soweit bekannt, daß die zum Reichsregiment in Nürnberg versammelten Fürsten sie zum Gespräch einluden. Erfolg hatte sie bei ihnen freilich auch nicht. Th. Kolde meint, diese Tatsache damit erklären zu können, daß den Zeitgenossen das Auftreten einer Frau in Glaubenssachen fremd und vielleicht sogar anstößig gewesen sei.

Als ein Student aus Landshut sie in groben Knittelversen verhöhnte, ließ sie sich diesen Angriff allerdings nicht bieten. In geschickter Weise wußte sie ihm „Antwort in Gedichtweis" zu erteilen. Es sind dieselben Gedanken darin ausgedrückt, wie sie sie in ihren Flugschriften vertrat. Auf den oft gebrauchten Einwand, die Frau hätte in der Gemeinde zu schweigen, antwortet sie mit Berufung auf das Alte Testament und auf Luc. 10. Sie betont durchaus die häuslichen Aufgaben und Pflichten der Frau, zeigt aber auch die Grenzen des häuslichen Wirkens auf, die sie im Wort Christi Matth. 10, 11—14 sieht.

---

[35] Diese durchaus naheliegende Vermutung hatte *Th. Kolde* a. a. O. S. 76, Anm. 1, geäußert. Die Flugschriften, die alle ohne Angabe des Druckortes erschienen sind, können aber auch ohne Zutun der Verfasserin in Druck gegeben sein.

Th. Kolde hat auch auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß Argula von Grumbach am 29. 6. 1524 noch einmal öffentlich hervortrat, als die Stadt Regensburg sich anschickte, die evangelische Predigt zu unterdrücken. Ihr Schreiben an den Rat von Regensburg ist in Nürnberg im Druck erschienen. Es klingt in der Tonart und in den Gedanken an die früheren Flugschriften an. Das schwere Los, daß sie zu tragen hatte, hielt Argula von Grumbach zurück, weiterhin schriftstellerisch tätig zu sein. In ihrem Kreise blieb sie in hohem Ansehen, schrieb auch zuweilen Briefe an Luther, Osiander oder Andreas Althamer, den Erzieher ihres Sohnes. Als Luther auf der Coburg weilte, ließ sie es sich nicht nehmen, ihn dort zu besuchen. Luther berichtete selbst von ihrer Unterredung. In den späteren Jahren tritt sie aber völlig ins Dunkel zurück. Bekannt ist nur, daß sie nach dem Tode ihres Gatten zum zweiten Mal einen böhmischen Grafen Schlick 1533 heiratete, aber sehr bald wieder verwitwete und weiter die Grumbachschen Güter bewirtschaftete. Als „alte Staufferin" tritt sie dann 30 Jahre später als Bekennerin ihres Glaubens noch einmal hervor.

Ihrem Auftreten, Einfluß und Ansehen nach kann mit Argula von Grumbach die tatkräftige Straßburger Pfarrfrau Katharina Zell, geb. Schütz verglichen werden[36]. Als eine der ersten evangelischen Pfarrfrauen in Oberdeutschland ist sie vielen ein Vorbild gewesen. Der angesehene und beliebte Münsterprediger Matthäus Zell hatte 1523 die kluge und gebildete Handwerkerstochter geheiratet, die in den Anfangsjahren der Reformation in Straßburg ausnehmend tätig war. Ihre Arbeit beschränkte sich nicht auf die Liebestätigkeit in der Straßburger Gemeinde. Als der Bischof von Straßburg die verheirateten Prediger in den Bann tat, griff sie zur Feder und richtete ein „heißes Schreiben" in ihrer Sache an den Bischof, das dieser zwar nicht zurückwies, über das er sich aber dann beim Rat beschwerte. Die schriftgewandte Pfarrfrau wandte sich aber auch an den Rat mit einer „Entschuldigungsschrift", die das Recht der Prediger begründen und im Druck verbreitet werden sollte. Der Rat schritt jedoch ein und verwehrte die Veröffentlichung.

Katharina Zell hat aber nicht nur in eigener Sache sich wehrend publizistisch gewirkt. Sie sah ihre Aufgabe auch, wenn es galt, Leidenden und Verfolgten ein tröstendes und aufrichtendes Wort zu sagen. Als die evangelischen Männer aus dem unter österreichischer Verwaltung stehenden Städtchen Kentzingen um ihres Glaubens willen die Heimat verließen, wirkte Katharina Zell nicht nur fürsorgend für die Flüchtlinge, sondern schrieb an die zurückgebliebenen Frauen einen von ungewöhn-

---

[36] Über Kath. Zell vgl. *M. Heinsius* a. a. O., S. 12 ff., u. *R. Stupperich*, K. Zell, in: Zeitwende/Die neue Furche 1954, H. 9, S. 605 ff.

licher Glaubensstärke zeugenden Trostbrief[37]. „Den leydenden Christgleubigen weybern der gemain zu Kentzingen meinen mitschwestern in Christo Jhesu zu handen“ lautet die Überschrift. In all ihrer Qual möchten die Frauen „gedencken des unüberwindtlich wort gottes“ und daraus lernen, daß auch schwere Schickungen Gaben Gottes seien. Nur der glaubende Mensch versteht es, daß Gott so unbegreiflich und „also wunderbarlich handelt“. Die Frauen sollten laut dieser Ermahnung nicht nur selbst einen „steyffen glauben“ haben, sondern auch ihren Männern fröhlich zureden. Denn jeder Glaube muß angefochten sein und muß sich „in dem ungewissen“ bewähren. In dieser Weise versteht die Briefschreiberin das Wort aus dem Hiob-Buch: „Des menschen leben ist ain reyter spiel.“ Besser vermag sie die leidenden Frauen in ihrer Not und Verlassenheit nicht zu trösten, als daß sie sie auf das Wort und die christliche Verheißung hinweist; nur so können sie dazu kommen, „mit rechter geduld und geystlicher Freude alles Leid hinzunehmen“.

Der Brief ist im November 1524 geschrieben und bald darauf durch den Druck verbreitet worden. Es handelt sich dabei um einen Augsburger Druck. Eine frühere Straßburger Ausgabe ist nicht bekannt. Ihre Fürsorge für die Armen und Verfolgten betätigte Katharina Zell ständig durch die Tat wie durch das Wort. Es war ihr ein Anliegen, die Armen auch mit geistlichem Zuspruch zu bedenken. Daher veröffentlichte sie einen Auszug aus dem Gesangbuch der böhmischen Brüder. Wie sehr sie aber auch an der Klärung der großen Zeitfragen beteiligt war, zeigen ihre Briefe. Als in Oberdeutschland die Auseinandersetzung um das Abendmahlsverständnis einsetzte und die Straßburger Prediger einen Boten nach Wittenberg sandten, fügte auch sie einen Brief an Luther bei, auf den dieser verständnisvoll antwortete (17. 12. 1524)[38]. Sechs Jahre später, als sich die Annäherung Straßburgs an Wittenberg wieder anbahnte, versäumte Katharina Zell nicht, wieder Luther nahezulegen, die Einigung doch eifrig zu betreiben. Der Brief ist nicht erhalten; vermutlich hat die eifrige Pfarrfrau den Reformator gebeten, um der Liebe willen die Verschiedenheit in der Abendmahlsauffassung nicht so sehr zu beachten. Luther ging in seinem Antwortschreiben auf ihr Anliegen ein, gab ihr aber doch zu bedenken, daß die Wahrheit vor der Liebe den Vorrang habe: „Die lieb“, so schloß er, „soll über alles gehen und den forgang haben, ausgenommen Gott“ (24. 1. 1531)[39]. Wieder sieben Jahre später unternahm Katharina Zell mit ihrem Mann die weite Reise nach Wittenberg. Über 300 Meilen sind sie „aus und ein gezogen“. Der Besuch bei

---

[37] Vorh. in der Univ.-Bibl. Basel. Vgl. *K. Schottenloher* a. a. O., S. 104.
[38] WA Br. 3, 405.
[39] WA Br. 6, 27.

Luther muß für die beiden, die an der Einführung der Reformation in Straßburg unmittelbar beteiligt waren und die späteren Auseinandersetzungen mit schwerem Herzen durchgestanden hatten, von tiefem Eindruck gewesen sein. Luther hat zu ihnen bei dieser Gelegenheit, wie Katharina Zell nach Jahren noch berichtet, gesagt: „Hütet, hütet euch, daß ihr nimmermehr lasset wiederum einkommen, was abgethan ist und keinen Grund in der Schrifft hat“ [40]. Zeitlebens blieb sie Luther zugetan und folgte seiner Auffassung. Nur in bezug auf Kaspar von Schwenckfeld war sie anderer Ansicht. Gegenüber Ludwig Rabus verteidigte sie diesen Außenseiter und will ihn in seiner Frömmigkeit als durchaus schriftgemäß ansehen.

Der Generationenwechsel hatte sich in der Zeit nach Luthers Tode sehr deutlich bemerkbar gemacht. Die Verhältnisse in der Kirche ändern sich ebenso wie im geistigen und kulturellen Leben. Während die „alte Staufferin“ die Feder nicht mehr ansetzte [41] und still ihr schweres Dasein trug, hat Katharina Zell auch als Witwe noch ihren Tätigkeitsdrang nicht verloren und sich in Schriften noch weiter geäußert. Freilich, der Charakter ihrer Schriftstellerei änderte sich. Es sind nicht mehr die großen Fragen der kirchlichen Gegenwart, von denen sie bestimmt ist. Vielmehr setzt sie sich für das bessere Recht der reformatorischen Art gegenüber der lehrhaft-polemischen Art der jüngeren Generation in der Kirche ein. Ihr umfassendes Rechtfertigungsschreiben an die Bürgerschaft von Straßburg ist nicht frei von hohem Selbstbewußtsein; „nit nach der Maß eines Weibes, sondern nach der eingeschenkten Maß, die mir Gott durch seinen Geist gegeben hat“, will sie gewirkt haben. Nicht nur zu Meister Matthis Lebezeiten, auch noch zwei Jahre nach seinem Tode hat sie im Münsterpfarrhause „die Verjagten und Armen aufgenommen“ und auf eigene Kosten verpflegt. Katharina erzählt in diesem Schreiben ihre Lebensgeschichte, insbesondere ihren inneren Weg. Sie beschreibt die Ängste und Sorgen um die Gnade Gottes und ihre zahlreichen Übungen und Werke bis zu dem Augenblick, wo sie die Schriften Martin Luthers zu lesen begann, „der mir und anderen den Herrn Jesum Christum so lieblich fürschriebe, daß ich meinte, man züge mich Erdreichs tief aus dem Erdreich herauf, ja aus der grimmen, bitteren Hüll, in das lieblich süß Himmelreich“. Insbesondere berichtet sie von ihrer Arbeit als Pfarrfrau, „wie ich das Evangelium hab helfen bauen“ in Straßburg und „in weiten und nahen Städten und Landen“, „Bücher gelesen und

---

[40] Beitr. z. Erläuterung d. Kirchen-Ref.-Gesch. des Schweitzerlandes, hrsg. von *Joh. Konrad Füßlin*, Zürich 1753, V, S. 330.

[41] Vgl. Beitr. z. bayr. KG 28 (1922), S. 163 f.

Brief geschrieben". Sie rechtfertigt die vergangene Zeit und die Männer, die damals Straßburg durch ihre Verkündigung bestimmten.

Nicht nur in Oberdeutschland traten Frauen so energisch für die Sache der Reformation in Wort und Schrift ein, auch aus Luthers nächster Heimat sind einige Vertreterinnen der Frauenwelt besonders namhaft zu machen. Genannt sei hier Ursula Weide, Schosserin von Eisenberg, von der wir eine gegen den Abt von Pegau gerichtete Streitschrift besitzen. Es nimmt uns nicht wunder, daß die Frauen dieses Zeitalters zur Feder griffen, wenn es um ihre Ehre ging. Im allgemeinen besaßen sie eine größere Bibelkenntnis als ihre Gegner, und wir merken ihren Schriften an, wie sehr gerade die gebildeten Frauen, die auch des Lateinischen mächtig waren, in der Schrift lebten. Der Titel der genannten Streitschrift lautet: „Wyder das unchristlich schreyben und Lästerbuch des Apts Simon zu Pegau und seiner brüder durch Ursula Weydin, Schösserin zu Eyssenbergk eyn gegründt Christlich schrifft Göttlich wort und Ehelich leben belangende." Johel 2 [o. O.] 1524 (12 ungezählte Blätter)[42]. Da der Pegauer Abt die Kirche gegen die Heilige Schrift ausspielt, stellt ihm Ursula Weyde die Frage, was denn die wahre Kirche sei, von der im dritten Artikel die Rede ist. Was Christus im Evangelium von der Kirche sage, gelte nicht von diesem oder jenem Konzil, sondern nur von den Menschen, in denen Gottes Kraft mächtig ist. Kein Herz kann anders Ruhe finden, als daß es sich auf Gottes Wort gründe und ein gewisses Zeugnis Gottes für sich habe. Darum dürfe auch in der Kirche nichts anderes als Gottes Wort gepredigt werden. In der Heiligen Schrift sei genug gegen die Menschenlehre gesagt, darum muß es für jeden frommen Menschen zur Regel werden: wenn er zu Gott kommen wolle, muß er sich nur nach der Schrift richten und alles andere für Verführung halten, denn gut ist nur, „was Gott in die schrifft durch seyn geyst hat verfassen lassen". Ihren Gegner vergleicht die Verfasserin mit einer Marktfrau, die auf dem Markt ihre Eier anpreist. Weil es ihm um Menschengunst gehe, verwirre er sich mit seinen Argumenten und richte sich schließlich gegen die Heilige Schrift. Wie sie Gottes Wort vor alle Menschensatzungen stellt, muß die Verfasserin auch die Verteidigung des Mönchsgelübde durch ihren Gegner als eine schwächliche Sache bezeichnen. Sie weist darauf hin, daß in dieser Zeit gerade von den Reformatoren so viel Treffendes gegen die Mönchsgelübde gesagt sei, und faßt ihre Argumente dahin zusammen, daß sie die Erfüllung der Mönchsgelübde für eine innere Unmöglichkeit erklärt.

---

[42] Die Schrift ist vorhanden auf der Univ.-Bibl. in Halle. Vgl. *O. Clemen*, Die Schösserin von Eisenberg, Mitt.des Geschichts- und Altertumsvereins zu Eisenberg in Sachsen-Altenburg, 1898, S. 73 ff.

Die göttliche Ordnung der Ehe ist ihr die große Tatsache, die wichtiger sei als jede Menschensatzung, die sich gegen sie richte. Wenn jemand ehelos leben soll, so ist es Gottes Gabe; dasselbe ist aber durch ein Gelübde nicht zu erreichen. Die Argumente, die der Abt von Pegau für den Zölibat der Geistlichen ins Feld führte, werden von der Verfasserin Stück für Stück aufgehoben. Sie weiß ihm entgegenzuhalten, daß in vielen Fällen diese Ehelosigkeit „ein Schalkshütlein" sei und daß die erzwungene Ehelosigkeit „vom Teufel sei".

„O wolt nu Gott, daß solches der Adel zu hertzen fasset und so kinder und freundt yn klöstern haben, die mit großer Gefahr der Seligkeit darinnen seyn, sich doch derselbigen erbarme und auß solch greulichen gefancknuß sie erledigten. O meyn freund, laß dich doch dein bluts und fleischs erbarmen. Es ist deyn Kindt, von Got dir gegeben und zu versorgen empfolhen, von dir wirts Got wieder fordern." Das stärkste Argument der Verfasserin ist das bei der Taufe geleistete Gelöbnis, Gott zu glauben und zu folgen. Dieses Versprechen verbietet, gegen besseres Wissen und Gewissen im Kloster zu leben. „Spring mit freyem sichern Gewissen auß und laß kloster, platten, knappen liegen, Unangesehen ob du tausend eyde gethan hast, und halt dich wieder zu deinem ersten gelübdnuß, das du Gott in der tauff gethan hast." Mit starken Worten spricht sie jedem dazu Mut zu: „laß dich allein genügen, das got auff deyn seyten ist". Auch wenn diejenigen, die Gottes Weisheit folgen, vor der Welt Toren heißen, sollen sie doch von der eingeschlagenen Richtung nicht abweichen. Mit allem Nachdruck setzt sich die Verfasserin für Luthers Rechtfertigungsglauben ein und betont energisch, daß es nur einen Weg der Wahrheit gäbe und daß allein im göttlichen Wort das Leben sei.

Es war ein Aufsehen erregendes Ereignis, als am 16. Oktober 1528 in Wittenberg drei flüchtige Nonnen aus dem Magdalenenkloster in Freiberg eintrafen. Unter ihnen befand sich die Herzogin Ursula von Münsterberg. Zwölf Jahre zuvor hatte sie auf Veranlassung ihrer Tante, der Mutter Herzog Georgs des Bärtigen, dort den Schleier genommen. Um sich ihren fürstlichen Verwandten gegenüber zu verantworten, schrieb sie vermutlich in Luthers Hause eine Rechtfertigungsschrift „Christlich ursach des verlassen Klosters zu Freyberg", die ihr Gastgeber mit einer Nachschrift versah und im Druck ausgehen ließ[43].

---

[43] Über Hz. Ursula von Münsterberg vgl. *P. Tschackert*, Urkundenbuch der Ref.-Gesch. im Herzogtum Preußen, I, 158[6]. Die Schrift ist vom 28. April 1528 datiert (vgl. auch *Tschackert* a. a. O. 2, Nr. 598). Das Datum erscheint völlig unwahrscheinlich, da die Schrift auf die am 6. 10. 1528 erfolgte Flucht Bezug nimmt. Es muß daher ein Schreibfehler angenommen werden. Nimmt man an, daß die Schrift in einem Zuge und sehr schnell niedergeschrieben worden ist,

Luther war sehr erfreut, daß ihr die Flucht gelungen war. Ihm erschien sie wie ein Wunder[44]. Um nicht die Nachrede aufkommen zu lassen, daß die Wittenberger Theologen ihre eigenen Ziele dabei verfolgten, oder gar diese Schrift verfaßt hätten, beteuert sie gleich zu Beginn im Vorwort, das an die Herzöge Georg und Heinrich von Sachsen gerichtet ist, „diese Schrift, so ich mit eigner Hand aus meinem Hertzen, ohne Hülfe, Rath und Zuthun irgend eines Menschen auf Erden geschrieben", sei ihr eine Gewissenspflicht gewesen. Sie hätte ja ihre Verantwortung an ihre Verwandten auch brieflich ausdrücken können, aber sie handelte aus der Überzeugung heraus, daß ihr Schritt bekannt werden müsse und ihre Begründung manchen anderen von Nutzen sein werde. Herzog Georg war dieser Vorfall sehr fatal. Beim Kurfürsten Johann beschwerte er sich heftig, er forderte Rücksendung der entlaufenen Nonnen. Unter Mitwirkung eines seiner Räte ließ er eine Untersuchung im Kloster halten. Aber alle Bemühungen nutzten nichts. Das Beispiel der Herzogin wirkte weiter: im folgenden Jahre gelang es weiteren drei Nonnen, mit Hilfe ihrer Eltern nach Wittenberg zu entkommen[45]. Verbindungen zwischen dem Freiburger Kloster und Luther hatten schon früher bestanden[46]. Luther-Schriften mußten hier auch gelesen worden sein. Spuren davon lassen sich der Rechtfertigungsschrift Ursulas von Münsterberg entnehmen. Vor allem ist es auffallend, wie sehr sie sich an der deutschen Bibel geschult und welchen gewandten, wenn auch nicht immer gleich durchsichtigen Stil sie schreibt. Entscheidend ist aber das Verständnis für das evangelische Anliegen, das sie in sich aufgenommen hatte, und der tiefe Ernst, der sie beseelte.

Es ergibt sich aus dieser Schrift wie von selbst der Eindruck, daß die Herzogin den entscheidenden Schritt nicht auf Grund plötzlicher Eingebung, nicht aus Leichtfertigkeit, sondern nach jahrelangem Zuwarten und gründlicher Gewissensprüfung vollzogen hat.

Ihre Schrift ist klar und straff gegliedert. Die Verfasserin will mit dieser Flugschrift einen Dank Gott abstatten und zugleich allen, die es wissen wollen, sagen, wie Gott sie aus „fährlicher Not" errettet hat. Von den wichtigsten evangelischen Erkenntnissen ausgehend, daß der Weg des Menschen zu Gott über göttliche Gnade und menschlichen Glauben führe, stellt sie den Gegensatz von Glauben und Werk auf. Mit Werken

---

dann könnte das Datum des 28. Okt., sonst aber des 28. November angenommen werden, was auch das Wahrscheinlichste ist. Die Herzogin blieb zwar noch bis zum 21. Dezember in Wittenberg, muß aber gleich darauf nach Marienwerder abgereist sein, von wo sie am 9. Januar 1529 ihre Ankunft nach Zwickau bereits meldete (ebd. 2, 612).

[44] WA Br. 4, 586.

[45] ebd. 5, 95[11].

[46] ebd. 4, 488, 511.

meint sie ein mönchisches Verständnis; nach ihrer Darstellung liegt hier ein scharfer Gegensatz zwischen Gottes Gebot und menschlichen Satzungen vor. „Gelübde reißen von Gott“, schreibt sie, um dann fortzufahren, Klostergemeinschaften seien „von Menschen erdacht, ohne Gottes Wort und demselben entgegen“. Die Meinung, Klosterangehörige könnten ihre Sünden tilgen und eine größere Heiligkeit erlangen als andere, ist ein schwerer Irrtum und Widerspruch gegen Gottes Wort. Der Ruhm der Bräute Christi sei Überheblichkeit und beruhe auf falscher Einschätzung der eigenen Werke. Die Verfasserin spricht vom Händewerk, um ihren Charakter zu zeichnen, und führt weiter aus, daß der Klostergehorsam ein Gehorsam nicht gegenüber Gott, sondern gegenüber Menschen sei. Vom Evangelium her gesehen sei das Klosterleben nichts Wesentliches, sondern äußerlicher Schein.

Die Herzogin führte weiter aus, seitdem sie diesen Zusammenhang erkannt hätte, wäre eine „Fährlichkeit“ auf ihr Gewissen geladen worden. Das ganze asketische Gebäude erschiene ihr jetzt unsicher, auf schwankendem Grund gebaut, so daß es „jederzeit eines großen Falles gewärtig sein müßte“. Was sollten sie im Kloster lernen? Und die Antwort lautet: Überschätzung der eigenen Werke. Sie berichtet, daß sie schon vor zwei Jahren an dieselben Herzöge geschrieben und sie um Abstellung der größten Irrtümer gebeten habe.

Damals sei nichts erfolgt. Man hätte ihr wohl manche Versprechungen gemacht, aber so gut wie nichts erfüllt. Das Kloster hätte zwar einen Prediger bekommen, der den Insassen die Bibel auslegte, aber dieser sei auch behindert worden. „Wir aber“, so fährt die Verfasserin fort, „bekennen frei, daß wir ohne Gottes Wort nicht länger leben können und sind als die hungrigen, verschmachteten Schafe, die keine Weide noch Sättigung erlangen können, ohne allein bei Christo unserem rechten Hirten, der die Worte des Lebens hat. Demselben nachzufolgen durch Kreuze und Schmach der ganzen Welt, müssen wir uns verzichten Gunst und Freundschaft der Menschen.“

Die Herzogin hatte ihrerseits schon manche Folgerung aus ihrer Schriftkenntnis gezogen. Sie lehnte alle kirchlichen Lehren und Bräuche ab, die mit ihr in Widerspruch standen. Hinsichtlich der Marien- und Heiligenverehrung erklärte sie, daß sie die Heiligen als Beispiel anerkennen wollte, ihnen als Menschen aber keine weiteren Ehren zugestehen könnte, zumal auch sie „eines schwachen, weichen und unbeständigen Gemütes sind gewesen wie wir“.

Für ihren Schritt weiß sie noch weitere fünf Gründe anzuführen. Das Klosterdasein bringt nach ihrer Auffassung alles auf den Nenner des Werkes, das geleistet werden muß, während nach dem Herzen nicht ge-

fragt wird. Unlustiger Dienst ist aber vergeblich. Überhaupt wird Gottes Wort hintangestellt, nach dem die innere Gesinnung allein den Ausschlag gibt. Werden aber die vorgeschriebenen Werke unter Zwang getan, so heißt das mit bösem Gewissen. Die Verfasserin hebt aus ihrer Klostererfahrung hervor, welche schrecklichen Folgen der Zwang im inneren Leben haben kann. Aus äußerem Zwang zum Sakrament zu gehen, sei mit innerem Schaden verbunden. Insbesondere richtet sich ihre Kritik gegen das Gemeinschaftsleben im Orden. Eine Hilfe in inneren Nöten kenne man da nicht, im Gegenteil, Gegensatz, Entfremdung, Selbstsucht bestimmen das Klosterdasein.

Für sich und für ihre Mitschwestern erklärt die Verfasserin, daß ihnen der Austritt aus dem Orden erst wieder das gute Gewissen wiedergegeben hat. Nachdem sie von der sie bedrückenden Last frei geworden sind, kommen sie zur inneren Ruhe. „Wer sollte doch unter einem solchen säuberlichen Scheine menschlicher Heiligkeit eine solche große Fährlichkeit suchen? Wir glaubtens auch nicht, wenn wir selber nicht so tief darinne gesteckt hätten.“ Die Schrift ist ein tief persönliches Bekenntnis, will aber auch eine Rechenschaft für die Öffentlichkeit sein. Sie schließt mit der Bitte: „Wollet solcher unser wahrhaftigen Bekenntniß Glauben geben und den allerhöchsten Gott mit uns preisen, der uns aus solcher Fährlichkeit erlöset hat.“

Ursula von Münsterberg entstammte dem Geschlecht des Böhmenkönigs Georg Podiebrad[47]. Man könnte daher vermuten, daß hussitische Überlieferungen bei ihr nachgewirkt haben. Da sie aber in frühester Jugend ihre Eltern verlor und zu Verwandten kam, muß sie diesen Anschauungen sehr fern gestanden haben. Denn erzogen ist sie ganz im katholischen Sinne. Ihre Bildung muß der höfischen Bildung dieser Zeit entsprochen haben, auch wenn in Rechnung gestellt werden muß, daß sie in recht jungen Jahren ins Freiberger Kloster eintrat. Eine gewisse innere Neigung wird sie wohl für das kontemplative Leben besessen haben, aber die Erfahrungen haben ihr dieses Leben unleidlich gemacht. Genau so wenig wie die anderen Frauen dieser Zeit, die zur Feder griffen, ist sie Schriftstellerin. Sie schreibt diese Schrift — von weiteren haben wir keine Kenntnis — aus innerer Nötigung als Bekenntnis und als Hilfe für ihre Mitwelt. Sonst sind nur wenige Briefe von ihr erhalten. Ihre Schwester Apollonia hatte den zur Reformation übergetretenen Bischof von Pomesamien Erhard von Queiß geheiratet, war aber im März 1529 gestorben. Sie hatte ihre Schwester Ursula nach Marienwerder zu sich

---

[47] *P. Tschackert*, Urkundenbuch der Ref.-Gesch. des Hzgt. Preußen, Bd. 1, 156[6], Bd. 2, Nr. 612 u. 760.

kommen lassen, wo diese am 9. 1. 1529 eintraf[48]. Der Tod ihrer Geschwister machte sie heimatlos. Sie hat später am Hofe des Herzogs Friedrich II. in Liegnitz gelebt, ist aber nach wenigen Jahren (1534) schon gestorben, ohne weiterhin schriftstellerisch hervorgetreten zu sein. Ihre einzige Schrift ist daher als ein rein persönliches Zeugnis zu werten. Publizistische Absichten haben ihr ferngelegen.

Nicht kämpferisch, nicht apologetisch, nicht seelsorgerlich-tröstend, sondern von ganz anderem Charakter ist die schriftstellerische Arbeit der Herzogin Elisabeth von Münden[49]. In Berlin streng katholisch erzogen, von der Tragödie des Elternhauses nicht unberührt, ist die Herzogin erst nach ihrer Verheiratung allmählich zum reformatorischen Verständnis gekommen. Seitdem sie 1538 die Regierung für ihren minderjährigen Sohn im Herzogtum Calenberg führte, fühlte sie eine Verantwortung ihrem Lande und Volke gegenüber. Sie hatte nicht nur Antonius Corvinus berufen, um die Reformation durchzuführen, Visitationen zu halten und eine Kirchenordnung aufzustellen; soweit sie konnte, beteiligte sie sich selbst an diesem Werk, indem sie ihrerseits die Untertanen ermahnend und erziehend ansprach. Im Jahre 1544 schrieb sie einen Sendbrief an die Bevölkerung, mit der Bitte, das Leben zu bessern und Gott zum Lobe zu leben. Die äußere Veranlassung dieses von Antonius Corvinus in Druck gegebenen Aufrufes war die schwere politische Lage. Die innere Verantwortung der Regentin wuchs in dieser Lage besonders. Sie selbst wußte, was es bedeutet, einen festen Glauben zu haben. „Wo man nicht Gott zum Freunde, sondern wider sich hat", schreibt sie, „da helfen weder Festung noch Mauern, noch Wälle, noch Geschütz, noch einige Rüstung". Die Obrigkeit hat die Pflicht, die Untertanen an die einzige Hilfe, die von Gott kommt, zu erinnern. Die Herzogin hält daher ihren Leuten die 10 Gebote vor, sie bittet weiter, die Prediger möchten das Evangelium fleißig predigen, die Bürger in den großen Städten möchten den Wucher lassen und sich ehrliche Nahrung suchen, die Bauern sich ebenso verhalten.

---

[48] *Perlbach,* Die preuß. Beziehungen der Hz. Ursula v. Münsterberg, Neues Arch. f. Sächs. Gesch. 4 (1883), S. 346 ff.

[49] Hz. Elisabeth bewies viel Tatkraft und Entschlossenheit, als sie ihr Land der Reformation zuführte und sich auf die Seite des Schmalkaldischen Bundes stellte. Ihr dabei gezeigter Mut war einer regierenden Landesherrin wert. Genoß sie auch die Hilfe ihres Bruders, des Markgrafen Hans von Küstrin und der ihr von Luther empfohlenen Beamten, so ist diese Entscheidung doch von ihr ausgegangen und kann die Durchführung der Reformation durch Ant. Corvinus als ihr eigenes Werk bezeichnet werden. Ihr „Sendbrief an alle ihre Unterthanen" ist auf der Landesbibl. Hannover vorhanden. Die beiden genannten „Fürstenspiegel" sind von *P. Tschackert* in seiner Biographie der Herzogin Elisabeth als Beilagen I und II veröffentlicht. Vgl. jetzt *J. Mengel,* Elisabeth v. Braunschweig-Lüneburg und Albrecht v. Preußen (Göttingen 1954).

In ihren späteren Jahren hat die Herzogin noch einmal eine Schrift ausgehen lassen an Frauen, die mit ihr das gleiche Los der Witwenschaft teilten. Diese Schrift wurde nahezu zu einer Erbauungsschrift und hat bis 1609 fünf Auflagen erlebt. Die weiteren Schriften der fürstlichen Verfasserin sind intimen Charakters. An diese wird sie die meiste Sorgfalt gewandt haben; das war ein Regierungsbuch für ihren Sohn Erich II. (1545) und ein „Mütterlicher Unterricht für Anna Maria“ (1550).

Die letztgenannte Schrift ist trotzdem von nicht geringem Interesse. Sie ist geschrieben, als die 17jährige Anna Maria zweite Gemahlin des bereits 60jährigen Herzogs Albrecht von Preußen werden sollte. Es ist keineswegs eine politische Schrift, die auf die politische Aufgabe der künftigen Landesmutter vorbereitet, sondern eine Anleitung für den christlichen Hausstand. Die Herzogin beginnt daher mit der Darstellung der biblischen Lehre von der Ehe. Sie weiß wohl, was eine Ehe sein kann, und nennt daher die rechte erfüllte Ehe „ein irdisch Paradies“. Aus ihrer eigenen Erfahrung weiß sie auch, was es bedeutet, in die Fremde verheiratet zu werden. Daher unterstreicht sie insbesondere, was die Frau durch die Ehe gegenüber allen Opfern und Verlusten doch immer gewinnt. Bei ihrem Manne hat die Frau „ihr Vaterland, Haus und Hof, Vater, Mutter, Freunde und Reichtum bei sich“. Wenn die Herzogin auch vom Gehorsam der Frau gegenüber ihrem Manne spricht, so will sie doch keineswegs die biblische Auffassung verzerren. Ihr kommt es auf ein vor Gott begründetes Verhältnis von Mann und Frau an, d. h. auf das gegenseitige Sich-Achten und Schätzen. Die Herzogin unterstreicht, was eine Hausfrau vermag, die das Herz auf dem rechten Fleck hat und die in rechter Weise ihren christlichen Beruf erfüllt. Die Männer müssen aus diesem Grunde ihren Frauen, die in ihren Aufgaben aufgehen, den rechten Dank wissen.

Wenn dieser „Unterricht“ den Zeitgenossen auch nicht bekannt geworden war, so zeigt er uns doch, von welchem hohen Ethos die Verfasserin erfüllt war, die auf ihre Umwelt auch auf andere Weise einzuwirken sich bemühte. Als Mutter und als Regentin sehen wir sie wirken. Diese erste Schriftstellerin aus dem Hause Brandenburg und aus dem braunschweigischen Hause schließt die Reihe der durch die Schrift wirkenden Frauen der Reformationszeit ab.

Überschauen wir die kleine Schar der schreibenden Frauen dieser Zeit, so fällt es auf, daß die fürstlichen und adligen Personen überwiegen. Dann erst kommen die Predigerfrauen bzw. auch aus schlichten Kreisen kommenden Frauen. Ihr Anliegen aber ist das gleiche, für den vertieften Sinn des Frauendaseins das Verständnis zu wecken und ihren Beruf mit Verantwortung zu erfüllen.

Der Jakobinismus in Ungarn

von Heinrich Fodor

Das europäische Echo der französischen Revolution im Jahre 1789 war besonders mächtig auf dem Balkan. Die Aufklärung beeinflußte die Vertreter der Literatur. Obgleich Johann Nagyváthy klagt, daß auf dem Gebiet der österreichischen Monarchie, somit auch in Ungarn als einem ihrer Teile, kein Bürgertum bestehe, so trugen die ausgebreiteten literarischen Kreise implicite den Keim des Republikanismus in sich.

Mit dem Tode Kaiser Josefs II., des Reformators, brach die bisher zustandegekommene Urbanisation und Durchführung der Gleichheit zusammen. Jetzt wurde die Unterdrückung der Anhänger der Gedankenfreiheit umso mächtiger. Jene, die dem Regierungssystem Maria Theresiens gedient hatten, kamen wieder zur Macht. Es waren ermüdete und enttäuschte Generationen, die in der Zeit nach dem Reformkaiser zu einander in Gegensatz gerieten. Die Jungen, hauptsächlich die Schriftsteller, boten ex officio der veränderten und „zurückgeschraubten" Welt die Stirne. An der Spitze der Unzufriedenen stand der Hofmann Leopolds II., des ehemaligen Großherzogs von Toscana, Abt Ignatz Martinovits (Martinovitsch), Professor der Physik und Mathematik an der Lemberger Universität und früherer Agent der Hofpolizei. Unter dem Deckmantel des Internationalismus der Freimaurerei war doch das echte Interesse und Ziel auf die Herstellung der ungarländischen Republik gerichtet. Das war ein kühnes Wagnis inmitten der Blütezeit der absoluten Monarchie auf dem Balkan. Martinovits verfügte über eine Vergangenheit, die ihn seiner großen Aufgabe würdig machte[1]. Als Reisegefährte des polnischen Grafen Ignaz Potoczky hatte er beinahe ganz Europa bereist. Von Frankreich gingen die Reisenden nach England, Holland, Belgien, in den Rheingau und von dort in die Schweiz, und bald darauf waren ihre Briefe aus Moskau datiert. Potoczky wurde später während der polnischen Bewegungen und Revolution Außenminister, Martinovits hingegen war der erste ungarische Blutzeuge des Republikanismus.

Die Thronbesteigung des Kaisers Franz I. bedeutete die Polizeiherrschaft auf ungarischem Boden. Unter diesen Zeitverhältnissen war auch für den Mutigsten das Zustandebringen einer revolutionären Partei eine kühne Aufgabe. Die Anhänger der Bewegung wollten in der Atmosphäre eines einheitlichen Europas leben. Nun übersetzt Franz Szentmarjay

---

[1] A magyar jakobinusok iratai, II. k. Budapest, 1952. (Die Dokumente der ungarischen Jakobiner, II. Bd. Akademischer Verlag.) Zur Drucklegung vorbereitet von *Koloman Benda*, S. 28, wo er die ganze Literatur der Martinovits-Frage aufzählt: die veralteten Veröffentlichungen von *Alexander Eckhardt, Wilhelm Frankl-Fraknói, Heinrich Morgenstern-Marczali, Aladar Ballagi, Elemér Mályusz, Stefan Kató.*

Rousseaus Contrat Social, Johann Hirgeist verfaßt nach vorausgehendem Muster sein Elaboratum: Definition des Despotismus. Ein voltairianischer Magnat, Graf Johann Fekethe, beruft in Flugblättern die Bauern seines Komitats zum Reichstag. Die Macht der französischen Revolution fegt in unwiderstehlicher Wucht über das Gebiet des Balkans. Johann Batsányi und Josef Hajnóczi lenken die nationale fortschrittliche Literatur im Namen der ehemaligen Leibeigenen. Der Sohn des slowakischen Salzdepotmeisters von Gönz, Alexander Solarčik, verfaßt eine Übersetzung von Mirabeau. Doch auch die Piaristenprofessoren der Pester Universität bleiben nicht zurück. Der Historiker Koppi, Adalbert Barić, Anton Kreil und Georg Gyurković verkünden die Revolution von ihrem Katheder aus. An der Spitze dieser Woge stand Professor Martinovits. Unter dem Decknamen Democrite La Montagne schrieb er den revolutionären Katechismus. Die antiklerikale Richtung war durch Johann Laczkovits, Historiker und ehemaligen Husarenkapitän, vertreten. Er war es auch, der Trencks „Held von Macedonien“ übersetzte.

Die Verschwörung wurde von einem Schauspieler, einem ehemaligen Volksschullehrer, verraten. Die Folge davon war der Majestätsbeleidigungsprozeß, der mit der Enthauptung der Rädelsführer auf dem Blutfeld-Vérmezö von Buda 1795 endete. Diese Bewegung gehört zu den eine europäische Rolle spielenden Ereignissen.

Franz I. leitete selbst die Führung der Untersuchung, er wollte in erster Linie ein klares Bild von den ausländischen Verbindungen des Abtes Martinovits gewinnen. Die Angelegenheit stand in engem Zusammenhang mit den Agitationszentren und war daher von entscheidender Bedeutung in der Geschichte des Balkans. Am 21. September 1794 verfaßte Martinovits selbst einen Bericht über die französisch-schweizerischen Verbindungen und unterbreitete diesen durch Graf Saurau dem Polizeiminister. Die Schrift wurde von Kaiser Franz I. selbst überprüft und mit seinen eigenen Direktiven versehen. In seinem Elaborat weist Martinovits darauf hin, daß die europäischen Pläne der Verschwörung nach den Anweisungen Henry Bolingbrokes zu gestalten seien. Erwähntes Werk gibt einen ausführlichen Bericht über die Organisation und legt die einzelnen zu unternehmenden Schritte dar. Die Werke des Enzyklopädisten Claude Helvetius sowie jene von Guilleaume Raynald Thomas gelangten aus der Schweiz in die Hände der Verschwörer. In diesen Werken waren die Weisungen der Freimaurer-Großlogen niedergelegt. Die Vereinigung der Rosenkreutzer war die erste, die diese Punkte auf die österreichischen Verhältnisse bezog [2].

---

[2] Országos Levéltár (Landesarchiv, Budapest), Vertrauliche Akten, 59. fascic. Kurze Beschreibung des französischen Instituts der Propaganda Revolutione Democratica, der Regierung mitgeteilt von *Ignaz Martinovich* (sic), 1794, im Monat September. Er zitiert *Henry Bolingbrokes* Buch: Letters on the Study of History, London 1732, und das in Ungarn erschienene Werk eines unbekannten Autors: „Les Francs-Maçons trahis“. In diesen Büchern ist die Organisation der Freimaurerlogen zu lesen. In seinem Memorandum teilt Martinovits noch folgendes mit: „Die Propaganda ist in Frankreich entstanden und von da wird sie dirigiert.“ Diese Frage hat *Findel* noch ausführlicher behandelt: Geschichte der Freimaurer, Prag, 1909, S. 782—789. Was den Teil betrifft, der sich auf Ungarn bezieht, siehe *Wittemans*, Histoire des Roses de Croix, Paris 1925, und *L. Engel*, Geschichte des Illuminatenordens, Berlin

Martinovits weist darauf hin, daß der größte Teil des in Frage kommenden Buchmaterials durch die Vermittlung der Schweiz nach Ungarn gelangte. Seiner Behauptung nach wurde aber nur eine einzige Flugschrift verbreitet, die übrigen Schriften gelangten nicht in seine Hände. Obgleich die Frage dieser Dokumente schon lange die Historiker beschäftigte, gelang es erst im Jahre 1945 auf deren Spur zu kommen. Das einzige Positivum darüber ist seine eigene Aussage. Doch ist es sicher, daß die Spur auf die Zeit des Durchzuges der französischen Emigranten durch die Schweiz hinweist, von wo die Martinovits übergebenen Briefe datiert sind[3]. Aber auch das ist nicht zu vergessen, daß Martinovits selbst längere Zeit in der Schweiz gereist war und auf Grund seiner Verbindungen, seiner Freunde sich so positiv übereinstimmend mit mehreren anderen Aussagen geäußert hat. Es ist wahr, daß Potiemkins Behauptungen gegen alle Verbindung mit dem Ausland sprechen, aber er konnte von den fast gleichzeitigen Geständnissen Martinovits' keine Kenntnis haben[4].

Martinovits behauptet, daß Jakobiner-Agenten das ganze damalige Europa und seine Monarchien überschwemmten. Dieser Ansicht war auch H. Sybel, aber er konnte noch nichts Sicheres über diese Tatsache wissen. Was aber Albert Sorel behauptet, das bestärkt auch Martinovits durch sein Geständnis. Sorel hat nämlich das Geheimmaterial des Archivs des Pariser Außenministeriums benützt und fand dort den sorgfältigen Ausbau des Netzes der geheimen Agentur[5]. Martinovits denkt hier an die

---

1906. Ferner *W. Erich Peuckert*, Geheimkulte, Heidelberg 1951. Rosenkreutzer S. 507, 606. — *Eckhardt Sándor*, Magyar rózsakeresztesek, Minerva, Budapest 1922. (*Alexander Eckhardt*, Die ungarischen Rozenkreutzer, Zeitschrift Minerva.)

[3] Martinovits' Bekenntnisse über die Verbindungen: „§ 8. Die Aufträge werden durch einen Expressen befördert. Die Aufträge an den Chef der Propaganda, sie mögen von dem Heilausschuß in Paris, oder nur von den Jakobinern herrühren, so werden selbe doch nur von den letzteren unmittelbar an den Chef der Propaganda expediert." — Ein Flugblatt beschäftigt sich mit dieser Frage: „Geheime Geschichte des Verschwörungs-Systems der Jakobiner in den österreichischen Staaten", Heidelberg 1795. Diesbezüglich noch *A. Aulard*, Recueil des actes du Comité de salut public, avec correspondence officielle des représentants en mission, I—TTVI. in der Serie Documents sur l'Histoire de France.

[4] Von Martinovits' Verbindungen mit der Schweizer Zentrale weiß die alte Fachliteratur nichts, weil sie, anstatt die Archive zu durchforschen, immer nur die damaligen Verteidigungsschriften wiederholte. Siehe *Dezsényi Béla*, Magyarország és Svájc, Budapest 1946, S. 86. (*Adalbert Dezsényi*, Ungarn und die Schweiz) und *M. Potiemkin*, Histoire de la Diplomatie, Paris 1946, S. 34.

[5] *H. Sybel*, Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800, Frankfurt am Main 1882, III. Bd. K. 7, 1, und *Albert Sorel*, La diplomatie secrète du Comité du salut public, Revue Historique 10 (1879), S. 339. Diesbezüglich schreibt *Barthelémy: Le point important en ce moment est de diviser entre elles les puissances coalisées, et d' achever ce que déjà la force des choses a commencé. Pour parvenir à ce but il s' agirait de se ménager des relations avec les ministres et les autres personnes en crédit dans les différentes cours. On enverrait près d'eux non des négotiateurs - il ne peut être question encore de négocier, - non des Français - ils ne trouveront accès nulle part, mais des étrangers dont le dévouement à la République française serait bien constaté. Ces agents recevraient leur mission des ministres de la République en pays étrangers. Leur objet serait d'assurer par tous les moyens qu' ils jugeraient convenables*

auf die Schweizer Verhältnisse bezügliche Anweisung, da er die Aufmerksamkeit des Hofes darauf lenkte. Minister Deforgues schrieb am 18. Oktober 1793 an den französischen Gesandten in der Schweiz, Barthelémy, diesbezügliche und anderwärts gültige allgemeine Anweisungen. Nach dem Sturz der Jakobiner ist es gerade Barthelémy, der der Zentralleiter des Agentennetzes wird (21. Nov. 1794). Daß Martinovits einer der Agenten war, betont Fournier in seinen Schriften, und Martinovits selbst gesteht es in seinem Bekenntnis vom Jahre 1794. Im Jahre 1794 trat der entscheidende Wendepunkt im Leben Martinovits' ein. Der Hof läßt Martinovits durch einen Wiener Buchhändler, Degen, beobachten. Der österreichische Polizeiminister erfährt durch den Buchhändler-Agenten, daß Martinovits selbst eine unterirdische Organisation leite, mit deren Hilfe er ein Netz über ganz Österreich und hauptsächlich dessen ungarisches Gebiet ausgebreitet habe [6]. Baron Andreas Riedel, ehemaliger

---

des véritables dispositions des gouvernements, soit à notre égard, soit à l' égard des puissances coalisées: de chercher à pénétrer leurs vues et de faire les ouvertures propres à ralentir d' une part l' effet des mesures hostiles dont nous serions l'objet, et de l' autre, à provoquer des sujets de défiance entre les puissances alliées et faire croiser leurs intérêts. Enfin ces agents agiraient en leur propre nom sans mandat, et qui n' auraient titre à faire valoir que la confiance indéterminée que leur montrerait quelqu' un des agents extérieurs de la République, recevraient les propositions ou insinuations qui leur seraient faites et en rendiraient compte aux ministres, qui m' en transmettraient le résultat. Zit. Werk, S. 324; ferner: Papiers de Barthelémy, Paris 1910, vol. I—IV, und Inventaire sommaire des Archives des Affaires étrangères, Mémoires et Documents,France, I—III; *August Fournier:* Illuminaten und Patrioten, Skizzen, Historische Studien, Prag 1885, I. Bd., S. 215.

[6] *Rudolf Bartsch,* Die Jakobiner in Wien, Österreichische Rundschau, VII (1906), S. 504: „. . . dem Nationalkonvent die Anzeige zu machen, daß es hier (zu Wien) eine Anzahl revolutionär gesinnte Männer gebe, und um einen Vorschlag zu machen, wie eine Revolution in Wien zu organisieren sei". Ferner: *Marcel Vaillant,* Les patriotes de Hongrie, 1789 éveil des peuples, Paris, S. 197—215. Er beruft sich bei der Beschreibung der Organisation auf das Schweizer Muster. *Koloman Benda* zitiert in erwähntem Werk S. 34 ein Geständnis von Martinovits: „. . . mit dieser Äußerung, daß er (Martinovits) sie (eine Frau) in die Schweiz entführen, und sie mittlerweile mit ihm dort zu leben sich entschließen möchte, bis auch Ungarn in eine Republik verwandelt ist . . ." Auch Barcos Meinung stimmt mit den Worten Martinovits' überein. Ein weiteres Geständnis von Martinovits betrifft 1794 die Angelegenheit des offenen Briefes gegen Kaiser Franz: „Es war im Monate Mai 1793, als ich diesen Brief an den Kaiser dem Hajnóczi überschickte. Im November hierauf erhielt Gotthardi bereits von Pest eine geheime Nachricht, daß Hajnóczi gedachten Brief von mir erhalten und solchen der erste in Ungarn verbreitet habe. Diese Nachricht teilte mir Gotthardi mit dem Beisatze mit, daß ihm solche von einem Menschen, der oft bei dem Baron Ortci speise, zerschnitzet worden seye. Ich fragte hierauf, ob er mich anzeigen wolle? Denn ich muß erinnern, daß ich ihm bei dieser Gelegenheit eingestanden habe, daß ich der Verfasser dieses Briefes seye; allein er erinnerte mich hierauf, daß ich aus allen Sorgen seyn solle, er werde die Sache schon vermitteln, und da ich ihm auch anvertraut, daß ich wegen diesen begangenen Fehler nach der Schweiz reisen wolle, so hielt er mich nicht zurück, sondern bedeutete mir auch, er werde mir schon sagen, wenn es Zeit seye." *Benda,* zit. Werk, S. 151. Im Laufe seines Geständnisses erwähnt er Folgendes: „Fortsetzung vom 5. Sept. 1794, Wien, VII. Theil. Über die Stelle eines Briefes, daß der Hofrat

Oberst, republikanischer Agent, geht nach Paris und siedelt sich dort an. Martinovits war dessen Freund. Die dissidierende Gesellschaft wird aufgelöst und so gelangt auch Martinovits unter scharfe Beobachtung. Martinovits' Kreis will handeln, er organisiert eine Revolte. Der Schweizer Geschäftsträger Summerland gibt auch einen Bericht darüber. Er behauptet, daß am 28. April zwei Personen mit der Kurierpost von Basel nach Wien kamen und berichteten, daß die Angelegenheit der österreichischen revolutionären Organisation und deren Unterstützung dem Konvent vorliege. Auf dem ganzen Gebiet Österreichs arbeiten zwölf Gesellschaften zu diesem Zwecke und ihrer Berechnung nach können 30 000 Mann unter die Waffen berufen werden. Unter den Verschwörern befinden sich Adlige, Bürgerliche, Leibeigene und Geistliche. Diese Agenten berichten, daß selbst die Wiener Geheimpolizei viele Anhänger in ihren Reihen habe. Die Abgesandten gingen nach Basel zurück und dort suchten sie sofort den französischen Geschäftsträger Bacher auf, der sie zur Berichterstattung zum Pariser Konvent schickte. Auch Summerland beobachtete die Agenten, doch verlor er sie aus dem Auge. Die Reisespesen der zwei Abgesandten wurden von Held, einem lutheranischen Geistlichen, und von dem Wiener Arzt Denkmann aufgebracht, auch Graf Soltyk trug 100 Dukaten bei, und der Wiener Seifensieder Franzel spendierte 50 Gulden. Diese übergaben den Agenten auch noch das verkleinerte Modell des von Oberleutnant Hebenstreit erfundenen Kampfwagens; Barthelémy selbst gleitet über diese Sache hinweg, aber Marcel Vaillant erwähnt sie. Demgemäß waren die zwei Unterhändler die Beauftragten der vereinigten österreichischen Bewegung, d. h. die Abgesandten von Martinovits. Der Kavalleriegeneral Vinzenz Barco war derselben Meinung; als höchste militärische Instanz befiehlt er die Sammlung der revolutionären Flugblätter: Er erkennt in deren Stil Martinovits als Verfasser. Nach des Generals Überzeugung wird die ganze Bewegung von der Schweizer revolutionären Agentur organisiert. In dieselbe Zeit fällt das neuerliche Bekenntnis Martinovits'. Er schreibt seinen offenen Brief an Kaiser Franz, und er gesteht auch ein, daß er der Verfasser des Flugblattes ist. In seinem Geständnis weist er auch ausdrücklich auf seinen Helfer General Rollin hin. Den Zweck der Bewegung faßt er folgendermaßen zusammen, „daß der Endzweck der Revolution die Unabhängigkeit der ungarischen Republik zum Grunde habe..." Sein Geständnis macht die Frage nach den internationalen Beziehungen der Bewegung der Mühe wert. Auf dieser Spur sehen wir immer klarer die Zusammenhänge der ungarischen Jakobiner. Vom Baseler Beauftragten des Pariser Sekretärs des Comité du salut public übernahm Martinovits die weiteren Weisungen: Bertrand Barère ist 1789 in der außenpolitischen Kommission an leitender Stelle tätig. Bei Aufdeckung der Bewegung wird er von Martinovits erwähnt. Seiner Behauptung gemäß äußerte Barère auf einer Sitzung des Comité du salut public den Plan, Frankreich zwischen zwei

Backlen mich alle Abend besuchte, habe ich zu erinnern, daß derselbe zu weillen zu mir kam, jedoch habe ich ihm von meinem Revolutionsplane nichts entdeckt, wohl aber war von einem befürchteten Ausbruche in Ungarn die Rede, wo er dann auf meine Frage, ob Steiermark in solchem Falle sich mit Ungarn vereinigen würde, mich mehrmals versicherte, daß Steiermark sich an Ungarn anschlüßen werde, und wenn dieses nicht bald geschehe, Steiermark sich an die Schweitz anschlüßen wird." Zit. Werk, S. 152.

befreundete Republiken einzufassen: eine italienische (Genua, Corsica, Sardinien, Piemont, Lucca, San Marino, Kirchenstaat, Toscana, Parma, Piacenza), die andere eine mittlere Staatenföderation: Schweiz, Bayern, der Rhein-Donaugau, Österreich, Steiermark, Krain, Kärnten, Tirol, Triest, Fiume, Görz, von Ungarn nur der Pannonia genannte Teil, Syrmien, Slavonien, Kroatien und der österreichische Teil von Dalmatien. Nach Barères Voraussetzung wäre in diesen Teilen eine stete Spannung, und so würde das „Gleichgewicht" hergestellt. Dieser romantische Plan hätte eine deutsche Monarchie geschaffen, der die Deutschen der nördlichen Donau, ferner Böhmen, Mähren, Schlesien, Sachsen, Preußen, Dänemark und Hannover angehören würden. Der dritte Teil wäre das russische Gebiet, der vierte die griechische Monarchie mit den pravoslawischen Völkern des Balkans. In dem zu schaffenden Staatsrahmen müßte z. B. die Schweiz ihrer mustergültigen Traditionen zu Gunsten einer Neuordnung entsagen. So denkt Martinovits.

Laut Martinovits kannte Hertzberg diese Pläne und unterstützte sie. Leopold von Ranke stellt Hertzberg freilich in entgegengesetztem Lichte dar. Martinovits schätzte die Lage in ihrer Wirklichkeit besser ein, als er in seinem in französischer Sprache gehaltenen Bericht, der auch als Flugblatt erschien, den regierenden Kaiser Franz aufrief, die veraltete Ordnung seines Reiches zu ändern[7]. Wenn wir nur die Aussagen Mar-

[7] *H. Carnot* schrieb die Biographie von Barère: Memoires de B. Barère, Paris 1843; ebenso *Macaulay*, Barère, veröffentlicht in Pest 1879. Im Országos Levéltár (Landesarchiv) Budapest, Vertrauliche Akten, fasc. 58 und 59 fand ich eine diesbezügliche Erklärung von Martinovits, wo er „die nach dem Grundsatz divide et impera geplanten Staatenbündnisse beschreibt: Die Republiken werden mit ihrer Existenz und Glückseligkeit den Monarchen ein unmerkliches Gesetz zur Milde und zur menschlichen Regierung einflößen, und die Monarchien werden wieder durch ihr Daseyn die gehörige Spannung bey den Republiken erhalten, und so erreicht Europa durch eine aus demokratischen Republiken und aus Monarchien bestehende Mischung imperialische Balance." Über die Allgemeinheiten des Planes siehe *G. Zeller*, La monarchie d' ancien régime et les frontières naturelles, Revue Historique Moderne, 1933, S. 305—333. Die daraus entstehenden Schwierigkeiten sah Martinovits, daher schreibt er: „Die Schwierigkeiten sind nun folgende: die aristokratischen Kantons in der Schweiz demokratisch zu machen. Diese Schwierigkeit wird aber gehoben, sobald Hollandie erobert und in England die Revolution bewirkt worden ist . . . Doch hat man in Paris die Hoffnung, daß Herzberg alle diese im Reich an sich ziehen und gewinnen wird. Er hat schon die preußischen Demokraten alle beynahe auf seyner Seite, denen er eine constitutionelle Monarchie versprochen hat." Siehe *Benda*, zit. Werk, S. 196. Zu Einzelheiten siehe noch: *L. Posselt*, Ewald Friedrich Graf von Herzberg, Tübingen 1789, S. 38—56, und *Andreas Theodor Preuss*, E. Fr. v. Herzberg, Berlin 1909, S. 120—23. *Leopold v. Ranke* war gegensätzlicher Meinung, siehe Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, S. 197. — *Mirabeau*, Histoire secrète de la cour de Berlin, Paris 1788. Über Hertzberg noch: *Unzer*, Anteil Herzbergs an den preußisch-österreichischen Verhandlungen, 1788—89. Frankfurt am Main 1890. Die ung. Verhältnisse in dieser Frage faßt Martinovits in folgender Schrift zusammen: Tableau de l' Europe depuis 1788—1794, dedié à François II, empereur Romain et roi de Hongrie etc., Országos Levéltár (Landesarchiv) Budapest, Vertrauliche Akten, fasc. 59. Dort schreibt er *les Suisses parviennent à l' aide de leurs montagnes à l' indépendance et continuent à garder dans un silence monotonique leurs rochers et leurs bétails.*

tinovits' hörten, würden wir von der Wahrheit der Ereignisse kein verläßliches Bild haben. Am 27. August 1794 aber äußert sich gleichermaßen ein Mitglied der ungarischen Gentry: der Dichter Szentmarjay, der auch über die Schweizer Verbindungen berichtet. Seiner Aussage gemäß weiß er, übereinstimmend mit Obengesagtem, von den Plänen des Comité du salut public und spricht von Martinovits als dessen Exponenten in Ungarn [8]. Der Führer der ungarischen Sprachreform, Kazinczy, spricht auch übereinstimmend über die Ereignisse. Er selbst war wegen Teilnahme an der republikanischen Bewegung jahrelang in Kufstein eingekerkert. In seinem später geschriebenen Tagebuch erinnert er sich an die Tatsachen. Martinovits übergab ihm die von den Schweizer französischen Agenten erhaltenen, von ihm den ungarischen Verhältnissen angepaßten revolutionären Leitmotive zum Studium. Das war der „Catéchisme de l'homme et du citoyen". Der Verfasser war Martinovits selbst, der das Heft unter dem Decknamen Democrite la Montagne herausgab. Da die Führer der damaligen ungarischen Intelligenz Republikaner wurden, so war es natürlich, daß der Habsburger kaiserliche Hof mit den strengsten Strafen gegen sie vorging. Es begann der Majestätsbeleidigungsprozeß gegen die Teilnehmer der Organisation.

Der Führer des reformierten Adels in der großen ungarischen Tiefebene war Professor Gerson Fodor. Dieser Kreis wollte im Jahre 1795 das preußische Königshaus auf den ungarischen Thron setzen. Friedrich Wilhelm II. unterstützte kräftig die ungarische Unzufriedenheit; obwohl er allerdings der Form nach am 27. Juli 1790 im Reichenbacher Vertrag sich mit dem österreichischen Kaiser Leopold geeinigt hatte, förderte er weiterhin jedoch die rebellischen Bestrebungen der ungarischen Reformatoren. Mit der Zeit blieben aber die Reformatoren auf sich selbst angewiesen und so ließ deren Kraft und Wirksamkeit nach. Doch als Gegengewicht verstärkten sich die Beziehungen mit den Schweizer Verbindungen [9]. Die Tatsache, daß Martinovits wegen seines Republikanismus verhaftet wurde, wühlte den ungarländischen Balkan auf. Seine Verbindungen bildeten ein Netz über das ganze Reich, und die Pester Bürger waren ebenso erschrocken wie die Wiener republikanisch gesinnten Kreise. Charakteristisch für die Stimmung in Wien ist ein vom 23. Februar datierter Bericht des französischen Beauftragten in Lausanne, Venet. Die Selbstverteidigung der Revolutionäre bestand im Selbstmord. So erschoß sich als einer der ersten der Sekretär des Vorstandes des Statthaltereirates, Baron Michael Sághy's. Die Wirkung war außerordentlich. Der Wiener preußische Gesandte Luchesi beeilt sich unter dem Druck der Geschehnisse, einen Bericht über die öffentliche Stimmung zu verfassen [10].

---

[8] Über die Teilnahme Szentmarjays und die Schweizer Verbindungen: „Daß er in Solothurn und Basel, Venedig und Konstantinopel und weis Gott noch wo, politische Relationen habe" . . Geständnis Martinovits' vom 27. Sept. 1794, Wien, Reichsarchiv, am zit. Ort.

[9] Über die Verbindungen Gerson Fodors: *Robert Gragger*, Preußen, Weimar und die ungarische Königskrone, Berlin 1923, und Palatin Alex. Leopolds Schriften, S. 5, 12, in dem von *Elemér Màlyusz* redigierten Urkundenarchiv.

[10] Über die der Verhaftung Martinovits' folgenden Zustände und Ereignisse: Papiers de Barthelémy, Paris 1889, vol. IV. S. 618. *Mais on prétend à Vienne que des prisonniers patriotes, échappés de Pest ou de Gross Varadin ont pénétré chez ces colons, les ont mis au fait de la Révolution et ont réveillé*

Die Retorsionen befürchtende Regierung richtet nun ihre Aufmerksamkeit auf die in Österreich und Ungarn in Haft gehaltenen französischen Kriegsgefangenen. Im Laufe der Nachforschungen untersuchte die österreichische Polizeibehörde, welche Rolle die französischen Kriegsgefangenen in der republikanischen Organisation spielten. Es gab 21 Kriegsgefangenenlager, wo zahlreiche französische und Schweizer Gefangene unter Bewachung waren [11]. Palatin Alexander Leopold selbst schreibt in seinem Tagebuch, daß die fortgesetzte Verkündigung der Grundsätze Rousseaus und der Briefwechsel der Gefangenen zu diesem Ergebnis geführt habe. Die Polizei behauptet mit Bestimmtheit, daß die ungarischen Jakobiner mit den Schweizer Führern in Verbindung seien. Die Baseler Firmen Jean Debarry und Bischof hatten bisher die Korrespondenzen der Kriegsgefangenen vermittelt [12]. Daher mußte man alle an diese Firmen gelangende Schriften streng überwachen. Die ganze Sache wurde vom Palatin überprüft, er achtete auf die geringsten Kleinigkeiten. Im Laufe der Untersuchungen bekennt Johann Gombos, katholischer Domherr in Ödenburg, daß der aus Schlesien gebürtige Priesterkollege Christoph Schulmann ihm bei einer Gelegenheit mitteilte, daß die Pariser Jakobiner ihm 3000 Gulden geboten hätten als Belohnung für seine Agentendienste. Auch der Nationalökonom Gregor Berzeviczy weist in seiner Flugschrift 1795 auf die ausländischen Unterstützungen hin. Anton Szirmay schrieb eine kleine Studie über diese Angelegenheit. In dieser ausländischen Unterstützung sieht auch er die entscheidende Frage. Obzwar infolge des Fehlens von Zeugen die Übernahme ausländischen Geldes ableugbar war, so ist doch erwiesen, daß auch Kazinczy daran teilgenommen hat. Kazinczy veröffentlichte die Schrift Szirmays und dabei brachte er seine Entschuldigungen in einer Anmerkung vor, indem er sagte: „Ein elender Magistrat von Sathmar beschuldigte mich im

---

le patriotisme dans leurs coeurs dégradés. Leo Stern schätzt Martinovits, seiner romantischen Einstellung wegen, nicht positiv ein. Siehe: Magyar Történészkongreszus, Kongreß der Ung. Historiker, Sammelalbum, Reden, Budapest 1954, S. 660.

[11] Sándor Lipót iratai, bezugnehmend auf die französischen Kriegsgefangenen, 1794, 24. Dec. S. 388, Die Schriften Alex. Leopolds, Országos Levéltár (Landesarchiv), Budapest, Vertraul. Akten, nro 248, Hofdekret votum 22—23. Diese Urk. schrieb Palatin Alexander Leopold selbst.

[12] Über die Baseler Kaufleute vgl. *Koloman Benda* in seinem zitierten Werk S. 137, sowie das Hofdekret „Hofdekret mittels welchem der Statthalterei aufgetragen wird, dass da berichtet worden, dass 3 Briefe, worunter 2 die französischen Gefangenen betreffen, unter dem Titel Jean Debarry et Bischof Négociants a Basel en Suisse in die Erblande gekommen sind und die französischen Gefangenen bei dieser Gelegenheit die Weisung erhalten haben, das selbe ihre zu erlassenden Briefe unter der nämlichen Aufschrift in die Schweiz schicken sollen, so seyen die betreffenden Absatz-Stationen in Geheim anzuweisen, dass selbe auf die Korrespondenzen des obgesagten Handelshauses wachen, und wenn solche Briefe, die entweder französische Offiziere betreffen oder sonst verdächtig sind, ihnen übergeben werden, selbe ohne Verzug dem betreffenden General Commando übergeben sollen, e dato 9, praesentiert 21 Xbris". Einzelheiten darüber siehe: Országos Levéltár (Landesarchiv) Budapest, Urkunden der Ung. Kanzlei, 1795, nro 520, 481, 1630, 2635, 3570, 8046, 9842, 10062 und 10109 und ebendaselbst Vertr. Akten fasc. 38, nro 476.

Jahre 1798, daß er mit seinen eigenen Augen sah, daß ich dem Notar des Komitats Sathmar Ludwig Kengyell fünf Millionen französischen Geldes übergab, nicht in Banknoten, sondern in Münze“ [13]. Von den damaligen Mitgliedern der Schweizer Agentur der französischen Revolution konnte keines dem Gefängnis entkommen. Gerson Fodor war akademischer Professor. Als ein der Gentry angehörender Jüngling ging er nach Absolvierung der Debreziner Hochschule an die Genfer Akademie, um dort zu studieren, später lebte er in Paris. Im Jahre 1792 vermählte er sich mit der Tochter von Farkas-Inarcsi und ging nach Nagykörös. In seiner 320 Bände umfassenden Bibliothek befanden sich etliche Dutzend französischer Werke. Bei der in seinem Hause veranstalteten Durchsuchung fand die Polizei Rousseaus Emile aufgeschlagen auf dem Tische, was als großes Verbrechen bewertet wurde. Seine Inhaftnahme verursachte eine große Rebellion in der Stadt; die Jugend verließ die Lehrsäle, so mußte man den Unterricht einstellen. Die Verhaftung des Führers brachte die ganze ungarische Tiefebene in Aufruhr. Aber die Anklage gegen ihn war so gekünstelt, daß man ihn nur nach dem 17. Artikel des Gesetzbuches des hl. Stephan aus dem Jahre 1001 (!) hätte verurteilen können. Schließlich sah sich Johann Németh von Kisunyom, Leiter des Fiskus, genötigt, die Majestätsbeleidigung von der Anklage zurückzuziehen. Diese Tatsache inspirierte seinen späteren Nachfolger, den Schriftsteller Johann Arany, Professor in Nagykörös, der sich am Grabe des republikanischen Professors im Gedicht des tapferen Verfechters der Freiheit erinnerte [14].

Martinovits' Organisation überzog das damalige ungarische Leben mit seinem Netze. Die Bürgerschaft von Güns, der Schützenverein mit dem ursprünglichen Namen „Chor von Güns“ verlor im Jahre 1795 sein ganzes Vermögen infolge der Teilnahme an der Bewegung. Nach dem Zeugnis der deutschen Bürger von Güns „Der Weberstadt Protocollum Scriptum Güns Anno 1795“ standen alle einträchtig der ungarischen Reaktion gegenüber. Unter den Günser (ungarisch: Kőszeg) Textilarbeitern standen Gabriel, Töpfer, Karner, Freyler usw. an leitender Stelle des Bürger-Chors. Die Polizei mußte ein scharfes Auge auf die evangelischen Weber haben, da auch nach Ablieferung der Waffen die lutherische Bürgerschaft der deutschen Stadt an ihrer Seite stand. In Güns wurde auch das Vermögen von Johann Rosty und von Paul Rosty, Richter des Gerichtshofes, konfisziert, und Graf Jakob Sigray, den Vorsitzenden des Gerichtshofes, brachte man auf das Blutfeld-Vérmezö, wo er hingerichtet wurde, da er der Anführer der revolutionären Vereinigung der armen Adligen in der Gruppe der republikanisch gesinnten Gentry war.

---

[13] Über die Summen der ausländischen Unterstützungen: *Gregor Berzeviczy*, Der Majestätsprozeß in Ungarn, II. Kap., 1795. „Bald, so schrieb diese Faction, waren die Eingezogenen vom Pariser Convent unterstützt worden.“ Ebenso schreibt *Antonius Szirmay*, Jacobinorum Hungaricorum Historia, conscripta A⁰ 1809, *incubatur per iniquum delatorem reliquos inter protonotarios Ludovicus Kengyell in flore juventutae omnium, qui mentem bonam literasque aestimare norunt dolore extinctus, quod quinque milliones librarum Gallicarum ad sufflamandam revolutionem Nagykárolini tunc á Szentmáriaio acceperit.*

[14] Studien über Gerson Fodors Angelegenheiten, sein Leben, seine Schweizer und französischen Verbindungen: Országos Levéltár (Landesarchiv) Budapest, Schriften des Archivs der Kurie, fasc. II. Akt 15/b.

Leitende Persönlichkeiten der deutschen Bürgerschaft, der Honoratioren waren der Chirurg Johann Brehm von Rechnitz und der Geistliche Emmerich Szabó von Körmend. Der aus der Leibeigenschaft hervorgegangene Schriftsteller Batsányi arbeitete in Tapolca und Kaschau. Er übersetzte später den Aufruf Napoleons. Sowohl die Republikaner deutscher Herkunft als auch jene ungarischer und südslawischer Abstammung bildeten ein eigenes Lager unter den Interessenten einer föderativen Republik. Ihr Ziel war nicht nur philantropisch; sie wollten nicht nur das Staatsleben und den Alltag der Menschen verbessern, sondern auch die Bevorzugung einzelner Individuen und Völker unter den vielen im Donauraum lebenden Nationalitäten abschaffen und Gleichheit der menschlichen Rechte herstellen. Das Beispiel der gesellschaftlichen Entfaltung in Preußen, die geheime, habsburgfeindliche Tätigkeit des preußischen Hofes, die anspornende Tätigkeit der französischen und der schweizer Agenten, die energische Forderung nach einem demokratischen Leben bei den französischen Kriegsgefangenen bildeten die vereinende Kraft der Vereinigung.

Martinovits war ein Dalmatiner, Kazinczy ein Ungar, Solarčik ein Slowak, Brehm ein Deutscher; mit den vereinten Kräften der tapferen, deutsch-evangelischen Tuchweber von Güns suchten all diese das morsche Donaureich mit den vielen Nationalitäten zu erschüttern. Und trotz aller Hinrichtungen, Gefängnisstrafen in der Zeit der grausamen Zensur der Literatur, in den ersten Jahren der Retorsion lebte in den ungarischen Jakobinern der Glaube an die republikanische und föderative Idee weiter. „Es ist schön, für das Vaterland zu dulden, Ketten zu ertragen, zu leiden. Der Sterbliche, der für sein Vaterland lebt und zugrunde geht, adelt Nationen mit seinem Namen." Dies verkündete i. J. 1795 auf dem Blutfelde (Vérmezö) von Buda an den der Hinrichtung folgenden Tagen ein unbekannter ungarischer Verfasser von Flugblättern[15]. Die Liebe zur Demokratie schlang i. J. 1795 ein vereinigtes Band um die Revolutionäre, und dies ist eine der schönsten Traditionen in der Geschichte der Völker des Donaubeckens.

---

[15] *Benda,* zit. Werk, S. 389.

Neue Literatur zur Geschichte des Buchwesens

Literaturbericht von Hans Lülfing

1

Wenn sich ein Bibliothekar, insofern es ihm als Historiker wesentlich erscheint, das Buch- und Bibliothekswesen als historisches Phänomen zu verstehen, bereits heute über die jüngste Vergangenheit ein Urteil erlauben darf, so tritt für ihn in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Persönlichkeit Fritz Milkaus (1859—1934) deutlich in den Mittelpunkt der Entwicklung des deutschen Bibliothekswesens und vor allem der Bibliothekswissenschaft. Milkau, der bis zu seinem Tode arbeitete, reicht mit seiner Schaffensepoche bis an jene Zeitwende heran, die durch den Zweiten Weltkrieg bezeichnet wird. Begann die Periode seiner bedeutsamen Leistungen 1895 unter Fritz Althoffs wohlwollender Ägide mit den Vorarbeiten zum Gesamtkatalog der preußischen Bibliotheken, so blieb sie seither eng an Berlin und die Preußische Staatsbibliothek, deren Generaldirektion er 1921 nach Harnacks Abgang übernahm, gebunden. Durch Milkaus Wirken konzentrierten sich die lebendigen Kräfte des deutschen Bibliothekswesens mehr und mehr in der Reichshauptstadt Berlin an der Staatsbibliothek, die damit, soweit es die politischen Verhältnisse Deutschlands überhaupt gestatteten, allmählich den Charakter einer Zentral- und Nationalbibliothek ausprägte, eine Entwicklung, die der des deutschen Nationalstaates in jener Epoche entsprach. Weitaus entschiedener noch konnte Milkau diese Integration des deutschen Bibliothekswesens nach seiner ideellen, historisch-theoretischen und verwaltungskundlich-praktischen Seite hin dadurch fördern, daß er als Abschluß seiner Lebensleistung den Begriff der Bibliothekswissenschaft neu statuierte. Seit 1925 vertrat er dieses Fach als Professor an der Universität Berlin. Auf seiner Lehrtätigkeit basierte nicht nur die schon vorher, seit 1922, von ihm eingeleitete Neuordnung und Vertiefung der bibliothekarischen Fachausbildung, sondern auch die grundlegende literarische Zusammenfassung des großen komplexen Stoffgebietes der Bibliothekswissenschaft in einem großen Handbuch[1], das sich damit den seit dem späteren 19. Jh. in immer größerer Zahl auftretenden enzyklopädischen

[1] Handbuch der Bibliothekswissenschaft. Hrsg. von *Fritz Milkau* u. *Georg Leyh*. Bd 1—3 nebst Reg. Leipzig: Harrassowitz 1931—42.

Unternehmungen in fast allen übrigen Wissenschaften als Dokumentation des geförderten Reifeprozesses dieses Spezialgebietes zur Seite stellte. So zeigte sich Milkau auch mit diesem Monumentalwerk als zeitlicher Vollender dessen, was nach der Reichsgründung von 1870 die Schüler Friedrich Ritschls, Anton Klette, Karl Dziatzko, August Wilmanns und Otto Hartwig, dieser aus der Schule Johannes Gildemeisters in Marburg kommend, begonnen hatten. Milkau entwarf den Plan zu diesem Handbuch, dessen Durchführung dann auf eine Reihe erstrangiger Fachleute verteilt wurde. Konzentrierter Fleiß, eine unbeirrbare Arbeitsfähigkeit und ein Einfühlungsvermögen, das auf seiner künstlerischen Veranlagung beruhte, ermöglichten es Milkau, dem Handbuch jene innere Einheit zu geben, die es zur bedeutendsten literarischen Leistung der modernen Bibliothekswissenschaft werden ließ.

Wie sehr sich dieses Handbuch in der internationalen gelehrten Welt durchgesetzt hatte, geht daraus hervor, daß schon bald nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges eine neue Auflage gerechtfertigt schien. Als Herausgeber zeichnet jetzt Georg Leyh (Tübingen). In ihm, der schon in der 1. Aufl. die Riesenaufgabe einer erstmaligen intensiven und materialgesättigten Darstellung der neueren Bibliotheksgeschichte bewältigt hatte und der als Meister einer bibliothekshistorischen Methode unter spezifisch bibliothekarischen Gesichtspunkten gilt, hat Milkaus Erbe einen kongenialen und wesensgemäßen Erneuerer gefunden.

Diese Erneuerung schließt sich in vieler Hinsicht eng an den Plan Milkaus an. Insofern ist sie eine Anpassung des Textes an den inzwischen fortgeschrittenen Stand der Wissenschaft, wie es auch sonst bei Handbüchern üblich ist. Soweit dabei im Generationswechsel die Bearbeitung der einzelnen Abschnitte an neue Mitarbeiter übertragen werden mußte, werden die früheren Bearbeiter in der 2. Aufl. neben ihren Nachfolgern genannt. Georg Leyh hat als Herausgeber mit Recht festgestellt (Bd 1, Vorw.), daß es ein erfreuliches Zeichen für den Leistungsstand der deutschen Bibliothekswissenschaft nach der Kriegskatastrophe ist, wenn diese neuen Bearbeiter gefunden werden konnten. Darüber hinaus aber konnte es kaum ausbleiben, daß der neue Herausgeber die bessernde Hand dort an den Grundplan des Handbuches legte, wo nach reiflicher Erwägung die seither gesammelten Erfahrungen dies geboten erscheinen ließen. So wird künftighin das Volksbüchereiwesen in einem besonderen Teil des Handbuches behandelt, wodurch dessen Umfang von 3 auf 4 Bände anwachsen wird. Dagegen wurde ein Einleitungskapitel, das die Sprache und ihre geschichtlichen Zusammenhänge behandelte, gestrichen. Für den Historiker bemerkenswert ist der Hinweis Leyhs, daß das Kapitel über die Akademien der Wissenschaften ebenfalls nicht erneuert wurde, weil dies sinnvoll nur in Form einer Darstellung der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte möglich gewesen wäre, womit aber der Rahmen des Handbuches gesprengt worden wäre.

Bisher liegt Bd 1 (Schrift und Buch) abgeschlossen vor[2]. Bd 3 (Geschichte der Bibliotheken) ist im Erscheinen. Beide Bände sind ihrem Gegenstand nach vorwiegend, wenn auch dem Wesen der Bibliothekswissenschaft entsprechend nicht ausschließlich historischen Inhalts[3]. Die Bearbeitungsleistungen der Autoren beruhen in beiden Bänden auf der sinngemäßen Anwendung der historischen Methode. Gerade das macht den Ruhm dieses Handbuches aus. Umgekehrt wird aber auch der Historiker, der Kulturhistoriker vor allem, aus dieser spezifisch nach bibliothekarischen Bedürfnissen vorgenommenen, also bibliothekswissenschaftlichen Anordnung und Bearbeitung des Stoffes Anregungen und Nutzen ziehen. Aus der bibliothekarischen Pragmatik ergeben sich hier Verflechtungen und Querverbindungen von oft eminenter wissenschaftlicher und historiographischer Ergiebigkeit. „Nach der Natur der Sache greift das vielfältige bibliothekarische Arbeitsgebiet in Nachbarbereiche über“ (Leyh, Bd. 1, Vorw.).

Es fällt dem Referenten schwer, sich hier mit einigen Hinweisen auf den ganzen Reichtum, den der erste Band für den Kulturhistoriker birgt, begnügen zu müssen. „Schrift und Buch“ meint hier auch im genetischen Sinne, daß erst Schrift entstanden sein mußte, ehe das Buch, selbst in seinen frühesten Formen, entstehen konnte. So steht denn das Kapitel „Die Schrift und ihre Entwicklung“, einst von Aloys Bömer (Münster) verfaßt, jetzt von Walter Menn (Mainz) überarbeitet, am Anfang des Bandes. Nach den Erfordernissen der bibliothekswissenschaftlichen Praxis findet dieses Kapitel seinen Schwerpunkt in der lateinischen Paläographie, aber in einer umfassenden universalgeschichtlichen Perspektive wird eine konzise Entwicklungsgeschichte der Schrift von ihren ideographischen und bilderschriftlichen Ursprüngen über die chinesische Schrift, die Keilschriften, die ägyptische Schrift und die semitischen Alphabete bis zur griechischen und lateinischen Schrift gegeben. — Daneben werden Papyrus- und (vornehmlich mittelalterliche) Handschriftenkunde systematisch abgehandelt. Dennoch sind die Darstellungen dieser Abschnitte auf das dichteste mit historischem Material unterbaut. Die Bearbeitung der Papyruskunde (Kap. 3) lag nach wie vor in den bewährten Händen von Karl Preisendanz (Heidelberg). Auf die fund- und forschungsgeschichtlichen Abschnitte dieses Kapitels sei hier besonders hingewiesen. Der Beitrag ist eine prägnante und umfassende Darstellung dieser historischen Hilfswissenschaft, übrigens auch in ihren mittelalterlichen Bezügen. — Die Allgemeine Handschriftenkunde (Kap. 2), einst von Karl Löffler (Stuttgart) erfahrungsreich betreut, lag diesmal in den Händen des gelehrten Praktikers Paul Ruf (München). Vielleicht sollte man

[2] Handbuch der Bibliothekswissenschaft, begr. v. *Fritz Milkau*. 2., verm. u. verb. Aufl., hrsg.. v. *Georg Leyh*. Bd 1. Wiesbaden: Harrassowitz 1952. XVI, 1068 S. 4⁰.

[3] Über Bd 3 soll nach seinem Abschluß an dieser Stelle referiert werden.

wünschen, daß ihm noch mehr Raum zur Verfügung gestanden hätte, um den ganzen Stoffreichtum dieser kulturgeschichtlich so beziehungsreichen Sonderdisziplin ausbreiten zu können. Der Historiker wird die Details nützen, die hier z. B. zu den Handschriftenwanderungen oder zur Kenntnis der modernen Handschriftenkataloge geboten werden.

Der Faden der eigentlich buchgeschichtlichen Darstellung wird mit dem Abschnitt „Die Buchmalerei" (Kap. 4) von Albert Boeckler (früher Berlin, jetzt München) und Alfred A. Schmid (Freiburg, Schweiz) aufgenommen. Die Darstellung greift (unerläßlich für das Verständnis der karolingischen und ottonischen Epoche) bis in die Antike, in den Orient und auf Byzanz zurück. So findet die Entwicklung der Buchillustration und des Buchschmuckes des Mittelalters, die nicht nur einen Höhepunkt der Buchgeschichte, sondern auch der allgemeinen Kunstgeschichte bezeichnet, eine ausgereifte Darstellung. Es entspricht den Mitteln kunsthistoriographischer Betrachtung, wenn dem Abschnitt Abbildungen (viel zu wenig) beigegeben sind.

Mit dem Kap. 5: Buchdruck und Buchillustration bis zum Jahre 1600 wird die neuzeitliche Buchgeschichte eröffnet, die naturgemäß einen sehr großen Raum einnimmt. Der Gutenberg- und Inkunabelforscher Rudolf Juchhoff (früher Berlin, jetzt Köln) hat diesen Abschnitt betreut, der früher in den Händen Erich von Raths (Bonn) lag. Im Mittelpunkt der Darstellung steht Gutenberg. Technikgeschichtliche, wirtschafts-, sozial- und geistesgeschichtliche Gesichtspunkte bringt J. neuerdings nachdrücklich zur Geltung.

Julius Rodenberg (bisher Leipzig, jetzt Berlin) behandelt, wie schon in der 1. Aufl., umfassend zunächst den „Buchdruck von 1600 bis zur Gegenwart" (Kap. 6), dann die „Geschichte der Illustration von 1800 bis heute" (Kap. 8). Die kunsthistorischen Gesichtspunkte treten deutlich hervor. Abbildungen stützen auch hier die universelle Darstellung, die zwar die deutschen und westeuropäischen Entwicklungen betont, aber darüber hinaus auch Rußland, die Türkei und beide Amerikas, einschließlich Kanadas, innerhalb der einzelnen Epochen einbezieht. — „Die Buchillustration des 17. und 18. Jahrhunderts" hat wieder Hans Wegener (Bremen) bearbeitet (Kap. 7).

In den übrigen Kapiteln werden einige Sondergebiete in historischen Längsschnitten behandelt. Der Abschnitt über die „Geschichte des Bucheinbandes" (Kap. 9), in der 1. Aufl. von einem der besten Sachkenner, Max Joseph Husung (Berlin), betreut, wurde von einem der jüngeren Spezialforscher, Friedrich Adolf Schmidt-Künsemüller (Bad Godesberg), unter neuen typologischen und historiographischen Gesichtspunkten einer Umarbeitung unterzogen, die im besonderen die kunsthistorischen Belange stärker zur Geltung bringt. Stofflich beschränkt sich die Darstellung im wesentlichen auf den europäischen Bucheinband. — Hans Widmann (Tübingen) hat den Abschnitt über die „Geschichte

des Buchhandels“ (Kap. 10), den seinerzeit Ernst Kuhnert (früher Berlin, jetzt Göttingen) geschrieben hatte, umgearbeitet. Gerade der Historiker wird diese nach neueren Gesichtspunkten vertiefte Darstellung gern nützen, die zwar knapper, aber zugleich universeller ist als die bekannte mehrbändige „Geschichte des deutschen Buchhandels“ von Friedrich Kapp und Johann Goldfriedrich (1886—1913), die überdies in vielen Teilen veraltet ist. So kann Kuhnert-Widmanns Darstellung jetzt als die maßgebende moderne Zusammenfassung der Buchhandelsgeschichte bezeichnet werden. Den kulturgeschichtlichen Zusammenhängen wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Der geschichtliche Überblick wird durch systematisch-buchhandelskundliche Abschnitte ergänzt[4]. Das Kap. 11: Bibliographie hat der verdiente Nestor der deutschen bibliographischen Wissenschaft, Georg Schneider (früher Berlin, jetzt Göttingen), an Hans Widmann abgegeben. Diese Sonderdisziplin ist ein systematisch darzustellendes Fach. Die eingestreuten geschichtlichen Daten sind von wissenschaftsgeschichtlichem Wert. Die Geschichte des Papiers wurde wiederum von Armin Renker (Zerkall bei Düren) bearbeitet. Der verdiente Forscher bietet zwar den Stoff nach technologisch-systematischen Gesichtspunkten dar, fundiert seine Darstellung aber in durchaus universeller Weise mit historischen Belegen, wobei naturgemäß China eine bedeutende Rolle spielt.

Der Stoffbereich dieses Handbuches, vor allem seines 1. Bandes, berührt mit einigen Gebieten, besonders der Papyruskunde, der Handschriftenkunde und denjenigen Kapiteln der Schriftgeschichte, die sich mit der griechischen und lateinischen Paläographie befassen, die historischen Hilfswissenschaften im engeren Sinne. Darüber hinaus hat aber erfahrungsgemäß das ganze Handbuch, namentlich wegen seiner historischen und buchkundlichen Teile, schon seit der ersten Aufl. einen festen Platz in der hilfswissenschaftlichen Handbibliothek des Historikers.

2

Wolfgang Stammler hat in seinem neuen germanistischen Handbuch „Deutsche Philologie im Aufriß“ die Schriftgeschichte und Paläographie ebenfalls berücksichtigt. Bernhard Bischoff, der jetzige Inhaber der Lehrkanzel Ludwig Traubes und Paul Lehmanns in München, faßt hier auf wenigen Quartseiten das Grundwissen seines Fachgebietes mit konzentrierten Daten und Belegen leider allzu knapp

[4] Eine im Text geringfügig, in den Literaturangaben stärker erweiterte Ausgabe dieses Beitrages erschien gesondert u. d. T.: *Hans Widmann:* Geschichte des Buchhandels vom Altertum bis zur Gegenwart. Die Entwicklung in Umrissen auf Grund d. Darst. von Ernst Kuhnert neu bearb. u. erw. Wiesbaden: Harrassowitz 1952. 189 S. 4⁰.

zusammen [5]. So entsteht ein Abriß, der sich, für die Zwecke der germanischen Philologie eingerichtet, an die lange Reihe der paläographischen Einführungswerke von Wilhelm Wattenbach (1871), Cesare Paoli (1883), E. M. Thompson (1932), Marcel Prou (1924), Berthold Bretholz (1926) und Hans Foerster (1949) in eigener Weise, jedoch aus offenkundigem Raummangel nicht völlig gleichwertig anschließt. In kurzen, systematisch angeordneten enzyklopädischen Artikeln werden zunächst die Beschreibstoffe und die Schreibwerkzeuge, dann die äußeren Formen der Schriftwerke (Codex, Format, Seiteneinteilung, aber auch der Einband, ferner Rotuli, Urkunden, Briefe), dann die Schreiber behandelt. In einem zweiten Hauptabschnitt folgt die Geschichte der lateinischen und deutschen Schreibschrift von der römischen Capitalis bis zur gotischen Bastarda und zur Humanistenschrift. Das Schwergewicht liegt in diesem Abschnitt auf der Darstellung der formgeschichtlichen, d. h. der schriftgeschichtlichen Entwicklungen. Doch werden in aller Kürze immer wieder Ausblicke auch in allgemeingeschichtliche Zusammenhänge eröffnet. Anhangsweise werden Kapitel über Abkürzungen, Interpunktion, musikalische Notation, Zahlzeichen, Geheimschriften eingefügt. Die Literaturangaben bringen neben den allgemeinen Nachweisen viele Spezialtitel. Einbandkunde und Buchmalerei sind, obwohl nicht eigentlich zur Paläographie gehörig, nicht vergessen, müssen aber dabei zu kurz kommen, wie übrigens auch die 10 kleinen Abbildungen, die nur einen ersten Eindruck zu vermitteln vermögen, aber sonst eben paläographisch nicht brauchbar sind.

Dagegen durch das Bild allein in die allgemeine und universale Geschichte der Schrift einzuführen, ist das betont kunsterzieherische Anliegen des Schriftkünstlers Jan Tschichold in seiner „Geschichte der Schrift in Bildern“ [6]. Seine Absicht ist nicht historiographisch, sondern er will das „Verständnis für die formale Qualität“ in einer Epoche wieder erwecken, in der seiner Ansicht nach die „ungeheuerliche Flut des Gedruckten“ auch das „lebendige Verhältnis“ des Menschen zur Schrift zerstört. Sein Darstellungsmittel ist deshalb im prägnanten Sinne ästhetischbildmäßig. Aber auch für den Historiker, der zunächst nichts weiter will, als primär historisches Verständnis für die Schriftkultur der Menschheit erwecken, bietet diese Auswahl von Tafeln vom ideographisch zu verstehenden Bison zu Altamira bis zu den aus bewußtem modernen Kunstwillen gestalteten Schriften von Emil Rudolf Weiß und Rudolf Koch brauchbares Anschauungsmaterial, das ich meinen allgemein-schriftgeschichtlich interessierten Studenten gern als Demonstrationsmaterial vorgelegt habe.

---

[5] *Bernhard Bischoff:* Paläographie (mit bes. Berücks. d. dt. Kulturgebietes). Berlin, Bielefeld, München: E. Schmidt (1952). Sp. 379—452. 4°. Sonderdr. aus: Deutsche Philologie im Aufriß, hrsg. v. Wolfgang Stammler, Bd. 1.

[6] *Jan Tschichold:* Geschichte der Schrift in Bildern. Basel, Frankfurt a. M.: Holbein-Verl. (1951). 15 S., 70 S. Abb.

3

Im Zentrum der Erforschung der Geschichte des Buchdrucks steht nach wie vor das Gutenbergproblem. Konnten wir bereits im vorigen Literaturbericht[7] feststellen, daß die Pause, die der Zweite Weltkrieg in der seit Jahrzehnten blühenden deutschen Gutenbergforschung wenigstens äußerlich erzwungen hatte und die gerade im Hinblick auf das in diese Zeit fallende Gedenkjahr 1940 resigniert stimmende Befürchtungen ausgelöst hatte, überwunden war, so hat sich inzwischen dieser erfreuliche Eindruck verstärkt: ältere, aber vornehmlich auch jüngere Forscher haben weitere Spezialuntersuchungen vorgelegt. Auf diese Spezialarbeiten aber scheint mehr denn je alles anzukommen. Nur eine sorgfältige neue Interpretation und allenfalls eine vorsichtig differenzierende Deutung aus neuen Gesichtspunkten kann dem lückenhaften, fast spärlichen Quellenmaterial neue Einsichten abringen[8]. Die allerjüngste Zeit hat gezeigt, daß sich dort erhebliche Bedenken erheben müssen, wo man mehr will, als gesicherte Ergebnisse, behutsame Wahrscheinlichkeitsschlüsse, wo man mehr zu erreichen gedenkt, als neuerdings etwa Rudolf Juchhoffs umsichtige Zusammenfassung der Problemlage im Handbuch der Bibliothekswissenschaft zu bieten vermag[9], wo man statt dessen durch kühne Kombinationen zu neuen Gesamtergebnissen oder gar zu einem neuen Gutenbergbild vorstoßen will.

Mithin wird man mit Skepsis und Zurückhaltung die Artikelserie A. Dreslers[10] aufnehmen, in der der bekannte Zeitungswissenschaftler und Historiker der Frühgeschichte der periodischen Presse versucht, eine Drucktätigkeit Gutenbergs in Bamberg nachzuweisen und ihm damit die 36zeilige Bibel zuzuschreiben. Gewiß ist sich Dresler des hypothetischen Charakters seiner Ausführungen bewußt und bezeichnet seine Gedanken wiederholt nur als Vermutungen. Ebenso ist er mit der Problematik der Gutenbergforschung, ihren Untersuchungen und Hypothesen seit den Tagen Dziatzkos, Hupps, Schwenkes und Zedlers bis hin zu Aloys Ruppel, Carl Wehmer, Rudolf Blum vertraut. Aber es scheint, daß er mit seinen Konjekturen zu weit geht, daß er dem wenigen vorhandenen Material zu viel abzwingen will.

So werden wir zunächst wieder auf den Weg ad fontes, auf die philologische Interpretation verwiesen. Die einzige urkundliche Quelle für die Zeit des Druckes der 42zeiligen Bibel, damit des Abschlusses der Erfindung Gutenbergs und seines Prozesses mit Fust, ist das Helmaspergersche Notariatsinstrument vom 6. November 1455. Infolge

---

[7] Arch. f. Kulturgesch. 35, 1953, S. 98 ff.

[8] Vgl. auch a. a. O. S. 101.

[9] s. o. S. 247.

[10] *A. Dresler:* Hat Gutenberg in Bamberg die 36zeilige Bibel gedruckt? In: Börsenblatt f. d. Dt. Buchhandel, Frankfurter Ausg. Jg. 10, 1954, S. 553—556, 618—622, 701—704. — Ders.: Nachtrag zur Frage der 36zeiligen Bibel, ebda. Jg. 11, 1955, Nr 19, S. 157—158.

seiner isolierten Stellung in der Überlieferung bietet es nicht nur der sachlichen Erklärung, sondern auch der sprachlichen Auslegung immer noch erhebliche Schwierigkeiten. Dieses urkundliche Protokoll über die Eidesleistung Johann Fusts, das zugleich einen Auszug aus den Prozeßakten und dem Urteil enthält, ist nun in letzter Zeit erneut Gegenstand eingehend interpretierender Untersuchungen geworden.

Rudolf Juchhoff hatte bereits 1941 einen Aufsatz über das Notariatsinstrument vorbereitet, den er erst 10 Jahre später als Buch erscheinen lassen konnte [11]. Er geht davon aus, daß die Versuche, das Gutenbergproblem, die Festlegung der Leistungen Gutenbergs und ihre Datierung, von den vorhandenen Drucken her zu lösen und im Einzelfall von diesen Überresten aus das Notariatsinstrument aufzuhellen, wie es zuletzt vornehmlich Gottfried Zedler getan hatte, die Gutenbergforschung in eine Krise geführt habe. Um so notwendiger ist eine philologische, worterklärende Interpretation der Urkunde. Als Textausgabe legt er dabei den bequem zugänglichen Abdruck von Aloys Ruppel (1939) zugrunde [12]. Neben den frühneuhochdeutschen Text setzt J. seine wörtliche Übersetzung und interpretiert den Sinnzusammenhang, ohne sich auf sprachgeschichtliche bzw. terminologische Einzelheiten weiter einzulassen, immer als Hauptziel die Sinnerklärung ins Auge fassend. Damit kann er den Charakter und Verwendungszweck der bei dem Prozeß eingeklagten Kapitalbeträge klären. Die erfindungsgeschichtlichen Folgerungen läßt J. in dieser Abhandlung zunächst außer Betracht.

Eben diese Folgerungen für ein genaueres Bild der Leistungen Gutenbergs zieht Rudolf Blum [13] aus einer neuen Interpretation des Helmaspergerschen Notariatsinstruments. Auch er hält sich streng an die philologisch-historische Methode. Er wendet dabei seine Aufmerksamkeit ebenso dem Sprachstand und der frühneuhochdeutschen Gerichtssprache, wie sie in Mainz gebraucht wurde, zu, wie den rechtsgeschichtlichen Besonderheiten in der zivilistischen Praxis des erzbischöflichen weltlichen Gerichts. Dieses Verfahren ergänzt B. aber durch eine ebenso vorsichtig wie scharfsinnig kombinierende und psychologisch einfühlsame Quellenanalyse, wie er sie schon bei anderer Gelegenheit an wenig ergiebigem Quellenmaterial geübt hat. Dabei bleibt er sich bewußt, daß er keineswegs immer den festen Boden bewiesener Tatsachen erreicht, daß auch er dem notorischen Quellenmangel und Hypothesenzwang nicht entrinnt.

---

[11] *Rudolf Juchhoff:* Urteilsspruch und Eidesleistung im Helmaspergerschen Notariatsinstrument. Köln 1951. 15 S. 4⁰. Als Ms. gedr.

[12] Jetzt zu zitieren nach d. neuen Ausg.: *Aloys Ruppel:* Johannes Gutenberg. Sein Leben u. sein Werk. 2. Aufl. Berlin: Mann 1947. S. 104—105; mit d. Faks. nach d. Orig. in der Universitätsbibliothek Göttingen. — Neuerdings druckt *Rudolf Blum* (s. u. Anm. 13) d. Text a. a. O. 110—113 wieder ab.

[13] *Rudolf Blum:* Der Prozeß Fust gegen Gutenberg. Eine Interpretation d. Helmaspergerschen Notariatsinstruments im Rahmen d. Frühgeschichte d. Mainzer Buchdrucks. Wiesbaden: Harrassowitz 1954. 118 S. (Beiträge z. Buch- u. Bibliothekswesen. Bd 2.)

„Überdies löst keine Hypothese alle Probleme; immer bleibt ein Rest." (S. 90.) Aber mit sicherer Hand führt er uns zu durchaus verständlichen Thesen. Die Erfindung Gutenbergs war 1449 vollendet. In Verbindung mit der durch die konziliare Bewegung und durch Nicolaus von Cues geförderten Meßbuchreform will der Erfinder ein großes Missale Moguntinum drucken. Unter den Bedingungen der damaligen frühkapitalistischen Wirtschaftsverhältnisse kann er Fust als Geldgeber nur gewinnen, wenn er diesen als Teilhaber zuläßt. Gutenberg gibt das Druckgerät und die Arbeitskraft (die nach damaliger Auffassung das geistige Eigentum an der Erfindung einschließt), Fust jährlich 300 fl zur Deckung der Kosten in das Geschäft, das 1449 abgeschlossen wird. Gutenberg wird nun zunächst das werck des geczuges (die Herstellung der Typen), dann das werck der bucher (den Missaldruck) vornehmen. Da das gedruckte Buch nach Gutenbergs Ansicht eine verbesserte Form des handschriftlichen Buches, das zu druckende Missale im Sinne der Meßbuchreform also eine genormte Vervielfältigung der gewohnten Vorlage sein soll, sind 4 Typen nötig: eine Text-, eine Choral- und zwei Kanontypen. Als dieser Schriftguß 1452 noch nicht vollendet ist und Fust auf Ertrag drängt, entschließt sich Gutenberg, mit der bereits vorhandenen Choraltype die 42zeilige Bibel zu drucken, die 1455 vollendet wird. Gutenberg aber wird durch deren Erlös in die Lage kommen, Fust auszuzahlen und aus dem späteren größeren Meßbuchgeschäft auszuschalten. Um dem zuvorzukommen, strengt Fust den Prozeß an. Nachdem die Erfindung Gutenbergs durch seine Gesellen allgemein bekannt geworden ist, benötigt Fust den Erfinder nicht mehr, wohl aber will er sich in den Besitz der geczuges, der Typen, setzen. Ein politisches Motiv mag mitgespielt haben: Fust als Anhänger der siegreichen mainzischen Zünfte will nicht dulden, daß Gutenberg als Mitglied der unterlegenen Geschlechter in den Besitz einer so großen und modernen Geldquelle kommt. Damit objektiviert B. das Verhalten Fusts und macht die bisher vielfach angelegten moralischen Wertmaßstäbe überflüssig. Beide, Fust wie Gutenberg, handelten als Geschäftsleute, die nüchtern ihre Vorteile wahrnehmen. Fust drang nicht völlig durch. Das Gericht verlangte weder eine Bestrafung Gutenbergs noch erklärte es die Gemeinschaft von 1449 für aufgelöst. Das erzbischöfliche Gericht sympathisierte offensichtlich mit dem Patrizier Gutenberg um so mehr, als die Gensfleischs der erzbischöflichen Münzerhausgenossenschaft angehörten. Erst als Fust beeidete, daß er seine Kapitalien selbst gegen Zinsen geliehen habe, war Gutenberg zur Rückzahlung der sehr großen Summe von 1020 fl gezwungen. Der Ausgang der Sache ist nicht überliefert. Fust hat wahrscheinlich auf rasche Zahlung gedrängt und dabei auch die B 42 beschlagnahmen lassen. Damit wurde Gutenberg ausgeschaltet. Er lebte 1458 nachweislich in schlechten Verhältnissen und hat nach der B 42 kein großes Druckwerk mehr vollbracht. — B's quellenkritische Monographie erstreckt sich auf eine einzelne, allerdings die wichtigste Quelle. Er kontrolliert aber seine Untersuchung an den Ergebnissen der früheren

Gutenbergforschung, auch soweit diese sich vorwiegend auf die typenkundliche Untersuchung der Druckwerke stützte (S. 26 ff.). Den Gedanken, daß Gutenberg ursprünglich ein Missale plante, findet er in abgewandelter Form schon bei Gottfried Zedler und Otto Hupp. In jüngerer Zeit hat auch Rudolf Juchhoff die Meinung vertreten, daß Gutenberg ursprünglich einen Psalter drucken wollte und sich dann erst auf Fusts Vorschlag der schneller herzustellenden B 42 zuwandte [14]. Dziatzko hatte sich seinerzeit bei seinen grundlegenden Arbeiten sowohl der typenkundlichen wie der quellenkritischen Methode bedient. Carl Wehmer hat von neu entdeckten Überresten aus dem sog. Astronomischen Kalender neudatiert und damit die Forschung einen wesentlichen Schritt weitergebracht [15]. B's Werk bestätigt, daß alle Hoffnung bei diesen philologisch-historischen Methoden liegt.

Daß die mainzische Lokalgeschichtsforschung in der Biographie Gutenbergs nach wie vor einen ihrer vornehmsten Gegenstände findet, ist ebenso selbstverständlich wie erfreulich. Albert Kirnberger [16] versucht aus den sozialen Kämpfen zwischen den Geschlechtern und den Zünften und aus der Politik des Mainzer Erzbischofs Adolf von Nassau die Fragen nach den Ursachen von Gutenbergs Emigration nach Straßburg und seiner Rückkehr nach Mainz, nach seinem Verhältnis zu Adolf und nach seiner Grabstätte neu zu beantworten. Von Jakob Rosenbaum nach der Kopie eines alten Stadtplanes umgezeichnete (vergrößerte) und vom Verf. erläuterte Bilder der Häuser der Familie Gutenberg sind beigefügt.

4

Unter den unmittelbaren Nachfolgern Gutenbergs ist der bedeutendste Peter Schöffer in Mainz. Wahrscheinlich ist er ein Schüler des Erfinders gewesen. Noch stärker fast als der 'aurifaber' Gutenberg geht Schöffer, der als Kalligraph in Paris an der Sorbonne tätig gewesen war, also zu den spätmittelalterlichen weltlichen (allerdings akademischen und kirchlich stark gebundenen) Schreibmeistern gehört, von der Handschriftenproduktion aus. Als Stempelschneider mag er die Erfindung Gutenbergs verbessert haben. Seine Bedeutung in der Geschichte des Buchdrucks und des Buchhandels beruht jedoch in erster Linie darauf, daß er das gedruckte Buch allmählich und bei durchaus konservativer Haltung aus dieser Bindung an das Vorbild der Handschrift gelöst und ihm zu einer typographisch und kommerziell selbständigeren Form verholfen hat. So bildet der zur höchsten buchkünstlerischen Vollendung gesteigerte Druck

[14] Handbuch der Bibliothekswissenschaft. 2. Aufl. Wiesbaden 1952, Bd 1, S. 415 f.
[15] Vgl. Arch. f. Kulturgesch. 35, 1953, S. 102.
[16] *Albert Kirnberger:* Neues über Gutenberg und die Gutenberghäuser in Mainz. Mit Zeichn. v. Jakob Rosenbaum. Mainz: Kupferberg (1952). 20 S., 11 Taf., 1 Tab. 4°.

von liturgischen Werken (die Missaldrucke, der berühmte Psalter von 1457) den Ausgangspunkt und das Fundament seiner Buchproduktion. Die weiterweisenden Tendenzen zeigen sich u. a. in der im auffälligen Gegensatz zu den Meßbüchern stehenden Produktion von Einblattdrucken und Flugschriften (zu einem erheblichen Teil zur sog. Türkenliteratur gehörig), in den gegenüber Gutenbergs schweigsamer Anonymität von einem lebhaften Publizitätsbedürfnis zeugenden, eher panegyrischen Kolophonen und in der daraus zu erklärenden Verwendung des bekannten Signets, ferner im Übergang zum Titelblatt, in dem Verlagsverzeichnis von 1469 bzw. 1470, in der Pflege auch des Vertriebs seiner eigenen, aber auch fremder Druckerzeugnisse (mit weitreichenden Unternehmungen nach dem vertrauten Paris, nach Basel, nach Lübeck), in der Tatsache, daß er als erster Druckerverleger die Messe in Frankfurt a. M. besuchte. Alle diese Ergebnisse sind auch im Falle Schöffers nur durch eine vorsichtig vergleichende Forschung zu erreichen. Die Quellenlage ist, abgesehen von den zahlreichen datierten und bezeichneten Drucken, ähnlich schlecht wie bei Gutenberg. Nachdem einige ältere zusammenfassende Darstellungsversuche (K. Dahl 1814, Adolph Lange 1864[17]) durch den Fortgang der Forschung als entwertet gelten können, hatte Aloys Ruppel in einer Gelegenheitsarbeit erstmals vom modernen Standpunkt ein knappes Lebensbild Schöffers gezeichnet[18]. Zum Teil auf dieser materialgesättigten Studie aufbauend, hat nun Hellmuth Lehmann-Haupt das heute erreichbare Bild Schöffers entworfen und durchgezeichnet[19]. Unter umfassender Auswertung der spärlichen Quellen und der bekannten Drucke, aber auch mit Hilfe einer vergleichenden und deduktiven Methode, deren Ertrag mitunter den Wert einer unvermeidbaren Hypothese behalten mag, stellt er Leben und Leistung Peter Schöffers in der buchgeschichtlichen und kulturhistorischen Umwelt seiner Zeit dar. Wie schon seinerzeit Ruppel konnte L.-H. das Manuskript des Gesamtkatalogs der Wiegendrucke in der Staatsbibliothek Berlin benutzen und sicherte sich so die feste Grundlage der Inkunabelforschung und ihrer Ergebnisse. Autopsie und Abbildungsmaterial gewann der amerikanische Forscher und Columbiaprofessor u. a. aus der Pierpont Morgan Library in New York. Einige Thesen mögen überraschen, so wenn L.-H. in den Flugschriften Schöffers nicht nur den Anfang der Gattung der amtlichen Druckschriften, sondern auch den Beginn des Zeitungswesens sieht. Das Problem der Periodizität scheint hier nicht genügend berücksichtigt zu sein. In seiner Bedeutung für die Frühgeschichte des Buchdrucks und des

---

[17] *Antonius v. d. Lindes* Schöffer-Artikel in d. ADB, Bd 32, 1891, 213—214, zeugt selbst an so hervorragender Stelle von lückenhaften und abwegigen Vorstellungen.

[18] *Aloys Ruppel:* Peter Schöffer aus Gernsheim. Festvortrag . . . Mainz: Gutenberg-Ges. 1937. 62 S. (Kleiner Druck d. Gutenberg-Ges. Nr. 26.)

[19] *Hellmuth Lehmann-Haupt:* Peter Schoeffer of Gernsheim and Mainz, with a list of his surviving books and broadsides. Rochester, New York: Hart 1950. XV, 146 S., 19 S. Abb.

neueren Buchhandels rückt L.-H.'s Buch neben das ältere Koberger-Werk Oscar von Hases (1885).

Das Problem der künstlerischen Bedeutung der Drucke Gutenbergs und Peter Schöffers läßt sich zu der allgemeineren Frage nach der Stellung des Frühdrucks in der künstlerischen Kultur des 15. Jh.s erweitern. Richard Benz[20], gleicherweise der Kunstgeschichte und Kulturgeschichte zugewandt, hebt unter diesem Gesichtspunkt mehrere Entwicklungsphasen der Buchkultur der Wiegendruckzeit hervor: gegenüber dem Verfall unter dem Einfluß der Verbreitung der Papierhandschriften seit dem ausgehenden 14. Jh., der gleichbedeutend mit dem Zerfall der gotischen Minuskel zur Bastarda ist, stabilisiert Gutenberg mit der Textura der B 42 die ungebrochene Form des mittelalterlichen Codex. Die neue Kunst des Buchdrucks dient zunächst nicht dem Fortschritt des Tages. Dann aber entwickelt sich im volkstümlichen deutschsprachigen Buch aus der Begegnung zwischen der (linearen) Holzschnittillustration und der Schrift eine neue, buchkünstlerisch geschlossene typographische Form (Augsburg um 1470), der in der Schriftentwicklung die Schwabacher am adäquatesten ist. Indem aber die altdeutschen Meister seit Wohlgemuth und Pleydenwurff den Illustrationsholzschnitt zu einer realistischen und malerischen Kunstübung emporheben (Dürers Apokalypse von 1498), wird die Einheit von Buch und Schrift aufgelöst. Mit dem 16. Jh. beginnt der Verfall der Typographie, der auch in Spitzenleistungen wie der Lutherbibel von 1534 sichtbar wird. Dieser Ablauf ist die buchkünstlerische Spiegelung der Bewahrung der mittelalterlichen Daseinsformen in der Krise zwischen Mittelalter und Neuzeit und ihrer dennoch fortschreitenden Auflösung.

Mit dem Aufkommen des Kupferstichs erscheint die Holzschnittillustration als vulgär. Der Kupferstich gewinnt eine eminente und, nach der zeitlichen Ausdehnung seiner Anwendung in der Illustration, viel weiter reichende Bedeutung für die Geschichte des Buchwesens. Die kunstgeschichtliche Betrachtungsweise bleibt damit auch für das Buchwesen des 16.—18. Jh.s aktuell. Als Teilproblem behandelt Helmut Eckelmann[21] den Einfluß des Kupferstichs auf die Entwicklung der Schrift, d. h. hier der Antiqua vom Meister E. S. bis Didot und Bodoni. Im besonderen wird die Einwirkung der Technik des Kupferstichs, einschließlich der Radierung und der Kaltnadeltechnik, auf den Charakter der damit endgültig vom Vorbild der Handschriften gelösten Schrift untersucht. Es bleibt bei einer vorzugsweise stilgeschichtlichen Problemstellung. Da jedoch bei dieser Betrachtungsweise zumindest für die Frühdruckzeit als wichtigstes Entwicklungsmoment der Übergang vom Federzug zur Metall-

---

[20] *Richard Benz:* Geist und Gestalt im gedruckten deutschen Buch des 15. Jahrhunderts. Vortr. Mainz: Gutenberg-Ges. (1951). 29 S. (Kleiner Druck d. Gutenberg-Ges. Nr. 51.)

[21] *Helmut Eckelmann:* Zur Entwicklung der Buchdruckschrift. Der Einfluß d. Kupferstichs auf d. Formgestaltung. Frankfurt a. M.: Polygraph-Verl. (1950). 57 S. (Polygraphische Bücherei.)

technik des Stichels hervortritt, wird auch der Herausbildung eines selbständigen Gewerbes der Stempelschneider gebührende Beachtung geschenkt.

Auf solche Weise wird die Bedeutung der Technik für die Geschichte des Buchwesens erneut in unser Blickfeld gerückt. War in älterer Zeit die Druckpresse neben und nach dem Gießinstrument der wichtigste technische Apparat der Typographie, so hat seit dem Aufkommen des industriellen Maschinenwesens die Druckpresse (neben der späteren Setzmaschine) die wichtigsten konstruktiven Entwicklungsprobleme geboten. Den ersten zusammenfassenden Längsschnitt durch die Geschichte der Druckpresse bietet Lucien Neipp[22], ein hervorragender französischer Buchdrucker mit internationaler Erfahrung. Das Schwergewicht liegt auf der Darstellung der modernen Entwicklung im industriellen Zeitalter des 19. und 20. Jahrhunderts, wobei für das 19. Jh. England, Frankreich, Deutschland und Amerika getrennt behandelt werden. Dagegen entfällt auf die Zeit von Gutenberg bis Friedrich König nur ein kurzes einleitendes Kapitel. Bemerkenswert sind die zahlreichen Abbildungen, die alle wichtigeren Maschinentypen nachweisen. Der Techniker wird vielleicht Konstruktionszeichnungen vermissen.

5

Die Geschichte des Buchdrucks nach Gutenberg wird im Handbuch der Bibliothekswissenschaft in Entwicklungsreihen nach einzelnen Ländern dargestellt. Dies entspricht der Ausbildung der Nationalkulturen in den neueren Jahrhunderten, insbesondere in Europa und Amerika. Die rasch fortschreitende Verbreitung des Buchdrucks, des Verlagswesens und des Buchhandels läßt eine Stoffülle entstehen, deren Erforschung und Ordnung, vielfach unter lokalgeschichtlicher oder wenigstens national begrenzter Themenstellung, eine entsprechend umfangreiche monographische Literatur hervorgerufen hat.

In seinem Buch über den Frühdruck in der Schweiz bezieht Eduard Büchler[23] das 16. Jh. mit ein. Das Material wird topographisch-chronologisch nach den einzelnen Druckorten bzw. Kantonen (z. B. Waadt, Graubünden) gegliedert dargeboten, ohne daß dabei die gemeinsamen schweizerischen Gesichtspunkte verloren gingen. Leider verbleibt die Darstellung meist im Bereiche einer bloß zusammentragenden Lokalhistorie. So muß auch die Einleitung, die auf die geschichtlichen Ursachen der Erfindung des Buchdrucks und auf den an sich bemerkenswerten Gedanken zurückgreift, daß der Buchdruck eine Technik des Geistes und der Wissenschaft, im Gegensatz zur Technik der Wirtschaft verstanden, sei, unzu-

---

[22] *Lucien Neipp:* Les Machines à imprimer depuis Gutenberg. Paris: Club bibliophile de France (1951). 442 S. mit Abb.

[23] *Eduard Büchler:* Die Anfänge des Buchdrucks in der Schweiz. 2., erw. Aufl. Bern: Schweizer. Gutenberg-Museum 1951. 210 S., mehrere Taf.

länglich und — was Gutenberg selbst und Peter Schöffer anlangt — teilweise unrichtig erscheinen. Längst überwundene Vorstellungen, wie die von der „tausendjährigen Nacht“ und der „Unwissenheit“ des Mittelalters sind entbehrlich. Das Buch selbst ist in seiner Typographie und Ausstattung, v. a. was das ausgezeichnete Abbildungsmaterial anlangt, ein Dokument des derzeitigen Leistungshöchststandes im schweizerischen Buchgewerbe, wobei allerdings einige der prächtigsten Farbtafeln (französische und flämische Livres d'heures und andere Handschriften selbst des 14. Jh.s) keine tieferen Beziehungen zum Inhalt haben.

Daß die Frühzeiten der Buchgeschichte im allgemeinen besser erforscht sind als die späteren Epochen, gilt auch für das Buchwesen der Vereinigten Staaten von Amerika. Die buchgeschichtliche Frühzeit beginnt hier, in Übereinstimmung mit anderen Erscheinungen der amerikanischen Kulturgeschichte, 1638 mit der Aufstellung der ersten Druckerpresse in Cambridge (Mass.). Das Ende der colonial period des Buchdrucks wird 1783 angesetzt. Es ist das große Verdienst Hellmut Lehmann-Haupts und seiner Mitarbeiter Lawrence C. Wroth und Rollo G. Silver, nicht nur den Stoff dieser frühen Epoche zu einer abgerundeten Darstellung zusammengefaßt, sondern auch die Forschung auf die bisher noch kaum bearbeitete Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert ausgedehnt zu haben. So entstand in einem großen Wurf die umfassende und gültige Darstellung der Geschichte des amerikanischen Buchwesens[24]. Die ursprüngliche Fassung des Werkes erschien deutsch[25]. Diese ältere Auflage ist insofern noch unentbehrlich, als sie einen Abschnitt über die Geschichte der amerikanischen Bibliotheken (von Ruth S. Granniss) enthält, der in der neuen Auflage zugunsten einer erweiterten Darstellung der Geschichte des Buchdrucks und des Buchhandels weggelassen wurde. L.-H. gliedert die amerikanische Buchgeschichte nach den allgemeingeschichtlichen Ereignissen des Unabhängigkeitskrieges und des Bürgerkrieges. So folgt das Buchwesen dem großen Lauf der amerikanischen Geschichte. In jedem Kapitel schließt sich an die Darstellung der Geschichte des Buchdrucks und der übrigen Zweige des graphischen Gewerbes die des Buchhandels, der Buchkunst und der Arbeitsverhältnisse *(labor conditions)* an. Wenn nicht durchweg, so wird doch bei den wichtigeren Entwicklungsabschnitten Bezug auf die allgemeinen kulturgeschichtlichen Verhältnisse genommen, so daß eine lebendige und mit vielen bisher kaum bekannten

---

[24] *Hellmut Lehmann-Haupt:* The Book in America. A history of the making and selling of books in the United States. In collaboration with Lawrence C. Wroth and Rollo G. Silver. 2. ed. New York: Bowker 1951. XIV, 493 S.

[25] *Hellmut Lehmann-Haupt:* Das amerikanische Buchwesen. Buchdruck u. Buchhandel, Bibliophilie u. Bibliothekswesen in d. Vereinigten Staaten von d. Anfängen bis zur Gegenwart. Unter Mitarb. v. Ruth S. Granniss u. Lawrence C. Wroth. Leipzig: Hiersemann 1937. XI, 385 S. — Diese erste Aufl. erschien englisch u. d. T.: The Book in America, a history of the making, the selling and the collecting of books in the United States, New York: Bowker 1939.

Fakten belegte historische Darstellung entsteht. Der Vergleich mit der europäischen Buchgeschichte fördert das Anliegen der Verf., die allmähliche Herausbildung eines technisch und geistig selbständigen amerikanischen Buchwesens aufzuzeigen. „The European press primarily nourishes thought, the American, action.“ Aus solchen Thesen wird eine „basically different attitude towards the book in Europe and America“ abgeleitet. Die buchhandelsgeschichtlichen Abschnitte dieses Standardwerkes vermitteln tiefe Einblicke in die wirtschaftliche, kulturelle, soziale und literarische Entwicklung Amerikas. Die aus den wirtschaftlichen Entwicklungsbedingungen heraus erreichten Fortschritte in der graphischen Technik und den Produktionsverfahren führen dazu, daß Amerika gegenüber der europäischen Heimat des Buchdrucks die technische Führung an sich nimmt.

Diesen ländergeschichtlichen Monographien schließen sich solche über die Buchgeschichte einzelner Orte (gelegentlich auch einzelner Landschaften) an. Einen großen Raum in der buchgeschichtlichen Einzelliteratur nehmen die Firmengeschichten ein. Gelegentlich kommt es dabei zu bedeutenden biographischen Darstellungen. Diese topographisch und personengeschichtlich orientierte Literatur vertieft und spezialisiert nicht nur das Bild der Buchgeschichte, sondern sie bildet, wie es scheint, in diesem Wissenschaftszweig in einem ganz besonderen Maße auch eine wichtige Voraussetzung für die zusammenfassenden Darstellungen.

Eine der bedeutendsten Darstellungen dieser topographisch-biographischen Art hat jüngst Mainz, die Heimatstadt des Buchdrucks, durch Josef Benzing und Helmut Presser im engsten Zusammenhang mit der in Mainz und am dortigen Gutenbergmuseum seit Jahrzehnten entwickelten druckgeschichtlichen Forschung gefunden[26]. Der gelehrte Apparat dieser repräsentativen Festschrift zeugt von ausgebreiteten Quellenstudien, die sich vor allem auf die Archivalien des Stadtarchivs in Mainz und auf die ortsgeschichtliche Spezialliteratur stützen. Die Darstellungsweise ähnelt der, die J. Benzing bereits in seinem Buchdruckerlexikon des 16. Jahrhunderts für einen wesentlich allgemeineren Stoffbereich anwendete, indem auf eine knappe Gesamtcharakterisierung des jeweiligen Jahrhunderts eine Reihe von überblickenden Druckerbiographien und Firmengeschichten folgt. Die zahlreichen ausgezeichneten Tafeln bieten mehr als eine Entwicklungsreihe der Mainzer Typographie; sie enthalten eine Beispielsammlung, die die Entwicklung des Buchdrucks überhaupt illustriert. Ähnlich wie etwa in Wittenberg entspricht die Entwicklung in den späteren Epochen nicht mehr der Bedeutung der Anfänge in den Zeiten Gutenbergs und Peter Schöffers. Die lokale Beschränkung wird allenfalls unter dem Einfluß der Französischen Revolution (1797—1813) und in allerjüngster Zeit (Mainzer Presse, Chr. H. Kleukens) überwunden. Die Abhängigkeit des Mainzer Buchdrucks von den Verlegern in Köln und

---

[26] *Josef Benzing* u. *Helmut Presser:* Fünfhundert Jahre Mainzer Buchdruck. Festgabe zum 70. Geburtstag von Aloys Ruppel. Mainz 1952. 317 S. mit Abb. 2°

Frankfurt a. M. im 16. und 17. Jh. bestätigt diese Entwicklung von der buchhandelsgeschichtlichen Seite her.

Festschrift und Firmengeschichte zugleich ist die Darstellung der Buchgeschichte Freisings von E. W. Saltzwedel und S. Becker[27]. Eine zusammenhängende Buchdruckgeschichte gibt es in Freising erst seit der Einrichtung der bischöflichen Hofbuchdruckerei im Jahre 1702. Aus ihr ging die Offizin von Datterer hervor, die diese Festschrift veröffentlichte. Im ersten Kapitel wird jedoch mit der Untersuchung der Tätigkeit Johann Sensenschmidts als Wanderdrucker in Freising ein wichtiges Problem der Frühdruckgeschichte behandelt. Während man bisher annahm, daß das für die Diözese Freising bestimmte Missale von 1487 von Sensenschmidt in Bamberg gedruckt wurde, wird nunmehr aus dem Kolophon und einer Stelle im Liber de gestis episcoporum Frisingensium des Veit Arnpeck (ed. Georg Leidinger, 1915) geschlossen, daß Freising selbst der Druckort gewesen ist (S. 17 f.). Auch dieser Missaldruck steht im Zusammenhang mit den zeitgenössischen Bestrebungen für eine Meßbuchreform. Erhard Ratdolt führt dann auch in den liturgischen Drucken der Diözese Freising, die er seit 1491 in Augsburg druckt, die Abkehr vom handschriftlichen Vorbild und die Hinwendung zu einer eigenständigen Typographie herauf. Johannes Schäffler aus Ulm, der 1495 in Freising die lateinische Schulgrammatik Es tu scolaris druckt, verwendet einen Accipies-Holzschnitt, der eine Kopie eines von Quentell in Köln verwendeten Druckstocks ist. Mit ihm endet das sporadische Auftreten der Wanderdrucker der Inkunabelzeit in der alten oberbayrischen Bischofsstadt. Dem Buch ist eine ausgezeichnet gearbeitete, chronologisch geordnete Bibliographie der in Freising von 1487—1802 (in einem summarischen Anhang dann der bis 1897) gedruckten Verlagswerke beigefügt.

Adolf Bayer und Rudolf Merkel geben auf ähnliche Weise eine mit lokalgeschichtlichem und biographischem Material stark angereicherte Darstellung des Buchdrucks in Ansbach[28]. In den wesentlichen Teilen ist diese ansbachische Druck- und Verlagsgeschichte ebenfalls eine Festschrift für die 1604 von Paul Böheim begründete Hofbuchdruckerei, aus der die heutige Firma C. Brügel & Sohn hervorgegangen ist. Das Einleitungskapitel greift jedoch auf Grund einer Dissertation Rudolf Merkels (Erlangen 1949) bis in die Zeit des fränkischen Wiegendrucks zurück. In der lokalen Begrenzung werden die sozialgeschichtlichen und ökonomisch-technischen Entwicklungsbedingungen des ansbachischen Buchdrucks, der von Anfang an v. a. Schul- und Gesangbücher hervorbrachte, späterhin zu einem wesentlichen Teile Zeitungs- und Lohndruck war, berücksichtigt. Außer einem Literaturverzeichnis, das auf Vorarbeiten

[27] *Ernst Wilhelm Saltzwedel* u. *Sigmund Becker:* Geschichte des Buchhandels in Freising. 2. Aufl. Freising: Datterer (1952). 152 S., mehrere Taf. (1. Aufl. 1927.)

[28] *Adolf Bayer* u. *Rudolf Merkel:* Ansbacher Buchdruck in 350 Jahren. 1604 bis zur Gegenwart. Würzburg: Schöningh in Komm. 1952. 103 S. (Neujahrsblätter, hrsg. v. d. Ges. f. Fränk. Geschichte. 23.)

u. a. von Karl Schottenloher hinweist, fehlen Einzelnachweise und Belege.

Mindestens stellenweise mehr literär- und buchhandelsgeschichtlich orientiert ist eine Schrift von Wilhelm Güthling über die Drucker und Verleger des Siegerlandes [29]. Nur wenige dieser Drucker erheben sich zu einer allgemeineren Bedeutung, vor allem im späten 16. Jh. Christophorus Corvinus (Rab, Raabe) durch seine Tätigkeit für die Hohe Schule in Herborn bzw. Siegen (1595—1599), wobei es sich allerdings vorwiegend um akademische Kleindrucke handelt. Am Ende des 19. Jh. läßt Adolf Stöcker die Zeitung „Das Volk" kurze Zeit in Siegen drucken. Dietrich von Oertzen und Otto Beckmann wirken hier als seine publizistischen Mitarbeiter. Siegen bleibt der hauptsächliche Druckort dieser Landschaft. Daneben haben Herborn und Berleburg zeitweise eine gewisse Bedeutung. Das lokale Schrifttum, Behördendruckschriften, Schul- und Gesangbücher, im 19. Jh. dann die Zeitungen und der heimatkundliche Verlag bieten die wichtigsten Erwerbsmöglichkeiten. Dennoch ist die Zahl der Veröffentlichungen schon seit früher Zeit bedeutend gewesen (vergl. Antonius von der Linde: Die Nassauer Drucke der Kgl. Landesbibliothek in Wiesbaden, Bd 1, 1467—1817, Wiesbaden 1882).

Dem Stoff wie der meisterhaften und gründlichen Darstellung nach weit über den Kreis bloßer Lokalhistorie hinaus zu allgemein-buchgeschichtlicher und kulturhistorischer Bedeutung erhebt sich das zusammenfassende Werk des bekannten schweizerischen Forschers Paul Leemann-van Elck über den Buchdruck und den Buchhandel Zürichs von den Anfängen bis zur Mitte des 19. Jh. [30]. Das Hauptgewicht liegt natürlich bei der Buchgeschichte der Stadt Zürich. Die Parallelität der buchgeschichtlichen Entwicklung mit der allgemeinen politischen und der Kultur- und Geistesgeschichte wird mit zahlreichen Einzelheiten überzeugend dargestellt. In dem Maße, in dem Zürich sich jeweils von bloß kantonaler Bedeutung zu einem Vorort des schweizerischen, gemeindeutschen und europäischen Literatur- und Geisteslebens erhebt, wächst auch die Bedeutung seines Buchgewerbes. Hinter der straffen chronologisch-systematisch-geographischen Gliederung der Darstellung läßt der Verf. eine innere Epochenfolge von der schweizerischen Reformation des 16. Jh. über die Periode der kantonalen Erstarrung in der reformierten Orthodoxie mit ihren einengenden Zensurbestrebungen, dann die Blüteperiode im 18. Jh. in den Zeiten Bodmers, Breitingers und Lavaters, weiterhin über die Helvetik bis hin zum neuen Aufstieg im Zeitalter des frühen Liberalismus deutlich erkennbar werden. Christoph Froschauer im 16. Jh. und dessen späteste Nachfolger im Orell Füßli Verlag im 18. und 19. Jh. bilden die Höhepunkte. Sowohl in den zahlreichen kleinen

---

[29] *Wilhelm Güthling:* Siegerländer Drucker und Verleger in der Zeit vor 1900. Siegen: Siegerländer Heimatverein 1952. 23 S. mit Abb.

[30] *Paul Leemann—van Elck:* Druck, Verlag, Buchhandel im Kanton Zürich von den Anfängen bis um 1850. Zürich 1950. IV, 184 S. (Mitteilungen d. Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd 36, H. 1.) (Neujahrsblatt 114).

Abschnitten über die einzelnen Drucker, Verleger, Sortimenter (Buchbinder) als auch in den vorbildlich komprimierten Übersichten, die der Darstellung jedes Jahrhunderts vorausgesetzt sind, werden die allgemeingeschichtlichen, aber auch z. B. die buchhandelsgeschichtlichen Bezüge, sei es in universeller, sei es in lokaler Hinsicht, zusammengefaßt. Im Kanton gewinnt neben Zürich nur Winterthur eine besondere Bedeutung, vor allem im 19. Jh. durch das Literarische Comptoir Julius Froebels und dessen Rolle in den liberalen und revolutionären Bewegungen des deutschen Vormärz. In den politischen Ereignissen des Sonderbundkrieges von 1847 und der Bundesverfassung von 1848, die die moderne Schweiz begründeten, findet der Verf. die buchgeschichtliche Zeitenwende, mit der er seine Darstellung beendet. Das Werk hat den Charakter eines umfassenden Handbuches der zürcherischen Druck- und Verlagsgeschichte.

An die Besprechung dieser buchgeschichtlichen Monographien seien hier zwei in ihrer Thematik ebenfalls örtlich und zudem zeitlich begrenzte Schriften aus dem Gebiete der Buchkunst angeschlossen, wobei nicht übersehen werden soll, daß die Geschichte der Buchkunst zwar ein integrierender Bestandteil der Buchgeschichte ist, sich aber durch die unumgängliche und fruchtbare Anwendung spezifisch kunsthistorischer Methoden gleichzeitig zu einem Sondergebiet der allgemeinen Kunstgeschichte entwickelt hat, das auf manchen Universitäten vom Kunsthistoriker gelesen wird.

Der Buchkunst der Inkunabelperiode und des früheren 16. Jh. sind die beiden Studien gewidmet, die Hedwig Gollob, Kunsthistorikerin und zugleich Bibliothekarin in Wien, vorlegt[31]. In der ersten Abhandlung stellt sie die Initialserien der Frühdrucker Straßburgs zusammen und sieht in ihnen einen „Wegweiser für die Einschätzung der Straßburger Kunst“ an sich (S. 15). Sie geht bei ihrer Interpretation von der autochthonen Stellung dieser Kunst aus, wie sie überhaupt den kunstgeschichtlichen Hauptwert der Buchgraphik darin sieht, „daß sie wie keine andere Kunst ein Abbild der nationalen Eigenart ist“ (S. 8). Demgegenüber aber betont sie eindringlich (und in ihrer spürbaren Anteilnahme damit ein Hauptelement ihrer österreichisch-weltoffenen kunsthistorischen Auffassung offenbarend) die gemeineuropäischen Zusammenhänge dieser Initialkunst, die nach Frankreich, Basel (Holbein), Oberitalien (Lombardei) und Österreich weisen. Ähnliche Zusammenhänge weist sie für den Buchschmuck Wiens nach, betont aber hier die spezifisch wienerischen Züge, deren Eigenart sie ausdrücklich für undefinierbar erklärt (S. 45).

Mag auf solche Weise Wien der innerste historisch-kulturelle Orientierungspunkt dieser Studien sein, so hat für Maria Gräfin Lanckorońska, zum mindesten was das hier anzuzeigende Buch anlangt[32],

[31] *Hedwig Gollob:* Studien zur deutschen Buchkunst der Frühdruckzeit. Die Straßburger Initialserien d. Inkunabeln u. Frühdrucke. Der Schmuck d. Wiener Buches. Leipzig: Harrassowitz 1954. 112 S., zahlr. Abb.

[32] *Maria Lanckorońska:* Die venezianische Buchgraphik des 18. Jahrhunderts. Hamburg: Maximilian-Ges. 1950. 114 S., 121 Abb.

Venedig annähernd dieselbe Bedeutung. Die schriftstellerisch begabte und versierte Kunsthistorikerin gibt ihrem Buch das der Atmosphäre der zwischen Barock, Rokoko und Klassizismus auslebenden Republik Venedig angemessene stilistische Gewand. Auch sie sieht in der Buchgraphik einen zunächst kunsthistorischen Gegenstand. Sie spannt den Bogen ihrer genetisch zusammenfassenden Interpretation weit von der Kunst Tizians bis zu der Tiepolos und der venezianischen Kleinmeister in den Städten der Terra ferma, wobei Verona besonders hervortritt. Da ein Drittel aller italienischen illustrierten Bücher des 18. Jh. in Venedig erschienen, steht dieses im Mittelpunkt der damaligen italienischen Buchkunst. Daneben haben noch Bologna (für eine lombardisch-toskanische Illustrationsgruppe) und Rom (für eine römisch-unteritalienische Gruppe) ihre Bedeutung. Im Mittelpunkt stehen die Maler oder Zeichner als die eigentlichen Schöpfer der Illustration, während die Stecher als buchtechnisch ausführende Künstler (in der Analogie zum Übersetzer!) betrachtet werden, auch wenn sie die Vorlage etwa durch die Führung ihres Stichels vergröbern oder sonst verändern. Charakteristisch für den Stilwandel und die zeitgebundene künstlerische Latenz ist der bei Pietro Antonio Novelli, dem fruchtbarsten dieser venezianischen Illustratoren, zu beobachtende Übergang vom Rokoko zum Klassizismus. Dieser auffällige Stilwechsel im Werke eines und desselben Künstlers findet sich im gleichzeitigen französischen Louis Seize in ähnlicher Weise bei Charles Nicolas Cochin fils (1715—1790), der um 1775 die Rocaille ablehnt und sich dem Klassizismus nähert. Die Verf., die ihr Buch bereits 1936—1938 niederschrieb, hat ihre Forschungen, wie sie ausdrücklich bemerkt, in Unkenntnis der gleichzeitig entstandenen Aufarbeitung des gesamten Stoffes in dem Handbuch von Giuseppe Morazzoni[33] durchgeführt. Sie hat, bei anderer Absicht in der Darstellung, dieses Material bei der Drucklegung ihres Buches nutzen können.

Unter den Lebensbeschreibungen großer Druckerpersönlichkeiten ragt, nach Aloys Ruppels Gutenbergbiographie[34], die monumentale Darstellung Robert (I.) Estiennes (1499—1559) von Elizabeth Armstrong[35] hervor. Das auch in seiner äußeren Gestalt würdig und bibliophilen Ansprüchen entsprechend ausgestattete Werk wird von der Verf. mit vollem Recht als eine gelehrte Studie bezeichnet, denn es gründet sich auf eine ebenso minutiöse wie nunmehr wohl endgültige Aufarbeitung des Stoffes. Dabei werden über den Ertrag der bisherigen, an sich keineswegs unbedeutenden Forschung hinaus neue Quellen, v. a. aus den Bibliotheken und Archiven in Paris und Genf, daneben in London und Oxford, er-

---

[33] *Giuseppe Morazzoni:* Il libro illustrato del settecento italiano. Mailand: Hoepli 1943.

[34] *Aloys Ruppel:* Johannes Gutenberg, sein Leben und sein Werk. 2. Aufl. Berlin: Mann 1947. Vgl. Arch. f. Kulturgesch. Bd 35, 1953, S. 98 ff.

[35] *Elizabeth Armstrong:* Robert Estienne, royal printer. An historical study of the elder Stephanus. Cambridge: Univ. Press 1954. XX, 309 S. mit Abb., 8 Taf.

schlossen. So wird nicht nur das biographische Detail anschaulich ausgebreitet, sondern auch die Umwelt dieses bedeutenden Druckers in allen ihren im Zeitalter der französischen Renaissance, des Humanismus und der reformatorischen Glaubenskämpfe so ungewöhnlich komplexen Bezügen dargestellt. Ihre Rechtfertigung findet diese Methode eben in der Person des älteren Robert Estienne. Denn dieser prägte abermals, handwerklicher Druckerverleger, Humanist und Philologe zugleich, jene dem Zeitalter der Renaissance gemäße universelle Haltung des gelehrten Druckers aus, wie sie seit den letzten Jahrzehnten der Inkunabelzeit Johannes Amerbach und Johann Froben im erasmischen Basel vorgelebt hatten. Aber das Paris des 16. Jh. bedeutete für Robert Estienne mehr: es bot ihm einen Schaffensraum, der durch die größte Universität des damaligen Europa ebenso erweitert wurde, wie durch den Schutz und die Förderung, die er durch König Franz I. erfuhr, der ihn wegen seiner Leistungen im Druck lateinischer, griechischer, hebräischer Texte zum kgl. Drucker ernannte. So bezeichnet das Wirken Robert Estiennes den Höhepunkt in der Entwicklung einer Offizin und einer ganzen Dynastie von Druckern, die um 1502 von seinem Vater Henricus (I.) Stephanus begründet worden waren. Aber eben das, was die Umwelt, die Leistung, die Glorie Robert Estiennes ausmachten, wurde auch sein Schicksal: durch die gleichermaßen in seiner humanistisch-philologischen Haltung wie in den religiösen Zeitströmungen verwurzelte Neuausgabe der lateinischen Bibel wurde er in den wachsenden Zwiespalt zwischen Reformation und Gegenreformation hineingezogen. Der Konflikt mit der orthodoxen Sorbonne zwang ihn 1551 zur Emigration ins calvinische Genf, wo er, am Ende seines Lebens, in die Reihe der Reformationsdrucker einrückte. Das Bild der Persönlichkeit dieses Druckers in seiner allgemeingeschichtlichen Bedingtheit exakt entwickelt zu haben, ist, unter unseren kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, das besondere Verdienst Elizabeth Armstrongs.

Eingesandte Bücher

(Besprechungen vorbehalten)

Oskar Eberle, Cenalora; Leben, Glaube, Tanz und Theater der Urvölker. Walter-Verlag, Olten und Freiburg 1954. 575 S., 32 Abb. und zahlreiche Zeichnungen, geb. DM 25,80.

Henry E. Sigerist, Die Heilkunst im Dienste der Menschheit. Hippokrates-Verlag, Stuttgart 1954. 116 S., 4 Abb., geb. DM 9,80.

P. H. van Cittert, Astrolabes. A critical description of the Astrolabes, Noctilabes and Quadrants in the care of the Utrecht University Museum. E. J. Brill, Leiden 1954, 50 S., 27 Abb., 6 Gld.

Ulrich Kahrstedt, Das wirtschaftliche Gesicht Griechenlands in der Kaiserzeit. (Dissertationes Bernenses Ser. I Fasc. 7.) A. Francke, Bern 1954. 295 S., 1 Karte. SFr. 24,50 brosch., 28,50 geb.

Reinhard Lullies, Griechische Bildwerke in Rom. Aufnahmen von Jeannine Le Brun. F. Bruckmann, München 1954. 33 S., 32 Abb., geb. DM 16,—.

Jan-Öjvind Swahn, The tale of Cupid and Psyche. (Aarne-Thompson 425 and 428.) Gleerup, Lund 1955. 493 S., 7 Karten, sKr 40.

Christentum und Geschichte, Vorträge gehalten auf der Tagung des Landesverbandes nordrhein - westfälischer Geschichtslehrer in Bochum. L. Schwann, Düsseldorf 1955, 108 S., DM 4,80. Inhalt: K. Löwith, Christentum und Geschichte; K. Thieme, Das Verhältnis der geschichtl.-theologischen zur geschichtsjenseitig-philosophischen Wahrheit nach christl. Verständnis; A. Arnold, Das christl. Geschichtsbild und der Geschichtsunterricht; E. Stauffer, Jesus Christus und der Weg der antiken Geschichte; E. Wolf, Heilsgeschichte im Geschichtsbewußtsein und im geschichtlichen Ablauf d. europ. Mittelalters; P. Meinhold, Die reformatorische Geschichtsschau; B. Stasiewski, Die Überwindung der Geschichte durch die eschatologische Grundhaltung der Ostkirche; R. Rémond, L'église et la société en France de 1789 à nos jours; F. Heer, Europäisches Christentum im 19. und 20. Jahrhundert: Von der Säkularisierung zur Weltgültigkeit.

Gibt es ein deutsches Geschichtsbild? Konferenz der Ranke-Gesellschaft, Vereinigung für Geschichte im öffentlichen Leben. Diesterweg, Frankfurt/Main 1955. 140 S., DM 4,80. Inhalt: G. A. Rein, Einführung; F. Pahlmann, Gott und die Geschichte; H. Rössler, Die Konfessionen und das deutsche Geschichtsbild; E. Klebel, Reich und Reichsidee; M. H. Boehm, Deutsche Geschichte als Volksgeschichte; G. v. Rauch, Das Geschichtsbild der Sowjetzone; L. Petry, Der deutsche Osten in unserem Geschichtsbild; H. Rauschning, Thesen zu einem Vortrag über den Nationalsozialismus als geschichtliches Problem.

Karl Voßler, Spanien und Europa. Kösel, München 1952. 207 S., DM 8,80.

Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens, hrsg. v. Johannes Vincke (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft, 1. Reihe X). Aschendorff, Münster 1955. VIII u. 312 S., 16 Kunstdrucktafeln. DM 22,—, geb. DM 24,—.

Ferdinand Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter vom V. bis XVI. Jahrhundert,

neu hrsg. v. Waldemar Kampf. Verlag Benno Schwabe, Basel 1953/4 (und in der Wissenschaftlichen Buchgemeinschaft, Darmstadt, mit Sonderpreis für deren Mitglieder). Bd. 1 (1.—6. Buch) XXI u. 791 S., geb. DM 36,—; Bd. 2 (7.—12. Buch) XXVII u. 964 S., geb. DM 36,—; Bd. 3 folgt.

Walter Delius, Geschichte der irischen Kirche von ihren Anfängen bis zum 12. Jahrhundert, Ernst Reinhard, München/Basel 1954. 176 S., DM 9,—, geb. DM 11,—.

Wolfgang Selzer, Das karolingische Reichskloster Lorsch. Bärenreiter-Verlag, Kassel-Basel 1955. 43 S.

Dieter Großmann, Die Abteikirche zu Hersfeld (Veröffentlichungen des Hersfelder Geschichtsvereins 2). Bärenreiter-Verlag, Kassel 1955. 77 S. mit 18 Textabb., 12 Tafeln, DM 5,—.

Hans-Walter Krumwiede, Das Sitft Fischbeck an der Weser, Untersuchungen zur Frühgeschichte 955—1158 (Studien zur Kirchengeschichte Niedersachsens 9). Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1955. 137 S., 1 Stammtafel, DM 12,80.

Peter Opladen, Groß St. Martin, Geschichte einer stadtkölnischen Abtei (Studien zur Kölnischen Kirchengeschichte 2). L. Schwann, Düsseldorf 1954. 272 S., DM 15,—.

Marius Schneider, Singende Steine, Rhythmus-Studien an drei katalanischen Kreuzgängen romanischen Stils. Bärenreiter-Verlag, Kassel-Basel 1955. 92 S., 22 Bilder, Notenbeispiele u. Grundrisse, DM 7.50.

Wolfgang Brüske, Untersuchungen zur Geschichte des Lutizenbundes (Mitteldeutsche Forschungen 3). Böhlau-Verlag, Münster-Köln 1955. 256 S., DM 18,—.

Staats- und Verwaltungsgrenzen in Ostmitteleuropa. Historisches Kartenwerk, hrsg. vom Göttinger Arbeitskreis. R. Oldenbourg, München 1954.
I: Baltische Lande, bearb. von Heinrich Laakmann, 7 Karten mit Begleittext, DM 8,—.
II. Das Preußenland, bearb. von Erich Keyser, 10 Karten mit Begleittext. DM 12,— (bei Subscription auf das Gesamtwerk DM 10,—).

Ludwig Buisson, König Ludwig IX. der Heilige und das Recht. Studie zur Gestaltung der Lebensordnung Frankreichs im hohen Mittelalter. Herder, Freiburg 1954. 268 S., DM 14,50.

Alexander Minorita, Expositio in Apocalypsim, hrsg. von Alois Wachtel (Monumenta Germaniae Historica, Quellen zur Geistesgesch. des Mittelalters 1). Böhlaus Nachf., Weimar 1955. LIX u. 576 S., DM 47,80.

Ludger Meier O.F.M., Die Werke des Erfurter Kartäusers Jakob von Jüterbog in ihrer handschriftlichen Überlieferung (Beiträge zur Gesch. der Philos. und Theol. des Mittelalters, hrsg. von A. M. Landgraf, Band XXXVII, Heft 5). Aschendorff, Münster 1955. 94 S., DM 7,—.

Winfried Kämpfer, Studien zu den gedruckten mittelniederdeutschen Plenarien, ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte spätmittelalterlicher Erbauungsliteratur (Niederdeutsche Studien 2). Böhlau-Verlag, Münster-Köln 1954. 256 S., DM 18,—.

Hans Baron, Humanistic and political Literature in Florence and Venice. Harvard University Press. Cambridge Mass. 1955. 223 S., $ 4,75.

Lorenzo Valla, Scritti filosofici e religiosi (Classici della filosofia 6). Sansoni, Florenz 1953. XXXVIII u. 470 S., 2000 L.

P. O. Kristeller, Il pensiero filosofico di Marsilio Ficino (Biblioteca storica del Rinascimento 3). Sansoni, Florenz 1953. XIV u. 490 S.

Angelo Poliziano, Stanze cominciate per la giostra di Giuliano de' Medici (Biblioteca del Giornale Storico, Testi 1). Loescher-Chiantore, Turin 1954. LXXXV u. 89 S.

Benvenuto Cellini, La vita. Einaudi, Turin 1954. XXIII u. 479 S., zahlreiche Abb.

K. T. Buttler, The Gentlest Art in Renaissance Italy. Cambridge University Press, London 1954. XXVII u. 377 S., sh 50/—.

Hans Emil Weber, Reformation, Orthodoxie und Rationalismus 2: Der Geist der Orthodoxie (Beiträge zur Förderung der christlichen Theologie 51). Bertelsmann, Gütersloh 1951. XXVII u. 215 S., DM 24,—, geb. DM 27,—.

Werner Elert, Morphologie des Luthertums. C. H. Beck, München 1952/53. Bd. 1: XVI u. 465 S., Bd. 2: XV u. 544 S.

Emanuel Hirsch, Lutherstudien. C. Bertelsmann, Gütersloh 1954, Bd. 1: 232 S., Bd. 2: 273 S., geb. je DM 25,—.

Karl August Meissinger, Der katholische Luther. Leo Lehnen, München 1952. VIII u. 320 S. DM 15,80, geb. DM 19,80.

Walther v. Loewenich, Luther als Ausleger der Synoptiker (Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus, 10. Reihe V.). Chr. Kaiser, München 1954, 303 S., DM 17,50, geb. DM 20,—.

Gustav Wingren, Luthers Lehre vom Beruf (Ebd. 10. Reihe III). 1952. 218 S., DM 10,80, geb. DM 12,80.

Regin Prenter, Spiritus Creator (Ebd. 10. Reihe VI). 1954. 395 S., DM 14,50, geb. 17,50.

Heinz Zahrnt, Luther deutet Geschichte. Paul Müller, München 1952. 261 S., geb. DM 10,50.

Walther Köhler, Zwingli und Luther 2 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte 7). Bertelsmann, Gütersloh 1953, XII u. 534 S., DM 38,—.

Oskar Farner, Huldrych Zwingli, Bd. 1—3. Zwingli-Verlag, Zürich 1943 bis 1954. 340, 488, 615 S., geb. DM 9,50; 14,—; 15,—.

Fritz Büsser, Calvins Urteil über sich selbst (Quellen u. Abhandl. zur Gesch. des schweizerischen Protestantismus 7). Zwingli-Verlag, Zürich 1950. 162 S., DM 8,—.

Josef Bohatec, Budé und Calvin. Herm. Böhlaus Nachf., Graz 1950. VIII u. 491 S., DM 24,—, geb. DM 26,—.

Ernst Wolf, Peregrinatio, Studien zur reformatorischen Theologie und zum Kirchenproblem. Chr. Kaiser, München 1954. 358 S., DM 17,—, geb. DM 20,—.

Urkundliche Quellen zur hessischen Reformationsgeschichte, Band 2: 1525—1547, bearb. von Günther Franz (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck 11, 2). Elwert, Marburg 1954. XIX u .456 S., DM 25,—, geb. DM 27,—.

Politisches Archiv des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen, Band 3 bearb. von Walter Heinemeyer (Ebd. 24, 1). Elwert, Marburg 1954, XXII u. 724 S., DM 43,—, geb. DM 45,—.

Elizabeth Armstrong, Robert Estienne Royal Printer. Cambridge University Press, London 1954. XX u. 309 S.

Werner Spieß, Beiträge zur Geschichte des Gerichtswesens im Lande Braunschweig (Quellen u. Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte 14). Waisenhaus-Buchdrukkerei, Braunschweig 1954. X u. 135 S.

450 Jahre Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Institut für allgem. Gesch., Halle 1953. Bd. 1: XXV u. 418 S., 34 Tafeln, Bd. 2: 556 S., 30 Tafeln, Bd. 3: 237 S., 41 Tafeln.

Album Academiae Helmstadiensis, Personen- und Ortsregister zu Band 1 (1572—1636), hrsg. von Werner Spieß (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen IX, Abt. 1). Lax, Hildesheim 1955. 137 S., DM 20,—.

Juan Sebástian Arbó. Das große Lebensabenteuer des Miguel de Cervantes. List, München 1952. 342 S., geb. DM 13,80.

Robert Eigenberger, Peter Paul Rubens (Wolfrumbücher 18). Wolfrum, Wien 1955. 45 S. u. 48 Abb., geb. DM 12,50.

Rolf Lieberwirth, Christian Thomasius, sein wissenschaftliches Lebenswerk (Thomasiana, Arbeiten aus dem Institut für Staats-Rechtsgesch. bei der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Heft 2). Herm. Böhlaus Nachf., Weimar 1955. 213 S., DM 17,60.

R. W. Ketton-Cremer, Thomas Gray. Cambridge University Press, London 1955. XIII u. 310 S., 8 Abb., sh. 25/—,

R. Gunkel, Georg Büchner und der Dandysmus (Studia Litteraria Rheno-Traiectina 2). Kemink, Utrecht 1953, XII u. 108 S.

Walther Hubatsch, Die Ära Tirpitz, Studien zur deutschen Marinepolitik 1890—1918 (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft 21). Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1955. 139 S., 11 Abb., DM 12,80.

Wilhelm Treue, Kulturgeschichte der Schraube von der Antike bis zum 18. Jahrhundert. F. Bruckmann, München 1955. 171 S., 174 Abb., geb. DM 19,80.

Otto Hahn, Cobalt 60, Gefahr oder Segen für die Menschheit. Musterschmidt-Verlag, Göttingen 1955. 16 S., 1 Abb., DM 1,60.



Karl Lamprecht

Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages (25. II. 1856)

von Herbert Schönebaum

Am 1. Mai 1886 betrat der außerordentliche Professor der Universität Bonn Karl Lamprecht das Arbeitszimmer des 90jährigen Nestors der Geschichtswissenschaft Leopold Ranke in Berlin[1]. Niemand war Zeuge der Begegnung dieser Männer, die die *pietas Portensis* sofort innerlich verband, wie dies im Verkehr ehemaliger Schüler Schulpfortas der Fall ist. Sechzig bedeutungsvolle Jahre waren die beiden im Alter auseinander, der eine nach unvergänglicher Leistung am Tor der Ewigkeit — der Tod nahm ihn und seinen Schüler Waitz binnen zwei Tagen noch in diesem Frühlingsmonat weg —, der andere am Beginn einer aussichtsreichen Laufbahn, für die er sich eben mit dem ‚Deutschen Wirtschaftsleben im Mittelalter' empfohlen hatte, mit dem Werke, das die Zeitgenossen jetzt im Zeitpunkt des Abschlusses bestaunten. Just von diesem Werke war die Rede zwischen beiden und von der Pflege der Wirtschaftsgeschichte im allgemeinen. Darüber hinaus entwickelte Lamprecht den Plan einer ‚Deutschen Geschichte', auf die er zusteuerte. Er mag betroffen gewesen sein, als der ehrwürdige Greis ihm anheimgab, dieses Anliegen sei keine wissenschaftliche Aufgabe, weil nach seiner Meinung eine Deutsche Geschichte nur eine Aneinanderreihung von Daten sein könne. Wenn schon in der politischen Geschichte der Deutschen ein durchgehender Faden nicht zu finden sei, so gleich garnicht bei einem solchen Vorhaben, wie es ihm Lamprecht schilderte. Ranke riet dem jungen Gelehrten, seine wirtschaftsgeschichtlichen Studien fortzusetzen. In kurzer, nicht anhaltender Ernüchterung verließ Lamprecht den Altmeister. Die

[1] Lamprecht hat im Mai 1886 sofort nach dem Erlebnis in Berlin in einem Briefe an seinen Bruder Hugo einen Bericht gegeben (vgl. Briefe K. Lamprechts an H. Lamprecht im Lamprechtnachlaß = LN im Buchshof zu Walbeck Krs. Geldern). Darauf muß besonders hingewiesen werden, da Hermann Oncken den Besuch bei Ranke als fingiert hinstellte. Trotz Beteuerung konnte Lamprecht den einmal ausgesprochenen Verdacht nicht beiseiteschieben, vielmehr wurde die Äußerung Onckens weitergetragen.

Arbeiten an der ‚Deutschen Geschichte' erhielten durch diesen Besuch einen neuen Impuls [2].

Der Besuch Lamprechts bei Ranke ist, abgesehen von der persönlichen Bedeutung für den jungen Gelehrten selbst, auch von symptomatischer Bedeutung für die Geschichtswissenschaft und Geschichtsschreibung, wie noch zu zeigen sein wird. Nimmt man dazu Ereignisse, die zehn Jahre später liegen, so hat man für Lamprecht wichtige Marksteine seines Lebens und Werkes bloßgelegt.

Bei den weittragenden Veränderungen nämlich, die durch den Tod H. v. Sybels (1. VIII. 1895) und H. v. Treitschkes (28. IV. 1896) eintraten, stand Lamprecht für die Weiterführung vieler Dinge, die die beiden hinterließen, in Aussicht. Ihm wurde nach Sybels Tod nahegelegt, die Historische Zeitschrift (HZ) in die Hand zu nehmen. Er folgte diesem Plane in dem Sinne, die Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, deren Herausgeber L. Quidde durch seine politischen Konflikte kompromittiert war und die nach Leipzig zu übersiedeln im Begriff stand, mit der HZ zu verbinden. Lamprecht bediente sich seines Freundes Friedrich Ratzel, der mit dem Verleger der HZ befreundet war, um zum Ziele zu kommen. Oldenbourg war unschlüssig. In dieser Situation schlug Friedrich Meinecke Treitschke, in zweiter Linie Koser vor. Da Treitschke, der seine Verdrängung von den Preußischen Jahrbüchern wettmachen wollte, schließlich annahm, kam der Plan Lamprechts schnell zum Scheitern [3].

Jedermann wußte, an wessen Adresse die Geleitworte Treitschkes gerichtet waren: „Sie (die HZ) betrachtet die politische Geschichte im weitesten Sinne des Wortes als ihr wichtigstes Arbeitsgebiet und will aus der unübersehbaren Masse der kulturhistorischen Forschungen alles berücksichtigen, was nicht nach Form und Inhalt den Zeitschriften der Spezialfächer zugewiesen werden muß. Sie soll die alte bleiben". Die Entscheidung Treitschkes war eine indirekte Absage an Lamprecht [4].

Der Tod Treitschkes brachte Berlin in nicht geringe Verwirrung. Die Stimme des „Sprechers der Nation" war verstummt. Friedrich Althoff

---

[2] Vgl. des Verfassers Aufsatz 'Vom Werden der Deutschen Geschichte Karl Lamprechts' (Deutsche Vierteljahrsschrift f. Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte XXV, 1951, S. 94 ff.).

[3] Vgl. darüber *Fr. Meinecke*, Erlebtes 1862—1901, Leipzig 1941, S. 195 f. — Die HZ und die Nachfolgerin der Deutschen Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft, die Historische Vierteljahrsschrift, haben jahrzehntelang nebeneinander bestanden, ohne inhaltlich viel voneinander abzuweichen, die HZ mit stärkerer Betonung der politischen Geschichte, die HV mit zuweilen hervortretender Berücksichtigung der Verfassungsgeschichte, ihre Weiterführung vornehmlich mit der nützlichen Maßlowschen Bibliographie rechtfertigend.

[4] Nach Treitschkes Tod ging die HZ ganz in Meineckes Hände über, der auch während der dreivierteljährigen Herausgeberschaft Treitschkes alles besorgte, wie er es schon seit 1893 gewohnt war.

hatte mit vielen andern die Absicht, in Zukunft diese Stimme anders ertönen zu lassen. Die Gelegenheit war da, das Versprechen einzulösen, Lamprecht nach Berlin zu holen, wenn es soweit sei, selbst unter Abwandlung seines Lehrauftrages. In Berlin war die Stimmung unterschiedlich. Meitzen, Wagner und Paulsen hatten sich für Lamprecht eingesetzt. „Scheffer-Boichorst bekreuzigt sich vor Ihnen", schrieben Lamprechts Mittelsmänner und Beobachter. Andere wollten wieder einen vorzugsweise nationalpolitisch eingestellten Mann, ohne zu wissen, wer das sein sollte. „Die Position, die er (Treitschke) innegehabt, wäre mir gegenüber der Leipziger die einzig noch erstrebenswerte. Es ist gar nicht daran zu denken, daß ich sie bekomme. Meine wissenschaftliche Richtung ist den Berlinern ein Greuel, und außerdem habe ich sie mir persönlich vor den Kopf gestoßen, indem ich dem Wunsch eines derselben, hier nach dem Weggang von Lehmann mein Kollege zu werden [5], auf das allerentschiedenste entgegengetreten bin. Vielleicht ist aber Berlin kein Vorteil", so

[5] Es ist Max Lenz. — Da diese Dinge in den Kampf um Lamprecht eine persönliche Schärfe gebracht haben und bisher unbekannt sind, mag die Sachlage dargetan werden. Nach dem Tode von Maurenbrecher war Max Lehmann, der Kollege Lamprechts in Marburg, nach Leipzig berufen worden. Die Berufung war nicht ganz glatt verlaufen. Eine Liste Lehmann-Koser-Dietrich Schäfer war vereinbart worden, als plötzlich vom Altphilologen Lipsius auf Wunsch des Rektors, des Kirchenhistorikers Brieger, dessen Greifswalder Landsmann und ehemaliger Kollege von Marburg Max Lenz lanziert wurde. Lamprecht wandte sich dagegen, indem er sachlich nur die beiden ersten der Liste nach ihren Verdiensten würdigte. Er hob Lehmanns vorurteilsfreie politische Haltung, seinen Scharfsinn in klarer Beweisführung, seine Darstellungsgabe, seinen ausgesprochen pädagogischen Sinn und seinen geschliffenen, gedrungenen Vortrag hervor; bei Koser rügte er Mängel im Vortrag, lobte aber vor allem sein überaus wohlwollendes Verhalten gegenüber den Studierenden. Auf Grund dieses gewissenhaften Votums wurde Lehmann berufen. Die Sache hatte ein bedenkliches Nachspiel. Mitte Januar 1893, als Lehmann längst angenommen hatte, wurde bei Lamprecht vom Ministerium angefragt, warum Lenz nicht auf die Liste gekommen sei, er sei doch Lehmann in vielen Dingen, vor allem im Vortrag überlegen. Lamprecht war über die ungewöhnlichen Machenschaften Briegers mit Recht aufgebracht und antwortete persönlich nach Dresden. Mit Genehmigung des Dekans gab er den Sachverhalt den Kommissionsmitgliedern bekannt; eine Behandlung der Angelegenheit vor der Fakultät wurde vom Dekan nicht gewünscht und unterblieb. — Lehmann blieb ein Semester in Leipzig. Nach seiner Berufung nach Göttingen reichte die Fakultät eine Liste Delbrück-Koser-Erich Marcks ein — Lipsius hatte wieder Lenz präsentiert. Bald kam die Nachricht, daß Delbrück den Ruf ablehnen würde. Über Koser hatte sich Lamprecht ausgiebig mit Moriz Ritter ausgetauscht; jetzt mußte er die Kunde vernehmen, daß Koser auch nicht kommen würde. Bei neuen Verhandlungen, wobei immer wieder Lenz auftauchte, gedieh die Liste F. v. Bezold-Varrentrapp-Marcks heraus. Nicht ohne Sonderbemühungen Lamprechts beim Minister wurde Erich Marcks, immer der Dritte auf den Listen, berufen. — Man muß diese Dinge in Rechnung stellen, wenn man die Gegnerschaft Lamprechts mustert. Max Lenz hat Lamprecht diese Beiseitestellung nie verziehen.

schrieb damals Lamprecht seinem Bruder Hugo, man kann sagen, halb klagend, halb sich tröstend. Selbst hielt er vor der Studentenschaft Leipzigs eine Gedächtnisfeier für Treitschke ab, in der er tiefempfundene, anerkennende Worte für den „Sprecher der Nation“ fand[6].

Lamprecht wurde nicht die anders gestimmte *Tuba Germaniae*, und Hans Delbrück, der an Treitschkes Stelle rückte, wurde es auch nicht, aber die Beförderung dieses Mannes auf den verwaisten Lehrstuhl gab zu erkennen, daß weiterhin politische Geschichte, dazu jetzt in der Gestalt der Kriegsgeschichte, im Vordergrund blieb und daß ein geplanter neuer Kurs nicht eingeschlagen wurde. So wurde zu einer Zeit, als die Möglichkeit bestand, auf geschichtlicher Grundlage sinnvolle Kulturpolitik an Stelle von Machtpolitik rednerisch verkünden zu lassen, der bisher eingeschlagene Weg weitergegangen.

An diesen beiden Episoden, dem Besuch Lamprechts bei Ranke 1886 und den Vorgängen von 1895/96, soweit sie Lamprecht angehen — beide bisher unbekannt —, wird mindestens zweierlei ersichtlich. Einmal: indem Lamprecht seine ‚Deutsche Geschichte‘ in Angriff nimmt, distanziert er sich von Ranke und damit von der idealistischen Geschichtsauffassung[7]. Zum andern: die Pflege der politischen Geschichte dominiert, obwohl Bemühungen angesetzt werden, sie in windstillere Bezirke zurückzudrängen. Erwiesenermaßen stehen idealistische Geschichtsauffassung und Pflege der politischen Geschichte in einem Konnex, der hier nicht weiter untersucht werden soll. Und da die ‚Deutsche Geschichte‘ den kulturgeschichtlichen Standpunkt Lamprechts widerspiegelt, kann man füglich sich so ausdrücken, daß mit Lamprecht die Auseinandersetzung zwischen Kulturgeschichte — wenn auch bestimmter Prägung — und politischer Geschichte in eine neue Phase eintrat.

Man könnte nun meinen, daß die Kontroverse zwischen Eberhard Gothein und Dietrich Schäfer von 1889/91 über die Aufgaben der Kulturgeschichte bei dieser Auseinandersetzung eine Rolle gespielt hätte. Das ist nach dem Quellenbefund durchaus nicht der Fall. Nicht daß diese Erörterungen von damals ohne Wirkung geblieben wären; im Gegenteil, sie haben einen geradezu klassischen Charakter bewahrt. Aber im Falle Lamprecht handelt es sich nicht nur um das Stoffgebiet der Geschichte, sondern um sehr viel mehr. Die neue Diskussion erwuchs an einer kritischen Stellungnahme zu den ersten fünf Bänden der ‚Deutschen Ge-

[6] 'Die Zukunft' XVI, S. 118 ff.

[7] Obwohl einige Schüler Rankes noch lebten, war seine Geschichtsauffassung bereits ein Gegenstand nur historiographischer Erörterungen geworden. Die „Enkelschüler“ verharrten in ehrfürchtiger Lektüre und taten nichts Neues in seinem Namen.

schichte' Lamprechts und befaßt sich mit prinzipiellen Fragen der Geschichtsauffassung und der auf ihr beruhenden Geschichtsschreibung, darüber hinaus mit Problemen der Weltanschauung überhaupt. Man hätte diesen Auseinandersetzungen die gleiche Sachlichkeit gewünscht, wie dies bei der Debatte Gothein-Schäfer und sonst bei anderen Problemstreitigkeiten der Fall war. Der Streit um Lamprechts Geschichtsauffassung ist von allem Anfang an mit anfechtbaren persönlichen Begleiterscheinungen verbunden gewesen. Nach dem Quellenbefund muß gesagt werden, daß in diesen Dingen Lamprecht lange Zeit hindurch der leidende Teil gewesen ist, bis schließlich auch er in die gleiche Kampfweise verfiel, die dann den „Geschichtswissenschaftlichen Streit" so ausarten ließ, daß er zu den unrühmlichsten Gelehrtenpolemiken der deutschen Wissenschaft zählt. Diese Beurteilung muß bewiesen werden.

Man wird erstaunt sein, wenn in diesem Zusammenhang an erster Stelle Heinrich v. Sybel genannt wird. Als dieser 1875 vom Rheinland wegging, war er längst Politiker geworden. Er hatte einer seit einem bedeutsamen Aufsatz vom Jahre 1856[8] zu erwartenden kulturgeschichtlichen Lebensarbeit entsagt und sich nur noch der politischen Geschichte verschrieben. Aber seine Heimat, das Rheinland, war seinem Blick nicht entschwunden. Ihn interessierte alles, was in Bonn vorging; alle Bonner Details erfuhr er durch seinen Schüler Karl Menzel, der Lamprecht von allem Anfang nicht zugetan war, weil er in ihm einen Konkurrenten witterte. Was im Rheinland an wissenschaftlicher Organisation sich vollzog, betrachtete Sybel immer unter dem Gesichtswinkel der von ihm versäumten Tat. Alles, was Lamprecht schuf, sah er mit scheelen Augen an[9]. Aus dieser Animosität heraus verschloß er nach und nach dem jungen Gelehrten die HZ[10]; als Lehmann, der verantwortliche Schriftleiter, 1890 Lamprechts Aufsatz über den Ursprung des Bürgertums und des städtischen Lebens in Deutschland veröffentlichte[11], kam es sogar zum ersten größeren Verdruß zwischen Sybel und Lehmann.

Auf der andern Seite hat Sybel die HZ für die Kritik an Lamprechts Arbeiten offen gehalten. Es war nicht mit Sicherheit ausfindig zu machen, warum die Besprechung des ‚Deutschen Wirtschaftslebens im Mittelalter'

---

[8] Kleine historische Schriften I, Vorträge und Abhandlungen von *H. v. Sybel*, hrsg. von K. Varrentrapp, München 1897.

[9] So konnte er sich nur schwer beruhigen, daß der junge Lamprecht auf Anhieb die Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde ins Leben rief; hatte er doch in seinem Rektoratsjahr 1868 die gleichen Pläne ohne Erfolg gehegt. Nach Fertigstellung des Deutschen Wirtschaftslebens im Mittelalter' schrieb Sybel, daß er auch ein solches Werk hätte durchführen wollen.

[10] Letzte Anzeigen und Besprechungen erfolgten 1882 (HZ 47, S. 539 ff., 541 ff.).

[11] HZ 67, 1891, S. 385 ff.; der Aufsatz ging dann in die 'Deutsche Geschichte' über (Bd. III, S. 17—32).

in der HZ erst einige Jahre nach dem Abschluß des Werkes erschien [12]. Erst als sich in Georg v. Below ein Rezensent fand, von dem Sybel wußte, daß er nicht unbefangen dem Werke gegenüberstand, wurde die Besprechung veranlaßt. Below hat den Auftrag sicher nicht früher erhalten, denn er pflegte bei seinem Bienenfleiß solche Dinge äußerst rasch zu erledigen. Beim Abschluß des Werkes hat er Lamprecht gegenüber eine höchst anerkennende Begrüßung geschrieben; er hatte es ja unmittelbar entstehen sehen. Er rühmte die Monumentalität der Leistung [13], wandte sich aber vor allem gegen die Theorie, daß die Territorien aus den Grundherrschaften herausgewachsen seien, und setzte seine schlüssigen Anschauungen dagegen. Zu den Ausführungen über Gerichtswesen und Finanzwesen werden sachliche Bemerkungen gemacht, allerdings nicht ohne spitze Formulierungen.

Als drei Bände der ‚Deutschen Geschichte' Lamprechts erschienen waren, lieferte Below für die HZ eine Rezension des beginnenden Werkes [14]. Wie dieser selbst zugibt und Meinecke bestätigt, hat Sybel noch einige Schärfen in das Manuskript der Besprechung eingefügt [15]; seine Animosität hatte sich also gesteigert. Was er, der Lamprecht persönlich nur bei dessen Besuchen in Berlin erlebt hatte, mit dem von Meinecke überlieferten Ausdruck „faltige Seele" meinte, läßt sich schwer bestimmen, aber eben in derartig stereotypen Formulierungen spricht sich aus, daß Sybel bis zu seinem Tode Lamprecht stets mit Voreingenommenheit betrachtet hat. Er hat einen bedenklichen Mißklang in die Welt getragen.

Georg v. Below, von dem schon mehrfach die Rede war, gehörte 1883 zu den Studierenden in Bonn, die an Lamprechts Vorlesungen und Übungen teilnahmen — Meinecke, W. Busch und E. Liesegang waren noch dabei [16]. Ein paar Jahre hindurch dauerte ein sich gegenseitig schätzender Verkehr an [17]. Im Februar 1887 trat über eine belanglose

---

[12] HZ 63, 1889, S. 294 ff. — Der Umstand, daß Sybel den vorgeschlagenen Rezensenten R. Höniger ablehnte, kann nicht der einzige Grund der Verzögerung sein.

[13] Ganz anders allerdings heißt es dann aus seiner Feder in Gött. Gel. Anzeigen 1891 (Nr. 19), S. 760 Anm. 5: „Bei einem Schriftsteller von seiner Produktivität — sein Wirtschaftleben (geheftet) erreicht bereits das Gewicht von 13½ Pfund — ist es gewiß unbillig, auf die Güte und Zuverlässigkeit des Gebotenen im einzelnen zu achten; wir wollen uns die Freude am Quantum nicht rauben lassen."

[14] HZ 71, 1893, S. 465 ff.

[15] Vgl. Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen I, 1925, S. 24; *Fr. Meinecke*, Erlebtes 1862—1901, 1941, S. 195.

[16] Lamprecht hat sich in Briefen an seinen Bruder Hugo lobend über den Kreis der Studierenden ausgesprochen; auch Meinecke und Below gedenken mit Anerkennung der damaligen Zeit.

[17] Unter den Gratulanten anläßlich der Ernennung Lamprechts zum Professor befindet sich auch Below als „gehorsamster Diener".

Angelegenheit die erste Verstimmung ein. Lamprecht hatte ohne jeden Hintergedanken eine Doktorarbeit über die Entwicklung der Territorialherrschaft am Niederrhein angeregt. Der Doktorand trat sofort von seinem Thema zurück, als er erfuhr, daß Below über den Einbruch in sein engeres Arbeitsgebiet erregt war. Als nun Lamprecht ganz kurz darauf Belows Werk ‚Landständische Verfassung in Jülich und Berg bis zum Jahre 1511‘ kritisch, auch ergänzend besprach, dabei auf ein Mittel zur Datierung des Bergischen Rechtsbuches hinwies, entstand ein unerquicklicher Streit [18], der schon 1887 eine Gegnerschaft heraufbeschwor, die von höchst bedenklichen Folgen für die Geschichtswissenschaft und für die Art der Polemik in ihr sein sollte.

Dazu kam, daß in der jahrelang andauernden wissenschaftlichen Fehde zwischen I. Jastrow und R. Höniger auf der einen, Below auf der anderen Seite Lamprecht immer wieder einbezogen wurde [19], obwohl er sonst unbeteiligt war.

Wenn man sich diese Umstände vergegenwärtigt, muß es Befremden erregen, daß Sybel ausgerechnet Below zur Besprechung der ersten drei Bände der ‚Deutschen Geschichte‘ zuließ, und es darf auch nicht verwundern, daß diese mit viel unsachlichem, persönlich diffamierendem Beiwerk durchsetzt ist. Der Angriff war gewollt. Below erkennt an, daß bisher noch nie eine Deutsche Geschichte unter so ausführlicher Berücksichtigung kulturgeschichtlicher Dinge ins Auge gefaßt wurde. Die politische Geschichte sei dadurch in den Hintergrund geraten. Die „Verfahrensweise“ der Darstellung zeige Mangel an Präzision, Flüchtigkeit und Eile, gewagte Wortbildungen und Redewendungen, Exzerpte aus Ranke seien ungenau; auf die ‚Jahrbücher des deutschen Reiches‘ sei nicht zurückgegriffen. Man müsse von Lamprecht abrücken, denn er habe sich zur „jetzt blühenden materialistischen und physiologischen Geschichtsbetrachtung bekannt“, er scheine ihr Bannerträger zu werden.

Sachlich unrichtig ist die Bemerkung über die Exzerpte aus Ranke, denn Ranke wurde überhaupt nicht benutzt; schief ist das Urteil über die Vernachlässigung der politischen Geschichte, sie tritt deswegen nicht in den Vordergrund, weil eben für die germanische Frühzeit und für das frühe Mittelalter andere Dinge neben sie getreten sind. Aus den Fingern

[18] Deutsche Literaturzeitung (DLZ) 1887, Sp. 368 ff., 438, 741 f., 1070. — Vgl. auch die Äußerungen Lamprechts an H. Breßlau in: Die Welt als Geschichte 14, 1954, S. 226 f.

[19] Vgl. *R. Höniger*, Prof. Georg v. Belows 'Detailpolemik', 1892; *G. v. Below*, Der Höniger-Jastrowsche Freundeskreis, ein Beitrag zur Zeitgeschichte, 1892. — In beiden Broschüren spielt Lamprechts Besprechung von *C. Koehne* über den Ursprung der Stadtverfassung in Worms, Speier und Mainz (1890) in der DLZ 1890, Sp. 1462 ff. eine hervorragende Rolle.

gesogen ist die Bemerkung über die Anhängerschaft an den historischen Materialismus. Dieser offensichtliche Unsinn, der zudem damals als ein politischer Vorwurf gewertet wurde, ist drei und mehr Jahre auch von maßgeblichen Leuten nachgeplappert worden. Alles, was in der Besprechung sonst an Detail erwähnt wird, hat Hand und Fuß.

Zu gleicher Zeit hatte Lamprecht die von Belows Schüler H. Weiß vorgelegte Dissertation ‚Die ordentlichen direkten Staatssteuern von Kurtrier im Mittelalter' besprochen[20], wohl aus dem Grunde, weil er Kenner der Verhältnisse war und weil in dieser Dissertation zum Ausdruck kam, daß er die Territorialherrschaft immer als aus der Grundherrschaft hervorgegangen ansehe — bekanntlich hatte Lamprecht längst seine ursprünglichen Ansichten auf eine schlüssige Basis gebracht. In der Besprechung wurde vor allem gerügt, daß verfassungsgeschichtliche und staatsrechtliche Kategorien der Gegenwart auf das Mittelalter übertragen wurden, was nicht gerade von historischem Verständnis zeuge. Es folgten von Weiß und dann auch von Below Erklärungen, von Lamprecht Gegenerklärungen — bis auf die sachlichen Feststellungen war alles Beiwerk widerwärtig.

In dieser Situation, als der Streit zwischen beiden Historikern beschämende Formen angenommen hatte, bemühte sich Moriz Ritter — Below war sein Schüler und mit Lamprecht stand er in freundschaftlichem Briefwechsel — auf Antrag Belows, der sich beleidigt fühlte, um die Beilegung des Konflikts. Beide Gegner wurden zur Nominierung eines Teilnehmers an einem Schiedsgericht aufgefordert: Below wählte sich H. Brunner, Lamprecht nach Ablehnung Treitschkes August Meitzen. Von beiden wurde Georg Kaufmann als Oberschiedsrichter erkoren[21]. Bevor ein Schiedsspruch gefällt wurde, hatte Wilhelm Arndt, der sich um des Ansehens der deutschen Geschichtswissenschaft willen entscheidend eingeschaltet hatte, Frieden geboten. Es gehört zu den stillen Verdiensten dieses trefflichen Mannes, daß er mit seinen eindringlichen Worten eine böse Blamage der Wissenschaft verhindert hat. Leider hat

---

[20] DLZ 14, 1893, Sp. 1069 ff.; vgl. Sp. 1240 ff., 1433 ff. — In diesem Zusammenhang sei auf eine Stelle aus einem Briefe Belows an Hinneberg, den Herausgeber der DLZ, vom 29. VIII. 1893 hingewiesen: „Lamprecht zu entfernen bitte ich Sie nicht" — Below forderte die Sperrung Liesegangs von der DLZ — „er ist zwar ein kritikloser Kopf, aber er hat wenigstens viel mittelalterliche Urkunden gelesen und macht aus dem, was er dabei gefunden, oft lehrreiche Mitteilungen . . . Seine Deutsche Geschichte ist ein albernes Buch." — Man weiß, wie Hinneberg solche Briefe behandelte — er schüttelte den Kopf über die wunderlichen Gelehrten.

[21] Vgl. die umfangreiche Klageschrift Lamprechts im LN, in der man erfährt, daß es sich bei Belows Angriffen auch noch um Jastrow, Höniger, Koehne, Liesegang und v. Inama-Sternegg handelt.

Below im Jahre 1899 diese Tat Arndts diskreditiert und sie als Revokation Lamprechts hingestellt, dessen Kollege Arndt in Leipzig war[22].

In diesem Konflikt hatte Max Lehmann in einem Briefe an Below eine schwer beleidigende Äußerung über Lamprecht getan und den Briefempfänger autorisiert, diese Äußerung, soviel er vermöchte, der Öffentlichkeit zu übergeben, was Below geflissentlich tat. Man könnte diese Angelegenheit übergehen, weil Lamprecht ihr wenig Bedeutung beimaß, wenn nicht die Person Lehmanns Anlaß böte, eine sehr wichtige prinzipielle Äußerung von ihm über Lamprechts Geschichtsauffassung zu behandeln.

Lehmann trat im Sommersemester 1893 sein Lehramt in Leipzig an. Schon auffällig früh, am 29. April, hielt er seine Antrittsvorlesung über Geschichte und Naturwissenschaft vor einer bei solchen Anlässen in Leipzig sehr großen Hörerschaft. Ohne den Namen Lamprechts auch nur ein einziges Mal zu nennen, betonte er, das Übergreifen naturwissenschaftlicher Methoden auf die Geisteswissenschaften habe zur Folge, daß man die Gesetzmäßigkeit auf diese Gebiete übertragen wolle. In der Sprachwissenschaft zeige sich dies durch das starke Vordringen der Phonetik, in der Nationalökonomie nehme die Statistik überhand, in der Jurisprudenz suche man von der Kriminalpsychiatrie aus wichtige Grundlagen des Rechts zu erschüttern. Überall sei ein Eindringen materieller Gesichtspunkte in die den menschlichen Erscheinungen zugrunde liegenden Kräfte zu spüren, die aber nie auf einen gesetzmäßigen Ansatz gebracht werden können. Auguste Comte sei mit dieser positivistischen Betrachtungsweise gescheitert, Rümelin habe mit Glück die Nationalökonomie zurückgerufen. In der Geschichtswissenschaft könne und dürfe dieser Ansatz nicht Platz haben. Im Geschehen gibt es keine Ausnahmelosigkeit, die dem Gesetz innewohnt; das Experiment könne nie zur Erklärung geschichtlicher Phänomene dienen. Von diesem Standpunkt aus sei auch jede Geschichtswissenschaft materiellen Gepräges völlig absurd. In der Geschichte sei der eigentliche Gegenstand die Persönlichkeit, für die man, gegenüber dem Geschehen in der Natur, nur Freiheit anerkennen könne. Es gebe in der Geschichte auch keine erkennbare fortschreitende Entwicklung; wo eine solche aufzutreten scheine, beruhe sie auf Täuschung.

Diese mit dem Pathos des Bekenntnisses vorgetragenen Behauptungen betrafen an sich höchst wichtige Probleme, die gründlich zu diskutieren notwendig gewesen wäre. In übergroßer Eile ergriff Lamprecht am nächsten Tage in seiner Vorlesung das Wort. Ihm war das Problem der Freiheit besonders wichtig. Gedanklich-theoretische Arbeit, so hob er hervor,

---

[22] DLZ 1899, Sp. 247 f., dazu eine handschriftliche Gegenerklärung Lamprechts im LN.

habe für dieses Problem nichts gefruchtet; versuchsweise sei von der Geschichtswissenschaft die praktische Seite aufgenommen worden. Es erweise sich, daß die Persönlichkeit durch das Zuständliche gebunden ist, die Zustände fördern und hemmen die Persönlichkeit; beide, Zustände und Individuen, stehen in Wechselwirkung. Lamprecht kommt zu dem Schluß, daß nur die Behandlung der Zustände eine extrem individualistische und eine extrem materialistische Betrachtungsweise vermeiden und zu einem schlüssigen Geschichtsbilde kommen könnte.

Lehmann hatte erst vor, seine Antrittsvorlesung mit Zustimmung Lamprechts in den ‚Preußischen Jahrbüchern' zu veröffentlichen; für diesen Fall hatte Lamprecht sich eine Entgegnung vorbehalten. Indes die Drucklegung unterblieb. Damit schien diese Diskussion erledigt. Es war ja auch nicht nötig, daß nach einer sachlichen Auseinandersetzung Schwierigkeiten entstanden.

Es ist erwiesen, daß Lehmann in dieser Zeit beinahe krankhaft unverträglich war; er war mit sehr vielen Menschen verfeindet, was auch Meinecke bezeugt. So kam es auch sehr bald in Leipzig über die Organisation der historischen Studien [23] und über Dissertationen [24] zu Streitigkeiten, die Lehmann veranlaßten, den Anschluß an Below zu suchen, schließlich auch die erste Gelegenheit zum Weggang von Leipzig zu benutzen [25].

Lehmanns Stellungnahme zu den Problemen, die Lamprecht bewegten, ist ungleich tiefer als die Belows, der eigentlich ganz an der Oberfläche

---

[23] Lamprecht hatte schon in Marburg sich um eine straffere Organisation der historischen Studien bemüht — das war Lehmann hinreichend bekannt —, auch im Briefwechsel vor der Ankunft in Leipzig war davon die Rede. Gerade diese Bemühungen, die sich über Jahre erstreckten, brachten Leipzig in den Ruf des Vororts für die Geschichtswissenschaft; vgl. die Äußerungen von *W. Goetz* in: Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen I, S. 154 f.

[24] So vor allem bei der Arbeit von *Richard Kötzschke* (dem Bruder von Rudolf Kötzschke) über 'das Unternehmertum in der ostdeutschen Kolonisation des Mittelalters' (1894). Lehmann beanstandete die Terminologie für die Vorgänge bei der Kolonisation. Lamprecht schrieb zum Gutachten Lehmanns beinahe eine Abhandlung, wobei er in allen Punkten Recht hatte. Da nun die Polemik bissig wurde, Lamprecht aber durchaus korrekt blieb, sah sich der Prokanzellar veranlaßt, die Dissertation ohne weitere Rückäußerung Lehmanns passieren zu lassen, was ungewöhnlich war (Promotionsakten der Philosophischen Fakultät Leipzig).

[25] In der Tat hatte sich Lehmann im Sommer 1893 mit Below in Verbindung gesetzt und jene beleidigende Äußerung auf den Weg gebracht, von der schon die Rede war — sie ist auch im Briefe Belows an Hinneberg vom 29. VIII. 1893 bezeugt. — Über seinen Aufenthalt in Leipzig von nur einem Semester äußerte sich Lehmann 31 Jahre später (Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen I, 1925, S. 222): „Ich nahm den Ruf nach Leipzig an. Nur für ein Semester (Sommer 1893): Die Häßlichkeit der umgebenden

geblieben war. Wer es nur rügt, daß die politische Geschichte nicht genügend berücksichtigt sei, wer aus der allen bekannten Tatsache, daß Lamprecht von der Wirtschaftsgeschichte herkam, ihn der Gefolgschaft des historischen Materialismus zieh[26], hat sich offenbar gar nicht ernstlich zu verstehen bemüht, was Lamprecht im Grunde wollte. Demgegenüber ist Lehmanns Bekämpfung der Anschauung von den Gesetzen in der Geschichte und die Auseinandersetzung über Persönlichkeit und Massenerscheinungen von echtem Problemcharakter. Nun ist hervorzuheben, daß sich Lamprecht bis zu dem Zeitpunkt der Stellungnahme Lehmanns noch kaum zu diesen Problemen literarisch geäußert hatte. Lehmann konnte nur aus persönlichen Unterhaltungen, wie sie seit 1890 möglich waren, wissen, mit welchen Gedanken Lamprecht auf dem Wege war. Daß Lamprecht damals um diese Fragen rang, beweist ein Brief von Gustav Buchholz vom Neujahr 1891[27]: „Mein Ideal wäre eine Ideengeschichte, welche aus dem großen und einheitlichen Ideenreichtum eines Zeitalters die einzelnen bewegenden Kräfte ableitet und nun ihr Wirken an dem Gang der Ereignisse im Detail verfolgt . . . Zu Gesetzen, wie Sie wissen, wage ich nicht zu streben, nicht aus religiöser Beschränktheit, wie Sie wohl meinen — denn auch die sogenannten Naturgesetze stehen einer religiösen Auffassung nicht im Wege —, sondern nur, weil ich meine, es fehlt uns noch für lange Zeit hinaus an genügendem Material, um auch nur zu halbwegs sicheren Resultaten zu kommen.“ So wie mit Buchholz mag Lamprecht auch mit Lehmann diskutiert haben, so daß dieser das damals noch in den Anfängen steckende Problem der Gesetze in der Ge-

Landschaft und vor allem die tyrannischen Neigungen des Spezialkollegen im Verein mit dem sinkenden Respekt vor dessen wissenschaftlichen Qualitäten — sie bewirkten, daß ich die erste sich bietende Gelegenheit fortzukommen ergriff und den Ruf nach Göttingen annahm, noch im Jahre 1893.“ — Daß Leipzig kein Dresden, Florenz oder Budapest ist, war doch Lehmann vorher schon bekannt, und Lamprechts Ambitionen kannte er auch. Von „sinkendem Respekt“ vor Lamprecht kann bei anderen damals schwerlich die Rede sein: dieser hatte im Sommersemester 1893 250, Lehmann 50 Hörer; man vergegenwärtige sich auch die Verehrung, die Lamprecht und Arndt auf dem Historikertage 1894 in Leipzig zuteil wurde. Lehmann mag sich im Zeitpunkt der Niederschrift seiner Selbstdarstellung vor sich selbst gerechtfertigt haben.

[26] Zu der Festschrift für Mevissens 80. Geburtstag hatte Lamprecht die Abhandlung 'Die Herrlichkeit Erpel, ein wirtschafts-, social- und verfassungsgeschichtliches Paradigma' beigesteuert. Es ist aber gar kein Anlaß zu finden für die Bemerkung Belows zu dieser Arbeit: „Ist nicht auch das Verfahren der materialistischen Geschichtsschreibung, alles aus wirtschaftlichen Ursachen zu erklären, als ein Fetischglaube im fürchterlichen Sinne des Wortes zu bezeichnen?“ Es ist zu warnen vor einem Gespenst, „weil man weiß, wie gläubig heute alles nachgesprochen wird, was Vertreter der materialistischen Geschichtsschreibung vorbringen“.

[27] Brief im LN.

schichte als das Kernstück der neuen Geschichtsauffassung ansah. Ausgereifter war bei Lamprecht das Problem Persönlichkeit und Zustände. Diese Fragestellung stand eigentlich bei ihm schon seit 1878 [28] im Mittelpunkt und war nun soweit gediehen, die Persönlichkeit nur auf dem Boden eines Gesamtzustandes in Wechselwirkung mit den Verhältnissen zu sehen. Lehmann dagegen verfolgt strikte die Praevalenz der Persönlichkeit in der Geschichte; er ließ bekanntlich seine historiographische Tätigkeit in der Biographie gipfeln.

Es war leider nötig, diese mehr persönlichen als sachlichen Dinge darzustellen, nicht um der Bloßstellung oder Rechtfertigung der Beteiligten willen, sondern um zu zeigen, daß im Falle Lamprecht die Diskussion um die Probleme bedauerlicherweise im Kielwasser persönlicher Unzulänglichkeiten erfolgte.

Nachdem Below durch die Vorgänge im Winter 1893/94 mindestens zur Zurückhaltung verurteilt war, mußte man gespannt sein, wer in Zukunft die Fortsetzung der ‚Deutschen Geschichte' kritisch betrachten würde.

Zuerst trat auf den Plan der 28jährige Kieler Privatdozent Felix Rachfahl, ein Schüler von Max Lenz. Zunächst besprach er den vierten Band der 'Deutschen Geschichte', äußerte sich anschließend prinzipiell zu Lamprecht, um dann auch den fünften Band einer ausführlichen Kritik zu unterziehen [29]. Wenn er zum Ausdruck brachte, daß er die „Ansicht vom Primat der wirtschaftlichen Entwicklung" bestreiten wollte, so hat er selbst, wenigstens in Worten, seine Stellungnahme eingeschränkt. Es handelte sich nämlich im Grunde um etwas ganz anderes als um die Kennzeichnung Lamprechts als eines historischen Materialisten

[28] In der Abhandlung 'Über Individualität und Verständnis für dieselbe im deutschen Mittelalter' (Deutsche Geschichte XII, S. 3 ff.; vgl. auch Annalen der Naturphilosophie III, S. 442 ff.). Als Lamprecht 1909 diese Jugendarbeit veröffentlichte, hat man deren Zustandekommen im Jahre 1878 bezweifelt. Das damals angefertigte Manuskript ist im LN vorhanden.

[29] DLZ 1895, Sp. 480 ff.; Preußische Jahrbücher 1896, Januarheft; Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung XVII, 1896, S. 468 ff. — Wenn *Rachfahl* schrieb (Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen II, 1926, S. 211): „Aber damals war sein Name in der Geschichte wohl der populärste, und es war nötig, ihn seines Nimbus' zu entkleiden", so kann man natürlich annehmen, daß Rachfahl aus eigenem Antrieb gehandelt hat; aber läßt die Formulierung nicht zu, dahinter eine Regie mindestens zu vermuten? Sehr unschön ist die Behauptung, daß er die „beschämende (fast plagiatmäßige) Abhängigkeit des Evolutionärs' von Vorlagen der veralteten deskriptiven Geschichtsschreibung zur Sprache gebracht" hätte. Abgesehen davon, daß er das nicht getan hat, kann man nur weiten Abstand davon nehmen, einem Mann ein Quasi-Plagium zuzuschreiben, wenn dieser sich nicht mehr dagegen verwahren kann.

oder, wie er dies dann abschwächte, als eines Positivisten vom Genre Comte oder Gumplowicz.

Die weitaus tiefere und breitere Diskussion gründet sich auf eine wichtige Stelle im vierten Band der 'Deutschen Geschichte'[30]. Lamprecht fordert da „eine geläuterte Psychologie in ähnlicher Weise zur Grundlage historischen Forschens zu entwickeln, wie die Mechanik Grundlage naturwissenschaftlicher Untersuchungen geworden ist". Zum anderen wird auch erkennbar, daß Abstand von Ranke genommen wird, wenn es heißt: „auch heute ist es noch niemand, der Geschichte schreibt, gelungen, sein Selbst auszulöschen."

Rachfahl hat in diesem Zusammenhang richtig erkannt, daß für eine Geschichtsauffassung, bei der das Individuum im Mittelpunkt steht, die analysierende Psychologie Diltheys große Dienste leisten kann — ein Standpunkt, den damals kaum ein Historiker einnahm! Für die komplexen „Zustände" wußte er allerdings keinen psychologischen Ansatz zu billigen. Dort lag aber gerade für Lamprecht der Schwerpunkt, Diltheys Anschauungen reichten nach seiner Meinung nicht aus, die Geschichte allseitig zu befruchten[31].

Während die Frage des Einbaus der Psychologie nur als Postulat erscheint, wird die Stellungnahme zu Ranke ausdrücklich erörtert. Lamprecht hat, wie er selbst betont, keine tiefgründige Untersuchung über Ranke geben wollen. Wir erinnern uns, daß der Altmeister beim Besuche Lamprechts darauf hingewiesen hatte, daß eine Deutsche Geschichte zu schreiben keine wissenschaftliche Aufgabe sei. Lamprecht hatte nun doch diese Aufgabe unternommen, wie er meinte, mit einer eigenen wissenschaftlichen Methode. Er mußte nun von sich aus die Ranke'sche Geschichtsauffassung so beurteilen, als sei sie aus einer anderen Grundhaltung erfolgt.

In knappester Zusammendrängung des Wesentlichen — und nur so stand es zur Diskussion — glaubte Lamprecht an Ranke folgende Feststellungen machen zu können: Ranke huldige der idealistischen Weltanschauung, die auf der Identitätsphilosophie basiert, und einer universalistischen Auffassung von der Geschichte im Sinne des Kosmopolitismus unserer klassizistischen Literatur. Man dürfe auch bei ihm nicht vergessen, daß er tief im lutherischen Glauben wurzele. Nach seiner Auffassung manifestiere sich Gott in dem Menschen, dessen Tun auch dann durch eine geheimnisvolle Kraft bestimmt ist, wenn zur Erklärung der Hand-

[30] Deutsche Geschichte, IV, S. 133 f.

[31] Vgl. 'Die Zukunft' 1896 (8 II.); Alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft, 1896, mit den beiden Abhandlungen: 'Über geschichtliche Auffassung und geschichtliche Methode' und 'Rankes Ideenlehre und die Jungrankianer'.

lungen Vernunftgründe auszureichen scheinen. Alle geschichtlichen Zusammenhänge sind Offenbarungen Gottes in und hinter der uns vernunftmäßig erkennbaren Welt. Staaten, die sich als originale Schöpfungen des Menschen ausgeben, sind „geistige Wesenheiten", Gedanken Gottes. Geschichte ist bei Ranke nur als Weltgeschichte denkbar. Als Kräfte, Komponenten, Potenzen, Elemente der weltgeschichtlichen Bewegung erscheinen eben diese Emanationen des in und hinter den geschichtlichen Erscheinungen waltenden göttlichen Prinzips, die Ideen. Sie „blühen auf", sind da „zu ihrer Zeit", vermittelt durch große Persönlichkeiten. Sie haben die Tendenz, der Welt sich einzuprägen, sie können schöpferisch, lebenspendend, bildend, aber auch destruktiv sein. Sie können zusammenstoßen, können Verbindungen eingehen, sich wieder lösen — dies alles zeigt sich in der Geschichte.

Nun war eine direkte Nachfolge Rankes um die Mitte der neunziger Jahre nicht mehr recht erkennbar. Ranke war bereits ein Gegenstand der Geschichte. Bei aller Verehrung für den Altmeister ging man zögernd — Alfred Dove ausgenommen — an die Dokumentation seines Werkes. Die „Jungrankianer" — dieser von Lamprecht geprägte Begriff bezieht sich auf die „Enkelschüler" Rankes — bemühten sich, über die Gegenstände der Geschichtsbetrachtung Rankes hinaus auch wirtschaftliche Ereignisse und soziale Bewegungen in die Geschichtswissenschaft einzubeziehen, wobei sie deutlich spürten, daß die Ideen als Agentien nicht mehr hinreichen; es gibt gewisse Notwendigkeiten des Lebens, die anders erklärt werden müssen.

Kann dabei die Ideenlehre aufrechterhalten werden? fragt Lamprecht. Offenbar nicht, man muß über sie hinausgehen. Bei Hintansetzung des weltgeschichtlichen Standpunktes zugunsten eines nationalgeschichtlichen können geistige und materielle Faktoren in Einklang gebracht werden. Erst wenn die Geschichte der Nationen klar liegt, kann man die Weltgeschichte erstreben.

Ungefähr zur selben Zeit wie Lamprecht hatten sich die Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung von Ranke aus weltanschaulichen Gründen entschieden distanziert. So war es kein Wunder, daß Lamprecht auch aus diesen Gründen auf deren Seite gestellt wurde, obwohl die Marxisten nie auf den Gedanken kamen, ihn zu den Ihrigen zu rechnen [32].

---

[32] *Franz Mehring* schrieb damals in der 'Neuen Zeit' (XIV 2, S. 33 ff.), daß Lamprecht zwischen Materialismus und Idealismus segele, daß er gegenüber dem Idealismus ein 'Pater peccavi', gegenüber dem Materialismus ein 'Non liquet' ausgesprochen und einem verderblichen Eklektizismus gehuldigt habe: „Für eklektische Spielereien ist der historische Materialismus nicht zu haben und dem, der ihm den kleinen Finger reichen will, zerquetscht er gleich die ganze Hand." Mit einer solch brutalen Ablehnung a limine ist natürlich auch

Was Max Lenz und Heinrich Finke[33] nun vorbrachten, war Detailpolemik, meist berechtigt aus besserer Sachkenntnis, vom lauteren Finke mit Entrüstung vorgebracht, weil kirchliche Dinge nicht in gebührender Weise von Lamprecht dargetan worden waren, vom abwartenden Lenz zynisch abgefaßt, ohne auf Kernfragen einzugehen — das Rankeproblem wird von ihm, dem Rankeschüler, bei weitem nicht angepackt wie von seinem Schüler Rachfahl.

Im Kampf um Lamprecht war eigentlich schon im Jahre 1896 die Entscheidung gefallen, leider nicht an den zentralen Problemen, sondern an der Detailkritik. Lamprecht hatte, wie Below, Rachfahl, Lenz und Finke nachweisen konnten, an Dingen gesündigt, die in der Geschichtswissenschaft immer viel gelten müssen, an der sauberen Erarbeitung des Tatsachenmaterials. Es ist sein schwerer Fehler gewesen, diesen Forderungen nicht den Wert beizumessen, den sie haben müssen. Seine Gegner hatten das Recht und die Pflicht, ihn dazu anzuhalten. Es gereicht ihnen aber nicht zur Ehre, daß sie — Rachfahl ausgenommen — dabei an den Problemen vorbeischlichen und auch nicht geneigt waren, in die Diskussion um die Kernfragen einzutreten.

Lamprecht hat es begriffen, daß er im Zeitpunkt. als ihn die Detailkritik niederbog, noch einmal mit Nachdruck dartun mußte, was er eigentlich wollte. Seine empirische Historik legte er nieder in der Abhandlung: ‚Was ist Kulturgeschichte?' [34].

Wenn Lamprecht der Psychologie in der Geschichtswissenschaft eine Kernfunktion zuwies, so mußte er sich fragen, welche Art von Psychologie nun eigentlich an so wichtiger Stelle gelten und wirken sollte. Die Vermögens- und Assoziationspsychologie des Rationalismus und der Folgezeit war Individualpsychologie; in ihren späteren Ausbildungen war sie für die Geschichtswissenschaft mit Motiv-Erfassung und Motiv-Erkenntnis

---

nichts getan. — Zweifellos hat auch K. Kautsky die Gestalt Lamprechts vorgeschwebt, wenn er in seinem Aufsatz an gleicher Stelle (XIV 2, S. 652 ff.) 'Die materialistische Geschichtsauffassung und der psychologische Antrieb' sich gegen den Soziologen E. B. Bax wandte. Die Vertreter der materialistischen Geschichtsauffassung waren wachsam, daß ihnen nicht von der Seite der psychologisch orientierten Geschichtsauffassung ein Einbruch geschehe.

[33] *Lenz* in HZ 77, 1896, S. 385 ff.; *Finke* im 4. Suppl.-Heft der Römischen Quartalsschrift; vgl. dazu Deutsche Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft NF 1, 1896, Monatsbl. S. 167. — Zu dieser Zeit trat übrigens auch Meinecke aus seiner Zurückhaltung heraus (HZ 77, S. 530 f.). allerdings nur ganz kurz, aber sachlich bis auf die Wiederholung der Auffassung, daß Lamprecht dem historischen Materialismus huldige. Meineckes Ansicht, daß nach der Schilderung der politischen Fakten jeweils die wirtschaftlichen und sozialen Dinge vorgetragen werden könnten, wird von Lamprecht als unzulänglich zurückgewiesen (HZ 78, S. 257 ff.), liegt auch in der Richtung bloßer Aneinanderreihung historischer Sachgebiete ohne innere Verbindung.

[34] Deutsche Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft NF 1, S. 45 ff.

brauchbar. Der Mensch als abstraktes Individuum, das Volk als mechanisches Aggregat für sich stehender Individuen, die Menschheit als Vereinigung aller Individuen sind Gegenstände solcher psychologischer Betrachtung, aber Nation und Gesellschaft sind es nicht[35]. Mithin reicht diese Psychologie für die Erkenntnis des Geschichtlichen nicht aus. Die Geschichtswissenschaft muß nach Lamprechts Meinung eigene Begriffe finden und diese dann psychologisch „raffinieren".

Zu diesem Zwecke muß die Geschichtswissenschaft auf zwei Wegen arbeiten. Einmal ist durch genaues Zerlegen singulärer Tatsachen in Bestandteile das Wesentliche zu suchen (singulär-analytische Methode), zum andern soll durch sinnvolles Nebeneinanderstellen von Tatsachenreihen das Identische gefunden und dieser Gehalt auch als wesentlich erkannt werden (vergleichend-synthetische Methode).

Je nach dem Vorherrschen der einen oder andern Methode erfolgt die geschichtliche Darstellung in individualistisch-freiheitlichen oder kollektivistisch-notwendigen Bahnen. Im ersten Falle versagen alle logischen Kategorien, im künstlerischen Innewerden formt sich der Stoff. Aber schon in der Biographie zeigt es sich, daß das Individuum auf sehr weite Strecken nur etwas hinzutun kann, was die Gemeinschaft gestattet; es kann und muß sich assimilieren. Assimilation und Motivation, Kernstücke individualistisch-freiheitlicher Deutung, kulminieren in der Idee. Es ist nach Lamprecht eine Täuschung, daß der Gang der Geschichte durch die im Individuum wirksamen Ideen erklärbar werde, vielmehr bestimmen Gesamterscheinungen als „notwendige Ingredienzen" den Lauf der Geschichte. Diese Notwendigkeiten präsentieren sich als natürliche und sozialpsychische Faktoren. Natürliche Faktoren sind konstante Bedingungen des Lebens, die auf primitiven Kulturstufen sehr spürbar, in Zeiten hoher Kultur weniger nachhaltig, aber doch auch wirken. Sozialpsychische Faktoren verursachen den Fortgang des Geschehens, sie sind nicht Bedingungen, sondern Aktualitäten. Immer zeigt sich fortlebend Gewordenes, täglich neu errungen, immer wirkt durch einen Überschuß an psychischen Kräften ein Werdendes.

Die Geschichtswissenschaft hat gewiß Sozialpsychisches schon anerkannt oder abgelehnt, einmal bei Dietrich Schäfer als Wirkung sittlicher Kräfte, zum andern als Wirkung materieller Kräfte, wie sie die Marxisten be-

---

[35] Die auffällige Zuordnung des Begriffs Gesellschaft zum Begriff der Nation ist wohl darauf zurückzuführen, daß *Moriz Ritter* 1893 in der Münchener Allgemeinen Zeitung (Nr. 219) zwischen die Gegebenheiten Persönlichkeit und Staat die Gesellschaft eingeschoben hat, in der Auffassung, daß sich Geschichte im „Ringen werdender Gesellschaftskreise um die staatliche Anerkennung neuer, ihren Lebensbedingungen entsprechender Rechtsnormen" vollzieht.

haupten, zum dritten als Wirkung intellektueller Kräfte, wie dies Comte und Buckle dartun, und schließlich als Wirkung von Erkenntnissen naturwissenschaftlichen Denkens bei Dubois-Reymond — kritisch genommen dies eine Abart des Positivismus.

Sozialpsychische Kräfte im Sinne Lamprechts — moralischer, intellektueller, aesthetischer, religiöser, wirtschaftlicher, politisch-rechtlicher Natur — sind wie von einem Band umschlossen. Aber selbst bei Bündelung dieser Teilerscheinungen wird man der Bedeutung dieser Kräfte nur gerecht, wenn man sie genetisch begreift. Auf primitiven Stufen zeigt sich bei dürftigem Quellenbefund noch keine dieser Verbindungen der Komponenten. Alles seelische Leben reduziert sich auf Empfindungen. Für ihre Feststellung bedarf es der Zusammenwirkung von Physiologie, Psychologie und Ethnologie. Wenn in historischer Zeit Quellen über Tatsachen des Seelenlebens direkt oder indirekt vorliegen, bietet sich die Gelegenheit, Vorstellungen wahrzunehmen, die sich auf Mythologisches erstrecken, Strebungen zu erkennen, die in Sitten ausstrahlen, Gefühle zu verspüren, aus denen Künstlerisches entquillt. Einfachste sozialpsychische Aspekte zeigen sich in Sprache und Wirtschaft, und es gibt einfachste Äußerungen des Gefühls- und Willenslebens in Sitte, Mythus, ornamental-symbolischer Kunst, woraus Religion, Sittlichkeit, Recht, Wissenschaft und höhere Kunst hervorgehen. Eine Einheit psychisch durchwirkter Erscheinungen entsteht, die der periodischen Abwandlung unterliegt — das Kulturzeitalter[36].

Die Studie ,Was ist Kulturgeschichte?' ist kurz vor dem Innsbrucker Historikertag geschrieben, dem Lamprecht leider fernbleiben mußte[37]. Es wäre dort Gelegenheit gewesen, mit kulturgeschichtlichen Problemen aufzuwarten. Das zeigte sich besonders nach dem Vortrag R. v. Scalas über Individualismus und Sozialismus, als Eberhard Gothein die Diskussion auf Lamprecht lenkte, ihn allerdings ablehnend. Gustav Schmoller verteidigte Lamprecht in glücklicher Weise, konnte aber dessen Auf-

[36] Es ist deutlich erkennbar, daß Lamprecht sich Rat in logischen und erkenntnistheoretischen Fragen bei J. St. Mill, Schopenhauer, Lotze, Wundt, Paulsen und Eucken holte. In psychologischen Dingen fußte er damals ganz und gar auf Wundt. Das beweisen alle wichtigen Termini, vor allem der Einbau des Prinzips der schöpferischen Synthese. Geschichtsphilosophische Belehrungen verdankte er Droysen, Lorenz, Simmel, Windelband und Bernheim.

[37] Man hat Lamprecht das Fernbleiben von dieser Tagung als ein Ausweichen vor einer Diskussion ausgelegt. Wie völlig verkehrt dies ist, beweist der Briefwechsel mit F. Stieve, vor allem aber die Tatsache, daß ihm vom Arzte zur Ausheilung eines Rachenkatarrhs ein Seeaufenthalt verordnet wurde und daß er nach Erfolglosigkeit der Kur sich einem chirurgischen Eingriff unterziehen mußte.

fassung nicht billigen, daß man Geschichte ohne Weltanschauung treiben könne [38].

Lamprecht hatte das Echo von Innsbruck gut vernommen und ein paar Desiderata zu erfüllen sich vorgenommen. Zuerst wollte er seine Beschäftigung mit Ranke ins rechte Licht setzen, indem er betonte, daß es ihm darauf angekommen sei, die Stelle aufzuweisen, von der aus seine Anschauungen sich absetzten. Eine tiefgehende Untersuchung über Ranke habe er nicht im Sinne gehabt. Immerhin habe die Diskussion doch ergeben, daß die Ideenlehre mit ihrer Verwurzelung in einer transzendentalen Urkraft die Immanenz von Kräften im geschichtlichen Leben nicht zulasse. Zum andern wollte Lamprecht die gegenwartsgebundene Krise in der Geschichtswissenschaft durch Aufzeigen der historischen Front als zwingend erweisen: die Geschichte der Historiographie führe unmittelbar zur augenblicklichen Situation. Weiter wollte er Stellung nehmen zu der Vergröberung seiner Anschauung, daß er historische Gesetze aufzustellen bemüht sei. Für den Historiker existiere nur der Begriff des regulären typischen Vorgangs, demgegenüber keineswegs ausgeschlossen ist, daß die Entwicklung einmal anders verlaufe. Hinter dem Typischen walten allerdings unverbrüchliche Gesetze physiologischer und psychologischer Art. Schließlich mahnte er, man möge die Wissenschaft von der mittleren und neueren Geschichte zu einer „Allgemeinen Altertumswissenschaft" — nicht im Sinne von Archäologie und Sammlung von Realien, sondern als Schmelztiegel für alle Spezialforschungen — erweitern, wie das für die Antike schon besteht [39].

Bei diesem Stande der Erörterungen schrieb der geistreiche Berliner Historiker Otto *Hintze* seinen klugen Aufsatz ‚Über individualistische und kollektivistische Geschichtsauffassung' [40]. Es gibt keine anderen treibenden Kräfte in der Geschichte als die, deren Träger der Mensch ist, und zwar nicht nur der Mensch in seiner Einzelexistenz, sondern vor allem auch in seiner gesellschaftlichen Verbindung, in der jene geistigen Kollektivkräfte erzeugt werden, die der lebendige Kern der Institutionen sind. „Darin

[38] Auffallend blieb, daß der anwesende Below nicht in die Diskussion eingriff. Nur wenige wissen, daß er durch die Ereignisse vom Winter 1893/94 gebunden war.

[39] Diese Postulate wurden in der Zeitschrift 'Die Zukunft' (7., 14. XI. 1896) zum Ausdruck gebracht. — Man verübelte Lamprecht, daß er 1895—1902, später dann 1907—1910 dieses publizistische Organ Maximilian Hardens für seine Aufsätze gewählt hat. Dazu ist zu sagen, daß prinzipiell wichtige Ausführungen weiterhin anderwärts veröffentlicht wurden. 'Die Zukunft' wurde für Kundmachungen allgemeiner Art benutzt, — so war es zwischen Harden und Lamprecht vereinbart, — so eben für zusammenfassende Berichte in dem auch ein größeres Publikum interessierenden wissenschaftlichen Streit.

[40] HZ 78, 1896, S. 60 ff., auch in: Gesammelte Abhandlungen II, Zur Theorie der Geschichte, hrsg. von F. Hartung 1942, S. 12 ff.

stimme ich Lamprecht zu, . . . daß die historische Wissenschaft auf die breite Basis einer möglichst in die Tiefe reichenden sozialpsychischen Forschung gesetzt werden muß." Allerdings, so warnte Hintze, dürfe das Individuelle im kollektiven Geschehen nicht unterschätzt werden, das Individuelle gebe den Anstoß und stehe dauernd in Wechselwirkung mit dem Kollektiven. Wie Lamprecht hielt Hintze die Teilung der Geschichtswissenschaft in politische und Kulturgeschichte für verfehlt: es gibt nur eine Geschichtswissenschaft[41]. Lamprechts Bemühen läßt auch nach anderer Richtung auf eine gegenseitige Verständigung zwischen idealistischer und materialistischer Geschichtsauffassung hoffen. Der „windstillere Bezirk psychologischer Untersuchungen", in dem sich Lamprecht bewegt, ist weder von Idealismus noch Materialismus erfüllt.

Lamprecht war der Meinung, daß mit Hintzes Äußerung eine Wendung im geschichtswissenschaftlichen Streit eingetreten sei[42]. Recht erfreut war er auch, daß G. Monod, H. Pirenne und G. Blondel ihm in weiten Stücken zustimmten[43]. Andere Äußerungen, so vor allem Finkes Broschüre ‚Genetische und klerikale Geschichtsschreibung', die verhältnismäßig harmlos dem Problem der Theologie und Kausalität zu Leibe ging, hielt er für belanglos[44].

Diese „Wendung" durch Hintze ließ Rachfahl nicht ruhen. Erneut griff er in die Diskussion ein[45]. Er setzte am Problem der Doppelspurigkeit der kollektivistisch-notwendigen und der individualistisch-freiheitlichen Auffassung und an der Lehre vom immanenten Charakter der sozialpsychischen Zusammenhänge an[46]. Nach seiner Meinung muß die Geschichtswissenschaft schärfer als bisher die Antinomie von Freiheit und Notwendigkeit in Rechnung stellen, das sei zuzugeben. Aber besteht für die sozialpsychischen Faktoren Lamprechts, für die man ein Kausalverhältnis wohl annehmen mag, tatsächlich Notwendigkeit? Eine Gesamterscheinung führt nicht mit Notwendigkeit die gleiche Reaktion herbei. Ob und in welchem Grade Kausalzusammenhänge bestehen, dafür gibt es keine Erklärung. Jeder Kausalzusammenhang ist in der Geschichte zugleich ein Zweckzusammenhang. Diese Zweckzusammenhänge sind die treibenden Kräfte geschichtlichen Werdens, sie verursachen die menschlichen Taten,

---

[41] Lamprecht nannte eben diese eine Geschichtswissenschaft 'Kulturgeschichte'.
[42] Die Zukunft 1897 (2. I).
[43] Revue historique t. 63, p. 325; t. 64, p. 252 s.
[44] G. Schnürers Aufsatz (Hist. Jahrbuch 18, 1898, S. 88 ff.) war zielsicherer und orientierte klar und gerecht die katholische Leserwelt über die Fragen, um die es sich für sie im Streit um die Geschichtswissenschaft handelte.
[45] Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 3. F. XIII, S. 659 ff. — Der Herausgeber hatte den scharfen Ton der Ausführungen gemildert.
[46] Dabei wird nicht mehr nach der Berechtigung der Psychologie für die Geschichtswissenschaft gefragt.

sie sind die Motive des Handelns in der Geschichte. Scheidet man zwischen metaphysischer und empirischer Bedeutung der Ideen Rankes — sie sind nach ihrer Herkunft metaphysischen, nach ihrer Wirkung empirischen Charakters —, so haben Lamprechts „unwiderstehliche psychische Strömungen“ Ähnlichkeit mit Rankes Ideen. Nach Rachfahl wird der Versuch kollektivistischer Geschichtsbetrachtung scheitern, einmal an dem Vorhaben, das Individuum zugunsten der Massen zu eliminieren — aber das hat Lamprecht nie getan —, zum andern an der Tatsache, daß jene Kausalzusammenhänge nicht gleichmäßig auf den Menschen wirken, je nach seiner individuellen Veranlagung — was Lamprecht auch in Rechnung stellte.

Man muß sich billig fragen, ob es eines derartigen Aufwandes an Polemik bedurft hätte, um zu einem solchen Ergebnis zu kommen. Beide Kontrahenten waren inhaltlich so nahe, daß es gar nicht so leicht war, sprachlich aneinander vorbeizukommen.

Freilich war mit der Begegnung der empirisch-sozialpsychischen Kräfte und der empirischen Wirkung der Ideen — beide verschiedener Provenienz — die Geschichtsauffassung Lamprechts noch nicht abgerundet. Ausgehend von dem Gedanken, daß die Ursachen geschichtlichen Werdens belebte Massenerscheinungen sind, eben die Zustände eines Kulturzeitalters, die sich weiterbilden und zu wirkenden Kräften der Entwicklung werden, ergab sich die Frage: Wie verläuft die Entwicklung in den Kulturzeitaltern?[47]. Jedes Kulturzeitalter ist gekennzeichnet durch einen ganz bestimmten Habitus der in ihm lebendigen psychischen Kräfte, wie sie sich in Wirtschaft, Recht, Politik, in Kunst und Wissenschaft, in Glaube und Kultus, in jeder Äußerung der Kultur zeigen. Jedes dieser Zeitalter geht langsam, in bestimmter Regel und in einer notwendigen Reihenfolge in ein darauffolgendes über.

Geschichte als Wissenschaft hat sich mit der Feststellung und Beschreibung der sozialpsychischen Zeitalter zu befassen. Daneben bleiben aber für die historische Darstellung noch Probleme der Individualgeschichte bestehen, wie sie sich nur der künstlerischen Apperzeption erschließen. Sie können dann auf Grund nun besser erkannter historischer Kollektivzusammenhänge einem höheren, erfahrungsreicheren Verständnis entgegengeführt werden.

Die Situation etwa Mitte 1897 war für Lamprecht günstig. Er hielt sich sogar für den Sieger in dem zunächst abflauenden Streit. Es war anerkannt worden, daß die Psychologie in der Geschichtswissenschaft nicht

---

[47] Im Aufsatz ‘Individualität, Idee und sozialpsychische Kraft’ (Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 3. F. XIII, 1897, S. 880 ff.).

zu entbehren sei. Den sozialpsychologischen Zuständen war Berechtigung zuerkannt worden. Alle bekannten sich zur Geltung der Wechselwirkung von Individuum und Gemeinschaft, nur in der Prävalenz des jeweiligen Anstoßes im Laufe der Entwicklung bestanden Auffassungsverschiedenheiten. Die daraus resultierende Scheidung zwischen individualistischer und kollektivistischer Geschichtsauffassung machte einer Geschichtsbetrachtung Platz, die den gesamten Komplex geschichtlichen Lebens umfaßt und den Unterschied auf die Methode zur Gewinnung historischer Kenntnisse verweist, die in nationalem Rahmen erfolgt. „Es bedarf des Vergleichs mehrerer Nationalgeschichten, um aus dem Verlauf der Kulturzeitalter in ihnen das Wiederkehrende, Typische herauszufinden . . . Dann erst kommt die Zeit einer neuen Weltgeschichte, die über den typischen Verlauf der nationalen Geschichte hinaus festzustellen hat, auf welchen Momenten jene universale Entwicklung beruht, die der zeitlichen Aufeinanderfolge und dem örtlichen Nebeneinander der Nationen sowie der auf diesen beiden Tatsachen beruhenden räumlichen und zeitlichen Befruchtung der Völker untereinander entspringt. Eine Weltgeschichte in diesem Sinne würde das höchste Ziel der universalistischen Geschichtsauffassung sein.“ Gewichen war die Zurechnung Lamprechts zu den Vertretern der materialistischen Geschichtsauffassung; die Folgerung der Gegner, eine kollektivistische Anschauung sei immer Materialismus, konnte nicht mehr verfangen, nachdem Lamprecht erklärte, Zustände sind Komplexe psychischer Massenwirkungen, sozialpsychische Kräfte, als solche nicht einmal nur bloße quantitative Summation psychischer Betätigung der einzelnen Individuen. Daß Ranke im Gefolge der Auseinandersetzungen nun tatsächlich zum Gegenstand der Geschichte der Historiographie geworden war, hat nicht in Lamprechts Absicht gelegen; er hatte sich in würdiger Weise vom Altmeister der Geschichtswissenschaft abgesetzt. Weder Rankeschüler — Sybel und Lenz hätten es tun sollen — noch Ranke-Enkelschüler vermochten den Bruch zu beheben; mit Ehrfurcht allein ist da nichts getan. Meinecke wußte, daß Lamprecht an einen wunden Punkt gerührt hat, daher seine Zurückhaltung.

Auf der Gegenseite hatten sich bis Mitte 1897 zwei Männer besonders hervorgetan: Felix Rachfahl und Otto Hintze. Sie sind tatsächlich zu Problemen vorgedrungen und sind der Diskussion förderlich gewesen. Im Hintergrunde standen gewiß noch andere, die wußten, daß hier grundsätzliche Probleme in Frage standen, so Moriz Ritter, Gustav Schmoller, Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf, ohne daß sie ihre Meinung entscheidend kundgaben. Paul Barth schrieb in seinem Buche ‚Die Philo-

sophie der Geschichte als Soziologie‘ (1897): „Lamprechts Ansicht hat so sehr die Kraft der Wahrheit für sich, daß ihre Gegner kaum noch sich zu verteidigen wagen, dagegen Annäherungen an sie sich unwillkürlich aufdrängen“ [48].

Es ist eine Tragik für Lamprecht, daß durch die folgenden Ereignisse sein Ruf einen unverbesserlichen Schaden erlitten hat; es ist kein Ruhm für die Geschichtswissenschaft, daß das Nachspiel der großen Diskussion ungleich blamabler war als das geschilderte Vorspiel.

Im Juliheft der von Hans Delbrück herausgegebenen ‚Preußischen Jahrbücher‘ von 1897 legte der in statu habilitandi befindliche 27jährige Hermann *Oncken,* ein Schüler von Max Lenz, eine Besprechung der vor längerer Zeit erschienenen zweiten Hälfte des fünften Bandes der ‚Deutschen Geschichte‘ vor [49]. Man hätte erwarten dürfen, daß der Kritiker bei dem Titel des Aufsatzes sich mit Problemen der Geschichtsschreibung befassen würde; es handelte sich aber um eine ausgesprochene Detailrezension. Den Schwerpunkt legte Oncken auf die Behandlung der Literatur und die Abfassung von Exzerpten. Sein massiver, auch hämischer und giftiger Angriff — es wurde ausgesprochen, daß Lamprecht heimlich abgeschrieben habe, der Besuch bei Ranke wurde als fingiert hingestellt — gehört zu den unerfreulichsten Fällen wissenschaftlicher Kritik. Die Geschichtswissenschaft gab sich bedenkliche Blößen, da nunmehr alle Beteiligten zu charakterlich fragwürdigen Akteuren eines häßlichen Schauspiels wurden. Lamprecht ließ sich auf den niedrigen Streit ein [50] und beging einen schweren Fehler. In der nachweisbar nicht unberechtigten Annahme, daß der Angriff Onckens in Lenz und Delbrück seinen Rückhalt habe, ging er gegen Lenz’ Lutherbiographie und Delbrücks Studie über den urgermanischen Gau und Staat [51] vor. Soviel Richtiges er dagegen vorbrachte, war dieses Schweifen in der Steppe spitzfindiger Quisquilien am Platze? Im weiteren, sehr üblen Verlauf der Dinge traten Lamprecht

[48] Barth verwahrte sich später dagegen, bei Lamprecht in die Schule gegangen zu sein: „Meine Übereinstimmung mit Lamprecht über die Aufgabe der begrifflichen Geschichte ist durchaus das Ergebnis meines eigenen Nachdenkens und der logischen Notwendigkeit des von Lamprecht konstruierten Ideals der Geschichtsschreibung“ (Vierteljahrsschrift für die Philosophie XXIII, S. 322).

[49] Preußische Jahrbücher 89, S. 83 ff.: Zur Quellenanalyse modernster deutscher Geschichtsschreibung; vgl. dazu S. 348 ff.; ferner die Replik Onckens vom 25. VII. 1897.

[50] Zwei Streitschriften, den Herren H. Oncken, H. Delbrück, M. Lenz zugeeignet, Berlin 1897; darin die Aufsätze ‘Detailkritik und Verwandtes’ (vorher als ‘Meine Gegner’ in ‘Die Zukunft’ vom 16., 30. X., 6. XI. 1897) und ‘Halbwahrheiten’.

[51] Preußische Jahrbücher 87, S. 471 ff.

und Lenz in den Hintergrund; dafür vergriff sich Delbrück unwürdig im Ton; eine Fehde zwischen ihm und Harden endete erst vor Gericht[52].

Diese beschämende Affaire hat im ganzen Lamprecht empfindlich geschadet; sie hat ihm zwar nicht den Todesstoß versetzt, wie Delbrück triumphierend sagte — er bedachte bei diesem Urteil nicht, daß er sich förmlich als Miturheber des Streites entlarvte —, aber es trat nun endgültig die Trennung der Geister ein. Deutsche Historiker in einflußreichen Stellen wandten sich gegen Lamprecht[53], eine große Schar bezog keine Stellung, auf seiner Seite blieben einige Getreue, auch recht viele Vertreter anderer Wissenschaften, soweit sie historisch arbeiteten, dazu bedeutende Historiker des Auslandes wie Monod, Blondel, Pirenne und Blok[54].

Erstaunlich ist, daß Lamprecht nach diesen Vorgängen sich sofort aufraffte und einem der genannten Ziele nachstrebte: er wollte die historische Fundierung seines Standpunktes geben. Die Studie ‚Herder und Kant als Theoretiker der Geschichtswissenschaft‘[55] gehört zu den besten Arbeiten, die Lamprecht geschrieben hat. Geschichtsphilosophisch bedeutsam wird die bekannte Diskussion zwischen Herder und Kant in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts analysiert. Obwohl damals beide von verschiedenen Standpunkten aus stritten, gipfeln ihre Anschauungen in der gleichen Ideenlehre. Die beiden ersten Teile von Herders ‚Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit‘ brachten die These vom fortschreitenden Eingriff Gottes in die Weltgeschichte vermöge von ihm ausgehender, in großen Individuen oder großen geschichtlichen Bewegungen zum Ausdruck gelangender Ideen. Jede Nation ist eine „Form“ der geschichtlichen Entwicklung, die sich immer mehr mit göttlichen Kräften füllt, bis das ihr Eigentümliche, ihre Idee, erreicht ist. Kants transzendente Kräfte in der Geschichte sind auch nichts anderes als Ideen; er sieht eine konkrete historische Linie des Fortschritts von weniger ent-

---

[52] Preußische Jahrbücher 90, S. 521 ff.; Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 150 (16. XII. 1897), 153 (24. XII. 1897); *H. Oncken*, Lamprechts Verteidigung, eine Antwort auf dessen 'Streitschriften', 1898; Preußische Jahrbücher, Aprilheft 1898; 'Die Zukunft' (5., 12. III., 2., 9. IV. 1898).

[53] Seit dieser Zeit begann auch der unselige Kampf an der Leipziger Universität, der knapp zwei Jahrzehnte dauerte, wobei Lamprecht wohl in der Philosophischen Fakultät Einbußen erlitt, aber sonst in der Universität und vor allem in der Öffentlichkeit an Ansehen gewann.

[54] So vor allem *Blok* (Museum 1897, Sp. 200) und *Blondel* (Revue historique t. 65, p. 323; t. 66, p. 245). — Man vergleiche dazu die Stellungnahme von *C. Cipolla* (Rivista storica italiana 1897, p. 161), von *A.-D. Xenopol* (Revue critique 1894, p. 480); von *Ch. V. Langlois* und *Ch. Seignobos* in dem Buch 'Introduction aux études historiques'; von *W. E. Dodd* (American historical review III, p. 431).

[55] Jahrbücher f. Nationalökonomie und Statistik 3. F. XIV, S. 161 ff.; vgl. dazu, was *F. Medicus* in den 'Kantstudien' IV, S. 63 ausführte.

wickelten zu immer höher charakterisierten bürgerlichen Verfassungen. Lamprecht möchte über die beiden teleologisch fundierten Anschauungen hinaus zur evolutionistischen Kausalität vorstoßen, die die Aufstellung von Kulturzeitaltern der Nation nötig macht und dann auf Vergleich der nationalen Entwicklungen drängt.

Leider ging diese wertvolle Arbeit völlig unter, denn sie erschien während des geschilderten unseligen Streits um die Details [56]. Ebenso erging es der Untersuchung ‚Über die Entwicklungsstufen der Geschichtswissenschaft' [57], die deutlich mit der Weiterführung der ‚Deutschen Geschichte' im Zusammenhang steht und die Stellen in der Geschichte der Historiographie aufzeigt, wo sich im Sinne Lamprechts das individualistische Zeitalter in das subjektivistische steigert, also das Geschichtsdenken des 18. Jahrhunderts heraushebt. Lamprecht traf sich in all diesen Dingen mit gleichgearteten Untersuchungen Kurt Breysigs [58], ohne daß die beiden sich näher ausgetauscht hätten. Breysig sah sehr klar die prekäre Lage der politischen Geschichte, aber auch der anderen Gebiete der Geschichtswissenschaft und forderte den Zusammenschluß alles Erforschten zu einer allgemeinen Geschichte, einer entwickelnden Kulturgeschichte, die vermöge kausaler Erkenntnis der Veränderungen auf das Totale geht [59].

Obwohl Lamprecht selbst spürte, daß er mit seinen beiden letzten Arbeiten nicht viel Resonanz fand, ließ er nicht locker. Über seinen Freund Felix Stieve, den Vorsitzenden des Verbandes deutscher Historiker wurde ihm die Ehre zuteil, auf dem Nürnberger Historikertag 1898 den Hauptvortrag zu halten. Die Ergebnisse seiner letzten Arbeiten straffte er zu einem Vortrag über die Entwicklung der Geschichtswissenschaft

---

[56] Noch anderes blieb unbeachtet, so dies, daß Lamprecht — recht wichtig für seine weiteren Konzeptionen — sich mit D. G. Brintons Ansichten über die Verbindung der Ethnologie mit der Geschichte befaßte, dabei Stellung nahm zu Lord Actons, eines Rankeschülers, Geschichtsauffassung, der die Geschichte vom politischen Standpunkt zur Dienerin des Diplomaten und Politikers, vom kulturellen Standpunkt zur Magd der Pädagogik machen wollte (Deutsche Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft NF II, Monatsbl. S. 15 ff.); auch dies, daß über die Stoffe und die Methode des Geschichtsunterrichts eine Diskussion mit O. Kaemmel und A. Baldamus zustandekam (Neue Jahrbücher f. das klassische Altertum und Pädagogik 1898, S. 17 ff., 307 ff.).

[57] Zeitschrift für Kulturgeschichte NF V, S. 385 ff., VI, S. 1 ff.

[58] Vgl. die Aufsätze 'Über Entwicklungsstufen' (Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, NF 1, Monatsbl. S. 161 ff.); 'Die Historiker der Aufklärung' (Die Zukunft 1897, 15., 22. V,); 'Deutsche Geschichtsschreibung im Zeitalter Herders' (ebda. 1898, 16. IV.).

[59] Vgl. dazu Lamprechts Aufsatz 'Entwicklungsstufen' (Die Zukunft 1902, 26. IV.). — Eine genaue Untersuchung über Lamprecht und Breysig, die dann in eifrigem Briefwechsel standen (die Briefe Breysigs sind im LN vorhanden) steht aus; es darf dabei der Nachruf Breysigs auf Lamprecht (Sächs. Staatszeitung 12. V. 1915) nicht außer Acht gelassen werden.

seit Herder[60], wobei er ausführte, daß die Zeit der bloßen teleologisch-metaphysischen Motivation vorüber sei, an ihre Stelle müsse die in empirischer Kausalität sich vollziehende psychologische Deutung der Entwicklung treten. Wenn er so musterte, so war es ihm klar, daß er mindestens noch zu Droysens psychologisch-voluntaristischer Geschichtsauffassung Stellung nehmen müßte; er fand, daß auch sie das nicht hielt, was er fordern mußte. So konnte er den Schluß ziehen: Nicht Zeitalter des Verstandes, nicht Zeitalter des Willenslebens, gar nicht Zeitalter des Gefühlslebens, sondern Zeitalter des gesamten psychischen Lebens zu beschreiben, ist Aufgabe der Geschichtswissenschaft. Der Vortrag — als Hauptvortrag wie immer ohne Diskussion — hatte ein großes Echo. Nach den vorangegangenen Auseinandersetzungen vernahm man Lamprecht wieder in alter Weise. Da er zudem zu anderen Vorträgen mit deutlichem Beifall in der Diskussion sprach, schien er in der Tat in Nürnberg viel an Ruf zurückgewonnen zu haben: „Die historischen Interessen drehen sich rapide in die von mir eingeschlagene Richtung" — schrieb er etwas überspitzt seinem Bruder Hugo.

Dieser Erfolg rief Below wieder auf den Plan. Er fühlte sich berufen, nunmehr, wie er selbst sagte, „die Axt zu gebrauchen"[61]. Man müsse nach wie vor in der Geschichtswissenschaft der Psychologie mit größter Vorsicht begegnen. Der Historiker könne nicht damit einverstanden sein, daß der Persönlichkeit nur ein relativer Wirkungskreis von Lamprecht zugebilligt werde; sein eigentlicher Beruf sei, sich vorzugsweise mit den „Varietäten" des Lebens zu befassen, darüber ins Detail zu gehen, nicht Massenerscheinungen festzustellen. Den Entwicklungsbegriff in der Geschichtswissenschaft habe man vor Lamprecht gekannt; in der Rechtswissenschaft, in der Sprachwissenschaft, in Theologie und Kirchengeschichte arbeite man seit langem mit ihm. Bei der historischen Fundierung seiner Geschichtsanschauung sei Lamprecht an der Romantik, der wichtigsten Periode für die Entwickelung der Geschichtswissenschaft[62], vorübergegangen; bei der Behandlung der Ideen Rankes dürfe man sich nicht

[60] Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung Nr. 83 vom 15. IV. 1898; Die Gesellschaft 15. Jhrg. I, 1899. — Sonderdrucke wurden in großer Anzahl hergestellt.

[61] 'Die neue historische Methode' (HZ 81, S. 193 ff.). — Trotz der Abmachungen von 1893/94 glaubte Below eben wegen des neuen Gegenstandes erneut eingreifen zu dürfen; er war sich des Bruches der Vereinbarungen voll bewußt (vgl. DLZ 1899, Sp. 243 f.).

[62] Von dieser Zeit an datiert Belows Interesse an der Historiographie, und zwar von allem Anfang an seit der Romantik mit dem Aspekt 'Geschichte und Kulturgeschichte'. Seine erste größere Arbeit hat er allerdings fast zwei Jahrzehnte später vorgelegt: 'Die deutsche Geschichtsschreibung von den Befreiungskriegen bis zu unseren Tagen' (1916, ²1924) unter beinahe völligem Schweigen über Lamprechts Bedeutung für die Geschichtswissenschaft (!).

nur an die Herkunft aus der Identitätsphilosophie halten, die Einflüsse der Romantik sind nicht beachtet. — Bis auf den Hinweis auf die Rolle der Romantik sind beinahe alle Bemerkungen Belows post festum vorgebracht und darum belanglos; von einem erfolgreichen Gebrauch der Axt konnte gar keine Rede sein.

Lamprecht ignorierte diesmal die vielen persönlichen Angriffe und antwortete in einer Broschüre ‚Die historische Methode des Herrn v. Below'[63] in dem Sinne, daß eine historische Methodologie ihre Grundlage suchen muß in dem wissenschaftlichen Gefüge ihrer Zeit. Die Erkenntnisbildung der Gegenwart geht auf das Vergleichbare, auf das Typische, sowohl in den Naturwissenschaften wie in den Geisteswissenschaften, das Singuläre ist eben nur bedingt zugänglich.

Es fügt sich gut, daß wir in der Lage sind, am Ausgang des geschichtswissenschaftlichen Streites die kürzeste Zusammenfassung dessen, was Lamprecht wollte, bereit zu haben. Unter dem Titel ‚Die Kernpunkte der geschichtswissenschaftlichen Erörterungen der Gegenwart' wurde das, was erkenntnistheoretisch wichtig ist, zusammengestellt[64]. Über die formalen Prinzipien hinausgehend, verfaßte dann Lamprecht für ein größeres Publikum die Broschüre ‚Die kulturhistorische Methode'[65].

Die Diskussion um Lamprechts Geschichtsauffassung war damit abgeschlossen[66]. Sie ist in die Geschichte eingegangen als Kampf zwischen Below und Lamprecht, zu Unrecht. Rachfahl und Hintze haben Wesentlicheres in diesem Streite gesagt als der erst allmählich aus der Detailkritik sich erhebende Below.

Fünf Jahre schweren Ringens lagen hinter Lamprecht. Er hatte um sein Werk und seine Person gekämpft. Dabei hatte er versucht, diesen Kampf auf einer sachlichen Ebene zu halten. Er, dem in seinen Briefen fortgesetzt die Floskel „um des lieben Friedens willen" in die Feder

---

[63] Die umfangreiche Arbeit fand keine Aufnahme in der HZ; Lamprecht gab sie auf seine Kosten als Beilage zum 2. Heft des 82. Bandes dieser Zeitschrift.

[64] Zeitschrift für Sozialwissenschaft II, S. 11 f. Die Ausführungen dort sind so lapidarer Natur, daß man sie in extenso wiedergeben müßte. Wer Lamprechts erkenntnistheoretischen Standpunkt kennen lernen will, muß diesen Aufsatz Satz für Satz durchstudieren. — Demgegenüber sind die Bemerkungen an gleicher Stelle (II, S. 97 ff.) nicht so instruktiv.

[65] Die Wiener Wochenzeitschrift 'Die Zeit' hatte Lamprecht aufgefordert, in kurzer, gemeinverständlicher Form Wesen und Stellung der kulturhistorischen Methode darzustellen. Die Ausführungen wurden zu breit, so daß sie als Broschüre selbständig erscheinen mußten (1900).

[66] Die turbulente Polemik hat zweifellos die Gemüter sehr erregt, aber im ganzen zeigte sich doch, daß sie nötig war, denn die Krisis der Geschichtswissenschaft war offensichtlich, nachdem in der bis dahin betriebenen Arbeit nach Stoff und Methode eine Erstarrung eingetreten war, wie dies besonders von Jodl, Dove, R. M. Meyer, Immisch und auch von Meinecke zugegeben wurde.

floß, wurde gezwungen, diese Plattform zu verlassen — er war auch in den niederen Sphären gewachsen. Das würde ein Minus bedeuten, wenn er sich nicht immer wieder zu positiven Leistungen aufgeschwungen hätte, um zu einer Klärung seiner Ansichten zu kommen. Und gerade diese Haltung gab ihm seinen glücklichen Optimismus am Ende des Streites — er spürte gar nicht, daß er auf der Strecke geblieben war.

Die Gründe für den als Ganzes gesehen mißlichen Ausgang des Ringens sind mancherlei Art. Nach einer langen Zeit bewährter Detailforschung an geschichtlichen Fakten während des 19. Jahrhunderts trat ein Mann auf, der sich zwar nicht über die Details hinwegsetzte, aber sie leichtfertig aufsammelte, um sie zu einem großen Werk zu verweben. Gewiß hatte dieser Mann früher auch Kärrnerarbeit geleistet, aber er sah in ihr nicht das Endziel eines Historikers. Die Art, wie Lamprecht mit den Details in seiner ‚Deutschen Geschichte' verfuhr, haben ihm seine Berufskollegen nicht verziehen. Sie hatten Recht. Ihnen eignete aber ein anderer Mangel. Sie haben für die große Zusammenschau und deren Grundlagen nicht das nötige Verständnis aufgebracht, bis auf die genannten Ausnahmen. Gewiß hatten die Anschauungen Lamprechts nicht die letzte Überzeugungskraft, um einen abklingenden Idealismus geschichtsphilosophischer Prägung gänzlich zu überwinden. Dieser Idealismus war zudem politisch gebunden an einen starken Konservatismus, der so intolerant war, daß er jede andere Meinung mit dem Vorwurf der Huldigung an den Marxismus abtat. Es ist nicht nur sachliche Zurückhaltung gewesen, wenn Meinecke nicht in die Kampfarena eintrat. Er spürte deutlich, daß eine Bekämpfung offenen Charakters denen einen Auftrieb gab, von denen er politisch sich zu trennen im Begriff stand. — Dann ist noch folgendes zu bedenken: Lamprechts Gegner saßen in festen Positionen auf verschiedenen Universitäten und hatten Schüler als Anwärter auf die Hochschullehrerlaufbahn. Es steht fest, daß diese jungen Gelehrten in der Bekämpfung Lamprechts sich ihre Sporen verdient haben. Lamprecht konnte schon damals nicht mit einer „zünftigen" Gefolgschaft rechnen. Was G. Winter, H. F. Helmolt, H. Barge, R. Wustmann für ihn taten, verfing nicht. Sie waren nicht Universitätslehrer. Wer in dieser Karriere vorwärts kommen wollte, durfte sich nicht auf ihn berufen. Es kam später so weit, daß ein angehender Historiker sich kaum um die Probleme kümmerte, weil vom Katheder aus vor Lamprecht gewarnt wurde. Das ist die Tragik dieses Mannes und seines Werkes bis zu seinem Tode gewesen und darüber hinaus geblieben.

Die Zustimmung zu Lamprechts Anschauungen aus anderen Fakultäten war bedeutend, aber davon wurde bei der strengen Fakultätstrennung kaum Notiz genommen. Dieser Umstand, dazu die Anteilnahme der

fortschrittlichen Intelligenz an Lamprechts Bemühen waren eher ein Grund, sich immer mehr von ihm zu distanzieren.

Lamprecht hatte auf der anderen Seite seine Rechtfertigung in der Zustimmung der ausländischen Historiker. H. Pirenne und Ch. de Smedt brachten einen gut orientierenden Bericht über die Fragen der Geschichtswissenschaft [67]. Auf einem Historikerkongreß während der Pariser Weltausstellung von 1900 traf Lamprecht mit Monod, Blondel und H. Berr zusammen und legte den kurzen Aufsatz ‚La méthode historique en Allemagne' vor [68]. Zugleich wurde mit Berr vereinbart, daß die von ihm geleitete ‚Revue de synthèse historique' in regelmäßigen Abständen über die Entwicklung der Lamprechtschen Anschauungen berichten sollte.

Lamprecht hatte in der Zeit von 1895—1900 selbst bei den zeitraubenden Auseinandersetzungen über seine Anschauungen nicht vergessen, daß er die Pflicht hatte, seine ‚Deutsche Geschichte' zu fördern. Er hatte den sechsten Band fertig, hatte aber sein Hauptaugenmerk auf Ergänzungsbände gerichtet, in der Erkenntnis, daß er sich erst über die jüngste Vergangenheit Klarheit verschaffen müßte. Daneben war es nötig, Neuauflagen vergriffener Bände zu besorgen. Den höchsten Wert legte er auf die dritte Auflage des ersten Bandes, denn nun mußten an der Spitze des großen Werkes der geklärten Geschichtsauffassung Worte gewidmet werden.

Die ‚Deutsche Geschichte' ist ein Werk psychologischer Geschichtsschreibung. Die zunächst in der Entwicklung des deutschen Volkes entdeckten seelischen Stufen von Zeitaltern symbolischen, typischen, konventionellen, individualistischen und subjektivistischen Seelenlebens sind nach Lamprechts Überzeugung schlechthin allgemein gültig und finden sich in der Entwicklung aller Völker des Erdballs ohne Ausnahme wieder. Die Stringenz dieser Zeitalter ist so groß, daß man von einem empirischen Gesetz sprechen kann.

Einige neue Ansätze der Geschichtsauffassung Lamprechts werden hier zum Ausdruck gebracht: die Auswertung des Kulturzeitaltergedankens auf Grund des Vergleichs mit anderen Kulturen und das Walten eines empirischen Gesetzes.

Lamprecht wußte, daß die Methode des Vergleichs schon früher angewendet wurde. So hat Wilhelm Roscher Zeitalter verschiedener Völker schon verglichen, auch andere haben Ansätze gezeigt. Ein Vergleich ist nur nutzbringend und für die Erkenntnis förderlich, wenn einfachste psychologisch-geschichtliche Tatsachen in Anschauung, Begriff, Trieb zur

---

[67] Bulletin de la Société pour le progrès des études philosophiques et historiques, 1900, p. 115.

[68] Revue de synthèse historique I, p. 21 ss.

Erhaltung und Förderung der Lebenslust gegeben sind. Dort können Gesetze gefunden werden, nicht historische Gesetze, sondern Gesetze psychischer Mechanik, gewonnen an den „Elementen“ des seelischen Lebens, die in den geschichtlichen Erscheinungen sind und dort gelten. Es ist also nicht psychologische Deutung vonnöten — die hat es mutatis mutandis immer und in wechselndem Ausmaß gegeben, sondern Psychogenese, Geschichte des seelischen Lebens. Für jede seelische Erscheinung gilt das Gesetz der schöpferischen Synthese (Wundt), das aus allgemeinen Variabilitätsvorgängen (Th. Lipps) abgeleitet wird. Kein seelischer Vorgang erschöpft sich, sondern er schwingt darüber hinaus, dringt vorwärts zu neuer Wirkung. „Jede unserer psychischen Regungen liefert einen Überschuß, und die ungeheure Summation dieser Überschüsse bei einem Individuum konstituiert dessen Charakter; ebenso wie die noch mehr als ungeheure Summe der Überschüsse aller Individuen einer menschlichen Gemeinschaft deren besonderes Wesen entwickelt und aufbaut.“ Diese Überschüsse sind nichts anderes als das schöpferische Erzeugnis der sozialpsychischen Regungen, der Zustände. Sie sind die Hüllen eines nach dem Gesetz der schöpferischen Synthese geregelten, selbst gesetzmäßigen Lebens menschlicher Gemeinschaften, „Lebensäußerungen, von denen nicht etwa die eine willkürlich vor der anderen zu denken wäre, sondern die sich vielmehr in der einmal gegebenen, in jeder großen menschlichen Gemeinschaft immer wiederholten Stufenfolge auseinander entwickeln nach dem innersten Geheimnis des Werdens . . . In der Aufeinanderfolge der Zustände ist jede Willkür ausgeschlossen, ist alles empirisches Gesetz und Regel des Lebens.“ Vor dieser Erkenntnis ist jeder Relativismus absurd; er hat nur Platz in einer Geschichtsauffassung, die kein oberstes allgemeines Gesetz der Gesamtentwicklung jeglicher menschlicher Gesellschaft kennt. Über die Entwicklung der Nationen hinaus erfolgt die universale Entfaltung eines großen, in sich einzigartigen Werdegangs der Menschheit und liefert einen absoluten Maßstab jeglicher nationaler Entwicklung. Die einzelnen Abschnitte dieses Werdegangs vermögen wir zu erkennen, „er vollzieht sich zum guten Teil in der Übertragung werdender, vorausgeeilter, abgestorbener Kulturen von Volk zu Volk“, in Renaissancen und Rezeptionen, in sozialpsychischen Erscheinungen also, deren Verlauf der Forschung zugänglich ist[69].

In der Geschichte zeigt sich, daß sich neue Kräfte, auch neue Elemente der materiellen Kultur, in allgemeiner Entwicklungsrichtung liegend, mit

[69] Die skizzierten Gedanken sind in zwei Aufsätzen niedergelegt, einmal in der schon genannten Studie ‘Entwicklungsstufen’ (Die Zukunft 1902, 26. IV.), dann in dem sehr instruktiven Aufsatz ‘Über den Begriff der Geschichte und über historische und psychologische Gesetze’ (Annalen der Naturphilosophie II, S. 255 ff.).

Wucht durchsetzen, die die Kraft in ihnen übersteigt. Lamprecht, der nachgewiesenermaßen von „materieller“ Kultur ausgegangen war und den man deshalb leichtfertig zu den ökonomischen Materialisten rechnete, mußte jetzt danach trachten, den Nachweis der Psychisierung der materiellen Kultur oder, wie er sagte, die „Psychisierung der Wirtschaftsstufen“ zum Thema von Untersuchungen zu machen[70]. Dabei betrat er Neuland, denn die Terminologie der Nationalökonomie war für sein Vorhaben nur bedingt geeignet. „Solche eingehenden und festen Systeme von Begriffen, die zunächst nur vom Leben der Gegenwart abgezogen sind, werden der geschichtlichen Mannigfaltigkeit der Dinge nicht gerecht und praezisieren nur scheinbar.“

Für alle Perioden der Geschichte ist auf ökonomischem Gebiete nur ein Begriff gültig, der Begriff des Bedürfnisses. Es besteht aber eine Spannung zwischen Bedürfnis und Genuß, mit deren Weite ein Wirtschaftsgedächtnis und eine Wirtschaftsvoraussicht allmählich wachsen, die sich in Wirtschaftstrieb und rationales Erfassen wirtschaftlicher Zusammenhänge übertragen.

Die psychische Entwicklung erfolgt in bestimmten Stufen. In einem primitiven Zustand, wo noch kaum eine Spannung verspürt wird oder nur gering wirkt, erfolgt alle Tätigkeit reflexartig. Auf diesen primitiven Zustand folgen Zeiten der Spannung innerhalb geschlossener Wirtschaftshorizonte, so in der Arbeitsgemeinschaft, dann in der Arbeitsgenossenschaft, schließlich in der Hauswirtschaft. Die Geschlossenheit löst sich, und die Spannung zeigt sich innerhalb freier Wirtschaftshorizonte, so in der Stadt- und Territorialwirtschaft und schließlich in der National- und Weltraumwirtschaft.

Es ist zweifelsfrei, daß Lamprecht mit dieser seiner wirtschaftspsychologischen Theorie ein ganz wesentliches Stück über die Stufentheorien Lists, Hildebrands, Roschers, Schmollers, Büchers und Sombarts hinausgekommen ist. Für die älteren Zeiträume der ‘Deutschen Geschichte’ ist zugleich durch diese Abhandlung ein versäumter Gedankenschub der ersten Bände nachgeholt worden.

Es mag für Lamprecht bitter gewesen sein, daß er auch bei der Fortsetzung seines Hauptwerkes kein wissenschaftliches Echo hatte. Das lag nicht nur am Versagen der Gefolgschaft auf geschichtstheoretischem Ge-

---

[70] ‘Die Psychisierung der Wirtschaftsstufen’ (Zeitschrift f. Kulturgeschichte NF 9, S. 375 ff.), eine größere Abhandlung, die in den zweiten Ergänzungsband der ‘Deutschen Geschichte’ (S. 3 ff.) überging. Kürzere Darstellung: ‘Einleitende Bemerkungen zu einer Darstellung der Entwicklung des modernen Wirtschafts- und Gesellschaftslebens’ (Weserzeitung 15. III. 1903); ‘Zur Psychologie des modernen Wirtschaftslebens’ (Badische Landeszeitung 1903, Nr. 20).

biete, auch nicht nur am Nachweis der Fehler im Detail in den ersten fünf Bänden, sondern vor allem an der großen Pause, die seit dem Erscheinen des letzten Bandes eingetreten war. Da nun zudem von 1901—1904 die Ergänzungsbände der 'Deutschen Geschichte' herauskamen, hat man in weiten Kreisen geglaubt, Lamprecht hätte sein ursprüngliches Vorhaben sozusagen aufgesteckt, obwohl man schon aus der Bezeichnung „Ergänzungsbände" hätte schließen müssen, daß die Lücke auszufüllen Lamprechts Absicht geblieben war. Worauf es ihm in diesem Ergänzungswerk ankam, war die Herausarbeitung einer vom subjektivistischen Zeitalter sich abhebenden Periode, die er seit der Beschäftigung mit der Psychologie von Th. Lipps als „Reizsamkeit" bezeichnete. Im Zeitpunkt des Erscheinens dieses Werkes von nahezu 110 Bogen gab es wohl kaum eine gleich umfassende Orientierungsmöglichkeit über die „jüngste Vergangenheit" seit etwa 1840. An der Jahrhundertwende, als die Atmosphäre des öffentlichen Lebens so spannungsgeladen war, konnte man hier von einer hohen Warte aus Überschau halten, wo man eigentlich stand und wie man dorthin gekommen war. Lamprecht hat keineswegs nur registriert wie etwa in einem Geschichtskalender; er wollte die große Front der Gegenwart als Schalttafel für die Leistungen der Vergangenheit konstruieren. Eine erstaunliche Fülle von Details war hier zu einem Ganzen verarbeitet, man konnte Positionen finden, die man bisher nur als zusammenhanglose Punkte gewertet hatte.

In den Kreisen der Fachhistoriker war man erstaunt, auch betroffen, was Lamprecht hier geleistet hatte. Die große Öffentlichkeit, vor allem die großen Zeitungen[71], nahmen in umfangreichen Würdigungen Stellung. Auch im Auslande war das Echo groß. In England und Amerika sah man in diesem Werke eine Einführung in das angehende zwanzigste Jahrhundert. In Frankreich allerdings witterte man gerade in diesen Bänden Lamprechts etwas von deutscher Überheblichkeit. Das zu betonen, ist nicht unwichtig, weil man zu Beginn des ersten Weltkrieges in chauvinistischen französischen Kreisen in den Ergänzungsbänden eine Leistung sah, die als Zurüstung zum Kriege zu werten sei — eine völlige Verkennung dieser geschichtsschreiberischen Arbeit Lamprechts.

Da erschien nun endlich Mitte 1904 der längst erwartete sechste Band der 'Deutschen Geschichte'. Wesentliche Teile waren seit 1897 in Zeitschriften veröffentlicht worden. Lamprecht hat an diesem Bande viel gefeilt, wollte er sich doch keine neue Blöße geben. Um auch die sachlichen Ausstellungen in den früheren Bänden zu beseitigen, nahm er sich für die dritten Auflagen der Bände II bis V 2 in Justus Hashagen und

[71] Kölnische Zeitung 30. XI. 1903; Münchener Allgemeine Zeitung 14. XI. 1903; fast alle großen Berliner Zeitungen brachten Teilabdrucke.

Otto Clemen gewissenhafte Mitarbeiter; seine eigenen Bemerkungen in den Handexemplaren, die er jedesmal sofort nach dem Erscheinen machte, ließ er merkwürdigerweise unberücksichtigt. Wie beim sechsten Band verfuhr Lamprecht auch bei den Restbänden bis zum zwölften; wichtige Partien erschienen in Zeitschriften vorher und nachher. Sie wurden von der Wissenschaft nicht beachtet, von der Intelligenz des Volkes mit Enthusiasmus begrüßt, so daß sich in angemessenen Zeitabschnitten Neuauflagen notwendig machten. Als 1909 das Werk abgeschlossen vorlag, in den letzten Bänden unter der Mitarbeit von Fr. Pribram, H. F. Helmolt, F. Eulenburg, R. Wustmann, A. Koehler, Fr. Schulze, W. Ostwald, Des Coudres, H. Schöffler, H. Friedjung, M. Spahn, R. Schumann, W. Jahr, J. Martens, da bekannte Lamprecht nochmals, daß die 'Deutsche Geschichte' geschrieben sei, um zu einer von ihm vorher geahnten Geschichtsauffassung zu gelangen und in ihr Klarheit über die Geschichte als Wissenschaft zu finden.

Die Ergänzungsbände erlebten auch ihre Neuauflagen, aber daneben faßte Lamprecht im Jahre 1907 den Entschluß, die „Neueste deutsche Geschichte" noch einmal in sechs Bänden vorzulegen. Erst fünf Jahre später erschienen zwei Bände der 'Deutschen Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart'; weitere Bände sind im Nachlaß vorhanden, aber von Lamprecht als nicht druckfertig bezeichnet worden.

Lamprechts Gesamtwerk der 'Deutschen Geschichte' steht auf vielen Bücherbrettern und nimmt dort einen stattlichen Raum ein. Ist es vergessen? Keinesfalls. Viele greifen nach ihm und holen sich für größere Zusammenhänge Belehrung. Leider bekennen sich nicht alle offen dazu; manche gehen wohl bereichert weg und scheuen sich doch, Lamprechts Namen zu nennen, weil ihm seit der Jahrhundertwende ein Verdikt anhaftet. Natürlich kann man bei Lamprecht nicht alle Details finden, die man für diesen und jenen Zusammenhang sucht und braucht, aber man könnte von ihm doch noch immer etwas darüber lernen, wie die Details geschichtlicher Phänomene zueinander zu ordnen sind.

Neben den Arbeiten zur deutschen Geschichte hat Lamprecht im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts sich vor allem vergleichenden Studien hingegeben. Neben seine Kulturgeschichte, ausgeformt an der Geschichte der deutschen Nation, sollte seine Universalgeschichte treten. Es war schon angedeutet worden, daß Praehistorie und Ethnologie in der Forschung herangezogen wurden; nur langsam gingen die Arbeiten voran. Es bot sich Gelegenheit, durch Zusammenarbeit mit A. Conrady, A. Wedemeyer, dem Japaner Murakawa und Baron v. Hoerschelmann die ostasiatischen Kulturen zuerst zu untersuchen und Vergleiche anzustellen. Alles blieb in den Anfängen, wurde aber nicht als Anfangs-

leistung gewertet, sondern von vornherein wurde Lamprechts Vorhaben als Irrweg diskreditiert. Erst als die Akademie-Abhandlung ‚Zur universalgeschichtlichen Methodenbildung' erschien [72], konnte man sich ein besseres Bild von der Ausweitung der Geschichtsauffassung Lamprechts machen:

Es hat sich ergeben, „daß sich in der menschlichen Gemeinschaft der Deutschen ein Prozeß steigender psychischer Intensität verfolgen läßt", der Perioden ergibt, die mit den bekannten Begriffen bezeichnet wurden — "ich werde niemand wehren, sie durch bessere zu ersetzen, und werde diese annehmen, wenn ich sie für besser finde". Aus einer nationalen Entwicklung kann aber das Letzte nicht gefunden werden, deshalb muß zur universalgeschichtlichen Forschung übergegangen werden.

Zwei Phasen vergleichender Geschichte müssen durchschritten werden, die Phase des Vergleichs einzelner Entwicklungszweige bei verschiedenen, schließlich allen Nationen und die Phase des Vergleichs ganzer Gesamtentwicklungen untereinander.

Die Grundfrage ist, welche Entwicklungszweige innerhalb des universalgeschichtlichen Verlaufs als die grundlegenden, elementaren erscheinen. Wirtschaftsleben, soziale Entwicklung, Recht und Verfassung sind nur in geringem Maße geeignet, durchgehend in der Forschung Leitlinien abzugeben. Ganz anders die mehr geistigen Entwicklungszweige: die Zweige des Empfindens, des Denkens, der „Phantasietätigkeit", deren genauere Untersuchung also auch zur Durchbildung einer universalgeschichtlichen Methode an erster Stelle in Betracht kommt. Vor allem ist das Gebiet der Phantasietätigkeit lohnend, „derjenige Entwicklungsgang der Kultur, der, trotz einer starken Entfaltung in primitiven Zuständen, doch auch den höheren Kulturzweigen niemals fehlt, ja auch sie zunächst, und namentlich jedesmal in den besonders wichtigen Anfängen jedes neuen Zeitalters, hervorragend charakterisiert, so daß sie auch vom Standpunkte hoher Kulturen allein in starkem Maße das Vorrecht verdient, zuerst eingehend untersucht zu werden. Das führt methodisch zur Bevorzugung der bildenden Kunst, der Bildnerei und der zeichnenden Künste. Ihre Überreste sind greifbar für alle Zeiten und Völker, und zwar unmittelbar, ohne das Medium der Sprache". Die Formen, unter denen sie auftreten, sind auf die innere Abwandlung zu untersuchen, um die Kräfte zu sehen, die hinter den Erscheinungen walten. Es wird möglich, aus der psychischen Struktur der Überreste der bildenden Kunst den Gesamtcharakter der menschlichen Gemeinschaft zu erschließen, der die Entstehung dieser Überreste verdankt werden. Einer wohlüberlegten,

[72] Abhandlungen der philol.-historischen Klasse der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften XXVII, Nr. 2, 1909.

„an ganz bestimmten Punkten Stollen eintreibenden Tätigkeit“ muß es gelingen, schließlich „das Urgebirge der Überlieferung wie die auf ihm lagernden Sedimente“ bis zur Gegenwart hin zu durchdringen.

Am Beispiel der chinesischen Überreste wurden die Ornamente an Bronzen für die Zeiten vom Symbolismus bis zum Individualismus, chronologisch für die Zeit von 1700 v. Chr. bis 200 n. Chr., untersucht. Bei urzeitlichen Völkern bestehen nicht so günstige Verhältnisse der Überlieferung. Da hilft ein neues Mittel, die Untersuchung von Kinderzeichnungen, die gegenüber einer idealistischen Ornamentik eine naturalistische Wiedergabe der Erscheinungswelt geben. Kinderzeichnungen können mit den naturalistischen Zeichnungen primitiver Völker verglichen, ebenso können Kinderplastiken den Plastiken primitiver Völker gegenübergestellt werden. Man könnte auf solchem Wege zu einer relativen Chronologie kommen. Bei der Untersuchung der Phantasietätigkeit soll man nicht stehen bleiben. Verwickeltere und reichere Probleme bilden die Entwicklung der Religionen, das Wirtschaftsleben und die Durchbildung des Staates.

Lamprecht hat mit dieser Studie dargetan, in welch weite Fernen er streifen wollte, obgleich er wußte, daß er sie in seinem Leben nie erreichen würde. Über den universalgeschichtlichen Arbeiten sollte sich dann seine Weltgeschichte wölben. Im Nachlaß befindet sich ein ‚Dispositionsbuch zur Weltgeschichte‘. Darin befindet sich ein Plan zu einem solchen Vorhaben. In sieben Bänden wird dieses Werk geplant:

I. Einleitung: Begriff des Lebens — Allgemeine Voraussetzungen. — Australien, Amerika (Indianer) als Typen niederer Kulturen. — Amerika höherer Kultur als Typ mittelalterlicher Kultur.
II. Indische Kultur und ihre Verbreitung.
III. Ostasiatische Kultur: China — Japan.
IV. Westasiatische Kultur — Alte Mittelmeerkultur.
V. Arabische und mittelalterlich-europäische Kultur.
VI. Die neuzeitlichen Kulturen der Europäer.
VII. Europäische Expansion.

Freilich wurde diese neue Konzeption zunächst völlig unbeachtet gelassen. Niemand hat zu Lamprechts Lebzeiten gewußt, daß er überhaupt weltgeschichtliche Pläne verfolgte.

Mit der Aufnahme der universalgeschichtlichen Studien entfernte sich Lamprecht immer weiter von der zünftigen Geschichtswissenschaft. Es zeigte sich dies besonders in Leipzig. Innerhalb des Historischen Instituts mußte es Schwierigkeiten geben, denn die neuen Forschungen und ihr Lehrbetrieb erheischten Mittel, die die schmalen Fonds beeinträchtigten.

Lamprecht zog die Konsequenzen und errichtete von 1906—1909 dank der Gebefreudigkeit zahlreicher Stifter und der Munifizenz des Staates sein ‚Königlich Sächsisches Institut für Kultur- und Universalgeschichte', das er bewußt direkt dem Ministerium unterstellte, um es dem Zugriff der Fakultät zu entziehen. In der Praxis und vor allem im Laufe der Entwicklung entfiel die „Exterritorialität" [73]. Die direkte Folge war das Tendieren auf über den Universitätsinstituten stehende Forschungsinstitute, die kurz vor Lamprechts Tode eröffnet wurden [74]. Gewiß waren dies alles große organisatorische Leistungen, sie hätten florieren können, wenn nicht der erste Weltkrieg den Elan genommen hätte.

Nimmt man hinzu, daß in all diese hastende Arbeit das Rektoratsjahr 1910/11 fiel [75] — Lamprecht war von nahezu allen Mitgliedern der Theologischen, Juristischen, Medizinischen und nur von seinen Freunden der Philosophischen Fakultät gewählt worden —, jenes Jahr, das so unerhört viel hochschulpolitische und hochschulpädagogische Neuerungen [76] brachte oder vorschlug, darunter vor allem die Verlegung der Universität nach Probstheida, so ist es begreiflich, daß dieser Mann auch einmal am Ende seiner körperlichen Kräfte sein mußte. Lamprecht hat sich zwar zum Zeitpunkt des Abschlusses der ‚Deutschen Geschichte' geäußert, daß er in den letzten Jahrzehnten nie ernstlich krank gewesen sei. Aber es hat in diesen Zeiten doch recht bedenkliche Erschöpfungszustände gegeben, die lediglich durch Energie überwunden wurden. Es ist gewiß bedenklich, wenn sich ein Mann um die Mitte der vierziger Jahre um seine Grabstelle sorgt. Auch haben andere die übermäßige Anspannung an ihm gesehen. Sein Freund Wilhelm Ostwald hat mehrmals zur Maßhaltung geraten. Davon hat Lamprecht nichts wissen wollen. Wer wie der Verfasser dieser Studie ihm seit 1912 besonders nahe gewesen ist, der verspürte das Nachlassen der Elastizität von Monat zu Monat. Vor allem hat der Beginn des Krieges dem Rastlosen schwer zugesetzt. Er bäumte sich gegen den Verfall durch noch intensivere Arbeit für die geistige Rüstung der Nation. Bedenklich wurde sein Zustand in den

[73] Das schöne Institut mit seinen 64000 Bänden und den vielen Sammlungen ist am 4. XII. 1943 in Flammen aufgegangen und bis auf verschwindende Reste vernichtet worden. Eine neue Büchersammlung wurde rasch und großzügig zusammengebracht. Im Zuge der Neuorganisation der historischen Institute fiel auch der Name, damit jede äußere Erinnerung an die Gründung einer so generös aufgebauten Bildungsstätte.

[74] Die Forschungsinstitute mit ihren 12 Abteilungen sind vor dem zweiten Weltkrieg in die Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften aufgegangen.

[75] Vgl. Rektoratserinnerungen, hrsg. von A. Koehler, Gotha 1917.

[76] Vor allem die Gründung des Allgemeinen Studenten-Ausschusses; Ausführungen über die hochschulpädagogische Tätigkeit Lamprechts werden in der ‚Zeitschrift für Pädagogik' erscheinen, in denen nachgewiesen wird, daß seine diesbezüglichen Gedanken bis 1878 zurückreichen.

letzten Wochen des Wintersemesters 1914/15. Das Blut wich aus seinem sonst so frischen Gesicht, er war am Ende des sechsten Jahrzehnts seines Lebens ein Greis. In begeisterter Verklärung sprach er in seiner letzten Vorlesungsstunde über Beethoven. Die Interpretation der Eroica, des Fidelio, der Missa solemnis versetzte ihn schier in eine andere Welt.

In diesem Zustand begab sich Lamprecht nach Belgien und Französisch-Flandern und hielt Vorträge in Maubeuge und St. Quentin, sprach auch mit dem Kaiser im Hauptquartier. Den schwersten Stoß erhielt er beim Besuch seines Freundes G. des Marez, der ihm andeutete, daß ihn Henri Pirenne, sein Weggenosse seit mehr als dreißig Jahren, nicht empfangen würde. Lamprecht machte trotzdem den Versuch, mit Pirenne zu sprechen, wurde aber an der Tür abgewiesen. Am Abend desselben Tages ist er zusammengebrochen. Als Todkranker kehrte er aus dem Westen zurück, um sich auf sein Sterbelager zu legen. Am 10. Mai 1915 war die Flamme, die einst in ihm loderte, niedergebrannt.

Wilhelm Wundt und Albert Hauck sprachen an seiner Bahre in der Universitätskirche St. Pauli; seine irdische Hülle wurde auf dem stillen Friedhof zu Pforta im Gewittersturm der Erde übergeben. Felix Pfeifer schuf ihm ein würdiges Grabmal.

Nachrufe und Würdigungen hat es eine Unzahl gegeben, in Deutschland und in aller Welt. Die besten waren die von Wundt [77], der Lamprecht seit 1878 kannte und mit ihm eng befreundet war, von Karl Bücher, Rudolf Kötzschke und Armin Tille, die seit Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an seiner Seite waren [78]. Künstler haben ihn in wichtigen Zeitabschnitten im Bild festgehalten, wie Urban, Georgi, Huber, Klein-Chevalier und Zwintscher. Das Hervorragendste aber hat wohl Max Klinger mit seiner schönen Büste und seiner noch besseren Radierung geleistet. Alle Porträts in Wort, Bild und Plastik geben treffliche Würdigungen dieser bedeutenden Persönlichkeit.

Wenn man heute den Namen Lamprecht nennt, bekreuzigen sich viele wie einst Scheffer-Boichhorst, meist solche, die von ihm nichts kennen und ohne Bedenken sich zum Verdikt der Jahrhundertwende bekennen. Sie haben nicht begriffen, daß Männer, die sich mit Lamprecht stritten, wie Finke, Seeliger, selbst Below, in der Sicht auf sein Gesamtwerk eine geklärte Auffassung zum Ausdruck brachten.

---

[77] Karl Lamprecht. Ein Gedenkblatt von *Wilhelm Wundt* und *Max Klinger*, Leipzig 1915.

[78] *K. Bücher*, Worte zum Gedächtnis an Karl Lamprecht (mit Verzeichnis der Schriften von R. Kötzschke) in den Berichten über die Verhandlungen der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, Phil.-hist. Kl. 67. Bd. (Schlußheft). — Karl Lamprecht. Eine Erinnerungsschrift der Deutschen Geschichtsblätter, hrsg. von R. Kötzschke und A. Tille, Gotha 1915.

Man wird heute auf dem Gebiet der universalgeschichtlichen Studien Lamprecht nicht folgen können; dazu waren seine Arbeiten zu sehr in den Anfängen. Aber auf dem Gebiet der kulturgeschichtlichen Forschung mit allgemeingeschichtlichem Aspekt liegt ein Arbeitsfeld vor uns. Es ist nicht zu leugnen, daß seit den Anregungen Lamprechts stillschweigend viele Schritte in seinem Sinn getan wurden. Manches Arbeitsgebiet, das noch vor fünfzig Jahren außerhalb des Bereichs der zünftigen Geschichtswissenschaft lag, wird heute einbezogen. Es ist ja auch erkennbar, daß die individualpsychische Deutung und die Erkenntnis des sozialpsychischen Wachstums Aspekte eröffnet haben, die man früher nicht sah. Daß man diesen Fortschritt Lamprecht nicht zurechnet, liegt vor allem daran, daß er für seine Kulturzeitalter Termini wählte, die anzunehmen nicht jeder gewillt ist — er wollte sie ja ändern, falls ihm bessere genannt würden. Für die Periodisierung haben sich Bezeichnungen eingebürgert, die aus der Kunst- und Literaturgeschichte stammen wie Renaissance, Barock, Klassizismus, Romantik und andere. Im Grunde ist damit nicht das erreicht, was wünschenswert ist. Es ist aber wohl deutlich, daß mit der Abfolge solcher Zeitalter das erwiesen ist, was Lamprecht eigentlich wollte, der Nachweis der psychischen Entwicklung. Man ist zu sehr hocken geblieben auf der Behauptung, daß Lamprecht Gesetze der Geschichte statuieren wollte. Gesetze, die er wohl anfangs für möglich hielt, führte er zurück auf regelrechte psychische Verhaltensweisen, die man ihm nicht abstreiten kann.

Viel zu wenig ist beachtet worden, daß Lamprecht zeit seines Lebens von starkem kulturpolitischem Willen beseelt war. Kulturpolitik war ihm die praktische Seite der Historie. Die turbulenten Zeiten, in denen wir seit dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts leben, haben nicht so viel kulturpolitische Besinnung aufkommen lassen, als daß wir rückblickend das würdigen könnten, was Lamprecht in diesen Dingen vor dem ersten Weltkrieg gewollt hat. Ein erschütternder Brief an Bethmann Hollweg, den er auf dem Sterbebette konzipierte und der den Reichskanzler nicht mehr erreichte, ist ein Zeugnis der unablässigen Sorge um die deutsche Nation, deren Geschichte seine Lebensarbeit galt [79]

[79] Eine Würdigung der Bemühungen Lamprechts um die äußere und innere Kulturpolitik wird in der Zeitschrift 'Die Welt als Geschichte' erscheinen.

Alamannischer Ziu-Kult und SS. Ulrich- und Afra-Verehrung in Augsburg

von Hellmut Rosenfeld

Die *Suebi*, „Schwaben" treten mit Ariovist zum ersten Male in der Weltgeschichte hervor. Sie bleiben als Neckarsueben und am Unterlauf des Mains nachweisbar und sind wohl schon früh in die römische Civitas-Gliederung einbezogen worden[1]. Die Sueben aber, die im 3. Jahrhundert unter dem neuen Namen Alamannen die römischen Grenzen durchbrechen, gehören wohl zu den Suebenstämmen, die nach Dio Cassius (71, 20) noch um 177 n. Chr. als „Semnonen" zwischen Elbe und Saale beheimatet sind[2]. Tacitus (Germania c. 39) scheint sie zwischen Oder und Elbe anzusetzen und beschreibt den heiligen Semnonenhain, in dem sie ihren kultischen Mittelpunkt hatten. Der Name „Semnonen" kann Sippengenossen bedeuten[3] und entweder altehrwürdiger Name eines einzelnen Stammes oder auch ein Sammelname mehrerer kultisch verbrüderter Einzelstämme sein. Wenn sie im 3. Jahrhundert als *Alamannen* das römische Reich bedrohen, so ist dieser Name bestimmt ein Sammelname für verschiedene, miteinander verbündete Stämme. Nach der herrschenden Meinung bedeutet der Name „alle Männer". Eine andere Deutung hat mehr für sich. Da diese Stämme schon zu Tacitus' Zeit um einen kultischen Mittelpunkt gruppiert waren, läßt sich dieser neue Sammelname am ehesten als *alah-man* „Männer vom (Bundes-) Heiligtum" interpretieren[4]. Es dürfte sich um einen lockeren Bund kultisch miteinander verbundener Einzelstämme handeln. Später werden sie wieder mit dem umfassenderen Namen *Suebi*, „Leute eigenen Rechts" (gegenüber Fremden und Unfreien) bezeichnet[5].

---

[1] *Br. Eberl*, Die Niederlassung der Alamannen und Bayern auf rätischem Boden, Schwäb. Museum 1929, S. 1 ff.; *K. Weller*, Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Staufer, München-Berlin 1944, S. 1 ff.

[2] *Rudolf Much*, Die Germania des Tacitus, Heidelberg 1937, S. 337 f.; *Fr. Maurer*, Nordgermanen und Alemannen, 3. Aufl., Bern 1952, S. 122.

[3] *Much* (s. Anm. 2) S. 338.

[4] *Alah* (vgl. got. *alhs*) mit Sproßvokal zwischen *l* und *h* „Heiligtum". Das Verstummen des gutturalen Spiranten am Wortende zeigt parallel zu *Alamannen* auch der häufige Flurname *Gasteig* aus *gah-steig*. Diese Etymologie vertritt z. B. *Ludwig Steinberger* (s. Anm. 7).

[5] *Much* (s. Anm. 2) S. 29.

Seit dem 3. Jahrhundert sind Scharen dieser Alamannen auch in das Gebiet südlich der Donau eingedrungen und z. T. noch unter der Römerherrschaft, also mit Duldung der Römer, hier seßhaft geworden[6]. Das beweist der Name *Augstgau*, der die Eingliederung dieser frühen Alamannensiedlungen zwischen Iller und Lech und östlich des Lechs in die römische *civitas Augustensis* (Augsburg) dokumentiert[7]. Es ist höchstwahrscheinlich, daß sie alsbald danach streben mußten, innerhalb der Siedlungen des Augstgaues sich wiederum ein kultisches Zentrum zu schaffen, etwa einen heiligen Hain, wie ihn uns Tacitus für die alte östliche Heimat bezeugt. Wenn wir Tacitus' Schilderung trauen können, war der alte Semnonenhain ein hochheiliger Bezirk, den man nur in tiefster Ehrfurcht und gefesselt betreten durfte und in dem der Gottheit auch Menschenopfer dargebracht wurden. Wir werden in der Fesselung keine wirklichen Fesseln annehmen dürfen, sondern kultische Symbolzeichen höchster Verehrung, galt doch der Gott dieses Heiligtums als *initia gentis, regnator omnium deus, cetera subjecta atque parentia*, „als Ursprung des Volkes, als Herrscher aller Welt, dem alles unterworfen und untertan ist". Wenn Tacitus' Gewährsmann aus heiliger Scheu den Namen dieses allmächtigen Gottes verschwieg, so kann doch nicht zweifelhaft sein, daß es sich nur um Ziu handeln kann[8]. Um Ziu, den alten germanischen Himmelsgott *Teiwaz*, der im Angelsächsischen als *Tiw*, im Nordischen als *Tyr* auftaucht[9] und der im Grunde nichts anderes ist als der indische *Dyauspiter*, der griechische *Zeus patér*, der römische *Juppiter*, also der einzige Gott, der den Völkern indogermanischer Zunge gemeinsam war, ein Himmelsgott, dem der Glanz des unendlichen Himmels ebenso wie Blitz und Donner zu Gebote standen. Dieser indogermanische Himmelsgott war so gewaltig, daß man vielfach das Bedürfnis empfand, in Göttergestalten, die man als Söhne des Allgewaltigen ansah, sich menschlichem Denken und menschlicher Not näherstehende göttliche Helfer zu suchen. So tritt für manche Germanenstämme die Gestalt des fernen unbegreiflichen Himmelsgottes zurück hinter den greifbareren, leichter zugänglichen Göttern, vor Donar-Thor, dem Donnerer, Riesenbekämpfer und Nothelfer aller Bedrängten, vor Freyr, dem Gott des

---

[6] *Eberl* (s. Anm. 1) S. 3 ff.

[7] *Ludwig Steinberger*, Alamannen, Schwaben, Franken und Baiern, Zwiebelturm 10 (1955) S. 11—13, 45—46, 70—71; *ders.*, Zschr. f. bayer. Landesgeschichte 17 (1954) S. 304.

[8] Entgegen Zweiflern, die im *regnator omnium* Wodan sehen möchten *(Zeuss, Baumstark, Kummer, de Vries, Arntz, Neckel)* verficht den Ziukult der Semnonen erneut und mit guten Gründen *Karl Helm*, Wodan, Giessen 1946, S. 26—34.

[9] *Karl Helm*, Altgerman. Religionsgeschichte 1 (1913) S. 270 ff.; *Wolfgang Krause*, Ziu, Nachr. d. Ges. d. Wiss. Göttingen 1940, Phil.-hist. Kl. IV, 3, 6.

goldenen Erntesegens, vor dem Schlachtengott Wodan-Odin, dem Gott der kriegerischen Gefolgschaft germanischer Heerkönige, der als wilder Jäger noch heute durch die Volkssagen geistert. Demgegenüber verblaßt die Gestalt Zius, er bleibt meist nur noch Wahrer des Rechts auf dem Thing, als solcher *Thingsus* genannt, oder Wahrer des Rechts auf dem Schlachtfelde; galt doch der Kampf als ein Gottesgericht und der Sieg — wie es noch im Hildebrandlied heißt — als Entscheidung, wer allein das Recht habe [10].

Als die erst im 1. Jahrhundert nach Christus aufgekommenen planetarischen Wochentagsnamen der Römer den Germanen bekannt wurden, übersetzten sie die römischen Götternamen durch germanische, soweit sie die Wochentagsnamen vor der Christianisierung übernahmen. Das war nur bei den im römischen Gebiet oder an der Grenze wohnenden Stämmen der Fall. Ein gutes Gegenbeispiel sind die Bayern, die erst nach 500 in das Donaugebiet einwanderten und die Wochentagsnamen zusammen mit dem Christentum empfingen. Es dürften ostgotische Missionare gewesen sein, die ihnen das Christentum zuerst brachten; gehörte doch das Donauland damals auch politisch zur Sphäre des Ostgotenreichs in Italien [11]. Theoderichs Ostgoten aber kamen aus griechischer Kulturwelt, und so vermittelten sie den Bayern griechische Wochentagsnamen, von denen noch heute der *pempte hemera* als *Pfinztag*, der *sambaton* als *Samstag*, der *Areos hemera*, got. *Arînsdags*, als *Erintag* nachlebt. Anders war es bei den Grenzlandgermanen des 2. und 3. Jahrhunderts. Sie übersetzten, wie gesagt, die römischen Planetennamen in germanische Götternamen um. Da ist es für uns wichtig, daß der römische *dies*

[10] *H. Rosenfeld*, Hildebrandlied, Verfasserlexikon d. dt. Lit. d. MA 5 (1955) Sp. 410—16. — Über die Schichten im germanischen Götterglauben vgl. *H. Rosenfeld*, Die Schichtung im german. Totenkult und Götterglauben, Phil. Habil.-Schr. München 1950.

[11] *Eberl* (s. Anm. 1) S. 30 nimmt ostgotische Herrschaft über Rätien als selbstverständlich an in Nachfolge des weströmischen Reiches, ebenso *L. Schmidt*, Bayerland 38 (1922) S. 588 f. Dagegen wenden sich *Hans Zeiss*, Zschr. f. bayer. Landesgesch. 2 (1929) S. 349 f., und *Richard Heuberger*, Rätien im Altertum und Frühmittelalter 1 (1932) S. 125. Zugehörigkeit Süddeutschlands zu Theoderichs Reich vertritt mit neuen Argumenten *Franz Beyerle*, Süddeutschland u. die polit. Konzeption Theoderichs d. Gr., Grundfragen der alemann. Geschichte, Konstanz 1955, S. 65—81. Die herrschende Ansicht, die Baiern hätten schon längst über die Donaustraße gotische Mission und gotischen Spracheinfluß erfahren, ist abzulehnen. Die Goten waren zur Zeit ihrer Donausitze durch eine gotenfeindliche donaugermanische Koalition von der oberen Donau abgeriegelt und waren innerlich damals durchaus nicht zu christlicher Mission disponiert, auch saßen die späteren Baiern damals noch weitab von der Donau in Böhmen. Erst die Theoderichzeit bietet innerlich und äußerlich die Voraussetzung für eine gotische Mission bei den Baiern, die erst Theoderich in dem auf Odoakars Befehl von römischen Siedlern entleerten nachmaligen Bayern angesiedelt haben dürfte.

Martis[12] am Unterrhein nach dem Thinggott *Thingsus*, also der abgeschwächten Form des Himmelsgottes benannt wurde (daraus wurde *Dienstag)*. Dieser Name breitete sich immer weiter nach Süden aus, während das bayerische Gebiet sein *Erintag* behauptete. Nur die Alamannen bewahrten den alten Namen Ziu in *Ziostag, Ziestag, Zistag*, auch in christlicher Zeit: ein sicheres Zeugnis für den alteingewurzelten Ziu-Glauben und die Ziu-Verehrung der Alamannen, die gut zu Tacitus' Beschreibung des Ziu-Kultes im Semnonenhain paßt. Eine Ausnahme im alamannischen Gebiet macht nur der alamannische Teil des Bistums Augsburg, also das Augsburger Bistum westlich des Lechs, von Sonthofen über Blaubeuren, Dinkelsbühl, Gunzenhausen bis Rain. Hier heißt es weder *Dienstag* noch *Ertag*, sondern *Aftermontag* „der Tag nach dem Montag" [12]. Welch ein seltsamer prosaischer Name! Er ist erklärlich nur als kirchlich gebotene Verdrängung des einstens auch hier herrschenden Ausdruckes *Ziestag* — ähnlich wie man später in kirchlichen Bibliotheken bei unentbehrlichen Büchern protestantischer Autoren und Verleger den Verfasser- und Verlegernamen und die anstößigsten Textstellen überklebte oder mit Tusche unkenntlich machte[13]. Warum wurde ausgerechnet hier im Augsburger Bistum der weitverbreitete Ausdruck *Ziostag* so heftig bekämpft und verdrängt? Der Grund kann nur sein, daß im Bistum Augsburg bzw. um Augsburg, dem Zentrum des Augstgaues, der Ziukult so verwurzelt und lebendig war, daß der Name Ziu-Tag als Zeugnis für den Ziu-Kult wirkte und deshalb für die Kirche untragbar war. Hier muß also das germanische Heidentum noch lange neben dem Christentum eine lebendige Macht bedeutet haben. Erinnern wir uns, daß in Wittislingen, dem Stammort des heiligen Ulrich und der Grafen von Dillingen, für den alamannischen Adel des 7. Jahrhunderts das christlich-katholische Glaubensbekenntnis durch christliche Beigaben und eine Bügelfibel mit lateinischer Grabinschrift bezeugt ist[14], während 25 km entfernt, 30 km nördlich Augsburg, die alamannischen Reihengräber von Nordendorf für 600 n. Chr. mit einer Runenfibel heidnischen Glauben erweisen. Die Götternamen *Logathore*, *Wodan* und *Wigithonar* auf der Nordendorfer Fibel stellten allerdings für die Alamannen, die

[12] Dt. Sprachatlas, hrsg. *Ferdinand Wrede*, Marburg 1930. Taf. 26 „Übersicht über die deutschen Benennungen des Dienstag". Eberhard *Kranzmaiyer*, Die Namen der Wochentage in den Mundarten von Bayern und Österreich, Wien 1929, S. 40, faßt wenig einleuchtend *Aftermontag* als Umgehungsform an, die die beiden gegenseitig bespöttelten Ausdrücke *Ergetag* und *Zinstag* zu umgehen suche.

[13] *Karl Schottenloher*, Zensureingriffe des Münchner Jesuitenkollegs, Buch und Schrift NF 2 (1939) S. 59—76.

[14] *Joachim Werner*, Das alamannische Fürstengrab von Wittislingen, München 1950.

diese Runeninschrift anbrachten, nur Göttergestalten niederen Ranges dar. Niemals hätte man gewagt, die höchsten Götter in einen selbstherrlichen Runenzauber einzuflechten, wie denn überhaupt sonst Götternamen in runischen Zauberinschriften nicht vorkommen. Jedenfalls bezeugt die Nordendorfer Fibel heidnischen Glauben für die Zeit um 600, und die offenbar vom Augsburger Bischofssitz erfolgreich durchgesetzte Benennung des Ziestages als Aftermontag läßt darauf schließen, daß sich der Ziu-Kult noch bis in karolingische Zeit hier behauptet hat; denn vorher dürfte der kirchliche Einfluß auf die alamannischen Siedler schwerlich stark genug gewesen sein, um einen alteingebürgerten und bei den westlichen Alamannen bis heute geltenden Wochentagnamen völlig zu verdrängen[14a].

Die Tatsache, daß der Ziukult für die Alamannen besonders kennzeichnend war und sie von anderen Germanenstämmen scheidet, wird nicht nur durch Tacitus' Schilderung des Semnonenhains und durch den alamannischen Wochentagsnamen Ziestag dokumentiert, sondern auch durch eine Glosse in der Handschrift des Wessobrunner Gebetes, die die Schwaben ausdrücklich als Ziuverehrer bezeichnet[15]. Zwischen den anderen Glossen wie *Sarceni Beneventonolant, A(ge)r Noricus peigirolant, Istrie peigira, Wandali huni* findet sich *cyuuari suapa* „Ziuleute Schwaben". Einige Forscher haben freilich an dieser Lesung rütteln wollen und darin einen primitiven Schreibfehler für *Reciwari suapa* „Raetia-Leute Schwaben" sehen wollen. Einige Seiten vorher (Bl. 59 b) wird die Provinz Recia erwähnt. *Cyuuari* sei nun erstens nicht als *ziuwari*, sondern als *ziwari* zu lesen und zweitens sei die erste Silbe *re-* in der Vorlage mit einer Abbreviatur wiedergegeben gewesen, die beim Abschreiben übersehen worden sei[16]. Daß ausgerechnet die Hauptsilbe eines sonst ausgeschriebenen Wortes durch eine Abbreviatur wiedergegeben wurde, ist reichlich unwahrscheinlich. In den „Notitia dignitatum" taucht das Wort „Raetialeute" allerdings auf, aber als *Retobarii,* also mit einem o als Fugenvokal; möglicherweise liegt hier ein begreiflicher Schreibfehler vor für das *Retiovarii,* das man erwarten müßte. Auch ein *Reziwari* anstelle eines regelrechten lateinischen *Retiovarii*

[14a] Vgl. P. *Goessler*, Reinecke-Festschrift 1950, S. 65: „Das alamanische Volk hat auch nach der Unterwerfung unter die Franken im Jahre 536 das Christentum nicht angenommen, wie überhaupt christliche Einwirkung auf die Alamannen durch die Franken für jene Frühzeit durch kein archäologisches oder geschichtliches Zeugnis bewiesen wird."

[15] München Bayer. Staatsbibl. Clm. 22053, bl. 61 b; *E. Steinmeyer / E. Sievers*, Ahd. Glossen 3 (1895) S. 610, Nr. 1071, 14.

[16] *L. Laistner*, German. Völkernamen, Württemb. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. 1 (1892) S. 2 ff.; *J. Miedel*, Blätter f. Gymnasialschulwesen 52 (1916) S. 264—70.

wäre also ungewöhnlich. Ebenso ist die Behauptung, *cyuuari* könne nicht *ziuwari* gelesen werden, nicht stichhaltig. Allerdings wird *w* meist durch *uu* bezeichnet, doch kommt auch einfaches *u* für *w* vor. Aber wie würde man das *uw* in *Ziuwari* geschrieben haben? Gewiß nicht mit drei *uuu*, da man Dreifachschreibungen meidet. Also für *uw* ist in jedem Falle *uu* zu erwarten. Die Glosse schreibt nun nicht nur altertümlich *c* für *z*, sondern auch *y*, eine seltene, ebenfalls sehr altertümliche Schreibung, die nur für langes *î* vorkommt [17]. In *Reciwari* oder *Retiovarii* haben wir aber in jedem Falle nur kurzes *i*, so daß die Schreibung mit *y* ein ursprüngliches *reciwari* ausschließt. Dagegen liegt in *Zîu* (germ. *Teiwaz)* ein langes, aus idg. *ei* kontrahiertes *î* vor. So spricht die Orthographie der Glosse *cyuuari* unbedingt gegen die auch sonst recht abenteuerliche Ansetzung einer Verschreibung für *reciovari*. Es liegt keinerlei Grund vor, der Aussage der Handschrift *Zîuwari Suapa* „Ziuleute Schwaben" zu mißtrauen und gegen die Handschrift etwas in den Text zu setzen, was dem modernen Interpreten besser zu passen scheint. Wenn das Wort *Ziuwari* nur hier belegt ist, so ist das bei der Zufälligkeit solcher Überlieferung volkstümlicher Namen nicht befremdlich. *Ziuvari Suapa* paßt aber gut zu dem, was Tacitus über suebischen Ziukult berichtet und was das Zeugnis des alamannischen Wochentagnamens Ziestag aussagt.

Zu diesen Ziukultzeugnissen tritt nun eine weitere Glosse, die uns geradezu bestätigt, daß die bewußte kirchliche Verdrängung des Wochentagnamens Ziestag in der Augsburger Diözese eine Reaktion gegen den hier fest verwurzelten Ziukult war. Es handelt sich um die etwa 400 n. Chr. entstandenen „Notitia Galliarum" mit der Aufzählung gallischer Bischofsstädte [18]. Jüngere Handschriften haben in den ursprünglichen Text auch deutsche Bischofsstädte eingeschoben und glossiert, und unter diesen nachträglichen Einschüben finden wir die Glosse *Civitas Augustensis id est ciesburc* „Civitas Augustensis das ist Ziuburg". Neben die bekannten Namen *Augusta Vindelicorum*, *Aelia Augusta* und *Augustburg* tritt damit ein theophorer Name, der als Städtenamen in Deutschland nicht seinesgleichen hat, aber in den theophoren Namen Skandinaviens genügend Parallelen findet.

Die Einzigartigkeit solches theophoren Namens für Deutschland hat selbstverständlich Mißtrauen erregt, und mit berechtigter Skepsis hat man andere Deutungen der Quellenstelle erwogen. Es sind sechs Handschriften, die Augsburg aufführen, aber die Glossierung der einzelnen Handschriften ist nicht einheitlich. Die älteste Handschrift aus St. Gallen

---

[17] *W. Braune*, Ahd. Grammatik, Halle 1925, S. 16 § 22.

[18] Chronica minora saec. IV—VII, ed. *Th. Mommsen*, MGH Auct. antiqu. 9 (1892) S. 552 ff.; 594.

(9. Jh.) schreibt nicht *ciesburc*, sondern *awwespurch*, die Pariser aus dem 10. Jh. *ciesbure*, eine Londoner Handschrift (11. Jh.) *ciesborc*, der Codex Vat. reg. 1096 (11. Jh.) *cresburc*, die Einsiedler Handschrift Nr. 357 (12. Jh.) *ogesburc*, die jüngste Handschrift Codex Vat. Pal. 1357 (13. Jh.) *oesbur*. Der erste Versuch, Ziesburg wegzudisputieren, ist indiskutabel, da er eine gelehrte Spielerei auf Grund des Wochentagnamens Ziestag annimmt [19]; spielerische Etymologien sind an der Tagesordnung, nicht aber Glossierung lateinischer Namen durch erfundene deutsche Namen [20]. Besser begründet war der Versuch, die verschiedenen Glossierungen als Schreiberversehen auf eine gemeinsame Urform zurückzuführen. Allerdings mußte dabei das *awwespurch* der älteren Handschrift beiseite bleiben. Aber die Form *ciesbure, ciesborc, cresburc, ogesburc* und *oesburc* ließen sich rein graphisch tatsächlich am ehesten auf ein *acsburc* der ursprünglichen Handschrift zurückführen [21]. Mit der Zurückführung auf *acsburc* glaubte der Verfechter dieser These der Lesung *ciesburg* endgültig den Garaus gemacht zu haben und hat sich dessen an verschiedenen Stellen gerühmt. Nur vergaß er zu erweisen, wie der Name Augsburgs, der ja *Augustburg*, später *Ougustburc, Ougistburc, Ougesburc* hieß [22], gegen den Wortlaut aller Überlieferungen in ältester Zeit auf einmal *Acsburg* lauten kann. Es kann keine Rede sein, daß für *Augstburg* jemals *Acsburg* geschrieben wurde, und damit fällt diese These als wissenschaftlich unhaltbar in sich zusammen. Ein andrer versuchte mit der gleichen Annahme einer Verschreibung statt *acsburc* nun *oesburc* als ursprüngliche Schreibung anzusetzen [23], aber auch das ist ebenso unglücklich und unmöglich. Wie kann man für die gut belegte Form *Augustburg* im 8. Jahrhundert schon eine solche verunglückte Schrumpfform *Oesburc* ansetzen, wie sie allein die jüngste unserer 6 Handschriften im 13. Jahrhundert bringt! Bei allen diesen Deutungsversuchen war allein der Wunsch, das *Ziesburg* wegzuleugnen, der Vater des Gedankens, nicht ruhige Überlegung.

Die Dinge lösen sich auf andere Weise ganz einfach. Codex Vat. Pal. 1357, der die Schreibung *oesburc* enthält, ist nach den Feststellungen des Herausgebers der „Notitia" in den Monumenta, Theodor Mommsen, lediglich Abschrift des Codex Vat. reg. 1896 aus dem 11. Jh., der *cresburc*

---

[19] *Laistner* (s. Anm. 16).
[20] *Helm* (s. Anm. 9) 2, 2 (1953) S. 237.
[21] *J. Miedel*, Alte Ortsnamen auf dt. Erde, Blätter f. Gymnasialschulwesen 52 (1916) S. 253—74 bzw. S. 272 f.; *ders.*, Augsburgs Namen im Verlauf der Geschichte, Archiv f. Gesch. d. Hochstifts Augsburg 5 (1916) S. 85 ff. bzw. 105 ff. und 662 ff.
[22] *Ernst Förstemann*, Altdt. Namenbuch 2, 1 (1913) S. 268.
[23] *Josef Schnetz*, Über Augsburgs Namen in ahd. Zeit, Archiv f. Gesch. d. Hochstifts Augsburg 5 (1916) S. 660—62.

schrieb. Was für den ganzen Text der „Notitia" gilt, muß auch für das einzelne Wort gelten. Also kann das *oesburc* nur Versuch des Schreibers sein, das ihm vorliegende *cresburc* seiner Vorlage zu entziffern, gibt also keinerlei Hinweise auf die originale Schreibung des 8. Jahrhunderts. Derselbe Schreiber, der aus *cresburc* ein *oesburc* machte, las auch *podium* als *proclium, senesio* als *sanesic.* Dürfen wir also *oesburc* als Lesefehler für das unverständliche *cresburc* annehmen, so wird sich *ogesburc* in der Einsiedler Handschrift ähnlich erklären. Der Schreiber las — was graphisch verständlich ist — das *ciesburc* seiner Vorlage als *oiesburc*, nahm das *i* als *j*, und zwar als Schreibung für spirantes g, das er nun folgerichtig einsetzt. Alles das beweist nur, das die Schreiber, die *cresburc*, *oesburc* und *ogesburc* schrieben, sich unter diesem Wort *ciesburc* nichts mehr vorstellen konnten; auch die Schreiber der älteren Pariser und Londoner Handschrift haben ja *ciesburc* nicht mehr verstanden und deshalb *ciesbure* und *ciesborc* entziffert. Wir müssen uns jetzt nur fragen, ob das *ciesburc*, das den fünf jüngeren Handschriften zugrundeliegt, den ältesten Text darstellt oder eine jüngere Redaktion gegenüber dem *awwespurch* der ältesten Handschrift des 9. Jahrhunderts. Grundsätzlich erscheint es wenig wahrscheinlich, daß im 9. oder 10. Jahrhundert ein *awwespurch*, das ja wenigstens entfernt an die glossierte *Civitas Augustensis* anklingt, durch ein damals weder gebräuchliches noch verstandenes *ciesburc* ersetzt wäre. Dagegen zeigt der Schreiber von St. Gallen durchwegs die Tendenz, bei den ihm bekannten deutschen Städtenamen statt der üblichen Form eine der deutschen Aussprache näherkommende zu geben. So hat er aus *Strateburgo* ein *Stratburg*, aus *Wirziburgensis* ein *Wirzburgensis,* aus *Egestetensis* ein *Eihsteti,* aus *civitas Constantiensis* eine *civitas Constantia* gemacht. Ihm ist also auch zuzutrauen, daß er ein ihm unverständliches *ciesburc* seiner Vorlage mit dem Klang von Augsburg im Ohr zu *awwespurch* abgewandelt hat, vielleicht weil er *ciesburc* als *aesburc* las und dieses unverständliche Wort seiner ganzen Tendenz nach irgendwie verdeutlichen mußte.

So laufen diese Überlegungen darauf hinaus, daß wir keinen Grund haben, das Zeugnis der „Notitia Galliarum" für die Glosse *civitas Augustensis id est ciesburc* zu mißachten. Wir dürfen annehmen, daß der Schreiber, der im 8. Jahrhundert diese Glosse erstmals in den Text der Notitia hineinnahm, für diese Glossierung eine andere ältere Quelle besaß. Daß diese Glossierung frei erfunden wurde, ist nicht anzunehmen. So enthebt uns das Einmalige dieser Glossierung Augsburgs als Ziuburg nicht der Verpflichtung, gewissenhaft zu prüfen, ob und inwieweit die darin berichtete Tatsache anderweitig Stützung erhält und ob es sich

wirklich um einen Nebennamen der Stadt Augsburg oder um ein Mißverständnis handelt.

Ist es überhaupt denkbar, daß sich zwischen die römischen Namen *Augusta Vindelicorum* und *Aelia Augusta* und das deutsche *Augustburg* ein theophorer Name *Ziesburg* einschieben konnte, obwohl das Christentum schon in römischer Zeit in Augsburg Eingang fand? Wenn nicht alles trügt, entstand schon in römischer Zeit ein christliches Baptisterium innerhalb Augsburgs, und die Verehrung der christlichen Märtyrerin Afra hielt ununterbrochen bis ins Mittelalter an. Wir werden uns also fragen müssen, ob die Augsburger Lokaltradition trotzdem etwas von einem mit Augsburg speziell verbundenen Ziukult zu sagen weiß. Selbstverständlich ist das nicht der Fall, schon deshalb nicht, weil ja sogar der harmlose Wochentagname *Ziestag*, wie wir sahen, im Augsburger Bistum konsequent ausgerottet wurde. Wohl aber weiß die Augsburger Lokaltradition etwas vom Kult einer heidnischen Göttin *Cisa* oder *Ciza* zu berichten. Das sogenannte *Excerptum ex Gallica historia*[24] berichtet aus Augsburgs Vergangenheit und sieht die Stadt als uralte Siedlung der Schwaben, längst vor dem Eindringen der Römer. Die geschilderten Ereignisse knüpfen sich z. T. an etymologische Deutung oder Mißdeutung von Ortsnamen der Augsburger Umgebung an und zeigen damit, daß es sich um eine typische Gelehrtenfabel der Ottonenzeit handelt. In den Rahmen dieser Etymologien paßt es gut, wenn als Name Augsburgs *Cizaris* angegeben wird und dieser Name auf eine schwäbische Göttin *Ciza* zurückgeführt wird, *quam religiosissime colebant.* Die Römer belagern dann die Stadt, aber endlich machen die Bewohner von *Cizaris* am Tage des Festes ihrer Göttin Ciza, und zwar am 28. September, dem Vorabend des Michaelstages, einen Ausfall und schlagen die Römer vernichtend. Wenn gerade der Michaelstag als Siegestag gewählt wird, so gründet sich das auf die große Rolle dieses Tages für Augsburg als Kirchweihfest. Der Verfasser nennt den Tag *dies deae Cizae apud barbaros celeberrimus,* der *ludum et lascivium magis quam formidinem* aufweise. Offensichtlich denkt er dabei an den traditionellen nächtlichen Umritt der Augsburger Bürgermeister am Michaelsvorabend mit vorangetragenen Lichtern, Tanz, Pfeifenspiel und Zechgelage und an den am Michaelstag selbst aufgeführten Drachenstich[25]. Diese Bräuche sind sicher uralt; an ihrer heidnischen Herkunft ist nicht zu zweifeln, so daß ihre Beziehung auf eine schwäbische Göttin Ciza nicht völlig fehlgreift. Augsburger Chroniken und die Ursberger Chronik haben die Mär von

---

[24] Excerptum ex Gallica historia, hrsg. *L. Weiland,* MGH., Scriptores 23 (1874) S. 385 ff.

[25] *Laistner* (s. Anm. 16) S. 4 f. Vgl. auch Anm. 93.

der Göttin Ciza weitergetragen, die Kunst hat sie in den Bereich ihrer Darstellung gezogen und noch Jakob Grimm hat an einen echten Kern dieser Erzählung gedacht [26]. Trotzdem darf als Ergebnis aller Nachforschungen festgestellt werden, daß es eine schwäbische Göttin Ciza niemals gegeben hat [27]. Andererseits ist aber unwahrscheinlich, daß man in der Ottonenzeit den Namen dieser Göttin völlig frei erfunden hat. Der Verfasser des Excerptum hat sich ja auch sonst von wirklichen Ortsnamen inspirieren lassen. Nicht der Name *Ciza* und nicht *Cizaris* als Ortsname für Augsburg sind historisch, aber beide Namen wurden als etymologische und ätiologische Erklärung des Flurnamens *Cizunberg* oder *Zîsenberg* erfunden, und dieser Flurname *Zîsenberg* wird nicht nur in den Glossen des Excerptum ausdrücklich erwähnt [28], sondern ist auch in Urkunden und Aktenstücken des Mittelalters belegt. Mit dem Namen aber mag sich ein dunkles Wissen verknüpft haben, daß es irgend etwas mit schwäbischem Heidentum zu tun habe [29]. Schwäbisches Heidentum ist aber in erster Linie an den Kult des Gottes Ziu geknüpft. Wenn wir deshalb der Geschichte des Flurnamen *Zîsenberg* nachgehen, so nur, um zu prüfen, ob die Vermutung, daß er etwas mit dem Ziukult der Schwaben zu tun haben könne, kritischer Nachprüfung standhält.

Vielfach haben sich alte Flurnamen in den Namen unserer Straßen erhalten, und dies ist auch in Augsburg hier und da der Fall [30]. Aber neben den verschiedenen Augsburger Namen wie Judenberg, Eisenberg, Butzenberg, die an Straßen haften, die von der Lechtalsohle auf die Lechhochterrasse hinaufführen, suchen wir heute einen Zîsenberg vergeblich, und wenn man die Augsburger Lokalforscher nach dem Zîsenberg fragt, wird man meist auf die Gegend des Perlachs verwiesen. Diese Lokalisation ist zwar die verbreitetste, aber nicht die einzige. Schon in den Marginalien der Excerptum-Handschriften findet sich ein Epigramm, das davon spricht, daß Gallus der Zisa den Hügel weggenommen habe. Demnach müßte also der Gallusberg im Norden Augsburgs mit dem Zîsenberg identisch sein:

---

[26] *J. Grimm*, Dt. Mythologie 1 (1854) S. 269—276.

[27] Vgl. *R. Kohl*, Die Augsburger Cisa — eine germanische Göttin? Archiv f. Religionswiss. 33 (1935) S. 21—40.

[28] *Ut usque hodie ab incolis Cizunberg nominetur;* an anderer Stelle: *hodie Zizunberg nominatur ab incolis.*

[29] Der Zusammenhang von Text und Glosse legt solche Überlieferung nahe: *Civitatem, quam appellabant Cisaram ex nomine deae Cisae, quam religiosissime colebant. Cuius templum quoque ex lignis barbarico ritu constructum, postquam eo colonia Romana deducta est, inviolatum permansit ac vetustate collapsum nomen colli servavit.* (Glosse:) *Ut usque hodie ab incolis Cizunberg nominetur.*

[30] Für Augsburg vgl. *Christ. Jak. Haid*, Histor. Nachweis über die ursprüngl. Benennung alter Straßen in Augsburg, 1833.

Quem male polluerat cultura nefaria dudum
Gallus monticulum hunc tibi Ziza tulit!

In Wirklichkeit können wir diesem Epigramm nur entnehmen, daß die Gelehrten der Ottonenzeit nicht anders als die der Renaissancezeit den Volksüberlieferungen nicht liebevoll nachgingen, sondern sie willkürlich umänderten. Wohl trägt der Gallusberg eine der ältesten Kirchen Augsburgs, es war jedoch eine Stephanuskirche; erst als die größere Stephanuskirche gebaut war, wurde dem älteren Bau das Galluspatrozinium verliehen. Gallus wurde der heidnischen Ciza nur deshalb als Widerpart gegenübergestellt, weil es eben einen Namen *Gallusberg* gab, den man dem *Zîsenberg* entgegensetzen konnte. Hätte die Kirche der hl. Afra damals schon auf der Lechhochterrasse und nicht noch im Tale gelegen, so hätte man der heidnischen Göttin wohl die eigentliche Augsburger Heilige Afra entgegengestellt. Ein Augsburger Chronist des 15. Jahrhunderts dagegen läßt den Ciza-Tempel, von dem das Excerptum redet, stattdessen an der Stelle des Augsburger Domes stehen[31]; hier ist der Kern des römischen und des frühmittelalterlichen Augsburg, hier stand die erste christliche Taufkirche Augsburgs und hierher wurde auch der Augsburger Bischofssitz schließlich verlegt: auch diese Lokalisierung entsprang also selbstherrlicher Gelehrtenspekulation. Konrad Peutinger, Clemens Sender und der Herausgeber von Adilberts Prolog zur Passio Afrae (1516) identifizieren den *Zîsenberg* mit dem *Eisenberg*[32], wobei etymologische Spielerei — beide Namen stimmen ja bis auf den Anfangsbuchstaben überein — die Feder führte. Gerade diese Identifizierung ist sehr leicht zu widerlegen, heißt der Eisenberg doch nach einem erst 1407 gebauten Gefängnis des Rates so, in dem man Verbrecher ins „Eisen“ legte[33], während der ältere Name „am Tollenstein“ war[34]. Mit dem *Eisenberg* befinden wir uns schon vor den Toren des römischen und frühmittelalterlichen Augsburg nahe am Perlach, der früher *Perleih* hieß. *Perleih* aber heißt „Bärenspiel“ und bezeichnete die Stätte, wo wohl schon zu römischer Zeit Tierhetzen einem sensationslustigen Publikum vorgeführt wurden[35].

---

[31] Chronik bis 1469, Chroniken dt. Städte v. 14.—16. Jh. 4 (1865) S. 282.

[32] *Haid* (s. Anm. 30) S. 19; Chroniken (s. Anm. 31) S. 282, Anm. 1; *Miedel*, Augsburgs Namen (s. Anm. 21) S. 96.

[33] *Haid* (s. Anm. 30) S. 19.

[34] Chronik bis 1469 (s. Anm. 31) S. 317 zum Jahre 1407.

[35] Auch in Köln geht *Berleih* auf ein Theater für Tierhetzen zurück, während an den Trümmern eines Amphitheaters in Augst der Name *Bärlisgrueb* hängt. Vgl. *R. Vollmann*, Der Perlach in Augsburg, Heimatarbeit u. Heimatforschung, München 1927, S. 183—188.

Der wirkliche Zîsenberg ist viel weiter südlich zu suchen. Die Gelehrten und Chronisten hätten nur die Steuerschreiber zu fragen brauchen, ihnen war der Zîsenberg als *Zitzenberg* wohlbekannt. Die Steuerbücher beginnen leider erst 1346. Sie nennen von 1346 bis 1717 in der Nähe der Kirche St. Ulrich-und-Afra in einem sehr dünn bevölkerten Stadtteil Steuerzahler *„an dem Zitzenberg"*. Im Jahre 1585 wird dieser Ausdruck paraphrasiert, jetzt heißt es *„am Zitzenberg, so man nennt am Affenwald"* [36]. Heute noch heißt eine Straße, die vom Zuge der römischen Via Claudia (bzw. von der Bäckergasse) langsam südwestlich auf die Lechhochterrasse und auf St. Ulrich-und-Afra zuführt, *Affrawald*. Heute mündet diese Straße auf den Maximilianplatz. Aber dieser Platz ist erst durch Niederlegung von Häuserzeilen entstanden [37]. Die östliche Häuserreihe des Maximilianplatzes ist die Fortsetzung dieser Straße bis hart an die Stufen (im Mittelalter *Gret* [38]) vor der Kirche. Das können wir aus einer Urkunde von 1331 entnehmen, wonach ein Grundstück in der Afragasse oberhalb von einem Baumgarten begrenzt wird, der volkstümlich *Affenwald* genannt werde [39]. Oberhalb, d. h. westlich über der Afragasse liegt aber heute der Maximilianplatz. Dieses Gelände hieß also 1331 *Affenwald*, ein Flurname, der später auf die Straße übergeht, die einstmals *am Zitzenberg* genannt wurde [40]. Konnte man aber die Leute, die hier unmittelbar vor der Anhöhe der gotischen Stiftskirche St. Ulrich-und-Afra wohnten, unter „am Zitzenberg" verzeichnen, so muß der Zitzenberg oder Zîsenberg selbst eben identisch sein mit dieser Anhöhe: hier erhebt sich der Lechhochterrassenzug, der vom Gallusberg über Domberg, Judenberg, Perlachberg und Butzenberg nach Süden geht, noch einmal zu einem Hügel, ehe er nach Süden stärker abfällt. Diese Anhöhe muß also — wie ich nun erstmals der Lokalforschung entgegenhalten

---

[36] Laut schriftl. Auskunft des Augsburger Stadtarchivs vom 17./23. 5. 1955, die ich der Güte von Archivdirektor Dr. H. F. Deininger verdanke. *R. Hipper* (vgl. Anm. 39) führt unter Nr. 293 eine Urkunde vom 13. 5. 1363 an, worin ein in die Oblei gehöriges Haus „auf dem Zitzenberg" aufgeführt ist, ferner unter Nr. 457 eine Urkunde vom 5. 12. 1408, worin der *Zitzenberg* als an ein der Abtei gehöriges Haus angrenzend genannt wird.

[37] *Haid* (s. Anm. 30) S. 73.

[38] Chroniken dt. Städte v. 14.—16. Jh. 5 (1866) S. 319, 9: *die glogg die füert man auf die gret zu sant Ulrich, da stuend sie zu vorderst, als man die stapfen hinauf gat von der straße.*

[39] *Christian Meyer*, Urkundenbuch der Stadt Augsburg 1 (1874) S. 283 Nr. 312. Die Richtigkeit der dort angegebenen Lesung wird mir freundlicherweise bestätigt durch Archivrat Dr. Richard Hipper, dessen Regesten der Urkunden des Reichsstifts St. Ulrich-und-Afra demnächst erscheinen werden (dort Regest Nr. 147).

[40] Urkunden von 1437 über dasselbe dem Kloster gehǫrige Grundstück sprechen teils von *bei dem Affenwalt*, teils von *am Czitzenberg*. Vgl. die Regesten Hippers (s. Anm. 39) Nr. 775 und 776.

kann — der Zîsenberg sein. Daß sein Name zunächst nur noch an den Häusern im „Affenwald“ hängen blieb und schließlich ganz verloren ging, erklärt sich leicht. Seitdem sich das Reichsstift St. Ulrich-und-Afra mit Kloster und Kirche hier immer üppiger entfaltete, mußte der bescheidene, seinem Sinn nach gar nicht mehr verstandene Flurname natürlich schnell vergessen werden. Man hat nachweisen können, daß das römische Augsburg nicht etwa eine vorrömische Siedlung fortsetzt, sondern auf mit Unterholz versehenem Waldboden erbaut wurde[41]. Der Name *Affenwald* bezeugt, daß hier, etwa einen Kilometer vor dem römischen und frühmittelalterlichen Südtor oben auf der Lechhochterrasse bis ins hohe Mittelalter hinein Waldbestand war. Solange also das Reichsstift St. Ulrich-und-Afra noch nicht die Höhe des Zîsenberges krönte, kann die Anhöhe eine einsame, verlassene Waldflur gewesen sein, während östlich zu ihren Füßen die Via Claudia von Augsburg über Füssen nach Verona führte.

Nachdem wir uns die örtliche Lage des Zîsenberges klargemacht haben, fragen wir nach der Herkunft des Namens. Die ältere Forschung stellt uns zwei Etymologien zur Auswahl, je nachdem, ob von der Form Zîsenberg oder von Zitzenberg ausgegangen wird[42]. Die Ableitung von *zitze* „Brustwarze, Mutterbrust“ rechnet mit kurzem *i* und altem *tz* im Wortinnern und nimmt an, daß sich der Name auf die äußere Form der Anhöhe bezieht. Leider ist das Wort *zitze* im Mittelalter durchaus ungeläufig[43] und deshalb zur Herleitung dieses Namens völlig ungeeignet, auch kann bei dieser leichten Anhöhe innerhalb eines Flußhochterrassenzuges von einer steilansteigenden zitzenförmigen Gestalt keine Rede sein. Die andere Etymologie leitet Zîsenberg von mhd. *zîse* „Zeisig“ ab und sieht diesen Berg von Zeisigen belebt. Dieser Name ist für eine bewaldete Höhe denkbar. Nur lautet die geläufigere Form nicht mhd. *zîse*, sondern *zîsel*, und im Schwäbischen gilt durchaus *zeisle*[44], so daß schon deshalb ein schwäbisches *zîsenberg* unwahrscheinlich ist. Darüber hinaus ist *zîse*, *zîsel* ein spätes Lehnwort aus dem Slavischen *ciž*, *cižek* und kommt erstmals bei Gottfried von Straßburg vor (Tristan v. 16891)[45], ist also erst im 13. Jahrhundert belegt und kommt deshalb für einen

[41] *Ludwig Ohlenroth*, Zum Stadtplan der Augusta Vindelicum, Germania 32 (1954) S. 80.

[42] *Miedel* (s. Anm. 21) S. 102, Anm. 2; zweifelnd dazu *Kohl* (s. Anm. 27) S. 38.

[43] *M. Lexer*, Mhd. Handwörterbuch 3 (1878) Sp. 1141; *Hr. Kluge / A. Götze*, Etymol. Wörterbuch d. dt. Sprache, 1951, S. 905.

[44] *Lexer* (s. Anm. 43) Sp. 1131; *Herm. Fischer*, Schwäbisches Wörterbuch 6 (1924) Sp. 1102/03.

[45] *Kluge/Götze* (s. Anm. 43) S. 896.

Flurnamen, der schon in ottonischer Zeit Anlaß zu den Ciza-Fabeleien gibt, kaum in Frage.

Für die weitere Erörterung bedarf es einer Untersuchung der verschiedenen Laut- und Schreibweisen des Wortes. Die Excerptum-Handschriften des 11. Jahrhunderts schreiben *Ciza, Cizaris* und *Cizunberg*, die des 12. Jahrhunderts *Zica, Zizaris, Zizunberg*, spätere *Cisa, Cisara, Cisa*. Die Augsburger Chronisten des 15. Jahrhunderts sagen *Zisa* und *Zisenberg*, die Augsburger Steuerbücher 1351—91 *Zitzenberg*, 1392—95, 1398—1400 *Zizenberg*, 1393 *Ziczenberg*, 1495—1717 *Zitzenberg*[46]. Die verschiedenen Lautformen lassen sich nur zusammenbringen, wenn man als Ausgangspunkt eine Form mit langem *î* und stimmlosem *s* annimmt, die man *Zîsenberg* oder *Zîssenberg* schreiben müßte. Die Schreibung mit *tz* stellt dann eine Assimilation des stimmlosen *s* der Mittelsilbe an die Affricata des Anfangs dar, wie wir sie auch in der Augsburger Bischofsreihe mit *Zozimus* für *Zosimus* beobachten oder in dem Nebeneinander von *Cezenmurus, Zeizzenmurus, Zeisselmaur* und *Zeiselmaur*[46a]. Von diesem *Zîs(s)enberg* wurde in der Ottonenzeit der Name einer Göttin *Ciza* abgeleitet, um das Wort als „Berg der Ziza" erklären zu können. Aber vermutlich ist dieses *Zîs(s)enberg* in Systemzwang und Parallele zu den geläufigen Kompositen mit *-en* in der Kompositionsfuge wie *Affenwald, Judenberg, Butzenberg, Georgenkirche, Aegidienkapelle* erst sekundär aus einem *Zîsberg* entwickelt, dessen Bedeutung man nicht mehr kannte. Jedenfalls bietet sich keinerlei andere annehmbare Etymologie für das Wort als diese aus *Zîsberg, Zîwesberg* „Ziu-Berg". Dieser Name paßt gut zu *Zîstag* „dies Martis", *Ziuwari suapa* und *civitas Augustensis id est ciesburg* und macht wahrscheinlich, daß die früh in den Bereich Augsburgs eingewanderten Alamannen[47] sich hier auf der bewaldeten Anhöhe südwärts von Augsburg und oberhalb der Via Claudia einen Ziuhain und kultischen Mittelpunkt des Augstgaues schufen.

Diese Interpretation des Namens *Zîsenberg* setzt voraus, daß die Alamannen die Anhöhe des *Zîsberges* unbewohnt und bewaldet vorfanden. Für die Bewaldung konnte der Flurname *Affenwald* am Zîsen-

[46] Vgl. Anm. 36. Die einmalige Schreibung *Zinczenberg* mit Nasalierung aus dem Jahre 1346 kann außer Betracht bleiben.

[46a] Der Ersatz von *s* durch *z* ist schwäbisch im Anlaut ganz geläufig (*Zusel* aus *Susanne*, *Zidel* für *Sidel*, *Zimbrecht* für *Simbert*, *Zilvest* für *Silvester*), aber aus Verschmelzung mit *d* des Artikels oder *t* von *sanct* erklärlich (vgl. *A. Birlinger*, Schwäbisch-Augsburg. Wörterbuch, 1864, S. 380). Jedoch bei *zelbander* aus *selbander*, *Zerstetten* für *Sestetterfeld*, bei *Wazen* für *Wasen*, *Wizbaum* für *Wisbaum* versagt solche Erklärung. In den Handschriften kommt andererseits *ss* für *tz*, *raissen* für *reizen*, *waissen* für *Weizen*, *absessens* für *Absetzung* vor (vgl. *Birlinger* S. 436).

[47] Vgl. *Steinberger* (s. Anm. 7).

berg als Zeuge angerufen werden. Ältere Augsburger Geschichtsdarstellungen möchten auf dieser Anhöhe ein römisches Kapitol und einen römischen Wachtturm lokalisieren [48]. Dies beruht jedoch auf fehlerhafter Interpretation der Passio St. Afrae und findet am archäologischen Befund keinerlei Stütze [49]. In der Afralegende wird zwar die Legendenformel „Opfere auf dem Kapitol" gebraucht und die stolze Märtyrerantwort „Christus ist mein Kapitol", aber von einer Lokalisierung dieses Kapitols ist keine Rede [50]. Die römisch-heidnischen Tempel Augsburgs lagen jedenfalls innerhalb der Mauern des römischen Augsburg und damit mindestens 1 km nördlich des mutmaßlichen Zîsberges und nicht weit draußen vor den schützenden Mauern der Stadt.

Ernsterer Nachprüfung bedarf die tief eingewurzelte These der Lokalforschung, die Kirche St. Ulrich-und-Afra befinde sich an der Stelle, wo 304 n. Chr. die Märtyrerin Afra begraben sei und an dieser Stelle sei von römischer Zeit bis ins hohe Mittelalter ein ununterbrochener Afrakult zuhause gewesen [51]. Wenn hier wirklich seit der Römerzeit stets eine Stätte christlicher Verehrung und Wallfahrt war, bleibt für einen alamannischen Ziu-Berg und für alamannische Ziu-Verehrung allerdings kein Raum. Für die Kontinuität des Afragrabes wird außer der allgemeinen Analogie zu anderen Heiligengräbern besonders die Angabe der Passio St. Afrae herangezogen, wonach Afra am zweiten Meilenstein vor Augsburg begraben sei [52]. Triumphierend stellt man fest, daß diese Angabe genau auf St. Ulrich-und-Afra zutreffe. Die einzelnen Autoren behaupten dann nach Belieben, St. Ulrich-und-Afra liege zwei Meilen [53] oder aber: liege eine Meile vor dem römischen Südtor am heutigen Obstmarkt entfernt, je nach der Interpretation des Ausdruckes „am zweiten

---

[48] *Haid* (s. Anm. 30) S. II; *Christian Meyer,* Geschichte der Stadt Augsburg Tübingen 1907, S. 4.

[49] Freundliche Auskunft von Ludwig Ohlenroth (Augsburg).

[50] Passio St. Afrae (jüngere Fassung) hrsg. *Br. Krusch,* MGH Scriptores rer. Merov. 3 (1896) S. 41 ff.

[51] So z. B. *M. Hartig,* Das Benediktiner-Reichsstift St. Ulrich und Afra in Augsburg, 1923 (Germania sacra B I, A, 1) S. 25; für Hartig genügt schon der Vers des Venantius Fortunatus „Dort (in Augsburg) wirst du die Gebeine der Märtyrerin Afra verehren", um zu behaupten, daß die St. Afra-Wallfahrtskirche an heutiger Stelle gestanden habe und 565 zum ersten Male schriftlich bezeugt sei.

[52] *Hilaria . . venit nocte et tulit corpus eius et posuit secundo miliario a civitate Augusta in memoria, quam sibi suisque construxerat* (vgl. Anm. 50).

[53] *J. A. Endres,* Die Kirche der Heiligen Ulrich und Afra zu Augsburg, Zschr. d. hist. Ver. f. Schwaben 22 (1893) S. 161—211, sagt 167: „Bis ins Mittelalter hinein war die Kirche vom Mittelpunkt der Altstadt wirklich ungefähr 2 Meilensteine oder 2000 römische Schritte entfernt." Demnach glaubt er an ein Wunder, denn die Formulierung läßt erkennen, daß er weiß, daß in der Neuzeit die Enfernung Altstadt — Kirche nicht mehr 2000 römische Schritt ist!

Meilenstein“ und in jedem Falle ohne Nachmessen der Entfernung. In Wirklichkeit liegt die Kirche aber weder 2 Meilen (3 km) noch 1 Meile (1500 m), sondern nur 1 km vom Obstmarkt, der Stelle des römischen Südtores entfernt. Aber selbst wenn die Entfernung zutreffen sollte, wäre damit noch nicht das geringste für die Frage des historischen Afragrabes gewonnen. Denn das Grab soll ja offensichtlich am Meilenstein einer Römerstraße liegen, wie denn die Römergräber sich stets an den Ausfall-Straßen entlang finden. St. Ulrich-und-Afra aber liegt abseits der Römerstraße oben auf der Lechhochterrasse und kommt deshalb als ursprüngliches Grab der Heiligen nicht in Frage. Eine Kontinuität der Afraverehrung seit spätrömischer Zeit wird durch den Hinweis in der Vita Martini des Venantius Fortunatus[54] auf die Verehrung der Gebeine der heiligen Afra im Jahre 565, die auf Autopsie beruht, fast unabweislich bestätigt. Aber das einzige Augsburger Skelettgräberfeld der spätrömischen Zeit findet sich zu beiden Seiten der Via Claudia, die im Zuge der Wintergasse die Lechhochterrasse verläßt und etwas westlich von der Bäckergasse in gerader Verlängerung der Wintergasse dem Zug der Zwerchgasse folgt und südlich des Haunstetter Roten Tores gerade auf die Haunstetter Landstraße stößt[55]. Zwischen Predigerberg, Bäckergasse und Milchberg und weiter darüber hinaus sind stetig Skelettgräberfunde gemacht[56], die zeigen, daß hier tatsächlich ein spätrömisches Skelettgräberfeld war. Wenn der Augsburger Straßenzug beim Predigerberg nach Osten ausbiegt und der Bäckergasse und Spitalgasse folgt, nicht der römischen Via Claudia, so zeigt dies, daß man zunächst aus Pietät vor dem frühchristlichen Gräberfeld mit dem Häuserbau dem Gräberfeld ganz auswich, während andererseits die Afraverehrung und die Afrawallfahrt und das sich an ihrem Grabe bildende Bischofs-Kanoniker-Stift[57] die Ausdehnung der Stadt nach Süden in die Lechtalsohle lenkte. Hätte Afra oben auf der Lechhochterrasse ihre Grabkapelle und Verehrung gehabt, so hätte jener ottonische Epigrammatiker sicher nicht Gallus und den Gallusberg dem Ciza-Berg gegenübergestellt, sondern eben einen Afraberg, zumal ja der Ersatz der heidnischen Göttin durch eine Heilige und die einzige wirkliche Augsburger Märtyrer-Heilige gewiß sinnvoller gewesen wäre. Schon das sollte uns darin bestärken, das Grab der Heiligen in der Nähe der Römerstraße zu suchen.

---

[54] MGH Auct. autiqu. 4, S. 368.

[55] *Br. Eberl*, Die Römerstraße Augsburg-Füssen Via Claudia Augusta, Schwäb. Museum 1931, S. 1—34 bzw. 8 f.

[56] *Ohlenroth* (s. Anm. 41) S. 78 und S. 84, Nr. 88, 98—101, 106, 113.

[57] *L. Ohlenroth*, Spuren christlicher Glaubensstreiter, Schwäb. Landeszeitung Nr. 18 vom 11. 2. 1949; *A. Bigelmair*, Die Hl. Afra, Lebensbilder aus dem bayer. Schwaben 1 (1952) S. 27.

Die Passio St. Afrae ist nachweislich erst im 8. Jahrhundert entstanden und entbehrt für alle Einzelheiten aus dem Leben der Heiligen jeglicher historischer Glaubwürdigkeit[58]. Die Angabe, die Heilige sei von ihrer Mutter in einer Memoria am zweiten römischen Meilenstein vor Augsburg begraben, wird aber insofern historisch sein, als der Verfasser der Passio damit offensichtlich die damalige Lage der Grabkapelle der heiligen Afra bezeichnen wollte. Die Angabe „am zweiten römischen Meilenstein vor Augsburg" konnte er aber nur machen, wenn sie für die damalige Grabkapelle zutreffend war. Mit zwei römischen Meilen kommen wir weit südlich auf die Haunstetter Landstraße, wo keinerlei Römergräber zu finden sind, während das spätrömische Skelettgräberfeld an der Via Claudia nur 800—1100 m vom römischen Südtor entfernt ist. Der Verfasser der Passio muß also tatsächlich an diesem Gräberfeld einen römischen Meilenstein mit der Bezeichnung „zwei Meilen vor Augsburg" gesehen und entziffert haben, denn solche dem wirklichen Tatbestand zuwiderlaufende Beschriftung hätte er nicht erfunden; sie war für jedermann nachprüfbar. Und diese scheinbar widersinnige Beschriftung ist eindeutig historisch. Die Via Claudia, die erstmals von Drusus 15 v. Chr. angelegt, aber von Kaiser Claudius verbessert und ausgebaut wurde, endet in dem Lager Summuntorio, einem Kastell bei Burghofen oberhalb der Donau in der Nähe der Lechmündung. Als Entfernung nach Augsburg (Augusta Vindelicum) werden 20 Meilen angegeben. Mit dieser Meilenzahl kommt man aber gar nicht nach Augsburg, sondern nur bis in das Römerlager Oberhausen nordwärts von Augsburg[59], das mindestens ein Jahrzehnt vor Gründung Augsburgs (ca. 10 n. Chr.) wegen Zerstörung durch eine Lechkatastrophe aufgegeben wurde. Auch dieses Oberhausener Römerlager muß schon Augusta Vindelicum genannt worden sein und der Meilenstein 0 stand inmitten dieses Lagers! Die Meilenzählung der Via Claudia entstammt also schon der Drususzeit. Wenn der Meilenstein 0 im Römerlager stand, so muß auch die Meilenzählung nach Süden hier begonnen haben. Demnach stand der erste Meilenstein nach Süden inmitten der späteren römischen Augusta Vindelicum, d. h. inmitten von Augsburg bei dem Institut der Englischen Fräulein. Der zweite Meilenstein kommt dann etwa an den Milchberg, d. h. genau inmitten des spätrömischen Gräberfeldes. Die älteste, in der Passio St. Afrae gemeinte Grabkapelle der Hl. Afra muß also zwischen Peter-Kötzergasse, Zwerchgasse und Milchberg gestanden haben. Die

---

[58] *Otto Riedner*, Der geschichtliche Wert der Afralegende, Kempten 1913, S. 81; zustimmend *A. Bigelmair*, Histor.-polit. Blätter f. d. kathol. Deutschland 154 (1914) S. 624—31, und: Lebensbilder (s. Anm. 57) S. 21—24.

[59] *Eberl* (s. Anm. 55) S. 7.

Afragasse, die schon 1331 in der oben erwähnten Urkunde als *vicus sanctae Afrae* genannt wird, führt genau auf die Peter-Kötzergasse zu und beweist, daß hier (und nicht oben auf der Hochterrasse) ursprünglich der Eingang der Afra-Kirche war, sei es nun die Afra-Grabkapelle des 8. Jahrhunderts oder bereits eine spätere größere Afra-Kirche. Auch die Afragasse beweist also, daß die ältere Stätte des Afrakultes hier unten auf der Sohle des Lechgrabens war und nicht da, wo sie die Historiker der Afra-Kirche ansetzen wollen[59a]. Unter der Godehard-Kirche auf der Westseite der Peter-Kötzergasse ist auf altem Gräbergelände ein Vorplatz auf leicht ansteigendem Gelände entdeckt[60]. Wenn es nicht der Zugang zum Afra-Kanonikerstift war, dürfte es der Vorplatz der Afragrabkapelle gewesen sein und diese müßte sich dann wohl weiter östlich oder nördlich der späteren Godehardkirche befunden haben. Die Vita Udalrici berichtet, daß ein Gärtner namens Adalpoldus östlich vom Chor der Godehardkirche einen unterirdischen Bau entdeckt habe[61]. Sollte dieser Vorfall eine historische Grundlage haben, so könnte diese *formosa aedicula sub terra murata* der unterirdische Teil der damals bereits zerstörten ursprünglichen Grabkapelle gewesen sein. Kurz vorher berichtete dieselbe Vita Udalrici die Auffindung des Leibes der Heiligen „in einer Kirche am zweiten Meilenstein vor Augsburg", und aus dem Zusammenhang geht hervor, daß Ulrich für den Heiligenleib eine Westkrypta baut und ihn doch wohl auch dorthin überführt[62]. Vielleicht baute

[59a] Der Name *Afragasse* muß sich spontan ergeben haben aus der Tatsache, daß dies der geläufige Weg zur Afra-Kirche war. Da die Kirche seit 1064 *St. Ulrich und Afra* genannt wird, muß der Name der Straße lange vor 1064 eingebürgert gewesen sein. Das Ulrich-Patronat hat (da die benachbarten Straßennamen bereits alle festlagen) zu keiner Straßennamengebung mehr geführt.

[60] *L. Ohlenroth*, Schwäb. Landeszeitung vom 13. 7. 54 und mündlich anläßlich freundlicher persönlicher Führung durch das Ausgrabungsgelände an der Peter-Kötzergasse.

[61] Gerhardi Vita S. Udalrici, MGH Scriptores 4 (1841) S. 403 c. 14: *Quam in magna observatione Dei ille locus orientalis partis ecclesiae semper maneat, certis sit indiciis manifestatum, hic mihi congruum videtur innectere. Quidam hortulanus nomine Adalpoldus ibi deambulando inter gramina speluncam invenit, in quam intrans formosam aediculam sub terra muratam conspexit et veniens nunciavit episcopo . . .*

[62] Ulrich *cum saepissime tractaret ... qualiter sub positione criptae orientalem plagam ecclesiae convenientissime decoraret . . . deprecari coepit, ut ei monstraretur locus, in quo corpus sanctae Afrae collocatum fuisset et si criptam in eo loco, ubi voluntas eius conplacuit, fas componere maneret ... Quadam nocte in visu ei sancta Afra apparuit et locum collocationis corporis eius sicut in scriptura passionis eius est scriptum „ab Augusta civitate in secundo miliario in ecclesia" monstravit, criptam autem in praedestinato loco fieri prohibuit propter sanctorum reliquias . . . Hac revelatione perdoctus quid sibi esset faciendum, muros . . . reaedificare fecit . . . criptaque congruenti occidentalem partem ecclesiae decoravit.*

man die zerstörte Grabkapelle nach dieser Überführung der Reliquien nicht wieder auf, so daß nur der von der Zerstörung nicht betroffene unterirdische Teil auf dem Gräberfeld erhalten blieb? Jedenfalls hatte schon der von Karl d. Gr. eingesetzte Bischof Sindpert 788 das monasterium St. Afrae zerstört vorgefunden. Von einem Wiederaufbau sagt die Translatio St. Magni, die uns diese Dinge berichtet, nichts; vielmehr wird ausdrücklich betont, daß Sindpert eine basilica St. Afrae neu erbaut[63]. Die zu klein gewordene Grabkapelle wird also durch eine größere Kirche ersetzt, die auf der Lechtalsohle, etwas weiter westlich, gebaut wird, nicht etwa auf der Anhöhe. Die Afra-Kirche des heiligen Sindpert wurde bei den Ungarnstürmen um 955 zerstört, aber nach 955 von Bischof Ulrich wiederaufgebaut, wobei die Mauern um eine Elle erhöht wurden und für den Leib der heiligen Afra eine Westkrypta zugefügt wurde. Diesen Sindpert-Ulrich-Bau hat man neuerdings ausgegraben[64], es ist die erwähnte St. Godehard-Kirche an der Westseite der Peter-Kötzergasse (sie erhielt nach dem Bau größerer Ulrich-Afra-Kirchen dieses junge Patrozinium und diente als Klosterkapelle). Im Jahre 1064 baute Bischof Embriko, wie die Augsburger Annalen schreiben, die St. Ulrich-und-Afra-Kirche „von Grund aus" neu, fand aber beim Bauen den Leib der heiligen Afra und anderer Heiligen[65]. Diese Angabe läßt vermuten, daß der Neubau auf dem Gelände des spätrömischen Gräberfeldes erfolgte, wo auch heute noch Gräber gefunden werden, und daß andererseits das bisherige Grab der hl. Afra in den Neubau einbezogen wurde. Das scheint mir auf den romanischen Kirchenbau zuzutreffen, dessen Reste sich westlich unmittelbar an die Godehardkirche anschließen und die Westkrypta der Godehardkirche überschneiden und einschließen, aber auch weiter

---

[63] Translatio S. Magni, MGH Script. 4 S. 425: *Cumque (Karolus rex) audisset . .. ad finem obitus usque perducta . . . immo de civitate Augustense quippe de monasterio sanctae Afrae et cellam sancti Magni pene destructam et desolatam . . . iterum reaedificare coepit ipsas ecclesias et sublimare. . . . Susceptumque episcopatum Sindpertus profectus est ad Augustam Vindelicum et per annos triginta fere rexit ipsam ecclesiam, construens basilicam sanctae Afrae et restaurans coenobium sancti Magni.*

[64] Vgl. Anm. 60. Die Godehardkirche weist alle in der Vita Oudalrici (s. Anm. 61) gegebenen Merkmale auf: das *sepulcrum Simperti episcopi in choro iuxta gradus situm,* die Erhöhung der ursprünglichen Mauern des Sindpert-Baues um eine Elle *(muros ex maxima parte ab ignibus depositos . . . reaedificari fecit et priori altitudine mensuram unius subiti supposuit)* und die für St. Afra gebaute Westkrypta (s. Anm. 62). Noch nicht gefunden wurde das an der Südseite der Kirche oder der Westkrypta angelegte Ulrichgrab selbst. Vielleicht ist es bei dem in der Translatio S. Udalrici geschilderten Aufbrechen (MGH Script. 6, S. 427 f.), das 1183 über zwei Wochen dauerte, gänzlich zerstört worden.

[65] Annales Augustani, MGH Script. 5, S. 127 zu 1064: *Ecclesia SS. Oudalrici et Afrae a fundamento incipitur. Sanctorum corpora multa inveniuntur. Corpus etiam martyris sanctae Afrae . . . in sacrofago lapideo . . . repperitur.*

nach Norden reichen bis an die südlichen Anbauten der gotischen Stiftskirche St. Ulrich-und-Afra und nach Westen bis an oder in die Hochterrasse hinein. Dieser bisher nicht identifizierte Bau dürfte die von Embriko gebaute Kirche sein. Sie fiel 1183 einer „im Tale" (wie es ausdrücklich heißt) ausbrechenden Feuersbrunst zum Opfer[66]. Wenn eine im Lechtale ausbrechende Feuersbrunst Kloster und Kirche vernichtet, so kann man daraus schließen, daß auch Kloster und Kirche im Tale lagen und nicht isoliert auf der Lechhochterrasse! Seitdem die St. Ulrich-und-Afra-Kirche auf der Hochterrasse steht, wurde sie von keiner Feuersbrunst mehr erreicht. Ein 1333 im Affenwald, also unmittelbar nordöstlich unterhalb der gotischen Kathedrale, ausbrechendes Feuer vernichtete zwar das ganze Stadtviertel vom Schwibbbogentor bis zum Haunstettertor einschließlich des Margaretenklosters und seiner Kirche, ließ aber St. Ulrich-und-Afra ungeschädigt[66a].

Die nach der Brandkatastrophe von 1183 erbaute, 1187 im Beisein des Kaisers feierlich neu geweihte Kirche dürfte die erste sein, die oben auf der Hochterrasse und auf dem Platze der heutigen Kirche erbaut wurde[67]. Auch die feierliche Überführung der Gebeine des hl. Ulrich aus der alten Grabkapelle in die neue Kirche spricht für einen Ortswechsel bei dem Neubau. Seit der Afra-Kapelle, die ziemlich dicht an der Via Claudia gelegen haben muß, ist jeder Neubau weiter nach Westen vorgerückt und hat seinen Vorgänger an Größe zu übertreffen gesucht. Da nun der Rand der Hochterrasse erreicht war, mußte der vierte Neubau von 1187 auf die Hochterrasse gesetzt werden und etwas weiter nördlich von den

---

[66] Translatio S. Udalrici (s. Anm. 64): *fabrica quaedam in valle posita vicinas domus et inde omnes officinas, tandem claustrum et ecclesiam sancti Udalrici et sanctae Afrae mira celeritate in favillas redegit.* — Aus diesem Satz geht hervor, daß Kloster und Kirche 1183 noch im Tale lagen. Um das ignorieren zu können, übersetzt *Endres* (s. Anm. 53) S. 188 *fabrica in valle* mit „Werkstatt des Klosters". Mit solchen Mitteln mußte die Forschung arbeiten, um die historisch unhaltbare Kontinuität des Afra-Grabes an der heutigen Stelle auf der Hochterrasse zu erweisen!

[66a] Chroniken d. dt. Städte vom 14.—16. Jh. 4 (1865) S. 246, 8 ff.

[67] Die Quellen sprechen nur von dem gewaltigeren Neuaufbau des Klosters im Jahre 1184, nicht aber vom Neubau der Kirche. Die Annales S. Udalrici et Afrae Augustenses, MGH Script. 17, S. 430 berichten nur von der Einweihung des neuen Kirchengebäudes unter Teilnahme von Kaiser und Fürsten i. J. 1187. Die Kirche wird nicht mehr schlicht *ecclesia*, sondern *templum* genannt. Daß dieses neue *templum* neben dem gewaltig vergrößerten Kloster auf den Grundmauern der Kirche von 1064 und dieser völlig getreu nachgebaut sein sollte, wie *Endres* (s. Anm. 53) S. 183 ff., 188 ff. will, ist ganz unwahrscheinlich und widerspricht der Beobachtung, daß sonst jeder Neubau auch eine Vergrößerung anstrebte. Wenn die Kirche und das Grab des hl. Ulrich an derselben Stelle verbleiben, warum wurde dann dessen Leib, von Kaiser Friedrich Barbarossa und drei Bischöfen persönlich getragen, feierlich in die neue Kirche überführt?

bisherigen Bauten, die nun als Klosterkapelle benutzt wurden. Man baute so nah an den Terrassenrand heran, daß der Ostturm zwischen den beiden Ostchören sich bald zu senken begann und abgestützt werden mußte und daß man beim Ausschachten eines Massengrabes östlich vom Turm auf Gräber des spätrömischen Gräberfeldes stieß[67a]. Das Gelände hier, auf dem dann der Ostchor des Baues von 1467 gebaut wurde, ist künstlich angeschüttet und deshalb nicht leicht durch Versuchsgrabungen genauer zu untersuchen. Diese Erwägungen zeigen, daß die Afra-Kirche erst in der Stauferzeit die Höhe des Zîsberges erklomm. Jetzt erst wurde die einstige Stätte germanisch-heidnischen Kultes vom Ulrich- und Afra-Kult in Beschlag genommen, nachdem schon vorher am südlichen Teil der Anhöhe sich das Kloster von der Talsohle bis auf die Hochterrasse ausgedehnt hatte. Wie anderwärts, z. B. auf dem Heiligenberg bei Heidelberg, ebenfalls einer alten heidnischen Kultstätte, hatte zuerst der hl. Michael die Nachfolge des heidnischen Kultes angetreten, um die heidnischen Dämonen, die noch an der alten Stätte ihr Wesen treiben mochten, siegreich zu bekämpfen; denn 1134 wurde über der Klosterpforte im Süden des Zîsbergkomplexes eine Michaelskapelle eingeweiht[68].

Wir mußten der Baugeschichte der Afrakirchen so eingehend nachgehen, um zu erweisen, daß entgegen der in der Fachliteratur herrschenden Ansicht Afrakult und Afrakirche nebst Kanonikatstift und Bischofssitz, die damit verbunden waren, auf der Lechtalsohle westlich der Via Claudia im Bereich des spätrömischen Skelettgräberfeldes ihren Platz hatten. Weder die Baugeschichte der Afrakirchen noch archäologische Funde widersprechen unserer These, daß die so lange unbewohnte und bewaldete Anhöhe des Zîsberges eine germanische Kultstätte gewesen ist. Da an dem nordöstlichen Abhang des Zîsberges der Flurname *Affenwald* hängt, müssen wir diesen Namen in unsere Untersuchung einbeziehen. Die herrschende Meinung, *Affenwald* sei eine Entstellung aus *Afrawald,* wie die dort laufende Straße auch heute heißt, ist unhaltbar. Dieselbe Urkunde, die von dem *Vicus St. Afrae,* der Afragasse, spricht, schreibt ausdrücklich *pomarium vulgariter dictum Affenwalt*[69]; ebenso sprechen andere Urkunden und Chronikstellen nachweislich von *Affenwald;* die Steuerbücher glossieren seit 1585 *am Zitzenberg* mit *so man nennt am Affenwald* und sprechen erst seit 1696 von *Affraewald.* Die Namensform *Affenwald* ist also zweifellos ursprünglich. Für deutsche Gaue ist dieser Name recht auffällig, jedenfalls, wenn das Wort mit dem Tiernamen *Affe* zusammenhängen sollte. Rein sprachlich kann *Affenwald* selbstver-

---

[67a] Chroniken d. dt. Städte 5 (1866) S. 294, 14 ff.
[68] *Hartig* (s. Anm. 51) S. 27.
[69] Vgl. Anm. 39.

ständlich auch „Wald des Affo“ bedeuten und in der Tat ist *Affo* als altdeutscher Personenname belegt[70]. *Affo* ist Kosenamen zu dem altdeutschen Vollnamen *Agifrid*[71], ist aber als solcher nur bis zum Eintreten des sogen. I-Umlautes, d. h. bis zum 8. Jahrhundert[72] möglich. Später von *Agifrid* gebildete Koseformen lauten *Effo*, *Eiffe* oder *Eiffert* und sind in unseren deutschen Familiennamen gut bezeugt. Ein Mann namens *Affo* kann also nur bis zum 8. Jahrhundert gelebt haben. Ist es aber für eine Zeit, wo der Wald Almende war, überhaupt denkbar, daß ein Wald als Eigentum eines Mannes *Affo* bezeichnet wurde? Deshalb bleibt zu prüfen, ob *Affenwald* mit dem Tiernamen *Affe* zusammenhängen kann. Dem deutschen Wort *Affe* liegt ein keltisches *abban* zugrunde, das neuerdings aus afrikanischem (nubischem) *abalan* „*Affe*“ hergeleitet wird (Afrika war ja damals das Affen-Exportland)[73]. Wie andere keltische Wörter, z. B. *rîgs* „König“, überlebend noch in *reich* und *Reich*, *ambactos* „Diener“, überlebend in *Amt*, so muß *abban* vor der sogen. germanischen Lautverschiebung von den Germanen übernommen sein[74], also vor 500 v. Chr. Es entwickelte sich dann folgerichtig zu germ. *apo(n)* und zu ahd. *affo(n)* und bedeutet in Glossen oder anderen Texten den Affen. Bei Griechen, Etruskern und Römern war der Affe seines possierlichen Spiels wegen als Haustier beliebt[75] und mag durch fahrende Gaukler zu den Kelten und von ihnen zu den Germanen gebracht sein. Die Mehrzahl aller mittelalterlichen Belege für *affo* meinen jedoch nicht das Tier, vielmehr wird das Wort überwiegend zur Bezeichnung des Narren gebraucht[76]. Das erweisen insonderheit alle Komposita. So bedeutet *affenhût* „Narrenkleid“, *affenspîse* „Narrenspeise“, *affenspil* „Narrentanz“, *affenseil* „Narrenseil“; und in der schwäbischen Mundart, mit der wir gerade

---

[70] *Förstemann* (s. Anm. 22) 1, 1900, S. 14; die hier vorgeschlagenen anderen etymologischen Ableitungen sind sprachgeschichtlich nicht haltbar.

[71] *A. Heintze / P. Cascorbi*, Dt. Familiennamen, 6. Aufl., Halle 1925, S. 109; *Max Gottschald*, Dt. Namenkunde, München 1932, S. 125 u. 175.

[72] *Herman Hirt*, Handbuch des Urgermanischen 1 (1931) S. 44 § 33, 2.

[73] Nach freundlicher mündlicher und schriftlicher Mitteilung an mich hält *Julius Pokorny* seine im Indogerm. etymol. Wörterbuch 1 (1950) S. 2 gegebene Ableitung von ab- „Wasser“ nicht mehr aufrecht, sondern nimmt an, daß mit der Ware auch das afrikanische Wort zu den Kelten gewandert ist und sich in etwas abgewandelter Form hier eingebürgert hat. In ähnlicher Weise sieht *J. B. Hofmann*, Etymol. Wörterbuch des Griechischen, München 1950, S. 142 das griech. κῆβος „langschwänziger Affe“ aus ägypt. *gif* „Affe des Landes Punt“ an.

[74] *Kluge / Götze* (s. Anm. 43) S. 484; *Hugo Palander*, Die ahd. Tiernamen, Darmstadt 1899, S. 20 f.

[75] *Otto Keller*, Tiere des klass. Altertums, Innsbruck 1887, S. 1 ff.

[76] *G. F. Benecke / W. Müller / Fr. Zarncke*, Mittelhochdt. Wörterbuch 1 (1854) S. 10; *Lexer* (s. Anm. 43) Sp. 23—24.

in Augsburg rechnen müssen, bedeutet *Affengesicht* „Gesichtsmaske“ [77]. Das Wort *Affe* bezeichnet also überwiegend den Narren des Volksbrauches, insbesondere des Frühlingsbrauchtumes, und dieses leitet sich einhellig aus ursprünglich religiös-kultischen Maskenbräuchen her. Die Narren des Spätmittelalters sind die verharmlosten und verstädterten Nachfahren alter Dämonenmasken des heidnischen Kultes. Seit wann auf diese Dämonenmasken der Name „Affe“ angewandt wurde, bleibt im Dunkel schriftloser Überlieferung, aber möglicherweise ist der Name von Anfang an doppeldeutig. Christlicher Symbolik wird der Affe zum Symbol des Teufels [78], und im Würzburger Totentanz von 1350 werden die verwesten Toten des Totentanzes mehrfach Affen genannt [79]. In Bern aber gibt es das Sprichwort, daß Junggesellen nach ihrem Tode *in den Affenwald kommen* [80]. Der auffällige Flurname am Abhang des Zîsberges vor Augsburg läßt also die Deutung zu, daß hier eine alte Stätte heidnischen Maskenbrauches oder volkstümlichen Maskenbrauchtums war. Wir können es nicht zur Gewißheit erheben, aber die Möglichkeit bleibt, daß diese abseits von den Verkehrsstraßen gelegene bewaldete Gegend Stätte nicht nur des Ziukultes, sondern auch anderer heidnischer Kultbräuche war. Wie wir einerseits mit einer Kontinuität christlichen Kultes an der Römerstraße im Tal seit spätrömischer Zeit zu rechnen haben, so scheint die Gegend des Zîsberges eine Kontinuität germanisch-kultischer Bräuche von alamannischer Besiedlung des Augstgaues bis ins Mittelalter zu bezeugen. Die seltsamen Umritte am Michaelsvorabend mit Lichtern und Zechgelage und die sagenhaften Gerüchte von der heidnischen Göttin Ziza vom Zîtzenberge deuten in dieselbe Richtung, indem sie eine gewisse Kontinuität von Brauch und Sage bis ins christliche Mittelalter wahrscheinlich machen.

Alle diese Erwägungen bewegen sich, einzeln betrachtet, auf schwankendem Boden, aber die Fülle solcher Beziehungen erheben die unsicheren Mutmaßungen zur Wahrscheinlichkeit. Die in das Gebiet südlich der Donau eingedrungenen Alamannen mußten danach streben, sich in diesem

---

[77] *Fischer* (s. Anm. 44) 1, 1904, Sp. 109; daselbst die Flurnamen *Zeiselberg, Zeiselmühle, Zeiselwiese,* die für das mittelalterliche Schwaben nur ein *Zîselberg,* keineswegs ein *Zîsenberg* zuzulassen scheinen.

[78] *Caesarius v. Heisterbach,* Dialogus V, 50, XII, 5; für die Ikonographie vgl. *L. Strauch,* Reallexikon d. dt. Kunstgesch. 1 (1937) S. 202—206.

[79] *H. Rosenfeld,* Der mittelalterliche Totentanz, Köln 1954, S. 308 ff. v. 81/82 (Toter zum Erzbischof:) *Iu kan gehelfen weder kriuz noch pfaffen, ir müezt ouch tanzen mit diesen affen;* v. 93/94 (Bischof:) *Nu ziehent mich die ungeschaffen ze dem tanze als einen affen.* — Im Totentanz von La Chaise-Dieu erhielten die Toten bei einer späteren Übermalung tatsächlich (aber unorganisch) Affenköpfe, vgl. *A. Jubinal,* Explication de la danse des morts de la Chaise-Dieu, Paris 1862 (Bild).

[80] *Otto Waser,* Schweiz. Archiv f. Volkskunde 2 (1898) S. 56.

ihrem Augstgau wieder einen kultischen Mittelpunkt zu schaffen, wie sie ihn einst im Semnonenhain besaßen. Als Marktmittelpunkt war Augsburg der natürliche gegebene Zentralpunkt, und der bewaldete Hügelrücken 1 km südlich von Augsburgs Toren und oberhalb der Hauptverkehrsstraße nach dem Süden war sicher nicht ungeeignet dazu. Der mutmaßliche Zîsberg, den sie sich schufen, steht in Parallele zu ähnlichen germanischen Kultbergen, mögen sie nun Heiligenberg, Donnersberg oder Wodansberg heißen[81] oder als Michaelsberge christlich umgedeutet sein. Wie der Klerus mit Austilgung des anderwärts ungestört gebrauchten *Zîstag* zugunsten des lächerlichen Namens *Aftermontag* die Erinnerung an den heidnischen Ziukult zu zerstören trachtete, so hat der Bau der St. Ulrich-und-Afra-Kirche auf der Höhe des Zîsberges die letzten vagen Erinnerungen an den Zîsberg und seinen Kult getilgt und den heidnischen Dämonen, zu deren Vertreibung schon der hl. Michael mit dem Bau einer Kapelle aufgerufen war, letzthin den Garaus gemacht.

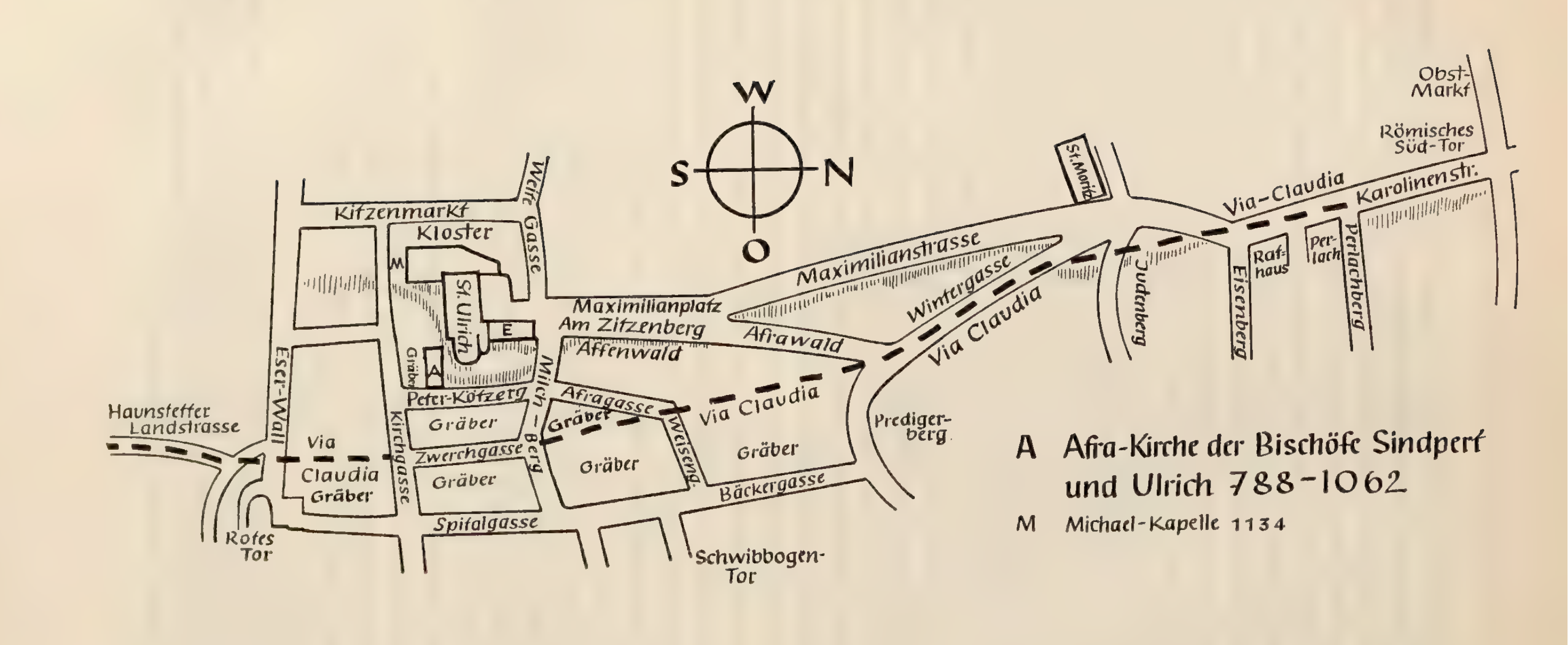
Ehe über christlich gewordene Adelsgeschlechter wie das der Grafen von Wittislingen, dem auch der hl. Ulrich entstammt, das Christentum das Gros des alamannischen Volkes ergriff, muß der Zîsberg eine weithin geltende Rolle für das germanische Heidentum gespielt haben. Durch die Nordendorfer Spange, gefunden auf dem Alamannenfriedhof 30 km nördlich von Augsburg, ist Heidentum für die Augsburger Gegend um 600 n. Chr. belegt[82]. Nur darf man die Runeninschrift mit dem Namen von Wodan und Thonar nicht zu einseitig für einen überragenden Wodankult in Anspruch nehmen. Die Nennung der zwei oder drei Götternamen in einer Zauberinschrift zeigt im Gegenteil, daß diese damals Dämonen minderer Geltung waren. Eine überragende Gottheit hätte man nicht in eine Zauberinschrift einzuflechten gewagt: die Schicht selbstherrlicher Zauberkunst ist sonst immer sehr streng von der Schicht wirklicher kultischer Götterverehrung getrennt. Der Zîsberg wie die Glosse *Ziuwari suapa* beweisen, daß es der allmächtige Himmelsgott Ziu war, dem die eigentliche religiöse Verehrung der Schwaben bis zuletzt galt.

Von hier aus gewinnt auch die oben erwähnte Glosse *civitas Augustensis id est ciesburg* erst das richtige Gesicht. Den Bürgern Augsburgs war der Zîsberg eine Stätte vor den Toren der Stadt, die sie, soweit sie

---

[81] *Helm* (s. Anm. 9) 2, 2 S. 174—82.

[82] *Helmut Arntz*, Handbuch d. Runenkunde, Halle ²1944, Taf. VIII; *Hans Bott*, Frühchristl. Denkmäler aus Schwaben? Zschr. d. hist. Ver. f. Schwaben 57 (1950) S. 15; zweifelnd gegenüber alamannischer Herkunft der Fibel *Helm* (s. Anm. 8) S. 31: statt alam. *Wôtan* steht unverschobenes *Wôdan*, auch ist *Logathore* sonst völlig unbekannt.



W
S
N
O
Obst-Markt
Römisches Süd-Tor
Via-Claudia
Karolinenstr.
St. Moritz
Raf-haus
Per-lach
Perlachberg
Eisenberg
Judenberg
Maximilianstrasse
Wintergasse
Via Claudia
Maximilianplatz
Am Zitzenberg
Afrawald
Affenwald
Kitzenmarkt
Weiße Gasse
Kloster
M
St. Ulrich
E
A
Gräber
Milch-Berg
Afragasse
Via Claudia
Gräber
Weiseng.
Prediger-berg
Gräber
Gräber
Bäckergasse
Peter-Kötzerg
Gräber
Zwerchgasse
Gräber
Kirchgasse
Spitalgasse
Schwibbogen-Tor
Haunstetter Landstrasse
Eser-Wall
Via
Claudia
Gräber
Rotes Tor
A Afra-Kirche der Bischöfe Sindpert und Ulrich 788-1062
M Michael-Kapelle 1134

Christen waren, mit Abscheu betrachteten[82a]. Eine Benennung Augsburgs nach Ziu kann niemals Geltung erlangt haben. Aber den Alamannen, die von weither zu diesem Zîsberg wallfahrteten, rückte *Zîsberg* und *Augustburg* eng zusammen und konnte zu einem Begriff verschmelzen, da der Markt der Stadt nicht weniger gelockt haben mag als die kultische Weihestätte vor Augsburgs Toren. So mögen alamannische Wallfahrer von auswärts *Zîsberg* und *Augustburg* zu einem *Zîsburg* zusammengefaßt haben, und das wird von einem eifrigen Schreiber am Bodensee festgehalten sein. Der Redaktor der Notitia Galliarum im 7. Jahrhundert hatte gewiß eine ältere Unterlage, als er die fragliche Glosse *civitas Augustensis id est Ciesburg* seiner Handschrift einverleibte. So wenig die Glosse paläographisch oder textkritisch wegzuleugnen ist, so wenig ist ihre sachliche Berechtigung, wie oben dargetan, damit abzustreiten, daß es einen offiziellen Namen *Zîsburg* für Augsburg nie gegeben habe.

Vielleicht darf man noch einen Schritt weiter gehen und von Verflechtung heidnischer Kultübung mit christlicher Gläubigkeit sprechen. Der Klerus hat sicher alles getan, um, wie den gemein-alamannischen Wochentagsnamen *Zîstag*, so auch sonst den Ziukult und alle Erinnerungen an ihn auszutilgen und alle religiöse Verehrung und Hingabe auf die Augsburger Märtyrerin Afra zu lenken. Man hat nicht den Eindruck, daß diese Heilige, aus der die Legende des 8. Jahrhunderts fälschlich eine bekehrte Dirne machte[83], das Herz der neu bekehrten Alamannen wirklich auszufüllen vermochte. Als dann in der Gestalt des hl. Ulrich aus altem alamannischen Grafengeschlecht eine Persönlichkeit erstand, die bei aller christlichen Frömmigkeit Tatkraft, Adel und kriegerisch-ritterliche Haltung inmitten der Ungarnstürme zeigte und mit dem Gepränge liturgischer Gottesdienste die Majestät des christlichen Himmelsgottes verherrlichte, da erinnerte das so sehr an die einstige Verehrung des allgewaltigen himmlischen Stammvaters und *regnator omnium*, daß sich nun die ganze Liebe und Verehrung diesem Bischof,

---

[82a] Von Fachhistorikern *(Zöpfl, Zorn)* wurde mir entgegengehalten, die Christengemeinde in Augsburg hätte niemals in der Nähe der Afrakultstätte eine germanische Kultstätte geduldet. Dieser Einwurf kehrt jedoch die Machtverhältnisse um. Die römische Bevölkerung war ja durch Flucht und die Angriffe der Alamannen aufs äußerste zusammengeschmolzen, die Germanen aber waren Herren des Landes, die allerdings ihrerseits großmütig römisch-christliche Kulte duldeten. Aber wer hätte die Sieger und Eroberer hindern können, Kultstätten nach eigenem Ermessen zu wählen? Die kleine Christengemeinde in Augsburg mußte froh sein, wenn sie unbehelligt blieb. Eugipps Vita St. Severini bietet für Ufernorikum genügend Anschauungsmaterial, um sich ein annäherndes Bild über die Machtverhältnisse im Augstgau zu machen.

[83] Vgl. Anm. 58.

dem mannhaften Verteidiger der Stadt gegen die Ungarn, zuzuwenden begann. Der Kult des hl. Ulrich setzte schon gleich nach seinem Tode 973 ein, schon vor der schnellen Kanonisation durch den Papst i. J. 993, während der Afrakult immer stärker in den Hintergrund trat. Die Gestalt dieses Mannes war eben nach dem Herzen des Volkes und erfüllte die Sehnsucht nach gläubiger Verehrung wirklich überragender leuchtender Numinosität.

Wenn Ulrich Weihegaben[84] empfing, die menschlichen Gliedmaßen, deren Heilung man von ihm erhoffte, nachgebildet waren *(analogiae secundum membra diversa infirmantium figuratae)* oder die Krücken und Krankenwagen der Geheilten *(sustentacula eorum qui a diversis infiirmitatibus ibi sunt liberati, relictis carris cum tinguriis ante fores)*, so entspricht dies einem zeitlosen und übervölkischen Heiligenkult. Für das Augsburger Ulrichgrab waren aber nach dem Mirakelbuch von 993 ganz andere Weihegaben besonders charakteristisch, so daß sie nicht nur in der Kirche und allen ihren Ecken überhandnahmen, sondern auch im Dachgebälk aufgestapelt werden mußten und trotz fortwährender Entfernung durch die Kirchenbediensteten sich niemals zu verringern schienen[85]. Diese besonders charakteristische Weihegabe steht meines Wissens im gesamten Heiligenkult völlig isoliert da: lauter Stäbe *(baculi)*, einmal genauer charakterisiert als *baculum de ligno bidulaneo* „Stab aus Birkenholz", von der Größe eines Spazierstockes und teilweise offensichtlich noch besonders verziert, wohl durch Einritzungen[86], also eine ihrem Sachwert nach belanglose Gabe, während jede Votivgabe aus Wachs durch die Verwendungsmöglichkeit beim Herstellen von Kerzen den Pflegern des Grabes willkommner sein mußte. Es kann sich also um keine Gabe handeln, die seitens der Kanoniker von St. Ulrich besonders begrüßt und bevorzugt wurde[87], vielmehr muß dieser Votivgegenstand ganz und gar eigenwilliger Volksfrömmigkeit entsprungen sein. Warum Birkenstäbe? Bei einer Anzahl der im Mirakelbuch geschilderten Fälle bringt das Niederlegen des Stabes Heilung von Fieber, andrerseits werden Gesunde

[84] Miracula S. Udalrici, zusammengstellt für die Heiligsprechung von 993, MGH Script. 4 (1841) S. 420, c. 7, Schluß.

[85] Miracula (s. Anm. 84); *Endres* (s. Anm. 23) S. 179 f.

[86] Miracula (s. Anm. 84) S. 419 c. 2: *Homo de provincia Noricorum nomine Reginwaleh . . . concidit sibi baculum de ligno pedullaneo;* S. 420, c. 5: *presbyter Adager nominatus tulit de sepulchro duos bacellos speciosos ad vivendum et aptos in manibus ad portandum.*

[87] Die Miracula (s. Anm. 84) c. 2 stellen es zwar so dar, als habe der Propst von St. Afra den Rat gegeben, sich einen Birkenstab zu schneiden, und als habe die erfolgte Heilung Reginwalechs andere zu gleicher Weihegabe veranlaßt (c. 3). Das ist offenbar eine ad maiorem gloriam des Propstes gefärbte Darstellung.

beim Aufnehmen eines dieser Stäbe fieberkrank, bis der Stab wieder am Grabe niedergelegt war. Damit sind diese Stäbe in den größeren Bereich des Sympathiezaubers eingeordnet, und die Beziehung der Birke zum Fieber kann im Rahmen der sonstigen volksmedizinischen Erwägungen dieser Art nur sein, daß die Birke im Winde wie im Fieber zittert und deshalb mit dem Birkenstab am Grabe auch das Fieber abgelegt werden kann. Aber die Unzahl der niedergelegten Birkenstäbe verbietet, hier in jedem Falle ein Heilmittel gegen Fieber darin zu sehen; auch steht solche Verwendung von Birkenstäben zu diesem Zwecke meines Wissens völlig vereinzelt. Der volksmedizinische Gedanke wird sich wohl sekundär erst dieser absonderlichen Weihegabe bemächtigt haben; ihre Herkunft und ihre überwiegende Weihung an den hl. Ulrich muß andre Gründe haben. Warum Birkenstäbe? Die Birke mit ihrem schimmernden weißen Stamm war seit alters heiliges Symbol des Himmelsgottes [88], dem der Glanz des strahlenden Himmels zu Gebote stand; der Wortstamm *deivos* „glänzend" liegt ja auch dem indogermanischen Namen des Himmelsgottes *(Dyaus, Zeus, Juppiter, Teiwas, Ziu)* zugrunde. Wenn Birken zugleich im Frühlingsbrauchtum ihre Rolle spielten und noch heute als Maien die Altäre zu Pfingsten schmücken dürfen, so liegt darin wohl ein Bekenntnis zu dem allmächtigen *regnator omnium*, dessen Allmacht den Frühlingssegen spendet, das Bekenntnis also zu Ziu, an dessen Kult die Alamannen und insbesondere die des Augstgaues mit solcher Zähigkeit festgehalten haben. Im Runenalphabet aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung [89] folgt in der sinnvollen Reihung der Runennamen auf *Teiwaz* (Ziu) unmittelbar *Berkana* (Birkenstab oder Birkenzweig), auf den Namen des Himmelsgottes sein wichtigstes Symbol [90]. Wenn also am Ulrichsgrabe im 10. Jahrhundert als überwiegende Gabe, nutzlos für die frommen Hüter der Weihestätte, Birkenstäbe niedergelegt wurden, so empfing der christliche Heilige damit eine Weihegabe, die wohl einst nicht weit davon entfernt auf der Höhe des Zîsberges dem allmächtigen Himmelsgott Ziu dargebracht wurde. Es scheint, daß das vom Kult der Afra nicht ausgefüllte Herz der Alamannen mit religiöser Inbrunst und mit allen Zeichen religiöser Verehrung sich jetzt dem neuen Heiligen verschrieb, der nicht in erster Linie Vorbild christlicher Demut und christlichen Märtyrertums war wie Afra, sondern in Tat und Gebärde ein leuchtender Herold des allmächtigen Himmelsgottes, Himmelsherren und Siegesgottes, eines christlichen *regnator omnium*, eines christlichen Ziu.

---

[88] *Fr. v. d. Leyen*, Die Götter der Germanen, München 1938, S. 66.

[89] Die Erfindung der Runen wurde bisher auf ca. 100 v. Chr. datiert. Für 200 Jahre spätere Datierung vgl. *H. Rosenfeld*, Die Inschrift des Helms von Negau, Zschr. f. dt. Altertum 86 (1955).

[90] *Leyen* (s. Anm. 88) S. 82 f.; *Arntz* (s. Anm. 82) S. 216—220.

Wie man Birkenstäbe, einstiges Symbol des germanischen Himmelsgottes, am Grabe Ulrichs niederlegte, so trank man nun auch die „St. Ulrichminne“ [91]. Einstmals hatte man in gleicher Weise dem Heidengott solchen Opfertrank zugetrunken, um sich seiner gütigen Hilfe zu versichern [92]. Noch die Formel der St. Ulrichsminne könnte dieselbe sein wie beim heidnischen Opfertrank, heißt es doch im Cgm 402 f. 37 b bei Schilderung der St. Ulrichsminne: *Das Trank, das will ich trinken in der lieb des hl. herren St. Ulrichs. Und als er das trank ausz hett trunken und den Becher umkört, sprach er: durch die lieb bin ich gesegnet und sicher, dasz mir kein bösz widerwertigkeit auf heut schaden mag, kein schwert mag in mein leib komen noch stechen.* Wer mochte wohl einst besser vor Widerwärtigkeit und Schwert haben schützen können, als der *regnator omnium,* der zugleich ein Schlachtengott, ein Mars, geworden war — wie die Übersetzung von *dies Martis* mit *Zîstag* zeigt? Erscheint so die religiöse Verehrung Zius und das eine oder andere Stück seines Kultbrauches auf St. Ulrich unbewußt übertragen, so gingen andere Teile dieses Kultbrauches auf St. Michael über, den himmlischen Erzengel und kriegerischen Kämpfer aus Himmelshöhen, dessen Drachenstich am St. Michaelstage auf dem Perlach zu Augsburg bis ins 19. Jahrhundert die Menschenmenge anlockte [93]. Am Vorabend des Michaelstages aber mußten altem Brauche folgend die Bürgermeister Augsburgs, begleitet von Pfeifern und Kerzenträgern, unter Tanz und Zechgelage die Stadt durchreiten [94]. Es ist unverkennbar, daß hier ein alter Kultbrauch zum Volksbrauch wurde. Umritt, Tanz und Opfergelage gehören ja im heidnischen Kult eng zusammen. Da sich für sie keine kirchliche Anknüpfung im städtischen Bereich bot, wie sie im ländlichen Bereich mit Leonhardifahrt und Georgi-, Martini- und Stephani-Ritt gefunden wurde, blieb nur der weltliche Brauch als Auftakt zum Michaelisfest, Kirchweih und Jahrmarkt über. Aber wenn die Augsburger Chronisten seit der Ottonenzeit nicht müde wurden, diesen Umritt am Michaelisvorabend mit dem Kult der heidnischen Göttin Zisa in Zusammenhang zu bringen, so liegt darin doch wohl ein Niederschlag dunkler Volksüberlieferung, die es uns gestattet, die unhistorische sagenhafte Zisa durch den historischen Schwabengott

---

[91] *Anton Birlinger,* Schwäbisch-Augsburg. Wörterbuch, München 1864, S. 419 f.

[92] *Leyen* (s. Anm. 88) S. 136; *Herm. Schneider,* Die Götter der Germanen, Tübingen 1938, S. 146 f. — Die Vita Columbani des Jonas von Bobbio berichtet von einem Opfertrank der Alamannen bei Bregenz zu Ehren Wodans. Da der Verfasser Langobarde ist und bei diesen Wodan zum obersten Gott aufgerückt war, wird der Verfasser wahrscheinlich den Namen Ziu's willkürlich durch den Wodans ersetzt haben; vgl. *Helm* (s. Anm. 8) S. 31—32.

[93] *Birlinger* (s. Anm. 91) S. 128 f.; *A. Birlinger,* Aus Schwaben 2 (1874) S. 144 f.

[94] *Birlinger* (s. Anm. 91) S. 336 f.; *Birlinger* (s. Anm. 93) S. 145.

Ziu zu ersetzen und diesen merkwürdigen Volksbrauch als Nachleben eines Ziu-Kultbrauches auf dem Zîsberg zu sehen. In den Stadtrechnungen des späten Mittelalters über das Umreiten *uf St. Michaelisnacht* tauchen neben den Ausgaben für die Pfeifer, für die Kerzenträger und für das Kerzenwachs auch Ausgaben für *Stäbe* auf: *umb wachs zu den kerzen den burgermeistern zu machen und um stäbe.* Dürfen wir diese Stäbe des Michaelis-Umrittes vielleicht mit den Birkenstäben am St. Ulrich-Grabe zusammenbringen und in beiden von sich aus so unverständlichen und deshalb gewiß auf älteste Tradition zurückgehenden Requisiten das Relikt eines birkenen Kultsymbols des alamannischen Ziukultes sehen?

Im Namen der Kirche, die die Leiber der alten frühchristlichen Märtyrerin und des ottonischen adligen Reichsbischofs miteinander vereinte und die seit der Stauferzeit die Höhe des Zîsberges krönt, steht nicht die ältere, durch Märtyrertod besonders geheiligte Afra voran, vielmehr heißt es seit jeher *St. Ulrich-und-Afra:* der männliche Heilige, der Künder himmlischer Majestas steht an erster Stelle! Sicher ist das nicht Zufall, sondern sinnvoll: der männliche Heilige, der glänzende Bischof steht dem Herzen des alamannischen Volkes näher. Die alteingewurzelte alamannische Hingabe an den Dienst eines allmächtigen ehrfurchtsvoll verehrten himmlischen *regnator omnium* hat hier im hl. Ulrich eine Gestalt gefunden, an der das numinose Gefühl des Ziu-Kultes sich zu christlicher Anbetung verdichten konnte, während andere Elemente des Ziu-Kultes zu sinnentleerten Formelementen des Volksbrauches am Michaelis-Vorabend wurden. Wenn angesichts des überragenden gewaltigen Ulrichsmünsters der Zîsberg vergessen wurde, auf dem diese Kirche doch steht, so geschah dies wohl nicht eigentlich aus kirchlichem Zwang allein oder aus Vergeßlichkeit, vielmehr ist es uns Symbol dafür, daß die alte Religiosität ein neues Gefäß gefunden hatte, um ihrem Drang nach Verehrung des Unendlichen und Allmächtigen Geltung und Erfüllung zu geben.

Die Bedeutung der „festa teatrale" für das dynastische und künstlerische Leben im Barock

von Hans Tintelnot

Wenn wir die große Prachttreppe des herzoglichen Palastes in Parma emporsteigen, die, kuppelüberwölbt, in das piano nobile emporführt, so eröffnet sich uns ein bemerkenswertes Bild. Die Hauptwand des Vorplatzes im Hauptgeschoß der „Pilotta", wo die Farnese Cour hielten, wird beherrscht vom Prunkportal eines riesigen Teatro, das Arena, Ballsaal und Opernhaus in einem darstellt. Die Staatsappartements, längst zu Galerieräumen umgestaltet, öffnen sich links und rechts in Seitenportalen des Vorplatzes. In der Hauptachse aber des Treppenhauses gelegen, wichtigstes Ziel des Aufganges, ist das „teatro Farnese", 1608 durch Aleotti in die neue Residenz eingebaut. Durch vier gewaltige Geschosse reichend, Hauptraum des Schlosses und ein mächtiger Bauteil für sich, sprengt das Theater die Fluchten der Fürstenquartiere und beherrscht sie zugleich (Abb. 1). Derartige Anlagen wiederholen sich oft im Schloßbau Europas in der Folgezeit (Dresden 1721, Potsdam 1743 u. 1763, München 1755, Versailles 1750-70 und Caserta 1769). So fragen wir uns: was sind das für geistige Ansprüche und Überzeugungen, die ein Theater, größer oft noch als die Schloßkirchen, inmitten der Staatsgemächer eingereiht wissen wollen? Und was ist das für ein Dynastentum, das ein Theaterfest im Zentrum seiner Repräsentation nicht missen mochte?

Wie wir aus den Briefwechseln der Isabella d'Este, Pietro Bembos und des Kardinals Bibbiena wissen, steht seit dem Ende des 15. Jahrhunderts das Theater im Mittelpunkt des höfischen Interesses[1]. Die mittelalterlichen Festprogramme sind damals um eine ganz neue Attraktion erweitert worden. Zunächst ist es die humanistische Freude an der Wiederbelebung des antiken Dramas und die sensationell wirkende Übertragung der Zentralperspektive auf das Bühnenbild, die eine so

---

[1] *Corrado Ricci*, La Scenografia Italiana (Milano 1930). — *E. Flechsig*, Die Decoration der modernen Bühne in Italien von den Anfängen bis zum Schlusse des 16. Jh.s (Dresden 1894). — *V. Mariani*, Storia della Scenografia Italiana (Firenze 1930). — *G. Schöne*, Die Entwicklung der Perspektivbühne von Serlio bis Galli-Bibiena nach den Perspektivbüchern (Theatergeschichtl. Forschungen Bd. 43, Leipzig 1935).

ungeheure Wirkung ausübten[2]. Ein berühmter Brief des Baldassare Castiglione, des „Corteggiano“, an den Grafen Ludovico Canossa vom Jahre 1513 beweist das ebenso wie ein bezeichnender Bericht des Alfonso Paolucci an den Herzog von Ferrara aus dem Jahre 1519. Die Aufführungen aber bleiben auf sich beschränkt, der inszenatorische Gesamtgedanke greift noch nicht auf das ganze Fest und seine Grundidee über. Ende des 16. Jh. aber dringen diese inszenatorischen Gedanken zunehmend ein in alle Bezirke der höfischen Repräsentation. Die Theateraufführung steht nicht mehr allein im Festgetriebe. Die Programme des Festes bereichern sich, und sein allegorischer Sinn wird erweitert auf Begriffe wie Huldigung, Staatsraison, Genealogie und politische Symbolik[3]). Seine Zurüstung nimmt praktisch wie ideologisch einen ständig wachsenden Raum in der Hofhaltung ein. Piero Ginori-Conti hat in einer gründlichen Studie nachgewiesen, wie die Florentiner Akademie ein ganzes Jahr mit den Hofämtern, Gelehrten, Musikern zusammenarbeitet, um für die künstlerische Ausgestaltung der Einzugsfeierlichkeiten wie der Aufführungen den Malern (Vasari und Dosio) die nötigen Inschriften und Programme zu entwerfen, als Francesco di Medici die Erzherzogin Johanna von Österreich heiratet und damit sein Haus endlich mit den alten Herrscherfamilien Europas verschwägert[4]. Was die Intermedien der mediceischen Hochzeitsfeste von 1589 mit Buontalentis stupenden Dekorationen bedeuten und welche Rolle die Konzeption ihrer platonischen Grundidee, „die Harmonie der Sphären“ im Geistesgeschichtlichen spielten, hat schon 1895 Aby Warburg aufschlußreich dargelegt[5]. Wie sich aber die moderne Oper aus diesen Festen entwickelte, erläuterten Robert Haas und Besseler[6]. Zu sagen wäre noch, daß auch die Geschichte des Balletts und des künstlerischen Festzuges hier ihren ersten Höhepunkt finden, die Wasserwerks- und Feuerwerks-Musiken und die szenischen Madrigale. Neben den antikisch verbrämten Fest-Diners, den

[2] S. *Dagobert Frey*, Gotik und Renaissance als Grundlagen der modernen Weltanschauung (Augsburg 1929) S. 193 ff., S. 222. — *H. H. Borcherdt*, Das Europäische Theater im Mittelalter und in der Renaissance (Leipzig 1935) S. 40 ff., S. 94 ff.

[3] Vgl. *Hans Tintelnot*, Barocktheater und Barocke Kunst, Die Entwicklungsgeschichte der Fest- und Theater-Dekoration in ihrem Verhältnis zur bildenden Kunst (Berlin 1939) Kap. 1—4, S. 13 ff., S. 1?2 ff.

[4] *Principe Piero Ginori Conti*, L'Apparato per le Nozze di Francesco de' Medici e di Giovanna d'Austria nelle narrazioni del tempo . . . (Firenze 1936).

[5] S. *Aby Warburg*, I costumi teatrali per gli Intermezzi del 1589, in: Atti dell'Accademia del R. Istituto musicale di Firenze Bd. 33 (1895); Neuausgabe in: Gesammelte Schriften 1: Die Erneuerung der heidnischen Antike, hrsg. v. G. Bing (Leipzig 1932) S. 255.

[6] *Robert Haas*, Handbuch der Musikwissenschaft Bd. 4: Die Musik des Barocks (1928) und Bd. 5: Aufführungspraxis der Musik (1931).

Kirchenfeiern und Staatsempfängen formen seither drei Grundelemente das Wesen des höfischen Festes: erstens das mittelalterliche Turnier und die ebenfalls aus dem Mittelalter übernommenen zirkusartigen Spiele (Tierhatz), zweitens die mächtig sich erneuernde Trionfo-Idee, deren Entwicklung uns W. Weisbach schon 1919 darlegte und die ein eigenes Gebiet der künstlerischen wie geistigen Gestaltung wird, — so 1634 bei Rubens in der „Pompa Introitus Ferdinandi", — sodann aber drittens die Festaufführungen[7]. Sie konnten allegorische Opern sein, in denen die Akteure Symbole markierten. Sie waren aber auch von politischem Gehalt, wie der „Corso Sarazeno" und noch mehr das berühmte Wasseroratorium im Hofe des Pitti-Palastes von 1589. In Buontalentis großartig konstruiertem Wassertheater fuhren damals die Kreuzfahrer einher, um das von den Türken besetzte Konstantinopel zu erstürmen, — zu einer Zeit, als der Großwesir mit den Armeen des Sultans auf Wien zog. Man schuf also szenische Leitartikel, Programme, die antike Mythologie und christliche Ideen gleichermaßen durch das Mittel der von großen Künstlern geformten Inszenierung zu verbinden suchten[8]. Das Theater lebt nicht mehr isoliert, sondern es ist Mittelstück im Höhepunkte des dynastischen Lebens. Regie zwingt alles Festesleben unter ihre Praktiken und so entsteht im Laufe des 16. Jhs. die „Festa teatrale", die mehr ist als nur eine vereinzelte Aufführung. An allen europäischen Höfen — unmöglich, Einzelnes hier aufzuzählen — ist sie bis zum Abklang des Absolutismus, bis zur Zeit der französischen Revolution, Kundgebung der Staatsmacht, ähnlich wie die festliche Ausfahrt des Bucintoro in Venedig und die Vermählung des Dogen mit dem Meer.

Die konsequente Überantwortung aller dieser Festgestaltungen in die Hände von Architekten und Malern beweist, wie Fest und Theater seit dem 16. Jahrhundert als Angelegenheit der bildenden Künste aufgefaßt wurden. Die Wechselbeziehungen zwischen bildender Kunst und Bühneninszenierung, zwischen Theater und Publikum ergeben für unsere Betrachtung drei Fragenkomplexe:

1. Was hat die bildende Kunst dem dynastischen Barocktheater gegeben?
2. Was gab das höfische Theaterleben der bildenden Kunst?
3. Wie nimmt die Öffentlichkeit im Barock die Elemente des fürstlichen Theaters auf und wie versucht die dynastische Repräsentation mit ihnen zu wirken?

---

[7] *Werner Weisbach*, Trionfi (Berlin 1919) und *H. G. Evers*, Rubens (München 1942) Kap. XXIII, S. 369 ff.

[8] *H. Tintelnot* (s. Anm. 3) S. 25 ff.

Für das Mittelalter sind breite Wechselwirkungen kaum anzunehmen, wie aus den Arbeiten von Cohen, Creizenach, Nicoll u. a. erkennbar wird[9]. Wenn man auch, wie bei Memlings Passion, wiederholt auf die Wirkung der Passionsbühne auf die Malerei hingewiesen hat, so bleibt doch ein entscheidender Einfluß der Einwirkung methodisch kaum präzise faßbar. Die Aufteilung spätmittelalterlicher Raumbilder in Abteilungen, Podeste und Gehäuse (etwa bei Giotto) entspringt einer gleichen simultanen Raumauffassung und muß keineswegs immer, wie auch bei ikonographischen Einzelzügen, Einfluß und „Übernahme" sein. Da auch die Konzentration auf einen Theaterraum und den Festbau fehlten, dürften die Übergänge höchst fließend sein. Was seit der Renaissance aber die bildende Kunst dem Theater geben konnte, ist die Gestaltung seines Hauses, seines Bühnenbildes im optischen Empfinden der jeweiligen Zeit, seines Kostüms, in dem Rhetorik und Agitatorik des Schauspielers erst recht wirksam werden. Theater wird somit ein geschlossener Gestaltungskomplex innerhalb der fürstlichen Bautätigkeit und der höfischen Kunstaufgaben. Es erhält alsbald auch einen Zuschnitt, der dem Bürgertum versagt blieb und von den Communen selten und spät erst erreicht wurde (Hamburg im 18. Jh.).

Fassen wir die Ergebnisse der 1955 zu diesem Problemkreis vorliegenden Arbeiten einmal kurz zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

Die Geschichte der Bühneninszenierung tritt mit der Renaissance in ein festes Wechselverhältnis zur bildenden Kunst. Im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts formen Maler und Malerarchitekten erstmalig für uns faßbar das Bild der Szene im Sinne der streng zentralperspektivischen Konstruktion des Bildraumes in der Tafelmalerei. Die Bühnendekoration ist im reinsten Sinne Bild, gemalte Hintergrundfolie für das Vordergrundspiel in seiner Gebundenheit an die renaissancehafte Reliefzone eines schmalen Aktionsraumes. Der Bildraum des Hintergrundes wird räumlich nicht für das Spiel aktiviert. Die Bühne hat, mit Peruzzi um 1520, theoretisch erst mit Serlio 1543, also mit deutlicher Verspätung gegenüber der Malerei, die simultane Bildauffassung der Renaissance erreicht. Die Entwicklung aber liegt im festlichen Gestaltungstrieb nicht der Akademien oder Gilden, sondern der Höfe in Ferrara und Mantua. Das Bühnenbild steht im Mittelpunkt des Fest-Interesses.

Demgegenüber bedeutet die Inszenierung des Manierismus in seiner Entwicklungsspanne von etwa 1550—1610 einen entscheidenden Vorstoß zur räumlichen Aktivierung der Szene. Vorort dieser Entwicklung wird

[9] Vgl. *C. Dubech*, Histoire générale du théâtre (Paris 1929); *A. Nicoll*, The Development of the théâtre (London 1927); *Tintelnot* (s. Anm. 3) S. 12 ff. mit Anmerkungen.

der Hof von Florenz mit den grandiosen Mediceischen Festen von 1565, 1589 und 1608. Gestalter der neuen dynastisch-allegorischen Ideen der „Festa teatrale“ aber sind wieder durchwegs Architekten oder Maler-Architekten wie Parigi, Aleotti, Dosio, die, wie die Festberichte seither eindeutig beweisen, ganze Stadtbilder für die „Trionfi“ umgestalten. Wie im Raumbild der Malerei und in den Raumkonzeptionen der Architektur, beginnt nach 1560 ein deutlicher Bruch mit der Renaissanceauffassung auch im Bühnenbild spürbar zu werden. Der Kampf geht um ein technisches Problem ebenso wie um ein künstlerisches: Man ist bestrebt, von der starren Bildfolie der feststehenden Renaissancedekoration loszukommen und mit Wandeldekorationen die Tiefendimension des Dekorationsbildes für das Spiel nutzbar zu machen. Dabei kommt es, wie in der Raumdarstellung der Malerei, zu einer Diskrepanz zwischen realem Tiefenraum und übersteigerter Raumtiefe des Prospektbildes, vor dem die Aktion stattfindet [10]. Entscheidend ist die der bildenden Kunst analoge Hinwendung zur Dynamik des Raumbildes (Tintoretto!), der auf der anderen Seite eine unerhörte Bereicherung der szenischen Dekorationsmittel durch die manieristische Ornamentik entspricht. Vasari 1565 und Buontalenti 1589 sind als die bahnbrechenden Meister einer manieristischen Phase des Bühnenbildes und der allegorischen Festgestaltung anzusehen, die, bis in jedes Kostüm durchgestaltet, eine Grundlage der höfischen Barockdekoration darstellt.

Entscheidend für das barocke Theaterfest der Dynasten ist der sich in dem Kulissensystem äußernde Wille zur totalen Aktivierung des Raumbildes auf der Bühne zugunsten ungehemmter Dynamik des Tiefenraumes. Der Existenzraum des fürstlichen Zuschauers wird unmerklich in die allegorische Realität szenischer Aktionsräume übergeleitet, wo in zahllosen Abwandlungen antike Heroenmythen und Caesarenschicksale agiert werden, die — wie „Constanza a fortezza“ [10a] — genügend Anlässe zur sinnbezogenen „Allusion“ auf das Leben der Dynasten, seine Jubelfeier und seine Devise abgaben. Darin entspricht die Haltung der Bühnendekoration den Tendenzen der Architektur (Burnacini, Bernini). Nicht Trennung der Raumkompartimente und Existenzräume, sondern Verschmelzung, nicht Raumflächen in strenger Scheidung, sondern Raumachsen in mitreißendem Tiefendrange, nicht Beharren des Raumbildes in starrer Unbeweglichkeit, sondern beweglichster Reichtum der technisch grandios vervollkommneten Verwandlungskünste machen den immer

[10] Vicenza, Teatro Olimpico.

[10a] Die Devise Karls VI., als allegorische Festoper in einem gewaltigen Freilichttheater G. Galli-Bibienas aufgeführt am Hradschin anläßlich der Krönung des Kaisers zum böhmischen König in Prag, 1723.



Abb. 1. Parma, „Teatro Farnese" (Aleotti 1608)



Abb. 2. Jacques Callot: Der mediceische Theatersaal während einer Aufführung (Inszenierung Parigi) Original: Florenz, Uffizien



Abb. 3. J. B. Fischer v. Erlach: Katafalkdekoration für Kaiser Josef I. (Wien, 1711)



Abb. 4. J. B. Fischer v. Erlach: Triumphbogen für Kaiser Josef I. (Wien, 1690)



Abb. 5. Vigarani/Sylvestre: Alcinas Zauberpalast (Versailles, 1664)



Abb. 6. Vigarani/Sylvestre: Politisch-allegorisches Feuerwerk (Versailles 1674)



Abb. 7. August d. St. als „dieu Mars" (Dresden, 1719)



Abb. 8. Der Tempel von Kolchis und das goldene Vlies. Schlußszene der Festinszenierung A. Mauros auf der Elbe (Dresden, 1719)

stärker sich entwickelnden Bilderreichtum der Barockbühne aus. Das Spiel greift in die Existenzwelt des Betrachters ein, wie Callot es überliefert: Aus der Bühnentiefe tanzen allegorische Bilder in die Fürstengesellschaft hinein[11]. Die Grenzen zwischen Aktionsraum und Dekorationsbild, zwischen deklamierenden Darstellern und rezeptiven Zuschauern, zwischen Tageswelt und Illusionswelt sind gänzlich flüssig geworden zugunsten der Wunschbilder des theatralischen Zeitalters.

Drei Hauptphasen der künstlerisch gestalteten Festbühne lassen sich herausschälen:

1. Die Bühne des Frühbarock mit dem fast ausschließlich angewandten Prinzip der tiefen, einräumigen Kulissenachse. Hauptvertreter sind Torelli, Vigarani und Burnacini, als Beherrscher der italienischen, süddeutschen und französischen Theaterpraxis, deren Schwerpunkt an den Höfen von Florenz, Mantua, Wien und Paris gelegen ist. Daneben stehen Bernini und Fontana, im päpstlichen Repräsentationskreis zu Rom. Diese erste Periode umfaßt das ganze 17. Jahrhundert.

2. Die zweite und entscheidende Stufe ist die des reifen Hoch- und Spätbarock. Sie bildet die höchste Phase der Entwicklung überhaupt und erfaßt alle nördlichen Höfe wie Mannheim, Braunschweig, Warschau, Berlin, Stockholm, Hannover, Bayreuth, Dresden und sogar große Bürgerstädte wie Amsterdam und Hamburg. Sie wird getragen vom Genie dreier Meister: Ferdinando und besonders Giuseppe Galli-Bibiena und Filippo Juvara, der in Rom und Turin Entscheidendes und Neues gestaltet. Diese großen Architekten der Szene — es sind die ersten Chargen des Landes — geben dem Aktionsraum völlige Ungebundenheit in der Gestaltung: Diagonalachsen, Poligonalräume mit ausstrahlenden Achsenfluchten, Übereckräume. Die letzte Freiheit des architektonischen Raumbildes ist erreicht und bezieht mühelos den Zuschauerraum in ihre Phantasie-Welt ein.

3. Die dritte Entwicklungsstufe des Bühnenbildes im Barock verzichtet auf übersteigerte Raumbilder und kann gemäß ihrer Vorliebe für phantasievolle, unsymmetrische Bilder als die eigentliche Phase der Rokokoszene angesehen werden. Ihre Hauptvertreter sind in den Brüdern Galliari (Mailand und Berlin), Vincenzo dal Ré (Neapel) und einem bisher zu wenig beachteten Venezianer, Alessandro Mauro, zu sehen, der dem dänischen König und August dem Starken die solennen „Entrées“ der Republik zurüstet.

Wie die Benennung der Wirkungsorte aller dieser großen Architekten der Szene erkennbar macht, fluktuieren die Kräfte im gesamten europä-

---

[11] S. Abb. 2; *R. Alewyn* in: Karl-Arnold-Festschrift S. 12 f.

ischen Raume; großes Theater ist bis um 1800 Angelegenheit der Repräsentation großer Höfe mit internationalen politischen Verbindungen und Aspekten, zu deren festlicher Sichtbarmachung man Kapazitäten über alle Grenzen weg verpflichtete. So stirbt denn ein Giuseppe Bibiena 1756 in Berlin, ein Juvara 1736 in Madrid.

Die Abkehr von allen diesen Raumprinzipien der Barockbühne bringt der spätbarocke Klassizismus. Mit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts verschwinden die großen Raumtiefen immer mehr von der Bühne. Die bedeutendsten Meister dieser Entwicklung sind Colomba (Stuttgart), Sacchetti, Servandoni (Paris), Fuentes (Frankfurt) und Schinkel (Berlin). Entsprechend aber den allgemein künstlerischen Tendenzen des Klassizismus treten architektonisch klar durchgeformte Raumbilder im vollen Gegensatz zum Rokokobild und seiner Asymmetrie auf. Die Bühne wird zum Guckkastenbild. Das grundsätzlich Wichtige der barocken Theaterdekoration, ihre räumliche Bezugnahme auf den festlichen Zuschauer, wird von einem neuen Prinzip abgelöst, und die Welt der Szene wird vom Existenzraum des Beschauers abgesondert. Man tanzt nicht mehr hinab. Die rhetorische Geste des Akteurs wirkt von der Bühne herab, steht nicht mehr im Illusionsraum des Festteilnehmers. Das Theater wird Repertoirtheater und staatliches Bildungsinstitut, es ist nicht mehr Höhepunkt einer einmaligen „festa teatrale“, die Turnier, Ballett, Festzug, Staatsdiner und sogar kirchliches Oratorium in einem allegorischen Gesamtprogramm sinnvoll zusammenfaßte.

Parallelerscheinungen zu alledem zeigt die Entwicklung des Theater-Baues. Er wird im 17. Jh. eine immer größere Aufgabe für den Hof-Architekten. Aus dem provisorischen Saaltheater und den Versuchen, antike Amphitheater im Schloß nachzubilden, entwickelt sich die frühbarocke Theaterhalle mit Estraden, die, entsprechend dem universellen Charakter der festa teatrale, zugleich noch einen Turnier- und Tanzplatz umschließt, wie das Aleotti in Parma analog Bramantes Cortile del Belvedere im Vatikan zeigt. Der Hochbarock entwickelt nur langsam mit der Mehrstöckigkeit der Galerien über den Estraden das Rangtheater. Neben der ursprünglichen Trapez- und Glockenform des Grundrisses konstruiert das Rokoko die Oval- und Lyraform des Logenhauses, das mit zunehmend komfortableren Ausstattungen und Nebenräumen immer mehr zum Gesellschaftsraum wird, der schließlich im Klassizismus die Form eines Halb- oder Dreiviertelrundes annimmt und von der Guckkastenbühne abgeriegelt wird. Aber auch hier bleibt das dynastische Erfordernis raumbildend: Die Hofloge als integrierendes Zentralstück beherrscht die Logenhäuser und bestimmt das gesellschaftliche Fluidum der Galaoper.

Im zweiten Teil unserer Überlegungen hätten wir uns der Betrachtung der Wechselwirkungen zwischen Theater und bildender Kunst unter dynastischer Aegide zu widmen. Es ist festzustellen, daß eine direkte Auswirkung des Barocktheaters auf die Architektur nur wenig sicher faßbar ist. Zwar kommt es zu zahlreichen Parallelerscheinungen und verwandten Raumbildungen, besonders in der Gestaltung des Kirchenraumes, verglichen mit den Raumschöpfungen der Bühne. In direkte Beziehungen zu Barockfest und -theater treten Fontana, Bernini, Juvara, Fischer von Erlach (Abb. 3 u. 4), Pöppelmann aus der Reihe der wichtigeren Baumeister.

In Berninis Kapelle der hl. Terese in Sta. Maria della Vittoria zu Rom, wo Zuschauer in Logen dem Mysterium beiwohnen, in Asams Chorlösungen zu Weltenburg und Osterhofen kann man ebenso Einwirkungen theatralischer Prinzipien sehen wie in Cornacchinis Anordnung des Standbildes Karls d. Gr. in der Vorhalle von St. Peter[12]. Das Pendant zu Berninis theatralisch drapiertem „Constantin“, unter bühnenartigem Bogen vor perspektivischem Prospekt, wirkt auf eine Festaufführung zurück, die von der Kurie als politische Reverenz gegenüber Frankreich (aus Anlaß der Geburt des Dauphins) 1729 inszeniert wurde; man wollte, wie die Einleitung der eigens gedruckten Prachtpartitur ausdrücklich besagt, in der Wahl des Stoffes auf den Ahnherrn des französischen Königshauses und den Förderer der Kirche Bezug nehmen.

Vielseitiger sind die Anregungen, die das Theater der höfischen Malerei vermittelte. Das Theater stellt der Malerei zu allen Zeiten eine Aufgabe, die seiner Grundhaltung als eines synthetischen Kunstwerks entspricht. Eine Fiktivwelt muß von den Malern mit den gleichen malerischen Techniken bewältigt werden wie die wirklichen Schönheiten der realen Umwelt. Die Darstellung des Bühnenkünstlers, der durch den vollen Einsatz seiner körperlich-seelischen Gestaltungskräfte die Szene erst lebendig werden läßt, erfordert zweierlei: die psychologische Erfassung seiner Eigenpersönlichkeit und die Wiedergabe seiner Rolleninterpretation in ihrer speziellen Charakteristik. Zu den rein malerisch-artistischen Reizen, wie sie das Festleben der Höfe, die Zeremonie, die Aktion der Fürsten in einer Welt von Dekorationen und schließlich die Festoper schon von sich aus dem Maler bieten, tritt als Aufgabe also noch die Erfassung der besonders diffizilen seelischen Bereiche des Bühnenmenschen, seiner künstlerischen Stellungnahme dem dramatischen Kunstwerk gegenüber und seiner menschlich-sozialen Situation innerhalb seiner Umwelt[13].

---

[12] Vgl. dazu den illustr. Festbericht „Il Carlo magno, festa teatrale in occasione della nascita del Delfino ...“, Rom 1729. (Stiche von Michetti u. Grabuggiani), s. *Tintelnot* (s. Anm. 3) S. 133/34, Abb. 101 u. 102.

[13] Vgl. *Tintelnot* Kap. 7 u. 8, S. 195 ff.

Diese Probleme aber hat die Malerei des gesamten 16. und 17. Jahrhunderts niemals berührt. Das Verhältnis der Malerei zum Theater war noch kaum wechselseitig. Die Maler traten einseitig als ausstattende Künstler in eine Verbindung zum Theater, waren noch nicht Schilderer seiner Welt. Demgegenüber nimmt das 18. Jahrhundert, vornehmlich die Kunst des Rokoko, zu allen Fragen des Theaterlebens auf Grund einer völlig veränderten, aufgelockerten gesellschaftlichen Haltung, eine ganz neue Stellung ein. Auch der Dynast gewinnt eine neue aktivere Position in dieser Welt. Man besingt Künstler und spielt mit ihnen (Karl VI., Friedrich d. Gr.). Die Sammlertätigkeit und der Briefwechsel Friedrichs d. Gr. beweisen das.

Die künstlerischen Probleme des Motivs „Theater" wurden dementsprechend von neuen Standpunkten her, wenn auch nur einseitig, gelöst. Das Motiv „Theater" wurde als höheres, meist höfisches Genre, als Sittenbild aus einer gepflegten Gesellschaftsschicht, erfaßt. Der Schauspieler als Persönlichkeit, privat oder als Träger seiner Rolle, ferner das Metier des Bühnenmenschen und die Verschmelzung dieses Metiers mit dem einer gesellschaftlichen Oberschicht, etwa im höfischen Gartenfest, waren die Pole, um die die künstlerische Phantasie kreiste. Halb aus spielerischem Unterhaltungstrieb, halb aus einer fast romantisch-natursehnsüchtigen Phantasie, gab die höfische Gesellschaft des Rokoko die Grundstimmung ab für einen reichen Motivschatz, der über die Darstellung des eigentlichen Theaterspieles weit hinausreicht, wie uns die Bilder des Watteau-Kreises in Sanssouci und im Neuen Palais zeigen. Ja, im Vorzimmer König Friedrichs zu Charlottenburg kann Pesne schließlich so weit gehen, daß er den Realraum und die Bewohner Mittelpunkt einer festlichen Gartenhalle werden läßt, in deren Illusionswelt die Tänzerin Camargo, die Pawlowa ihrer Zeit, mit ihrem berühmtesten Rollenkostüm persönlich einzutreten scheint [14].

Aber auch den Schauspieler würdigt die Porträtmalerei in seinem Menschentum erst in dem Moment, als er sich in eben diese höhere Gesellschaftsschicht erhebt. Diese Entwicklung begann gegenüber einer bereits 120jährigen Theatertradition erst relativ spät mit Gillot. Sie kulminierte rasch in Watteau. Sein seelischer Reichtum, seine Sublimierung des Theatermotivs strahlten weiter aus und zogen noch Pater und besonders stark Lancret in ihren Bann. Antoine Pesne, St. Aubin, Ch. Coypel, Boucher, Raoux, Vanloo ergänzen die Reihe der bedeutenden Schilderer des Theatermilieus. Das aus ihm gewonnene neue Motiv ist die Sublimierung des Theaterspiels entsprechend dem arkadischen Wunschbild

---

[14] *Margarethe Kühn*, Schloß Charlottenburg (Berlin 1955), S. 64 Anm. 130 f., Abb. 93—98.

einer gesellschaftlichen Spätkultur. Dazu kommt das eigenartige Naturgefühl jener Zeit, das sich in arkadischen Gartenspielen und Serenaden äußert (Wilhelmine v. Bayreuth), und so verbindet sich die Motivwelt des Theaters schon in den Anfängen des eigentlichen Rokoko, schon bei Watteau, mit dem Landschaftsbild.

Auffällig an der ganzen Entwicklung bleibt der geringe Niederschlag, den das italienische Theater in der Malerei seines Landes gefunden hat. Auch in der deutschen Malerei des 18. Jahrhunderts fand der gerade hier ausgeprägte Reichtum höfischer Festkultur nur geringen künstlerischen Ausdruck. Es gibt in Italien und in Deutschland nur wenige Darstellungen besonderer Aufführungen und berühmter Bühnenkünstler in ihrer Rolle aus dem 18. Jahrhundert. Zu dieser Zeit tritt jedoch in Frankreich das Rollenporträt in sehr qualitätvollen Beispielen auf. Das große Wortdrama und die Oper waren darüber hinaus nur von schwacher direkter Wirkung auf die Malerei, und zwar gilt das für alle europäischen Länder. Aber das Singspiel und das niedere Genre der Volksposse, die Commedia, wurden in Frankreich durch Watteau zum Träger der neuen Motivwelt erhoben. Durch ihn werden die Komödianten Staffage im elysischen Landschaftsbilde einer meist höfischen Gesellschaft, die aus der Konvention ihrer Schicht treten möchte — wie das die Briefe Wilhelmines von Bayreuth oder der Madame de Sevigné erweisen — und oft genug auch aus ihr heraustritt, etwa in den Pariser cytherischen Liebesgesellschaften der Régence [15].

Nur England kennt eine starke Wirkung seines nationalen Dramas in der bildenden Kunst. Ja, in der Spätzeit des 18. Jahrhunderts löst England darin Frankreich ab. Allerdings verbindet sich seine malerische Würdigung des hohen Theaterstils nicht mehr mit dem spielerischen Genre und dem Schäferlich-Landschaftlichen einer Rokokogesellschaft. Das Interesse der englischen Maler entspringt in erster Linie der sozialkünstlerischen Anteilnahme an der Persönlichkeit des interpretierenden Künstlers, so in den zahlreichen Siddons- und Garrick-Bildern. Gainsborough und Reynolds aber waren selbst hochgebildete Repräsentanten dieser soziologisch anders konstruierten Akademiker-Schicht der englischen Aufklärungszeit. Als Sammelobjekte wie als „Erinnerungsbilder“ aber bedeuten alle diese Gemälde Zeichen einer engen Verbundenheit des Publikums mit der immer noch dynastisch beherrschten Theaterwelt.

Die Raumgestaltung der Szene als solche wirkte sich in der Malerei vor allem im Gebiete der Ruinenlandschaft, der Vedute und der Architektur-

[15] Vgl. *Mussia Eisenstadt*, Watteaus fêtes galantes und ihre Ursprünge (Berlin 1930) II S. 85 ff. — *E. Pilon / Fr. Saisset*, Les fêtes en Europe au XVIIIe Siècle, Chap. II S. 17 ff.

phantasie aus. Diese Zweige der Malerei pflegten die Italiener. Im Lande der großen Szenenarchitekten setzte bezeichnenderweise der Einfluß des Theaters weniger im Genre- als im Raumbild ein. Idealprospekt und Tafelmalerei stellten dem Wunsche der Bühnenmaler, kühne Raumkombinationen „Bild" werden zu lassen, keine technischen Schwierigkeiten entgegen. So wurde gerade das Architekturbild mit allen seinen Abarten zu einem besonders gepflegten Schaffensgebiet der italienischen Bühnendekorateure (Bibiena, Piranesi, Ghisolfi, Gaspari, Jolli, Orlandi). Als beliebte dekorative Motive, vor allem für Supraporten, geben Gemälde dieser Art in fast allen Barockschlössern Zeugnis von der indirekten Wirkung der enormen szenerischen Gestaltungskünste des dynastischen Theaters [16].

Die Theatergraphik tritt von allen Kunstgebieten in das verschiedenartigste Wechselverhältnis zur Bühneninszenierung. Unsere Beobachtungen haben ergeben, wie fließend oft die Grenzen zwischen Szenenstich und Illustrationsstich sind. Beim Ausarbeiten eines ornamentalen Vorsatzkupfers trat die Vertrautheit der meisten Graphiker des 17. und 18. Jahrhunderts mit den Bedingungen der Szene hervor; wieder sind es die vielseitigen Meister, die diesem Gebiete sein entscheidendes Gepräge geben; die Chauveau, Bérain und Callot, „dessinateurs du Roy", sind Inszenatoren, Illustratoren, Ornamentisten und auch getreuliche Schilderer der von ihnen ausgestatteten Feste in einer Person [17].

Im Gebiete der Sakraldekoration, den Katafalkdekorationen, Kanonisationsgerüsten, Feuerwerken beeinflussen und ergänzen sich alle diese im eigentlichsten Sinne barocken Meister, die nicht nur Architekten allein waren, sondern als Graphiker, Maler, Dekorateure möglichst viel Bereiche des künstlerisch-höfischen Lebens zu durchdringen suchten. Und damit kommen wir auf die dritte Seite, mit der das Theater und seine künstlerische Gestaltung das barocke Leben berührt: die kirchliche und dynastisch-repräsentative Welt im eigentlichen.

Die Schaufreude, die unmittelbar sinnliche Erfassung des theatralischen Bildeffektes als eines Teils aus einer anderen, überweltlichen Realität ließen den Barockmenschen die Wolkenglorie eines Altares und die Scheinräume einer Sakraldekoration zu einem Stück Himmel und zu einem Geschehnis der Hl. Schrift werden. So bedient sich auch die Kirche im Barock zur Verbildlichung und Versinnlichung ihrer Ideen theatralischer Aufbauten und Wirkungsmittel. Die von Theaterarchitekten und

---

[16] Friedrich d. Gr. läßt sich im Vollzug derartiger Eindrücke von seinem Theaterdecorateur Verona den sogenannten „Ruinenberg" gegenüber der Vorfahrtseite von Sanssouci errichten.

[17] Vgl. *Tintelnot* Kap. II 10.

Bühnenmalern errichteten „Heiligen Gräber", die Karfreitagsdekorationen etwa der Wiener Hofburg, und die Festgerüste spielen eine heute kaum faßbare Rolle im kirchlichen Leben. In Rom ist dabei nicht nur an die Zurüstung der Kanonisationsfeierlichkeiten zu denken; auch das alljährliche Cinea-Fest, eine alte Huldigung des Königsreichs Neapel, die zumeist mit riesigen „Apparaten" auf der Spanischen Treppe gefeiert wurde, und die Allegorischen Oratorien im Teatro Constanzi — etwa bei Dauphin-Geburten — zeigen, wie weit auch der päpstliche Hof das Theater in allen seinen Spielformen zur Staatsfeier erhob [18]. Alle diese Dekorationen aber wirken durch Pozzo und seine Nachfolger auf die künstlerische Gestaltung vor allem der illusionistischen Freskomalerei in Deutschland und in den slawischen Ländern ein [19]. Nirgendwo offenbart sich der theatralische Geist des Barock ernsthafter als hier.

Neben wirklichen Trauer-Gottesdiensten wurde es üblich, auch Gedächtnisfeiern für verstorbene, alliierte Monarchen mit oft haushohen Trauerdekorationen und denkmalartigen Aufbauten in den Hofkirchen abzuhalten. Dazu lud man das Diplomatische Korps ein, wie zahllose Stiche überliefern. Man vollzog also eine Sympathiegeste in der Ausrüstung solcher Feiern, in der das Auge zumindesten ebenso beschäftigt wurde wie das Ohr. Schlüter, Fischer von Erlach, Hildebrandt, die bedeutendsten Architekten auch des deutschen Barock, rüsteten derartige Trauerfeste in Berlin und Wien zu, deren politische Absicht oft aus den Beischriften der Stiche erkennbar wird, wichtig genug, daß man sie verbreitete (Abb. 3). Das Theatralisch-Festliche durchpulst also alle Bereiche der geistlich-höfischen Feier.

Die weltliche Repräsentation identifiziert sich mit theatralischer Darstellung ohnehin sehr früh. Bereits die mediceischen Feste waren voller Ausdruck eines dynastischen Machtanspruchs. Schon 1664 wurde vor dem Kaiserlichen Hof in Wien eine „Monarchia latina trionfante" in einer abendfüllenden Inszenierung Burnacinis aufgeführt, in der die Länder der Krone personifiziert die Gloria der habsburgischen Monarchie verkörpern und besingen. Eine allegorische Oper also wird zum Ausdruck des Hausmacht-Gedankens. Ähnliches gestaltete man noch des öfteren. So erscheint uns nichts bedeutsamer für die politische Auffassung des Theatra-

---

[18] Pannini hat ein solches Festoratorium, das vor dem offiziellen Cercle des Kardinals-Kollegiums und der drei Gesandten der bourbonischen Königreiche beim Hl. Stuhl öffentlich aufgeführt wurde, eigens in einem Ölgemälde (Paris, Louvre) überliefern müssen.

[19] Vgl. *Tintelnot* Kap. II/11, S. 270—97.

[20] „La contesa del aria e del aqua, festa a cavallo" ... inv. e descr. di F. Sbarra . . . Vienna 1667. — Musik von Draghi, Inszenierung von Burnacini, vgl. *Biach-Schiffmann*, Lodovico Burnacini (Wien 1955); *R. Haas*, Musik des Barock, fig. 109.

lischen im Barock als jene Beschreibung der „Contesa di aria e del aqua“, des so bekanntgewordenen und in Stichen überlieferten „Roßballetts“, während der Wiener Hochzeitsfeierlichkeiten von 1667 [20]. Hier führten Vertreter vornehmster Geschlechter, die Herberstein, Gallas, Trautson und der ganze Hofadel ein allegorisches Schauspiel zu Ehren des kaiserlichen Ruhmes auf. Es war eine Freilichtaufführung, eine Zwischenform von Oper, Revue, Reittournier und Festumzug. Vor den Gesandten aller europäischen Staaten vertrat man in Maskierung die Ehre des Habsburgischen Hauses, seine Sendung in aller Welt. An effektvollen Wirkungsmitteln wurde nicht gespart. Unter den politisch sinnbezogenen Reiteraufzügen und allegorisch-symbolischen Schaukämpfen (Nachfahren der mittelalterlichen Turniere) fiel ein Lanzenstechen gegen Türkenköpfe auf — ein Politikum zweifelsohne, gemünzt auf die türkischen Feinde im Balkan, offen genug dargestellt in Gegenwart auch des türkischen Gesandten! Den Höhepunkt aber des Programms bildete die Erscheinung des Tempels der Ewigkeit und des Friedens, der sich in staunenswerter Maschinerie vom Dache der Hofburg herabsenkte, sich öffnete und das Reiterstandbild des Kaisers in aller seiner Glorie, mit den Reichsinsignien angetan, zeigte. Das Standbild war keine Puppe, kein Schauspieler in Maske etwa. Es geschah vor den Augen der politischen Welt das Letztmögliche: Der „deus ex machina“ lebte, es war Leopold I. selbst, der mit den verehrungswürdigen Insignien hier erschien, um alsbald in die Arena zu sprengen und den Kondukt des Friedens in sinnfälliger Allegorese seines herrscherlichen Trachtens anzuführen. Darin lag für die Zeitgenossen keine Herabminderung seiner Würde und kein Herabsinken der Reichskleinodien zum Theaterrequisit. Es ward vielmehr der tiefe Ernst darin gesehen, der diesem Effekt und damit dem Theatralischen zugrunde lag; der prächtig gedruckte Festbericht kommentiert nur zu deutlich: „rappresentante il suo sacrissimo Ingenio“ habe der Kaiser seine majestätische Sendung veranschaulicht. Die theatralische Inszenierung hebt also das Dynastische in die Sphäre des Überweltlichen und der personifizierten Allegorie, eine Idee, die im Triumphbogen Josefs I. wiederkehrt (Abb. 4).

Souveräne Herrscher stellten demnach ihre eigenen Herrschersymbole, ihre Mission und ihren Anspruch dar. Sie identifizierten also ihre Stellung im Leben mit ihrer Rolle im Staatsschauspiel. Derartige Verwischungen der Grenzen zwischen Aktionen und Begriffen blieben nicht auf den deutschen Kaiserhof beschränkt. Sie treten mit aller Symbolkraft in den gleichen Jahren auch am französischen Hof auf, und man hat fast den Eindruck, als ob das Staatsfest zum Ausdruck der politischen Rivalität der beiden Häuser Bourbon und Habsburg wurde. Wir wissen, daß die Bourbonen in allegorischen Pantomimen vor ihren Höfen tanzten, Lud-

wig XIV. tanzte prononciert die Sonne, das Zeichen seines Herrscherlebens, als Mittelfigur eines Balletts im Jahre 1654. Ein Stich von Stefano della Bella mußte diese Form der Selbstdarstellung festhalten.

Die vielberühmten Festlichkeiten des Sonnenkönigs vom Jahre 1664 im Park von Versailles „Les plaisirs de l'Isle enchantée", in einer Prachtpublikation J. Sylvestres überliefert, sind in ihrer Regie für unseren Zusammenhang besonders aufschlußreich[21]. Die Feste dauerten mehrere Tage. Ihnen liegt ein Grundprogramm aus Ariosts „Orlando furioso" zugrunde. Man suggerierte sich, daß der Park des Schlosses das Zauberreich der Alcina sei, in dem sie die ganze Hofgesellschaft mit dem König als Roger im Mittelpunkt und den Kavalieren des Hofes als seinen Rittern gefangen hält; nach dem Bericht Félibiens konnte man doch das Schloß ein „Palais enchanté" nennen. Das Schloß selber bildete den Schlußprospekt, Palast der Alcina, für die Freilichtaufführungen in der großen Allee. Wir haben es hier allenthalben mit einer seltsamen Umkehr der Realitätsbegriffe zu tun, worauf Dagobert Frey schon hingewiesen hat[22]. Realität wird Spiel und Spiel wird gelebte Realität. Die Hofgesellschaft vollzieht mit diesem Fest der „Isle enchantée" einen Akt der Selbstverzauberung. Überall wird die Wirklichkeit zur bloßen Illusion umgedeutet, die Fiktion aber erscheint „wie wirklich". Daß die ganzen Festtage am Schluß mit einer riesigen Wasseroper endeten, in der unter Feuerwerksgedröhn zuletzt der Zauberpalast in Raketen aufging, bedeutet höchste Steigerung und Entzauberung zugleich (Abb. 5).

Es ist bezeichnend genug für den künstlerischen und propagandistischen Wert, den man diesen Festen beilegte, daß sie durch intensive Schilderungen oft nach Jahren noch bekannt gemacht wurden. Ihre Ideologie mußte durch Kupferstichwerke verbreitet werden. Niemand anders als Félibien wird zum Interpreten der reichgefüllten Programme, als deren künstlerische Gestalter immer die ersten Architekten und Spezialisten des Hofes erscheinen: Le Brun, Le Notre, Vigarani, Sylvestre, Gillot. Es ist aber ebenso bezeichnend, daß in der Folgezeit immer ein Politikum zum Anlaß der Festgestaltung genommen wird. Schon der Festbericht vom 18. Juli 1668 (publiziert 1679) beginnt mit einem entsprechenden Hinweis Félibiens: „Le Roy ayant accordé la Paix aux instances de ses Alliez, et aux voeux de toute l'Europe (!), et donné des marques d'une moderation et d'une bonté sans exemple (!) mesme dans le plus fort de

[21] Vgl. das zeitgenössische Prachtwerk: „Les plaisirs de l'Isle enchantée, ou les festes et divertissements du Roy, à Versailles, Divisez en trois journées, et commencéz le 7me Jour de May, de l'année 1664."

[22] *Dagobert Frey* in: Festschrift H. Wölfflin zum 70. Geburtstag (Dresden 1935), S. 30 ff.; ders. in: Kunstwissenschaftliche Grundfragen (Wien 1946, S. 145; „Zuschauer und Bühne", S. 151 ff.).

ses conquestes, ne pensoit plus qu'à s'appliquer aux affaires de son Royaume . . . ils résolut de faire une Feste dans les Jardins . . . les Jardins de Versailles . . ." [23]

Ebenso deutlich werden die mehrtägigen „Divertissemens de Versailles" vom Sommer 1674 mit allen ihren künstlerisch bis in die Details durchgestalteten Gartendiners, Theateraufführungen und Feuerwerken als Siegesfeiern ausgedacht: „Le Roy après la réduction de la Franche-Comté sous son obéissance, pour donner à toute la Cour quelques momens de repos et de plaisir, en suite des longues fatigues . . . ordonna . . . que l'on préparast des Festes et des Rejouissances . . ."! Im Verlauf dieser Darbietungen fehlte es demgemäß an Anspielungen nicht [24]. Man spielt Lullis „Alceste" als „Musique accompagnée de Machines" und Molières „Malade imaginaire". Aber immer wieder findet sich mit dem Theater — „fait par miracle" — die politische Allegorie verbunden: In den Genien, die die Physiognomie des Dauphins tragen, in den Chiffren des Königs, die emblematisch verwendet werden, in den Proszeniumsfiguren bei der Inszenierung von „Amor und Bacchus", die „La Justice" und „La Felicité du Regne" verkörpern. Das geht bis in die Phöbus-Apoll-Vignetten hinein und es erscheint sinnfällig genug, wenn im Mittelpunkt der Feuerwerksdekoration, die am Schluß des fünften Festtages auf dem großen Kanal zu sehen war, über der Devise „nec pluribus impar" das gekrönte Königswappen erscheint. Es war begleitet von den Pendantfiguren der Viktorien und wurde überragt von einem glühenden Obelisken, auf dem, wie eine Monstranz und „tout brillant", das Sonnensignum in den Nachthimmel strahlte, während sich der österreichische Adler und der burgundische Löwe am Piedestal ducken mußten: „l'Aigle qui estoit soûmis de meme, paroissoit tout étonné, et dans une action de vouloire encore se défendre", heißt es deutlich genug in der offiziellen Veröffentlichung! (Abb. 6).

So werden die künstlerisch gestalteten Festspiele des Barock zum Spiegelbild politischer Erfolge und Alliancen. Die Natur, die Nacht zumal, muß beispringen, um „la magie même", die unfaßliche Strahlkraft des immer variierten Lichtsymbols, weithin wirksam zu machen. Welche Rolle fortan Feuerwerke in höfischen Festleben spielen, ist leidlich bekannt. Weniger bekannt dürfte sein, daß sie nicht nur eine platte „Augen- und Gemütslust" bedeuteten, sondern auch außerhalb Frankreichs einer dynastischen Thematik unterlagen, die über das heraldische

[23] 1. „Relation de la Feste de Versailles du 18. Juillet mil six cens soixante-huit" A Paris de l'Imprimerie Royale MDCLXXIX.

[24] „Les divertissements de Versailles donnez par le Roy a toute sa cour au retour de la Conqueste de la Franche-Comté en l'année 1674". A Paris de l'Imprimerie Royale MDCLXXVI.

Emblem hinaus die Sprache politischer Allegorie redeten. So wie die Ordenszeichen am Wallpavillon des Dresdener Zwingers die Alliancen des Sächsischen Hauses versinnbildlichen, so suchte man auch dort die Elemente, das Wasser mit dem Feuer, zu ungreifbaren Komponenten der aufgeführten Allegorese zu machen.

Die Festlichkeiten des Jahres 1721, mit denen August der Starke, König von Polen, unter Regie des Venezianers Mauro den berühmten Zwinger einweihte, geben ein gutes Beispiel. Der Monarch tritt bei den großen Trionfi als Mars auf (Abb. 7). Er verkörpert ebenso eine mythologisch-dichterische Partie wie sein französischer Vetter. Eine Wasseroper quer über der Elbe bildet einen Höhepunkt der Handlung. Sie ist nach dem Thema ein politischer Akt: die Auszeichnung des Königs mit dem katholischen Orden des Goldenen Vlieses, Zeichen der Wehrverbrüderung der Häuser Sachsen und Habsburg nach langer Feindschaft, wird symbolisch dargestellt durch Mauros Inszenierung. In dem Moment, wo der Tempel von Kolchis entzaubert und des Schatzes beraubt wird, leuchtet hoch empor das Signum der habsburgischen Staatsmacht: Der Orden vom Goldenen Vlies strahlt über den Strom (Abb. 8).

Da aber barocke Kunst in der Raumgestaltung der Kirche wie des Festes immer von Ganzheitsvorstellungen ausgeht, so darf auch hier beim Genusse des Optischen das Musikalische nicht fehlen. Das allegorische Festspiel findet immer seine Ergänzung in den Wasser- und Feuerwerks-Musiken. Aber auch sie ordnen sich dem Programm ein: „La Paix“ und „La Rejouissance“, programmatische Sentenzen schon bei den Nachtfesten des Sonnenkönigs, wurden zu musikalischen Sätzen in der „Feuerwerksmusik“ Händels. Sie ist heute kaum noch als der Teil eines festlichen Gesamtprogramms vor politischem Hintergrunde erkennbar; wir erinnern uns aber, daß der englische Hof mit ihr 1748 den Frieden von Aachen feierte.

Ewiger Friede

Zu einem Buche Kurt v. Raumers

von Heinz Gollwitzer

Die deutschsprachige Literatur, die sich mit dem Friedensgedanken in der europäischen Geistesgeschichte befaßt, bot bisher kein befriedigendes Bild. Daß die vorherrschende Richtung der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert dem Friedensproblem kein besonderes Interesse entgegenbringen konnte, liegt auf der Hand. Im 20. Jahrhundert wuchs seit dem I. Weltkrieg die historische Friedensliteratur beträchtlich an. Blieb aber einerseits der Anteil der Außenseiter und der radikalen Doktrinäre beträchtlich, so wiesen auch die wissenschaftlich ernst zu nehmenden Veröffentlichungen manche Mängel auf. Von einem Standardwerk auf diesem Gebiet konnte bislang nicht gesprochen werden. Es ist das Verdienst des Raumerschen Buches [1], daß es aus einer neuen geistigen Situation mit bestem wissenschaftlichen Rüstzeug und ausgeprägtem Verantwortungsgefühl daran gegangen ist, die bedeutsamsten europäischen Bekundungen zur Friedensidee während dreier Jahrhunderte zu analysieren und darzustellen. Der Verfasser ist zu sehr Historiker, um die Friedensidee als Norm solchen Epochen aufzunötigen, in denen Macht- und Kriegspolitik noch nicht den Grad letzter Gefährlichkeit erreicht hatten, von den Praktikern der Staatskunst als unentbehrlich betrachtet wurden und aus der Schau der geschichtlichen Gesamtentwicklung als (relativ) sinnvoll empfunden werden können. Andererseits ist man heute von der zentralen Wichtigkeit der Friedensfrage für u n s e r e Welt überzeugt, und von daher erweitern und verschärfen sich die Perspektiven, in denen man die „Friedensrufe und Friedenspläne" der Vergangenheit sieht. Man verweist die Idee des Ewigen Friedens nicht mehr nach Utopia, sondern rechnet sie selbstverständlich zu „der Menschheit großen Gegenständen" und ist bereit, das Gespräch mit ihren frühen Kündern mit dem Ernst zu führen, den uns persönliche Erfahrungen von Krieg und Frieden nahelegen.

Das Werk Kurt von Raumers weicht methodisch von dem in der Reihe ‚Orbis Academicus' bisher eingehaltenen Verfahren ab. Der Verf. untersucht zunächst in tiefschürfenden Essays Geistesart und Zeitproblematik seiner Autoren und läßt dann, teils im Auszug, teils ungekürzt, die Textwiedergabe ihrer Friedensschriften folgen. Die ursprünglich lateinischen, französischen und englischen Texte sind ins Deutsche übertragen. Vor-

---

[1] *Kurt von Raumer*, Ewiger Friede. Friedensrufe und Friedenspläne seit der Renaissance. Orbis Academicus. Geschichte der politischen Ideen in Dokumenten und Darstellungen, herausgegeben von W. Gurian und F. Wagner. Verlag Karl Alber, Freiburg/München, 1953. XII u. 555 S. — DM 28,—.

weggenommen sei, daß die Dokumentation musterhaft sorgfältig durchgeführt ist. Ein auf den neuesten Stand gebrachtes Schrifttumsverzeichnis, getrennte Anmerkungen zu Darstellung und Texten und ein gründliches Register erhöhen den Wert des Buches. Der Verf. beginnt mit Erasmus von Rotterdams „Klage des Friedens" und schließt mit dem 1800 von Gentz veröffentlichten Aufsatz „Über den ewigen Frieden". Die Wahl des Zeitraums erfolgte nicht von ungefähr. Zwischen dem christlichen Universalismus des Abendlandes im Mittelalter und einem zunehmend weltpolitischen Zeitalter hat v. Raumer die „Jahrhunderte des eigentlichen alten Europa", die Zeit des „europäischen Staatensystems" und des „Jus publicum Europaeum" aufgesucht, die Epoche v o r der pazifistischen Organisation und Propaganda, in der die Grundlagen für die spätere Friedensbewegung von Einzelgängern z. T. hohen und höchsten geistigen Ranges gelegt wurden. Im Gegensatz zu einer vielfach beliebten Darstellung, derzufolge sich nach der glücklichen abendländischen Einheit des Mittelalters in der Neuzeit ein fortlaufender Auflösungsprozeß des europäischen Einheitsbewußtseins abgespielt habe, beweist v. R.'s Arbeit wieder einmal, daß es, nunmehr allerdings auf der Grundlage einer mehr naturrechtlich-rationalen Überzeugungseinheit, ein kräftiges europäisches Gemeinschaftsgefühl der Neuzeit gegeben hat, dessen völkerverbindende theoretische Leistungen sich wohl sehen lassen können. Und nicht nur ihre t h e o r e t i s c h e n Leistungen! Es wird heute weithin zu wenig gewürdigt, welche Verbesserungen jenes „eigentlich europäische" Zeitalter in der Rechtspflege, der Kriegs- und Völkerrechtspraxis und der ebenso angelsächsisch-christlich als aufklärerisch inspirierten Sklavenbefreiung, um nur einiges zu nennen, zustandegebracht hat.

Der erste der vom Vf. behandelten Friedensrufer ist Erasmus von Rotterdam. R. zeigt, welche neue Weltlage den großen Gelehrten zu einer Antwort nötigte, welches seine neue Position war, verglichen mit dem Mittelalter, in dem die „geistigen Voraussetzungen für die Verurteilung des Krieges . . . . keineswegs gegeben waren". Um die humanistische Friedensidee recht auszulegen, gräbt der Vf. tief in der allgemeinen Geistesgeschichte der Zeit. Sein Vorgehen ist als sehr kritisches Gespräch angelegt, kritisch von einem christlich-reformatorischen Standort. So wird Erasmus' Klage des Friedens als ein moralischer Aufruf charakterisiert, bei dem von einer ertragreichen Problemanalyse nicht die Rede sein kann. Ganz eindeutig wird von „holdem Selbstbetrug" des Erasmus gesprochen. Andererseits läßt R. der Wirklichkeitsmacht der erasmischen Friedenstradition in Westeuropa volle Gerechtigkeit widerfahren. Das Kapitel klingt aus in die Frage, welches denn die Rolle des Geistes in der Politik sei. — Besonders eingehende Interpretation bietet die Abhandlung über Sebastian Franck, der mit seinem „Kriegsbüchlein des Friedens" in der Textauswahl vertreten ist. Hier werden nicht nur die verschlungenen Gedankengänge einer komplizierten Persönlichkeit des Reformationszeitalters entwickelt, sondern es wird auch das Fragmal reformatorischer Friedensgesinnung in Angriff genommen. Auf diesem Wege ist der Vf. dazu gelangt, wesentliche Feststellungen über die Friedenswirkungen zu treffen, die vom Luthertum, von Calvin und Zwingli ausgegangen sind. Er beschäftigt sich in diesem Zusammenhang auch mit dem Verhältnis von Kirchen und Sekten hinsichtlich

ihrer Friedensleistung und tritt dabei der verbreiteten Neigung entgegen, den Beitrag der Sekten zu überschätzen. Franck selber wird uns durch R.'s Untersuchung in seiner Distanz zu Kirchen und Sekten neu verdeutlicht als radikaler christlicher Spiritualist, der die Lehre des Neuen Testaments erfüllen möchte und an ein verborgenes Reich Gottes auf Erden glaubt. Das Toleranzprinzip führt uns in die Mitte von Francks Friedensdenken. — In den Abschnitten über Sully und Crucé wie über Penn und Bentham werden jeweils typische Vertreter französischen und englischen Friedensdenkens vorgestellt. Der Vf. setzt Sullys „Grand Dessein" in Beziehung zu Heinrichs IV. Staatskunst und zu Frankreichs Staatsräson wie zu dem Konstruktionsgeist der französischen Staatsphilosophie, der von Taine als ‚esprit classique' gekennzeichneten Denkweise, die auch die politischen Probleme ‚more geometrico' lösen zu können glaubt. Im Anschluß daran erörtert er, ob sich der „Große Plan" des französischen Staatsmannes hätte verwirklichen lassen. Die Frage stellen, heißt hier, sie aus historischer Einsicht verneinen. Es ist bemerkenswert, daß R. in keinem Fall die kritische Konfrontierung der Friedensprojekte mit der geschichtlichen Realität unterläßt. Die Überprüfung der verschiedenen Friedensideen auf ihre konkreten Möglichkeiten in einer zeitlich und räumlich genau abzugrenzenden Situation der Vergangenheit ist eine Arbeit, die im Gegensatz zu den unter anderen Gesichtspunkten vorgehenden philosophisch-ethischen Beurteilungen nur der Historiker leisten kann. Emeric Crucés „Nouveau Cynée" ist wohl als ein Produkt barocker Projektenmacherei zu bezeichnen. Er enthält aber so viele wichtige und die signatura temporis erhellende Gedanken, daß sich seine Aufnahme trotz der zwar nicht fehlenden, aber verglichen mit dem Grand Dessein weit geringeren Öffentlichkeitswirkung wohl lohnt. Zwei Gedanken Crucés, der dem konfessionellen Zeitalter bereits entwachsen war und dem Säkularismus und der Frühaufklärung zugehörte, hebt R. besonders hervor: Einmal den „Exotismus" Crucés, der bei aller spielerisch-naiven Äußerlichkeit immerhin erkennen läßt, daß die Ausweitung der Friedensidee von Europa auf die gesamte Welt gedanklich mehr und mehr vordrang, zum anderen das innenpolitisch-sozialreformerische Programm, das mit Völkerbundsplänen verquickt sich durchaus in die Wohlfahrtspolitik des absolutistischen Systems einfügt und eine Linienführung zurück zu Campanella, ja bis zu Morus nahelegt. Der Quäker Penn und der radikale Utilitarier Bentham werden als charakteristische Gestalten des angelsächsischen im Gegensatz zum kontinentalen Pazifismus eingeführt. Eklektizismus in der geistigen Fundierung, ein dem Praktischen zugewandter, großlinig-vereinfachender Sinn und religiöser Individualismus verbinden sich bei Penn mit dem Mut und der Naivität von Männern seines Schlages. Penns „Essay zum gegenwärtigen und zukünftigen Frieden von Europa durch Schaffung eines europäischen Reichstags, Parlaments oder Staatenhauses" (1693) wird vom Verfasser unter Hervorhebung der den weltoffenen Edelmann beherrschenden Spannung zwischen einer aufrichtigen Christlichkeit und einer Diesseitigkeit im Verständnis des 18. Jahrhunderts sowie des „Lebensklimas jener bürgerlich-protestantischen Welt der Seemächte" interpretiert, das nach weiteren Wandlungen den nordamerikanischen Raum erfüllte. Penn hat bekanntlich selbst als „Unternehmer" in Amerika gewirkt. Während sich sein Essay ausschließlich an die Fürsten Europas wendet, schlagen seine

christliche Friedensgesinnung und sein kolonisatorisches Lebenswerk Brücken zwischen den Hemisphären. Bentham, von Marx als „Genie der bürgerlichen Dummheit" bezeichnet, suchte die Gegensätze zwischen einem auf das ‚selfish system' gegründeten Ökonomismus und dem ehrlich angestrebten Gemeinwohl als vermeintlich realistischer, tatsächlich utopischer Moralist zu überwinden. Ist es wirklich gesunder Menschenverstand, der ihm die Feder diktierte? R. verneint es, aber er betont in seiner kritischen Analyse, daß Bentham, der auch die Kolonialbevölkerung der von ihm geforderten Reformen teilhaftig machen wollte, weder englischer Nationalist noch bürgerlicher Klassenegoist war. Benthams „Grundsätze für Völkerrecht und Frieden" werden wiederum auf die konkrete Situation der Jahre ihrer Niederschrift, 1786/89, bezogen. Dieses Verfahren ermöglicht Einsichten, die bisher in der Literatur über Bentham kaum zur Sprache gekommen sind. Ebenso versteht R. das berühmte „Projet" St. Pierres als „typische Begleiterscheinung des französchen Machtverfalls". Wenn St. Pierre und Rousseau als Friedensdenker in einem Abschnitt gegenübergestellt werden, so ist der äußere Anlaß durch die Tatsache gegeben, daß Rousseau 1761 einen Auszug aus St. Pierres „Ewigem Frieden" veröffentlichte und daß aus dem Nachlaß des Genfers 1782 ein „Jugement" zu dem Friedensprojekt des Abbé erschienen ist. Die Darstellung weist mit Nachdruck darauf hin, welcher geistige Rangunterschied zwischen dem naiven Philanthropen St. Pierre, dem „tätigsten Geschäftsträger" des Ewigen Friedens, und dem Genie Rousseaus besteht, der bereits den Auszug aus St. Pierre in einer Weise geformt hat, daß er als sein eigenes Werk angesehen werden darf. Der Europagedanke spielt bei Rousseau eine bedeutendere Rolle als bei St. Pierre. Ferner steht die Innenpolitik weit mehr als die Außenpolitik im Mittelpunkt der Rousseauschen Denkens. Rousseau bewegt auch in seinen Friedensschriften zuerst und zuletzt die Frage nach der besten Staatsform, die ihrerseits als Förderungsmittel der Moral und des Volkscharakters betrachtet wird. Auch und gerade in den Widersprüchen zwischen Kulturmüdigkeit und Zuversicht auf die ungefährdete Sicherheit Europas, zwischen „kalkulierender" Erörterung der Kriegsfolgen und entschiedener Distanz zu einer rein ökonomischen Erklärung oder Rechtfertigung von Krieg oder Frieden, zwischen Friedensliebe und einem militanten Temperament, das ihn dem Gedanken eines gerüsteten, waffengeübten und zu militärischem Einschreiten entschlossenen europäischen Völkerbundes näher treten läßt, erweist es sich, daß Rousseau die Friedensprobleme ungleich tiefer als St. Pierre durchdacht hat. So konnte Rousseau schreiben: „Man sieht, daß sich Bündnisse (wie der europäische Friedensbund) nur durch Revolutionen begründen, und wer von uns würde nach diesem Grundsatz zu sagen wagen, ob dieser europäische Bund zu wünschen oder zu fürchten ist?" Rousseau betätigt in seinen Friedensschriften einen neuen Denkstil und er kündigt ein neues Zeitalter an: Der Untertitel des über St. Pierre und Rousseau handelnden Kapitels lautet treffend „Vom Pazifismus des ancien régime zum Messianismus der Revolution".

Die ausführlichste Abhandlung wird dem Friedensdenken von Kant und Gentz gewidmet. Kant hat die von Rousseau so stark inspirierte Französische Revolution begeistert begrüßt und — was größer war — er hat an ihr festgehalten. Ähnlich Rousseau führt ihn die Frage nach

der „vollkommenen bürgerlichen Verfassung“ zur Außenpolitik, die philosophische Betrachtung der Staatenverhältnisse zur Idee des Völkerbundes und des Ewigen Friedens. Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“ ist die bedeutendste philosophische Leistung, die über das hier behandelte Problem vorliegt. Die ausgehaltene und bestandene Dialektik zwischen der unbedingten ethischen Forderung und dem idealistischen Standpunkt einerseits, dem realistischen Scharfsinn und der Weltkenntnis Kants andererseits kennzeichnet die Schrift des Königsberger Denkers „Zum ewigen Frieden“. „Das ist es“, schreibt v. Raumer, „was Kants Friedensgedanken seine eigentlichste Bedeutung gibt: daß hier Wesen und Schein mit untrüglichem Sinn für das Echte unterschieden sind und daß mit dem Wahrheitssinn, aber auch der logischen Unerbittlichkeit, die Kant charakterisieren, die Schlupfwinkel, in denen sich ‚Pazifismus‘ verbirgt und die in Wahrheit gesteigerten Krieg enthalten, erkannt werden.“

Gentz' Schrift „Über den ewigen Frieden“, die 1800 im „Historischen Journal“ erschien, seitdem in keiner Sammlung der Schriften Gentz' Aufnahme gefunden hat und vom Vf. zum ersten Mal wieder neu gedruckt wird, läßt sich an philosophischer Originalität nicht mit dem Friedensdenken Kants vergleichen. Dem Vf. liegt es auch fern, etwa Gentzens Aufsatz mit den Maßstäben Kants zu messen. Vielmehr will er zeigen, daß die Arbeit des Berliner Publizisten auf einer anderen Ebene liegt als die des Königsberger Philosophen. Es handelt sich bei Gentz um einen metaphysisch und ethisch ärmeren, historisch und politisch reicheren Realismus der Betrachtungsweise. Die geschichtliche Analyse kommt infolgedessen bei ihm in besonderem Maße zu ihrem Recht. Wenn Gentz im Endergebnis seiner Überlegungen von der Friedensidee zu dem bescheideneren Prinzip des europäischen Gleichgewichts zurücklenkt, ist dies eingestandenermaßen darauf zurückzuführen, daß er weder an die Verwirklichung des vollkommenen Staates noch an die des ewigen Friedens glauben kann. Die französische Revolution ist in Gentz' Augen der Beweis, wie rasch der wohlmeinende Versuch, das Absolute zu verwirklichen, in Anarchie umschlagen kann. Daher begnügt er sich mit dem in seiner Generation praktisch Durchführbaren. Zu Beginn eines historisch denkenden Jahrhunderts beschränkt er sich auf das historisch-politisch Bestmögliche. Gentzens Haltung der Bescheidung mag gerade den Historiker besonders ansprechen. Aber abgesehen davon, daß er der Bedeutung der Französischen Revolution keineswegs gerecht wurde, ist seine Meinung zur Friedensfrage zwar zu seiner Zeit vernünftig und richtig, aber in ihren Voraussetzungen und in ihrer Formulierung ihrerseits historisch bedingt und nicht der Weisheit letzter Schluß.

Von Raumers Buch ist die gültige Darlegung und Bewältigung der klassisch-europäischen Friedensproblematik. Schon das 19. und ungleich radikaler das 20. Jahrhundert haben das Friedensgespräch in eine andere Perspektive gerückt. Die bis zur Gefahr der völligen Vernichtung gesteigerte Bedrohlichkeit des Krieges und die dementsprechend absolute Notwendigkeit des Friedens lassen es kaum mehr zu, von relativer Berechtigung des Krieges und Utopismus der Friedensfreunde in der Gegenwart zu sprechen. Die politische Aufgabe der Geschichtschreibung besteht u. a. auch darin, dem Menschen im Vergleich zwischen früher und heute die Eigenständigkeit und Einmaligkeit seiner Situation zum Bewußtsein zu

bringen, einer Situation letzten Ernstes, soweit die Friedensfrage in Betracht kommt. Diesen Dienst vermag v. Raumers Buch zu tun, in diesem Sinne ein politisch höchst aktuelles Werk, das im Schlußabsatz überdies mit großem Ernst darauf hinweist, daß jede Generation unter die „Pflicht des Willens zum Frieden und der Verantwortung zum Recht gestellt ist".

Abschließend erscheint es wohl angebracht, eine nur scheinbar formale Frage zu berühren. Mit der dem Verfasser eigenen Werktreue ist der darstellerischen Ökonomie wie der sprachlichen Gestaltung äußerste Sorgfalt gewidmet. Aber es ist offensichtlich nicht nur seine Bemühung, sondern auch die Herausforderung durch das Thema, die einen dem Gegenstand voll angemessenen und adäquaten Stil entstehen ließ. So handelt es sich bei R.'s „Ewigem Frieden" trotz der Aufgliederung in einzelne Abhandlungen um geschlossene, kraftvolle, echte Geschichtschreibung, die in ihren besten Vollbringungen stets eine literarische Gattung sui generis ist.

Die sogenannte definitive Ausgabe von Alexis de Tocquevilles „Démocratie en Amérique"

von Bernhard Fabian

Durch die historisch-politischen Entwicklungen der jüngsten Zeit ist das Interesse an Alexis de Tocqueville in einem Maße belebt worden, daß man von einer Tocqueville-Renaissance sprechen darf. Vor allem hat sich die Aufmerksamkeit seinem klassischen Werk über die Demokratie in Amerika zugewandt, das seit etwa einem halben Jahrhundert nicht mehr aufgelegt worden ist. Eine abschließende wissenschaftliche Ausgabe dieses grundlegenden Werkes der europäischen Amerika-Interpretation fehlte bislang. Es lag daher nahe, die neue, unter der Leitung von Jakob Peter Mayer in Paris erscheinende Gesamtausgabe des Franzosen, die auch das bisher unveröffentlichte Material zugänglich machen soll, nach etwa sechsjähriger Vorbereitung mit der *Démocratie en Amérique* zu beginnen[1].

Die sogenannte *Édition définitive* wird mit einer umfangreichen Einleitung aus der Feder des inzwischen verstorbenen Harold J. Laski vorgelegt. Laski behandelt verschiedene Aspekte des Werkes selbst sowie Fragen der Entstehung und der Fortwirkung (I, IX—XL). Obwohl seine Darstellung nicht auf neuen Forschungen beruht, wird man sie als eine willkommene Ergänzung zu der bisherigen Tocqueville-Literatur begrüßen. Die Textgestaltung, die in diesem Falle das eigentliche Interesse beansprucht, scheint in Händen von J.-P. Mayer gelegen zu haben, der auch in Form von Erläuterungen und einer Bibliographie eine *contribution personnelle à une plus exacte compréhension des textes* zu leisten versucht hat (I, VII).

J.-P. Mayers Erläuterungen stellen den Leser vor die Frage, an wen sich die Ausgabe wendet. Während man erwartet, daß der Kommentar einer definitiven Ausgabe auf die Bedürfnisse der wissenschaftlichen Benutzung abgestellt ist, lassen die Erläuterungen an keiner Stelle die entsprechende systematische Aufarbeitung der über den Gegenstand bereits vorliegenden Literatur erkennen. Die Nachweise beschränken sich vielmehr auf eine zufällige Auswahl von Titeln. Von den mehr als sechzig Anmerkungen zum ersten Teil (I, 455—461) besteht ein Drittel aus Seitenangaben zu der elementaren und wohlbekannten *Introduction to American Government* von Ogg und Ray, für die ein summarischer Hinweis genügt hätte. Dagegen wäre es nützlich gewesen, den Leser etwa an den entsprechenden Stellen auf die Vorträge von Charles Cestre aufmerksam zu machen, was nur einmal geschehen ist (II, 382). Selbst dort, wo die Literaturangaben vollständiger scheinen, sind die Lücken erheb-

[1] De la Démocratie en Amérique, Paris (Gallimard), 1951, 2 Bände, I:XLIV, 466; II: 398.

lich. So fehlen für das am besten kommentierte Kapitel über die amerikanische Literatur (II, 60—65; II, 382) mindestens ein halbes Dutzend bedeutsame Titel[2]. An anderer Stelle ist sogar die einzige Arbeit über den Gegenstand nicht angegeben[3].

Nicht wenige Anmerkungen scheinen überhaupt für den allgemeinen Leser bestimmt. So wird dreimal versichert: *Ici, la sociologie politique de Tocqueville atteint sa profondeur prophétique*[4]. Mit den zunehmenden Interpretationsschwierigkeiten im zweiten Teil werden solche Andeutungen häufiger. Man liest etwa: *Ce paragraphe est particulièrement important pour apprécier la conception de l'histoire par Tocqueville* oder: *Ce chapitre est également fondamental pour une compréhension de la philosophie politique de Tocqueville*[5].

Es ist besonders bedauerlich, daß die von G. W. Pierson zu einer grundlegenden Studie verarbeiteten Reiseaufzeichnungen Tocquevilles und seines Freundes Beaumont an keiner Stelle des Kommentierungsversuches herangezogen worden sind[6]. Hier war noch wertvolle Arbeit zu leisten, denn Pierson hat nur die im ersten Teil verwendeten Aufzeichnungen identifiziert (gelegentlich sind noch Lücken vorhanden), während der zweite Teil noch keiner genetischen Analyse unterzogen worden ist[7].

An die Erläuterungen zum zweiten Band (II, 381—384) schließt sich eine *Bibliographie annotée* (II, 385—394), die einem dreifachen Zwecke dienen soll. Ein erster Abschnitt umfaßt allgemeine Werke über amerikanische Geschichte und Kultur. Es handelt sich dabei größtenteils um geläufige Handbuch-Literatur, deren Kenntnis man bei dem Benutzer einer definitiven Ausgabe der *Démocratie en Amérique* ohne weiteres voraussetzen darf. Ein zweiter Abschnitt ist zeitgenössischen Werken der Amerika-Interpretation und der Sekundärliteratur über Tocqueville gewidmet. Die erste Gruppe beschränkt sich auf Mrs. Trollopes *Domestic Manners of the Americans* und Michel Chevaliers *Lettres sur l'Amérique du Nord* (II, 387). Zumindest hätten jedoch hier der Reisebericht von Captain Hall, mit dem Tocqueville persönlich bekannt war, und Hamil-

---

[2] *George Batault*, Tocqueville et la littérature américaine, Mercure de France 135 (1919) 248—261; *Charles Cestre*, Comment Tocqueville a vu et prévu le mouvement intellectuel aux États-Unis, Revue anglo-américaine 3 (1925) 1—19; *Edward Dowden*, The Poetry of Democracy: Walt Whitman, in: Studies in Literature, 1789—1877 (London, 1878) 468—523; *Katherine Harrison*, A French Forecast of American Literature, The South Atlantic Quarterly 25 (1926) 350—360; *Reino Virtanen*, Tocqueville on a Democratic Literature, The French Review 23 (1949/1950) 214—222; *Anonym*, De Tocqueville and Whitman, The Nation 109 (1919) 655.

[3] Anhang über die Demokratie in der Schweiz, II, 384. *Emil Dürr*, Die Demokratie in der Schweiz nach der Auffassung von Alexis de Tocqueville, Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 23 (1925) 225—279.

[4] I, 456, 459, dort mit falschem Seitenbezug.

[5] II, 382; die zweite Anmerkung mit falschem Seiten- oder Kapitelbezug.

[6] Tocqueville and Beaumont in America (New York 1938); summarische Erwähnung: II, 387.

[7] Einen ersten Versuch hat der Verfasser unternommen: Untersuchungen zur Entstehung des Amerika-Bildes bei Alexis de Tocqueville (Diss. Marburg 1955, mschr.).

tons Werk nicht fehlen dürfen, das Gustave de Beaumont und wahrscheinlich auch Tocqueville zur Kenntnis genommen hat[8]. Auch die Sekundärliteratur ist nur mit wenigen Arbeiten vertreten, was um so bedauerlicher ist, als bisher noch keine zuverlässige und umfassende Tocqueville-Bibliographie im Druck vorliegt[9].

Der dritte Teil informiert über den Einfluß der *„Démocratie en Amérique“* auf das politische Denken. Nachdem sich J.-P. Mayer schon in seiner biographischen Studie zu Tocqueville mit dieser Frage beschäftigt hatte[10], ist hier einiges neue Material hinzugekommen, darunter auch Werke mit nur zwei unbedeutenden Hinweisen auf Tocqueville; andererseits sind so gewichtige Arbeiten wie Halvdan Kohts *„American Spirit in Europe“* mit ihren Bemerkungen über den Einfluß der *„Démocratie en Amérique“* auf die zeitgenössischen europäischen Reformbewegungen nicht aufgenommen worden[11]. Bei David Hechts *„Russian Radicals Look to America, 1825—1894“* vermißt man Erscheinungsort und -jahr (II, 394). Die bibliographischen Angaben für das Sorel-Zitat sind durch die Bemerkung ersetzt, daß Sorel für die Nachwelt geschrieben habe (II, 388 f.). Auch erfährt der Benutzer nicht, wo Sainte-Beuve, Scherer, Brunetière usw. ihren Beitrag zu einem vertieften Tocqueville-Verständnis geleistet haben (II, 388).

Der Text der Ausgabe erhebt den Anspruch, *definitif dans l'esprit de Tocqueville* zu sein (II, 394). Nach der Angabe des Herausgebers stellt er einen Abdruck der Ausgabe letzter Hand dar[12]. Die Rechtfertigung dieses Vorgehens wird aus einem Brief Tocquevilles an Henry Reeve vom 27. November 1851 hergeleitet, demzufolge Tocqueville in der dreizehnten Ausgabe keine Änderung mehr vorgenommen hatte[13]. Somit ist die vorliegende, als definitiv bezeichnete Edition keine kritische Textausgabe, obwohl die Beigabe eines Variantenverzeichnisses dringend erforderlich gewesen wäre, nachdem die fünfte, sechste, siebente, zwölfte

[8] *Basil Hall,* Travels in North America (Edinburgh 1829), 3 Bände; vgl. weiterhin: The Quarterly Review 57 (1836) 134 und: Publications of the Modern Language Association 59 (1944) 500; *Thomas Hamilton,* Men and Manners in America (Edinburgh 1833), 2 Bände; *Gustave de Beaumont,* Marie ou l'esclavage aux États-Unis (Brüssel 1835) I, 382.

[9] Die bisher umfassendste Zusammenstellung findet sich bei *Phillips Bradley* (ed.), Democracy in America (New York 1945) II, 392—401. Diese Bibliographie hat *F. A. von der Heydte* (ed.), Die Demokratie in Amerika (Regensburg 1955) 261—269 mit einigen Ergänzungen abgedruckt. Darin ist etwa die Hälfte des Materials erfaßt, das ich inzwischen gesammelt habe und zu gegebener Zeit vorlegen werde.

[10] Vgl. das Kapitel *Legacy* in: Prophet of the Mass Age (London 1939). Die deutsche Fassung ist etwas erweitert: Alexis de Tocqueville (Stuttgart 1954) 152—169.

[11] Vgl. II, 393: *Brady,* Democracy in the Dominions. *Halvdan Koht,* The American Spirit in Europe (Philadelphia 1949), Kapitel IV. Eine erweiterte schwedische Fassung des Werkes erschien 1950 in Stockholm.

[12] I, VII: *Notre texte est basé sur la treizième édition de La Démocratie, la dernière édition qui ait été faite du vivant de Tocqueville.*

[13] II, 394 wird fälschlich der 27. September angegeben, und, zwar aufgrund von Tocquevilles Schreibweise: „Paris ce 27 9bre 1851“; vgl. *Tocqueville,* Correspondance anglaise (Paris 1954) I, 117.

und dreizehnte Ausgabe vom Autor als *revue et corrigée* bezeichnet worden waren und auch die zweite Ausgabe gewisse sachliche Berichtigungen enthielt[14]. Zudem ist auch die vierzehnte, nach Tocquevilles Tode 1864 von Beaumont veröffentlichte Edition überarbeitet worden *(revue avec le plus grand soin)*[15].

Daß die Arbeit Tocquevilles an den späteren Auflagen nicht auf kleine stilistische Korrekturen beschränkt blieb, zeigt das Kapitel über die Wahl des Präsidenten, in dem Tocqueville bei der Revision einen ganzen Abschnitt ausfallen ließ. Er würde sich in der *Édition définitive* I, 132, an den dritten Absatz angeschlossen haben und hat folgenden Wortlaut:

M. Quincy Adams, à son entrée au pouvoir, congédia le plus grand nombre de ceux qu'avait nommés son prédécesseur; et, de tous les fonctionnaires révocables que l'administration fédérale emploie, je ne sais s'il en est un seul que le général Jackson ait laissé en place dans la première année qui suivit l'élection[16].

Neben Streichungen dieser Art finden sich in den späteren Auflagen auch Zusätze, so zum Beispiel I, 211, der definitiven Ausgabe, wo Tocqueville Zeile 5 einfügte: *Aucun des fonctionnaires publics des États-Unis n'a de costume, mais tous reçoivent un salaire*[17].

Als bloßer Abdruck ist die „definitive Ausgabe“ eine sehr ungenaue Wiedergabe ihrer Vorlage. Zahlreiche sinnentstellende Abweichungen vom Text der dreizehnten Auflage machen in nicht wenigen Fällen die Hinzuziehung einer anderen Ausgabe notwendig. So schrieb Tocqueville: *Le temps travaille pour lui*, während die neue Ausgabe *par lui* hat. Glaubte Tocqueville, daß *toutes les vertus paisibles* bei einem demokratischen Volk geehrt würden, so sind es nach dem definitiven Text *toutes les vertus plausibles.* Statt *La puissance et la durée [des associations]* liest man: *La défense et la durée . . .*; statt *une fort grande égalité* heißt es *une fort grande quantité. Vérités générales* werden zu *varités générales*, und schließlich tritt eine völlige Sinnverkehrung ein, wenn der definitive Text *détruire l'égalité* für *détruire l'inégalité* hat[18]. In mehreren Fällen sind überdies Teile von Zeilen oder ganze Zeilen ausgefallen oder versetzt worden[19].

Besondere Aufmerksamkeit beanspruchen die Emendationen des Herausgebers. In einer besonderen *Note sur l'ordre du texte* (II, 394) wird dem Leser mitgeteilt, daß der Text zwar auf der dreizehnten Auflage

---

[14] Vgl. *Joseph Sabin*, Bibliotheca Americana (New York 1934) XXV, 268 f., und Tocquevilles Bemerkung, I, 1, in der zweiten Auflage (Paris 1835).

[15] Vgl. das Titelblatt der Ausgabe.

[16] Vgl. zweite Auflage, I, 218.

[17] Vgl. erste Auflage (Paris 1835) II, 58.

[18] Vgl. dreizehnte Auflage (Paris 1850) II, 430, definitive Ausgabe: II, 301 Anm. Entsprechend: II, 264/II, 243; II, 351/II, 318; II, 106/II, 102; II, 102/II, 96; II, 283 f./II, 259.

[19] Vgl. I, 278, Zeile 3; I, 387, Zeile 4 (nach „douanes intérieures“); II, 20, letzte Zeile; II, 72, Zeile 34 (nach „une langue de pauvres“); II, 95, Zeile 20 (nach „façon que“); II, 114, Zeile 27 (nach „tous ceux“); II, 127, Zeile 22 (nach „en lumière“); II, 158 Zeile 8 (nach „loisir“); II, 180, Zeile 40 (nach „affaire pressante“); II, 264, Zeile 35 (nach „principes connus“); II, 331, Zeile 28; II, 348, Zeile 11 (nach „réussir longtemps“).

beruhe, daß aber die Anmerkungen nach der vierzehnten, von Beaumont besorgten Ausgabe angeordnet worden seien. Es heißt weiter:

Nous avons naturellement corrigé une ou deux coquilles entachant l'édition de 1864. Ainsi on lisait dans l'édition de 1864 (IIIe vol.), p. 485: ‚L'égalité produit, en effet, deux tendances, l'une mène directement les hommes à l'indépendance et peut les pousser tout à coup jusqu' à l'anarchie, l'autre les conduit, par un chemin plus long, plus secret, mais plus sûr, vers la certitude.' Sans aucun doute, il faut lire: s e r v i t u d e, au lieu de certitude. Ces corrections, d'ailleurs minimes, ont toutes été vérifiées par comparaison avec des éditions antérieures à celle de 1864.

Abgesehen davon, daß die angezogene Stelle nicht auf Seite 485, sondern auf Seite 473 der vierzehnten Auflage zu finden ist, läßt sich schwer einsehen, warum es notwendig war, einen Druckfehler in der vierzehnten Auflage zu berichtigen, wenn der definitive Text auf der dreizehnten beruhen soll. Aber stellen wir die Frage zurück! Die bloße Überprüfung ergibt, daß weder die dreizehnte noch die vierzehnte Ausgabe diesen Druckfehler aufweisen, sondern *servitude* haben. Damit wird die einzige Bemerkung des Herausgebers zu einer Textstelle gegenstandslos.

Mit einer Ausnahme[20] scheinen sich die Emendationen des Herausgebers auf die Ersetzung von „by" durch „par" vor den Verfassernamen englischer Titel zu beschränken, so in I, 30, Anm. 2. Allerdings sind in dem gleichen Zusammenhang wichtigere Emendationen unterblieben. Tocqueville zitiert seit der ersten Ausgabe die berühmte Geschichte Virginias von John Smith unter dem Titel: „History of Virginia from the first Settlements in the year 1624", während es doch heißen muß: „... t o the year 1624". Wenige Seiten weiter (I, 41, Anm. 41) ist der Verfasser der *Magnalia Christi Americana* nicht als Mather, sondern als „Mathiew" angegeben, und das bislang in jeder französischen Ausgabe.

Indessen erscheinen Unzulänglichkeiten dieser Art geringfügig gegenüber der Tatsache, daß der Textbestand der *Édition définitive* nicht identisch mit dem der dreizehnten ist. Abgesehen von den Druckfehlern fehlt in ihr mindestens ein Absatz, der in der früheren Ausgabe enthalten ist. Er ist in der vorliegenden Ausgabe II, 337, Zeile 29, nach *...ce qui se voyait dans le monde* einzuschieben und hat folgenden Wortlaut: *Je promène mes regards sur cette foule innombrable composée d'êtres pareils, où rien ne s'élève ni ne s'abaisse. Le spectacle de cette uniformité universelle m'attriste et me glace, et je suis tenté de regretter la société qui n'est plus*[21].

Es könnte sich dabei um ein Versehen handeln, wenn sich der Absatz in allen früheren Auflagen fände. Indessen ist er in der vierzehnten, von Beaumont veröffentlichten Ausgabe nicht vorhanden. Die Erklärung ergibt sich aus den Beobachtungen G. W. Piersons an den von Beaumont neu edierten Tocqueville-Texten, wonach Beaumont in Briefen negative Äußerungen eliminierte, damit der Freund für die Nachwelt im besten Licht erscheine[22]. Dies ist offenbar auch bei dem fraglichen Absatz der

---

[20] *Liberté* zu *autorité*, II, 328, Zeile 12. Vgl. dreizehnte Auflage II, 362.
[21] Dreizehnte Auflage, II, 374.
[22] Vgl. op. cit., 142 f. 831 f.

Démocratie en Amérique der Fall gewesen, bedeutete er doch eine abschließende negative Stellungnahme Tocquevilles gegenüber seinem Gegenstand.

Der fehlende Absatz gibt somit zu der Vermutung Anlaß, daß der von Beaumont edierte Text nicht nur als Vorlage für die Anordnung der Anmerkungen diente, sondern daß er überhaupt nachgedruckt worden ist. Drei weitere Feststellungen lassen keinen Zweifel darüber, daß der Leser der definitiven Ausgabe einen anderen Text vor sich hat, als ihm nach der Angabe des Herausgebers vorliegen sollte. Zunächst bedeutet der obige Hinweis des Herausgebers, daß in der vierzehnten Auflage *certitude* zu *servitude* emendiert worden sei, ein unbeabsichtigte Bestätigung dafür, daß die Ausgabe letzter Hand nicht als Vorlage gedient hat. Da aber weder die Emendation selbst noch die Seitenangabe auf die vierzehnte Auflage zutreffen, muß man überdies annehmen, daß nicht die ursprüngliche Ausgabe Beaumonts abgedruckt worden ist, sondern eine davon abgeleitete Edition, ist doch die vierzehnte Ausgabe mindestens dreimal im Rahmen späterer Ausgaben der *Oeuvres complètes* nachgedruckt worden [23].

Weiterhin ist die Absatzgliederung in der dreizehnten und in der vierzehnten Ausgabe verschieden [24]. Die „definitive" Ausgabe folgt dabei immer der vierzehnten. Schließlich finden sich einige Druckfehler, die nur in der vierzehnten und in der definitiven Ausgabe auftreten, so zum Beispiel bei folgender Stelle: *La vallée du Mississipi [sic] est, à tout prendre, la plus magnifique demeure que Dieu ait jamais préparée pour l'habitation de l'homme* . . . Das Wort *demeure* fehlt in der vierzehnten und in der „definitiven" Ausgabe [25].

Aufgrund dieses Sachverhaltes kann die Ausgabe von J.-P. Mayer nicht als abschließend betrachtet werden. Der Text, den sie bietet, ist unzuverlässiger als der der dreizehnten und vierzehnten Ausgabe, die dadurch ersetzt werden sollten. So sehr es zu begrüßen ist, daß die *Démocratie en Amérique* im Rahmen der neuen Pariser Gesamtausgabe wieder für einen breiteren Leserkreis zugänglich wird, so bleibt doch das Problem einer kritischen Ausgabe weiterhin ungelöst, obwohl die Tocqueville-Forschung eines einwandfreien Textes dringend bedarf.

---

[23] Fünfzehnte Auflage, Paris 1868; sechzehnte Auflage, Paris 1874; siebzehnte Auflage, Paris 1888. Diese Auflagen waren mir leider nicht zugänglich.

[24] Ein gutes Beispiel bietet das Kapitel über die Wahl des Präsidenten, I, 129—133.

[25] Dreizehnte Auflage I, 24; vierzehnte Auflage I, 30; definitive Ausgabe I, 20.

Die bewahrte und neu gewonnene Krone

Zu Harold Nicolsons Buch über Georg V.[1]

von Werner Conze

Seit der französischen Revolution gewöhnten sich die Kontinentaleuropäer zunehmend daran, daß das „monarchische Prinzip" als konservative Kraft der Beharrung dem „Fortschritt" der Liberalen und später der Sozialisten entgegengesetzt war. Trotz vieler achtbarer Leistungen der europäischen Monarchen des 19. Jahrhunderts blieb es im großen und ganzen bei diesem Gegensatz, wenn er auch zeitweise abgemildert wurde, wo etwa die Krone zum Symbol nationaler Einigung wurde wie in Italien und im Deutschen Reich. Doch die Möglichkeit, in der Dynamik des europäischen Revolutionszeitalters nach vorn zu weisen, wie sie im aufgeklärten Absolutismus und in der preußischen Reform aufgetaucht war, blieb ihr im allgemeinen versagt. Stattdessen vertiefte sich die Kluft zwischen der heraufkommenden Demokratie als dem politischen Ausdruck der rasch fortschreitenden gesellschaftlichen Wandlung und der Monarchie, die nicht nur in den Erscheinungsformen höfischen Lebens, sondern auch in ihrer Begriffswelt an überfälligen Auffassungen politischer Herrschaftsordnung festhielt oder festzuhalten schien. Die Monarchien erlagen daher fast alle, abgesehen von den relativ unbehelligten nord- und westeuropäischen Kleinstaaten, dem Revolutionierungsprozeß, als dieser seit dem ersten Weltkrieg von neuem in ein akutes Stadium gewaltsamer Umbrüche und Erschütterungen überging.

Auch die britische Krone ist nicht immer unangefochten geblieben. Doch festigte sie in der spätviktorianischen Zeit ihre Popularität aufs neue, und unter Georg V. (1910—1936), als auf dem Kontinent die Throne stürzten, entschied es sich, daß sie nicht nur als ehrwürdiges Symbol in die moderne Welt der Technik und des Industrialismus noch hineinragte, sondern daß sie sich mit dieser Welt so zu verbinden verstand, daß sie seitdem geradezu als neu gewonnen und nach menschlichem Ermessen für eine vorstellbare Zukunft als gesichert angesehen werden kann. Unter Georgs V. Regierung „überstand die Britische Monarchie eine Zeit internationaler Erschütterungen und im Innern eine Phase schleichender Revolution mit erhöhtem Einfluß und Prestige" (S. 130). In diesem Satz kommt das eigentliche Thema des Buches von *Harald Nicolson* zum Ausdruck: wie es denn zu erklären sei, daß die britische Krone nicht Überbleibsel, sondern kraftvoll kontiunierliche Institution inmitten der Gefahren des Revolutionszeitalters geblieben ist. Nicolson versucht die Antwort zu

---

[1] *Harold Nicolson*, Georg V., Verlag C. H. Beck München 1954, XVIII, 646 S., 32,— DM. Deutsche Übersetzung von „King George the Fifth — His Life and Reign", London 1952.

geben, indem er den Hauptakzent auf die britische Verfassung legt, die sich in ihrer Ungebrochenheit, altehrwürdig und anpassungsfähig zugleich, als krisenfest erwiesen hat; und er läßt sich von seinem großen Beispiel so weit mitreißen, daß er die in solcher Verallgemeinerung wohl kaum mögliche Leitfrage für sein Buch stellt: „Wie funktioniert eine Monarchie in einem modernen Staat?“ Glücklicherweise enthält er sich jedoch, indem er ausführlich zu antworten sucht, aller fragwürdigen Verallgemeinerungen und beschränkt sich auf den konkreten Fall England, dessen Bedingungen und Erfahrungen nicht ohne weiteres auf den „modernen Staat“ überhaupt übertragbar sind.

Um die rechte Basis für seine Fragestellung zu gewinnen, widmet Nicolson einen langen Abschnitt der Verfassungsgeschichte und -theorie des englischen Königtums, aus dem sich ein Bild der Möglichkeiten königlicher Prärogative zur Zeit der Thronbesteigung Georgs V. ergibt. Dieses Kapitel verdiente, jeder Belehrung über die britische Verfassung zugrunde gelegt zu werden, da hier meisterhaft die herrschende Gewohnheit dargestellt wird und mit überlegener Ironie zu weitgehende theoretische Interpretationen einer ungeschriebenen Verfassung abgewehrt werden, in der einst bestehende Rechte des Königs zwar formell nie aufgehoben wurden, faktisch aber außer Übung gekommen sind.

Die Frage nach dem Gewicht des königlichen Einflusses zur Zeit Georgs V. schließt sowohl die Darstellung der bedingenden Tendenzen und Ereignisse wie die biographische Untersuchung im engeren Sinne ein. Nicolson hat beides in einer konsequent durchgehaltenen Methode trefflich miteinander verbunden. Entlastet durch die nur das Persönliche betreffende Biographie von *John Gore*, King George V. — A Personal Memoir (1941) blieb die Aufgabe, „König Georgs Wirken im öffentlichen Leben aufzuzeichnen und seine Haltung im Verlaufe der politischen Ereignisse seiner Regierungszeit zu erforschen.“ So entstand eine Geschichte Englands, vom Wirkungskreis des Königs aus gesehen, d. h. in den Schwerpunkten, die durch eine besondere königliche Anteilnahme oder königliches Eingreifen bezeichnet sind. Daß dabei trotz Gore die Zeichnung der persönlichen und privaten Züge nicht unterlassen worden ist, sondern daß der Verfasser, wenn auch sparsam im Ausmaß, die Farbe der familiären Umwelt, der Lieblingsorte des Königs (besonders Sandringham), sowie der Lebensgewohnheiten dem historischen Bilde eingefügt hat, das rundet die Darstellung ab und trägt mit zu ihrem Reiz und hohen literarischen Rang bei. So wird gleichsam nebenbei und unbeabsichtigt, zumal auch der charakteristische Hintergrund des englischen Lebens stets plastisch hervortritt, trotz der bestimmenden politischen Thematik ein Stück englischer Kulturgeschichte der Zeit vor und nach dem ersten Weltkrieg vermittelt.

Nicolson standen die Quellen des Königlichen Archivs in Windsor zur Verfügung: Briefe der königlichen Familie, das gewissenhaft, lakonisch trocken geführte Tagebuch Georgs V., vor allem aber die offizielle Korrespondenz, die vorgelegten Memoranden, die für den König persönlich bestimmten Berichte über Unterhaussitzungen und Sitzungsprotokolle. Darüber hinaus konnte der Botschaftersohn, der selbst auch in der Diplomatie und im politischen Leben eines Abgeordneten gestanden hat und durch Bücher zur politischen Zeitgeschichte wie die Biographie Lord

Curzons bekannt geworden ist, aus eigenem Erleben und aus den Mitteilungen zahlreicher, von ihm größtenteils diskret verschwiegener Persönlichkeiten schöpfen. So ist ein Werk zustande gekommen, das auf einer breiten Basis primärer, bisher unbekannter Quellen beruht und aus kenntnisreicher Nähe geschrieben worden ist. Welch eigenartiger Reiz liegt darin, daß der Verfasser nicht nur solche Nähe allgemein, sondern zugleich seine Neigung zur Person und zur Leistung des Königs deutlich hervortreten läßt, gleichwohl aber doch soviel versachlichende Distanz einzunehmen versteht, daß ein Geschichtswerk entstanden ist, welches sich von der Untersuchung eines Historikers außerhalb der sich beteiligt fühlenden höfisch-diplomatischen Gesellschaft ebenso unterscheidet wie von einer den urteilsfähigen Leser verletzenden Heroisierung oder Apologie. Mit Takt und innerer Freiheit ist Nicolson, sensibel und selbstsicher zugleich, bis an die seinem Auftrag innewohnenden Grenzen gegangen und gibt durch zahlreiche Zitate vieles aus seinem Material wörtlich bekannt. Läßt es sich auch nicht nachprüfen, was uns aus den nur ihm zugänglichen Quellen vorenthalten wurde, so wäre doch das Mißtrauen unberechtigt, daß ein im ganzen unwahres Bild entstanden sein könnte.

Nicolson läßt keinen Zweifel an der Begrenztheit der Anlagen Georgs V. Überzeugend weist er nach, wie dieser durch die strengen Erziehungsgrundsätze des königlichen Hauses, die großmütterliche Majestät und Inkarnation der Monarchie als einer erhabenen Institution, die pedantische Konsequenz seines Lehrers, schließlich das rauhe, dem Dienst unterworfene Leben bei der Marine für sein Leben geprägt worden ist. „Da er kein intellektueller Typ war, änderte sich nichts am Bestand seiner Persönlichkeit; er blieb aus ein und demselben Guß sein ganzes Leben lang." So sei der Einfluß, den er während seiner Regierung auszuüben verstanden hat, „nicht auf außergewöhnliche Talente oder außergewöhnliche Fähigkeit", „sondern vielmehr auf die Konsequenz und Beständigkeit seiner Grundsätze und Überzeugungen" zurückzuführen. Der „kategorische Sinn für die Pflicht" „stellte die Kraftquelle dar, die zum Schwungrad seines Lebens wurde" (S. 31 f.). So erscheint der König keineswegs als eine hervorragende Persönlichkeit, sondern als ein Mann durchschnittlichen Geistes, der unter den Bedingungen der britischen Verfassung, des englischen Gemeinsinns und der in seiner Familie lebendigen, verpflichtenden Verantwortung gegenüber dem Amt und der Würde des Königtums das Höchstmaß der von ihm geforderten Zuchtform erreicht hat. Daher kommt zwar in der Biographie die hohe Leistungsfähigkeit und Charakterstärke des Königs in immer neuen Situationen eindringlich zum Ausdruck; doch erscheint all das weniger vom Menschen her mit seinen inneren Kämpfen, Gefühlen und Anfechtungen, als vielmehr durch die jeweiligen Situationen und Entscheidungen fesselnd. „Der Gegensatz zwischen der schlichten Gradheit des Charakters des Königs und den verworrenen, komplizierten politischen Strömungen, mit denen er sich auseinandersetzen mußte", wird daher von Nicolson als ein Leitmotiv seines Buches bezeichnet. Die Eigenart des geradlinigen Monarchen erleichtert dem Verfasser seine taktvolle Zurückhaltung.

Nachdem die Bildung der Persönlichkeit und die für die königliche Wirkung maßgebenden Institutionen der Verfassung mit dem Mut zu

klarer Linienführung als Grundlage der Darstellung gewonnen worden sind, reiht Nicolson eine Bewährungsprobe des Königs an die andere. Wahrlich eine eindrucksvolle Reihe geschichtlicher Entscheidungen, in denen mehr als einmal an den Bestand Englands und seines Empire sowie an weltgeschichtliche Auseinandersetzungen gerührt wurde! Vieles gewinnt durch Nicolsons Quellen eine neue Beleuchtung. Vor allem aber wird sichtbar, welche große Rolle ein König zu spielen vermochte, dessen Zuständigkeit vor allem doch nur in dem Rat lag, den er seinen Ministern gab. Dieses Raten war oft hartnäckig, ohne daß die konstitutionellen Grenzen überschritten wurden; vor allem aber bezweckte es stets den Ausgleich der Gegensätze und hat daher mit Erfolg wesentlich dazu beigetragen, daß Großbritannien die Spannungen durchhielt und die als Giftstoffe bezeichneten Erscheinungsformen ungezügelter demokratischer Freiheit und eines klassenkämpferischen Sozialismus in der Elastizität seiner Verfassung und dem common sense nationalen Zusammenhaltens aufsaugen konnte.

Die Reihe wird — sogleich nach dem Regierungsantritt — mit dem Verfassungskonflikt um die Stellung des Oberhauses 1911 eröffnet. Hier wie auch später oft werden durch die Windsor-Quellen neue Gesichtspunkte und Kenntnisse gewonnen. Es folgen innen- und sozialpolitische Fragen, bei denen die während der ganzen Regierung eingehaltene Rolle des königlichen Vermittlers im sozialen Kampf hervorgehoben wird. Nicolson zeigt, daß Georg V. bei zunehmender Popularität gerade auch in den Kreisen der Labour-Wähler sozial ausgleichend und überzeugend interessenfrei gewirkt und damit Wesentliches dazu geleistet hat, daß die „aus dem Ausland eingeschleppten Viren“, die die festgefügte Autorität des britischen Staatswesens zu zersetzen drohten, nicht überhand nahmen. Welchen Schock die Moderne in dem an den viktorianischen Lebensstil gewöhnten England ausgelöst hat, schwingt in Nicolsons Sätzen über den „gefährlichen Einfluß“ von Wells und Shaw auf die jüngere Generation und über die Ausstellung nachimpressionistischer Kunst 1910, auf der „so ungewohnte Bilder wie van Goghs Briefträger und Manets Bar gezeigt wurden“, nach (S. 176). Einen breiten Raum nehmen die außenpolitischen Probleme der Vorkriegsjahre wie die deutsch-britische Flottenrivalität, die Haldane-Mission, die Balkankriege ein, obwohl der stärker innenpolitisch interessierte König in diesen Fragen weniger hervortrat. Gegenüber Wilhelm II. nahm er eine verständnisvollere, entgegenkommendere Haltung ein als sein Vater. Doch teilte er — mit seinem Biographen — die Abneigung gegen die Übersteigerungen („etwas neurotisch“) des wilhelminischen Deutschlands. Es ist hervorzuheben, daß Nicolson, der auch hierin sich wohl weitgehend mit seinem König identifiziert, die Fehler und Versäumnisse auf beiden Seiten sieht. „Es ist tragisch, wenn zwei große Brudernationen sich mißverstehen, weil sie einander nur in der Karikatur zu sehen vermögen“ (S. 194).

Die Initiative des Königs für seine Indienreise 1911/12 und sein Handeln in der Irlandfrage 1913 leiten seine fortgesetzten Bemühungen um den Bestand des gefährdeten Empire ein. Georgs wichtige Rolle beim Zustandekommen des Abkommens mit Irland vom 6. Dezember 1921 und den beiden Round-Table-Konferenzen zur (vergeblichen) Lösung der indischen Frage treten als die Höhepunkte dieses Wirkens hervor. Im

Weltkrieg bewährte sich die Kaltblütigkeit des Königs, der der vorherrschenden Hysterie gegen alles Deutsche nicht erlag, der im September 1916 besorgt vor dem alliierten Vorgehen gegen Griechenland warnte, „ob es überhaupt im Einklang mit dem Völkerrecht steht", der sich weigerte, im Kriege das Parlament aufzulösen, um dem Lande in seiner schwersten Belastungsprobe die Beunruhigung allgemeiner Wahlen zu ersparen, der geschickt die personellen Schwierigkeiten beim Rücktritt Asquiths und der Berufung Lloyd Georges meisterte und den hitzigen Walliser mit seinen „unorthodoxen Methoden" zu ertragen, zu achten, ja gelegentlich zu zügeln verstanden hat. Bedauerlich wenig ist über Georgs Einstellung zur Friedenskonferenz mitgeteilt. Der König war nicht unmittelbar mit ihr befaßt, und so enthält sich Nicolson einer ausführlichen Untersuchung, abgesehen von einer Bemerkung über die Frage Deutsch-Österreichs, in der der König Balfours Auffassung von der Selbstverständlichkeit einer „Vereinigung der Deutschen in Österreich mit den anderen deutschen Völkern" nicht geteilt hat, oder von dem mäßigenden Einfluß in der Frage einer Gerichtsverhandlung gegen den deutschen Kaiser.

Als Höhepunkt der königlichen Bewährung erscheint die Haltung Georgs V. bei der Berufung der ersten Labour-Regierung 1924 und der Bildung der „nationalen" Regierung 1931. Beidemale handelte es sich um Marksteine auf dem Wege Englands durch die selbst für das sichere Inselreich gefahrdrohende Strukturkrise der Gesellschaft und der Wirtschaft nach dem ersten Weltkriege. Der König war sich 1924 der außerordentlichen Situation bewußt, für die es kein Vorbild gab. Der eingehende Bericht des Privatsekretärs Lord Stamfordham über die Audienz des Sozialisten McDonald bei Georg V., an deren Ende der Handkuß des neu ernannten Ministerpräsidenten stand, ist eins der eindrucksvollsten von den zahlreichen Dokumenten, die aus dem Archiv in Windsor abgedruckt worden sind. — Das Kapitel über die Bildung der nationalen Konzentrationsregierung von 1931 hat unsere Kenntnis über die internen Vorgänge erheblich gefördert. Die bestimmende Initiative des Königs, der den Rücktritt McDonalds nicht annahm, sondern diesem die Leitung der „nationalen Notstandsregierung" nahelegte, ergibt sich aus den Quellen, die auch hier wieder zum Teil im Wortlaut wiedergegeben werden. An dieser Stelle erscheint Nicolsons These vom Gewicht der britischen Krone trotz der Geringfügigkeit der ihr gebliebenen Kompetenzen großartig bestätigt. 1931 zeigte es sich, was ein Königtum vermag, das den Staat über den Parteien verkörpert und in Situationen, die ein Abweichen vom üblichen parlamentarischen Spiel erheischen, außergewöhnliche Lösungen anregen und erleichtern kann. In Deutschland zerbrach 1930 die „Große Koalition" der Klassenkampfgegner im Streit um ½ % Erhöhung der Arbeitslosenversicherung und wurde damit die Krise um den Bestand des Staates und seiner Verfassung heraufbeschworen. Auch in England verweigerten die Gewerkschaften mit der Mehrheit der Arbeiterpartei die in der Wirtschaftskrise für notwendig erachteten Notmaßnahmen. Doch der Sozialist McDonald spaltete de facto seine eigene Partei, setzte sich einer bis über seinen Tod hinauswirkenden Herabsetzung durch seine alten Parteifreunde aus und stellte sich der nationalen Konzentration zur Verfügung, die wesentlich zur relativ glücklichen Über-

windung der Wirtschaftskrise beitrug. Sie wurde in Großbritannien nicht wie in Deutschland (und auf andere Weise auch in den Vereinigten Staaten) zu einer Staatskrise. Das Bündnis des Königs mit dem Sozialisten hatte dies bewirkt. Beide stellten sich unter die prägende Macht einer Verfassung, die im Zeitalter der Demokratisierung das Königtum durchzuhalten vermochte und dann durch die Krone nicht, wie auf dem Kontinent, spaltende Belastung, sondern Stärkung und Bindung erfahren hat. Es ist begreiflich, daß Nicolson abschließend bei der Schilderung des 25jährigen Regierungsjubiläums im Mai 1935 vom Stolz über den mehr als tausendjährigen Thron und von der Ehrfurcht vor dem „Emblem der Beständigkeit in einer schnell sich auflösenden Welt" spricht. Selbst solche Steigerungen im Ausdruck typisch englischen Nationalstolzes überschreiten kaum die Grenze des Takts und des Stils, weil sie getragen sind von einem alten Sinn für staatliche Symbolik, die den Übergang in die moderne Welt vielleicht nicht zuletzt deswegen überstanden hat, weil sie auch als „Funktion" in neuer Weise einsehbar geworden ist. Das sind Erfahrungen, die uns verloren gegangen sind und schwerlich restaurativ erneuert werden können.

Aus der ibero-amerikanischen Kulturwelt

Literaturbericht von Dr. Gerhard Jacob

Fast ein Lustrum ist vergangen, seitdem unser letzter Bericht in dieser Zeitschrift erschien [1]. Während dieses halben Jahrzehnts ist gerade auf dem ibero-amerikanischen Forschungsgebiet (einschließlich Portugal und Spanien) eine solche Fülle dem Fortschritt der Forschung dienender neuer Publikationen und Institutionen in Verbindung mit Tagungen und Jubiläen zu verzeichnen, daß hier genau so wie früher notwendigerweise eine Auswahl getroffen werden mußte. Diese hing schon äußerlich davon ab, welche der angeforderten Neuerscheinungen zur Rezension eingingen, wobei dankbar anerkannt sei, daß mir wie bei früheren Berichten [2] von Verlegern und Verfassern auch unaufgefordert manches Material zukam.

Dies geschah in erster Linie auch von seiten in- und ausländischer Institutionen, nicht zuletzt von der Görres-Gesellschaft, in deren 1928 von Heinrich Finke gegründeten Reihe der „Gesammelten Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens" schon im 5. Bande (1935) auf unsere Berichte besonders hingewiesen wurde. Ebenso gingen uns die Publikationen des Hamburger Ibero-amerikanischen Forschungsinstituts regelmäßig zu, so daß eine gute Tradition zu zwei Hauptzentren der deutschen Hispanistik und Ibero-Amerikanistik wie in Vorkriegszeiten fortgeführt werden konnte.

Ein kurzer chronologischer Überblick über einige der wichtigsten neueren kulturhistorischen Daten aus unserem Forschungsgebiet sei hier richtungweisend vorangestellt.

1950 1. Erscheinen von Clavileño (Revista de la asociación internacional de hispanismo) in Madrid [3]
Coloquio internacional de estudos luso-brasileiros in Washington [4]

---

[1] AKG XXXIII Heft 2 (1951).

[2] Vgl. den Eröffnungsbericht Bd. XX Heft 1 (1929): „Wichtig scheint mir der Hinweis darauf, daß man dem Zuge unserer Zeit folgend heute nur allzu leicht geneigt ist, die Länder von Süd- und Mittelamerika unter rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten zu betrachten und dabei die starken geistig-kulturellen Strömungen, die durch diese spanisch und portugiesisch redende Welt gehen, zu übersehen."

[3] Vgl. darüber: *H. J. Hüffer* in: Romanist. Jahrb. Hamburg 3 (1950) S. 600 f.

[4] *Luigi Panarese*, Il Congresso di studi luso-brasiliani, in: Quaderni Ibero-Americani (Attualità Culturale nella Penisola Iberica e America Latina) Torino No. 15 (1954).

1951 Internationaler Columbus-Kongreß in Genua[5]
400-Jahrfeier der Universitäten von Mexico und Peru
1. Soziologen-Kongreß Lateinamerikas in Buenos Aires[6]
Internationale Tagung für spanische Philologie in Salamanca[7]
1952 1. Deutscher Spanientag in München[8]
Gründung der Heinrich-Finke-Gesellschaft in Freiburg i. Br.[9]
der Deutschen Bolivar-Gesellschaft in Hamburg
des Centro Ibero-Alemán in Nürnberg
Erstes Erscheinen von Alcalá (Revista Universitaria Española)
35jähr. Bestehen des Ibero-amerikanischen Forschungsinstituts/Hamburg
1953 700-Jahrfeier der Universität Salamanca[10]
Hispanisten-Kongreß in Salamanca
Asamblea de Universidades Hispanicas in Salamanca
Erstes Erscheinen des „Staden-Jahrbuches“ des Instituto Hans Staden in São Paulo (gegr. 12. Oktober 1946); enthält Beiträge zur Brasilkunde
1954 II. Congresso Universitario Latino-Americano in Santiago de Chile
300-Jahrfeier der Befreiung Pernambucos von holländischer Herrschaft[11]
400-Jahrfeier der Gründung von São Paulo durch die Portugiesen[12]
Gründung der Spanisch-Deutschen Gesellschaft in Sevilla
der Deutsch-Span. Arbeitsgemeinschaft und des Círculo Hispano-Alemán in Tübingen
des Centro Ibérico in Köln
der Deutschen Ibero-Amerika-Stiftung in Hamburg

---

[5] Vgl. meine Berichte darüber in: Deutsche Literatur-Zeitung 1954 Sp. 193—96, Histor. Ztschr. 178 (1954) S. 344—46, Forschungen u. Fortschritte 1954, S. 302—308, Atlantis 1954 S. 467—68.

[6] Bulletin International des Sciences Sociales. Documents relatifs à l'Amérique latine IV, 3 (1952) S. 525—29.

[7] Vgl. „Das Imperium der spanischen Sprache.“ In: Universitas Sept. 1951 S. 1039 f. — Der 4. Internationale Kongreß für vergleichendes Recht in Paris (1954) erklärte Spanisch zur offiziellen Kongreßsprache, ebenso der 10. Internationale Historikerkongreß in Rom 1955.

[8] Bericht von *H. J. Hüffer* in: Export-Club (Spanienheft) München 1952 S. 97—99.

[9] Zur Pflege der dt.-span. Kulturbeziehungen an der Univ. Freiburg i. Br. vgl. *Joh. Vincke*, Heinrich Finke und Spanien (Freiburg i. Br. 1955).

[10] *Hans Schneider*, 700 Jahre Universität Salamanca, in: Übersee-Rundschau Hamburg 1953 S. 521—22.

[11] Vgl. Congresso de Historia Comemorativo do Tricentenario da Restauração Pernambucana, in: Vozes de Petropolis (Brasilien) 1954 S. 541 ff.

[12] *Jaime Cortesão*, Dois Centenarios, in: Ocidente, Lisbôa, Fevereiro 1954 S. 53 ff.; vgl. die Festnummer: Zum 400. Geburtstag São Paulos der „Deutschen Nachrichten“ São Paulo 24./25. Januar 1954 (8. Jhrg. Nr. 1913/14) und Intercambio, Revista Cultural; begr. von *Theodor Heuberger* 1954 Nr. 7—12.

Eröffnung des Deutschen Archäologischen Instituts in Madrid
Wiedereröffnung des „Instituto germano-español de investigación“ der Görresgesellschaft in Madrid
Wiedererscheinen der „Gesammelten Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens“ der Span. Forschungen der Görresgesellschaft
Erstes Erscheinen der „Monumenta Americana“ hrsg. von der Ibero-amerikanischen Bibliothek in Berlin-Lankwitz [13]
50-Jahrfeier der Hispanic Society of America
31. Internationaler Amerikanisten-Kongreß in São Paulo (aus Anlaß der 400-Jahrfeier dieser Stadt gab es dort in diesem Jahre nicht weniger als 150 Kongresse, davon 23 internationale)

1955 International Congress of Professors of Latin American Literature in Berkeley (University of California)
7. Kongreß der Postal Union of the Americas and Spain in Bogotá (Columbien) [14]
Historiker-Kongreß der aragonischen Krone in Palma de Mallorca
25jähr. Bestehen der Ibero-amerikan. Bibliothek in Berlin-Lankwitz [15] (gegr. 12. Oktober 1930 als Ibero-amerikanisches Institut)
30jähr. Bestehen des „Deutschen Instituts“ an der Faculdade de Letras der Universität Coimbra (Portugal) [16]

Schon diese kleine synoptische Tabelle wird genügen, um zu zeigen, daß in den letzten fünf Jahren auf dem Gebiete der Ibero-Romanistik eine rege Tätigkeit geherrscht hat, die durch Neugründungen und Neuerscheinungen ebenso gekennzeichnet ist wie durch Kongresse und Jubiläen, auf denen es weitere wertvolle Anregungen für die Forschung gab.

Fügen wir noch hinzu, daß auf publizistischem Gebiete das Erscheinen vieler Sonderhefte [17] angesehener Zeitschriften dazu beigetragen hat, die Kenntnis des luso-hispanischen Kulturraumes und seines gegenwärtigen Forschungsstandes in weiteste Kreise zu tragen, so rundet sich das Bild von dem wachsenden Interesse an Ibero-Amerika und der iberischen

[13] Band 1: *Gerdt Kutscher*, Nordperuanische Keramik, Verlag Gebr. Mann (Berlin 1954).

[14] Inter-American Conferences and Meetings, Department of International Law Division of Conferences and Organizations, Washington, D. C. April 1955.

[15] *Werner Haupt*, Die Nachkriegsentwicklung der Ibero-Amerikanischen Bibliothek, in· Ztschr. f. Bibliothekswesen u. Bibliographie 2 (1955) S. 58—60.

[16] *Gerhard Jacob*, Die deutsch-portugiesischen Wissenschaftsbeziehungen. Zum 30. Jahrestag des Instituto Alemão an der Universität Coimbra am 5. August 1955, in: Forschungen u. Fortschritte 1955 Heft 8.

[17] Spanienhefte: Saeculum 3, 3 (1952): Spanier über Spanien; Universitas 1954 Heft 5; Atlantis 1954 Heft 4; Mitteilungen des Instituts für Auslandsbeziehungen, Stuttgart 1954 Heft 1—2. — Ibero-Amerika-Hefte: Übersee-Rundschau (jedes Jahr aus Anlaß des 12. Oktober); Kontinente 1954 Heft 7—8. — Brasilienhefte: Übersee-Rundschau 1954; Auslandswarte 1953 Heft 9. — Mexicoheft: Übersee-Rundschau 1954; Mittlgn. des Instituts f. Auslandsbeziehungen 1955 Nr. 5—8. — Paraguayhefte: ebd. 1954 Heft 11—12.

Halbinsel, wie es schon einmal nach dem ersten Weltkriege zu beobachten war, diesmal aber noch mehr in die Tiefe und Weite zu dringen scheint.

Allgemeine Nachschlagewerke. Der in der spanisch und portugiesisch redenden Welt mit seinen Filialen in Barcelona — Bogotá — Buenos Aires — Santiago de Chile und São Paulo vertretene Herder-Verlag hat sein aus Anlaß des 150jährigen Verlagsjubiläums (1951) erschienenes Volkslexikon in spanischer Bearbeitung herausgegeben[18]. Es handelt sich dabei nur zum Teil um eine Übersetzung der deutschen Ausgabe. In der Hauptsache ist es eine der spanischen Welt angepaßte, eigene Encyklopädie (vgl. z. B. Stichwörter wie 'hispanidad', 'hispanoamericanismo'), die sich im Gegensatz zu den bekannten großen spanischen Encyklopädien (z. B. Diccionario Enciclopédico Salvat)[19] auf das Allernotwendigste und Wesentliche als eine wirkliche „enciclopedia manual" nach dem Grundsatze „non multa, sed multum" beschränkt. In zweiter, verbesserter und erweiteter Auflage liegt das Ibero-Amerika-Handbuch[20] vor, das mit seinem reichen Verkehrskartenmaterial, seinem Städteregister, seinen Flaggenabbildungen und seinem reichhaltigen Inhalt nicht nur den wirtschaftlichen Interessen dient, sondern in seinen Aufsätzen auch auf hohem wissenschaftlichen Niveau steht. Es gliedert sich in einen allgemeinen Teil mit Beiträgen bekannter Ibero-Amerikanisten (*Großmann, Wilhelmy, Samhaber, Drascher)* über geistes- und kulturgeschichtliche Themen und einen speziellen Länderteil, wobei die einzelnen Länder unter den Gesichtspunkten der Geographie, Städte, Wirtschaft, Statistik, Politik, Verwaltung, Kultur und Religion, Erziehung, Universitäten, Presse behandelt werden. Man kann nur hoffen und wünschen, daß dieses ausgezeichnete Handbuch, das in unserer deutschen Ibero-Amerika-Literatur bisher einzigartig dasteht und auch in Ibero-Amerika selbst schon die nötige Beachtung und Verbreitung gefunden hat, zu einem durch laufende Neuauflagen auf der Höhe der Zeit bleibenden Standardwerk werden möge. In Oldenbourgs Abriß der Weltgeschichte (Politik und Kultur in der Geschichte der Menschheit)[21] behandelt *Disselhoff* „Süd- und Mittelamerika bis zum Untergang der indianischen Kulturen" und *Schottelius* „Ibero-Amerika und Westindien seit den Entdeckungen" bis 1952. In gedrängtester Form werden hier in chronologischer Reihenfolge die Hauptlinien und Wesensmerkmale der Entwicklung nach dem neuesten Stand der Forschung unter Voranstellung wichtigster Literatur zu den einzelnen Kapiteln übersichtlich und ein-

---

[18] Enciclopedia Universal Herder (Barcelona 1954); 40 000 Stichwörter auf 2340 Spalten, DM 21,60.

[19] Diccionario Enciclopédico Salvat, 12 Bde. 2. Aufl. Salvat Editores (Barcelona-Madrid-Buenos Aires-México-Caracas-Rio de Janeiro 1954).

[20] Ibero-Amerika. Ein Handbuch. 2. Aufl. Hrsg. vom Ibero-amerikan. Verein Hamburg-Bremen. Red. *Dr. Friedrich Wehner.* Übersee-Verlag Hamburg 1954, 600 S., 324 Tabellen u. Statistiken; DM 15,—.

[21] Oldenbourgs Abriß der Weltgeschichte, Teil II Abschnitt D Amerika-Australien-Ozeanien-Arktis. R. Oldenbourg, München 1953, 80 S.

prägsam dargestellt. Diese prägnante Darbietung ist eine Meisterleistung bei diesem weitschichtigen Stoffgebiet. Manchmal würde man es begrüßen, wenn auch auf bekannte, große überstaatliche Bewegungen (Paniberismus, Lusitanität, Hispanität) mit ihren neuesten Kundgebungen sowohl im Text als auch in der Literatur eingegangen worden wäre.

Alt-Amerika: Wie *Disselhoff* im eben erwähnten Abriß schreibt, ist die Geschichte Altamerikas die Geschichte der Indianer, die aber nicht mit europäischer Entdeckung oder Vernichtung altindianischer Hochkulturen endet. Ist doch heutzutage „in den Anden die Ketschua-Sprache weiter verbreitet als zur Zeit der größten Ausdehnung des Inka-Reiches, und in Mexiko gilt indianische Abstammung vielfach als Auszeichnung". Disselhoff hat das große Verdienst, die erste „Geschichte der altamerikanischen Kulturen" in deutscher Sprache zusammenfassend dargestellt und damit eine bisher empfundene Lücke in unserer universalgeschichtlichen Kenntnis geschlossen zu haben [22]. Sein Werk, das sich noch mehr als an den amerikanistischen Fachmann an die interessierten Laien wendet, ist die Krönung seiner bisherigen, erfolgreichen Feldarbeiten in Mexiko, Ecuador und Perú, wo er 1953 zunächst als Chefarchäologe einer unter dem Protektorat der „American Geographical Society" stehenden Expedition, dann aber selbständig mit Unterstützung der peruanischen Regierung auf eigene Faust Ausgrabungen machte. Bei der starken Spezialisierung der modernen Amerikanistik (man denke z. B. an die „Mexikanistik" und „Mayistik"), die es dem Einzelnen unmöglich macht, das ganze weite Gebiet der amerikanischen Völker- und Kulturkunde zu beherrschen, wird man es verstehen, daß auch bei Disselhoff gewisse Lieblingsgebiete (hier „Mesoamerika" mit Tolteken-Olmeken-Maya und Montezuma) schon umfangsmäßig stärker hervortreten als andere (die Goldländer und Perú). In der Einleitung berührt er die noch immer diskutierte, auf Platons Kritias- und Timaios-Dialog beruhende Frage nach der sagenhaften Insel Atlantis [23], die er für eine auf tönernen Füßen stehende Hypothese hält, wie schon *Eduard Meyer* [24] („Sie ist eine reine Fiktion, der keinerlei geschichtliche oder naturwissenschaftliche Kenntnisse zugrunde liegen"). Mit Recht betont Disselhoff, daß „niemand

---

[22] *Hans Dietrich Disselhoff*, Geschichte der altamerikan. Kulturen. Mit 104 Bildern auf 40 Kunstdrucktafeln, 25 Textabbildgn. 10 Karten. R. Oldenbourg, München 1953; 376 S., DM. 25,—.

[23] Vgl. *Bessmertny*, Das Atlantis-Rätsel. Geschichte u. Erklärung der A.-Hypothesen (1932); dazu die theosophische pro-Atlantis Schrift von *W. Scott-Elliot*, L'histoire de L'Atlantide. Paris 1924 (Editions Adyar, La Famille Théosophique).

[24] Vgl. *Hans Lamer*, Wörterbuch der Antike. Kröners Taschenausg. 96, Leipzig 1933. *J. Spanuth* glaubt die versunkene Königsinsel Atlantis nahe Helgoland 1952 entdeckt zu haben, während *Adolf Schulten* (Tartessos, Hamburg 1922—51) Atlantis in Tartessos lokalisiert. *Paul Herrmann* gibt eine gute, knappe Zusammenfassung des Atlantisproblems in: Sieben vorbei und acht verweht. Das Abenteuer der frühen Entdeckungen; (Hoffmann & Campe) Hamburg 1952, 526 S., DM 21,50.

bisher mit aller Sicherheit wirkliche Verwandtschaften zwischen Sprachen der Alten und Neuen Welt nachweisen konnte", wie z. B. Scott-Elliot vorgibt. Dies aber wurde neuerdings wiederum versucht in der Aufsehen erregenden „Kon-Tiki"-Angelegenheit des norwegischen Zoologen *Thor Heyerdahl*[25], der auf einem nach indianischem Vorbild gebauten Floß (allerdings mit modernem Komfort, Radio usw.) in tollkühner Fahrt mit fünf Gefährten vom 28. 4. bis 7. 8. 1947 vom peruanischen Hafen Callao aus nach den Tuamotu-Inseln (Raroia-Riff) fuhr in der Überzeugung, daß in vorkolumbischer Zeit Polynesien von Perú aus besiedelt worden sei. Ausgangspunkt für diese Theorie war die Namensgleichheit zwischen dem polynesischen „Tiki" und dem altperuanischen „Kon-Tiki" aus der Vorinkazeit in Verbindung mit den Mythen, wonach Kon-Tiki, vor der Inkafremdherrschaft fliehend, mit seinem Volke nach Westen übers Meer gezogen sei. Disselhoff weist darauf hin, daß die indianische Schiffahrt bekanntlich sehr gering entwickelt war und daß in Wirklichkeit die Polynesier, nicht die Indianer große Seefahrer waren, daß ferner alle Bewegungen von Westen nach Osten verliefen. Zu der Frage nach der Abhängigkeit der altamerikanischen Kulturen von China und Indien (Formenverwandtschaft zwischen mittelamerikanischen Gefäßformen und chinesischen Bronzegefäßen; Auftreten des Drachenkurven- und Lotos-Motives) bemerkt Disselhoff (S. 16) folgendes: „Wie kommt es, daß bei der vorausgesetzten so späten Berührung zwischen Asien und Amerika — nach *Heine-Geldern* bis in die ersten Jahrhunderte des 2. Jahrtausends n. Chr. — ganz elementare und wichtige Errungenschaften des Alltags wie Rad, Pflug, Wagen, Töpferscheibe, Topfglasur, Glas, Saiteninstrumente, deren sich die altweltlichen Kulturen seit grauem Altertum erfreuten, in Amerika noch im 16. Jahrhundert, als die Spanier kamen, unbekannt waren?"

Die von der archäologischen Forschung noch nicht genügend erfaßten „Goldländer" (Costa Rica, Panama, Kolumbien) werden von Disselhoff in ihren altertumskundlichen Befunden klar und anschaulich umrissen. Der diesem Kapitel vorangestellte Ausspruch des Columbus über das Gold kann freilich leicht zu einer falschen, einseitigen Beurteilung des großen Entdeckers führen. Eine wertvolle Beigabe enthält der chronologische Anhang mit seinen Erläuterung der Dendrochronologie und Radiokarbonmethode zur Bestimmung prähistorischer Zeiträume[26]. In dem Literatur-Auswahl-Verzeichnis fehlen leider einige Namen, die im Text wiederholt erwähnt werden und wegen der mit ihnen verbundenen Theorien zum Nachschlagen anregen, z. B. der Sinologe *Henze* und

---

[25] *Thor Heyerdahl*, Kon Tiki. Ein Floß treibt über den Pazifik (Wien 1949, Originalausgabe Oslo 1948); ders., The Kon-Tiki Expedition (London 1950); ders., American Indians in the Pazific. The Theory behind the Kon-Tiki (London 1952); vgl. dazu *Hans Plischke*, Thor Heyerdahls Kon-Tiki-Theorie und ihre Problematik, in: Universitas 1953 S. 837—845.

[26] Die *dating methods in American prehistory* bilden ein Thema des 32. Internationalen Amerikanisten-Kongresses in Kopenhagen 8.—14. August 1956.

Heine-Geldern. Das Buch von Disselhoff bildet mit seiner fesselnden, flüssigen Darstellung und seiner hervorragenden Bildausstattung nicht nur die Krönung der bisherigen vielen Arbeiten des Verfassers, sondern auch ein Standardwerk unserer deutschen Amerikanistik, deren großen Namen wie *Max Uhle* (1856—1944) und *Karl Sapper* (1866—1945) es sich würdig an die Seite stellt. So bedeutsam auch die Fortschritte der Amerikanistik in den letzten Jahrzehnten gewesen sind, so wird doch das, was Disselhoff am Ende seines schönen Buches sagt, für immer zu Recht bestehen, nämlich daß vieles aus der rätselvollen Vergangenheit des indianischen Kontinents unserer Erkenntnis für immer verborgen bleiben wird.

Einer unserer besten Kenner der Ketschua-Sprache und der Inka-Soziologie, Hermann Trimborn[27], gibt in einem handlichen, gut illustrierten Büchlein eine vortreffliche Einführung in den eigenartigen Reiz der altamerikanischen Kulturen (Mexiko, Maya, El Dorado, Altperu, der sozialistische Inka-Staat), und zwar „im Hinblick auf nicht selten phantastische, durch außenseitige Veröffentlichungen genährte Vorstellungen", um „dem Nichtfachmann eine historische Perspektive zu geben und zu zeigen, wie die bekanntesten der indianischen Kulturen sich zeitlich in das Geschichtsbild des Abendlandes fügen" — eine Aufgabe, die er wohl unbestritten erfüllt haben dürfte. In der von ihm geschaffenen Schriftenreihe „Kulturgeschichtliche Forschungen" hat Trimborn zusammen mit seinem ehemaligen Schüler *Georg Eckert*[28] den Reigen mit zwei Bänden zur Kulturgeschichte Ibero-Amerikas eröffnet. Am Beispiel der bisher noch wenig bekannten Kulturen Westkolumbiens, vor allem im mittleren und oberen Caucatal, zeigt Eckert, wie neben den Staatsgedanken als entscheidender Impuls zur kulturellen Höherentwicklung in Amerika der Totenglaube (Praeanimismus) tritt, „der, von der Staatsidee befruchtet, seinerseits die verschiedensten Bereiche des menschlichen Lebens und Handelns erfaßte und damit zu der künstlerischen und gewerblichen Hochblüte (Goldschmiedearbeiten, Kazikengräber, Goldhortung) der früheren Herrenkulturen wesentlich beigetragen hat. Eine weitere Bereicherung unserer kulturhistorischen Erforschung altamerikanischer Zustände bringt *Trimborn* in den „Vergessenen Königreichen" [29]. In diesem Buche sind seine völkerkundlich-archäologischen Monographien zur indianischen Kulturgeschichte der kolumbianischen Westkordilleren, die 1943/44 in der „Revista de Indias" (Madrid) zuerst erschienen, nunmehr in erweiterter Form dem deutschen Leserkreis zugänglich gemacht

---

[27] *Hermann Trimborn*, Indianische Welt in geschichtlicher Schau. Mit 10 Abbildungen auf Tafeln u. 36 Abbildgn. im Text. Silva-Verlag Iserlohn 1948, 94 S.

[28] *Georg Eckert*, Totenkult und Lebensglaube im Caucatal. Mit Vorwort von *H. Trimborn*; 17 Abbildgn. und 3 Karten im Text. Verlag Albert Limbach, Braunschweig 1948; 64 S.

[29] *H. Trimborn*, Vergessene Königreiche. Studien zur Völkerkunde und Altertumskunde Nordwest-Kolumbiens. Mit 3 Karten u. 8 Abbildgn. Albert-Limbach-Verlag, Braunschweig 1948; 270 S., DM 12,—.

worden. Behandelt wird das Bergland Antioquia mit seinem Minenzentrum Buriticá, das als Schnittpunkt bedeutender präkolumbischer Handelswege von der historischen Forschung bisher nur ungenügend bearbeitet worden ist. Besonders zu begrüßen ist es, daß Trimborn in einem Anhang den spanischen Urtext aller von ihm herangezogenen alten Quellen bringt. Um so mehr wird man bedauern, daß diesem aufschlußreichen Buch kein Namen- und Sachregister und nicht einmal ein Inhaltsverzeichnis beigegeben ist, was dem Fachmann das Nachschlagen erschwert. Im Literaturverzeichnis ist nicht immer die neueste Auflage angegeben (z. B. *Peschel*, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen, Leipzig 1930); es fehlen: *Konrad Theodor Preuß*, Lehrbuch der Völkerkunde (Stuttgart 1937) und *Hans Plischke*, Entdeckungsgeschichte (Leipzig 1933). Mit diesen wenigen Ausstellungen soll der große Wert des Trimbornschen Buches in keiner Weise herabgesetzt werden. Wir verdanken es seiner unermüdlichen Forschertätigkeit und glänzenden Darstellung, daß wir an Hand anschaulicher Beispiele aus der Zeit der Eroberung einen tieferen Einblick gewinnen in „die frühesten Phasen indianischer Staatsbildung" und in „die Geschichte des Handels und der Völkerbeziehungen in diesem Teile des nordwestlichen Südamerika". Wie Trimborn an anderer Stelle [30] sagt, handelt es sich bei der „indianischen Kulturleistung in Amerika" um „die Erzeugnisse indianischer Hochkulturen, jener Gesittungen herrschaftlichen Gepräges, die mit denen der alten Ägypter, der Sumerer und Babylonier zu vergleichen sind, wenn sie chronologisch auch wesentlich jünger waren und in ihren Anfängen allenfalls noch in das 1. Jahrtausend v. Chr. fielen".

Auf dem Gebiete der Maya-Forschung besitzen wir jetzt eine ausgezeichnete zusammenfassende Darstellung von *Franz Termer* [31], der nach einleitenden Bemerkungen über die Geographie des Mayagebietes und die Sprachforschung, Anthropologie und Stammeskunde die Hauptkapitel der archäologischen Forschung, die Probleme der Herkunft und des Untergangs der Mayakultur sowie der ethnographischen Mayaforschung behandelt unter Beigabe einer archäologischen Übersichtskarte des Mayagebietes. Die Herkunft der Maya ist nach Termer „noch völlig dunkel" und die Deutung des Wesens ihrer Kultur nur schwer als sicher zu erweisen. Wichtig ist für ihn die Tatsache, daß „die Yucatán-Maya sich schneller europäisierten als die Hochlandmaya, so daß sich bei letzteren günstigere Beobachtungsmöglichkeiten bieten als bei ihren die Halbinsel bewohnenden Genossen". Mit einem Ausblick auf den jüngsten

---

[30] Ders., Die indianische Kulturleistung in Amerika, in: Ibero-Amerika und Europa, Vorträge gehalten auf dem „Ibero-Amerika-Tag am 12. Oktober 1953" in Hamburg, (Übersee-Schriftenreihe H. 4); Übersee-Verlag Hamburg 1954; vgl. auch *Trimborn*, Quellen zur Kulturgeschichte des präkolumbischen Amerika, Stuttgart 1936.

[31] *Franz Termer*, Die Mayaforschung. Mit 1 Figur im Text, 32 Abbildgn. auf 16 Kunstdrucktafeln. Nova Acta Leopoldina (Halle/Saale) Bd. 15; Joh. Ambr. Barth-Verlag, Leipzig 1952.

Zweig der ethnologisch-ethnographischen Erforschung der rezenten Maya-Indianer, auf das Studium der „Akkulturation“ bzw. der Europäisierung, schließt Termer seinen umfassenden Forschungsüberblick und kommt genau wie Disselhoff zu der Feststellung, daß wohl für immer mit der versunkenen Mayakultur unlösbare Rätsel verbunden bleiben werden. In einer eingehenden Monographie über Yucatán[32] befaßt sich Termer, der 1950 dort weilte, vor allem mit den wirtschaftsgeographischen Dingen (altindianische, koloniale, gegenwärtige Wirtschaft) und liefert hiermit zugleich eine wertvolle Vorstudie für eine aus seiner Feder wohl noch zu erwartende größere „Landeskunde“ Yucatáns, das heute mit dem reichen Wirtschaftspotential seiner Pflanzenwelt, dem Fleiß und der Intelligenz seiner Bewohner zu den fortschrittlichsten Staaten Mexikos gehört. Termer, der 1953/54 wieder in seinem alten Forschungsgebiet in Mittelamerika (Salvador, Nicaragua) arbeiten konnte, gab auch einen guten Überblick über den Stand der amerikanistischen Forschung in Zentralamerika[33].

Für eines der jüngsten Forschungsgebiete der Kunstgeschichte, für das der vorkolumbianischen Kunst Amerikas, liegt jetzt ein neues schönes Werk vor, bei dessen Anblick man in die Worte ausbrechen könnte, die einst Albrecht Dürer in sein Tagebuch schrieb, als er auf seiner niederländischen Reise 1520 in Brüssel die wertvollen Geschenke gesehen hatte, die Kaiser Karl V. aus Mexiko erhalten hatte: „Ich hab’ all mein Lebtag nichts gesehen, das mein Herz also erfreuet hat, denn ich hab’ darin gesehen wunderliche künstliche Dinge und habe mich verwundert der subtilen Ingenia der Menschen in fremden Landen.“

Diese „subtilen Ingenia“, dieses indianische Erbe, tritt uns in seiner vielgestaltigen Wunderwelt der „furchterregenden Gottheiten der Gestirne und Naturgewalten“ entgegen in dem Prachtband der altmexikanischen Kunst, den die in Mexiko City lebende Photographin *Irmgard Groth-Kimball* zusammengestellt und *Franz Feuchtwanger* eingeleitet und mit Anmerkungen versehen hat[34]. Die hier gezeigten Kunstschätze aus öffentlichem und privatem Besitz bildeten zum Teil schon das Entzücken der Besucher der altmexikanischen Kunstausstellungen, die vor kurzem in Paris, Stockholm und London gezeigt wurden. Mit seinen 105 einfarbigen und vier farbigen Tafeln ist dieser Band die erste in deutscher Sprache vorliegende umfassende Bilddokumentation der altmexikanischen Kunst in ihren Hauptleistungen, wobei nicht nur die im allgemeinen

---

[32] Ders., Die Halbinsel Yucatán. Ergänzungsheft 253 zu Petermanns Mitteilgn. Geograph.-Kartographische Anstalt, Gotha 1954.

[33] Ders., La investigación americanista en la América Central, in: „Comunicaciones“ del Instituto Tropical de Investigaciones Científicos de la Universidad de El Salvador. Año III N. 2/3 San Salvador (Centro América) 1954; vgl. auch *Termer*, Die Hochkultur der Maya und ihre Erforschung durch die moderne Amerikanistik, in: Universitas 1953 S. 149—159.

[34] *Irmgard Groth-Kimball*, Kunst im alten Mexiko. Mit Einleitung und Anmerkungen von *Franz Feuchtwanger*. Atlantis-Verlag, Zürich-Freiburg i. Br. 1953; 127 S., DM 32,—.

bekannteren Spätkulturen, sondern auch die schöpferischen Kräfte der Frühkulturen berücksichtigt sind. Einführung und Bilderläuterungen haben den Vorzug, daß sie auch dem Laien eine gute Vorstellung von der den Zeitraum von 1500 v. Chr. bis zur spanischen Eroberung durch Cortés 1521 n. Chr. umfassenden Kunst Mexikos geben unter Verwertung des neuesten Standes der Wissenschaften und kunstgeschichtlicher Vergleiche. Die Beigabe einer schematischen Übersicht der Zivilisationsperioden und Kulturenfolge mit Erläuterung (S. 30/31) erweist sich dabei als besonders vorteilhaft.

Columbus-Conquista-Coloniaje. Das 500. Gedenkjahr der Geburt des Columbus (1951) brachte uns ein neues Meisterwerk der Columbusforschung in deutscher Übersetzung, das noch einmal an den alten, seit dem großen Dokumentenwerk der Stadt Genua (1932) doch wohl endgültig entschiedenen Streit um die Herkunft des großen Entdeckers rührt. Es stammt aus der Feder des derzeitigen Professors für spanische Literatur an der Universität Oxford, *Salvador de Madariaga*[35], und versucht die sephardische Abstammung des Entdeckers nachzuweisen. Madariaga geht davon aus, daß es sich bei der in Genua ansässigen Familie des Cristoforo Colombo um bekehrte sephardische Juden handelt, die aus Katalonien eingewandert sind und die Sprache ihrer alten Heimat auch im neuen Heimatland bewahrt haben. Auf diese Weise deutet er jene schriftlichen Zeugnisse, nach denen Columbus nicht das Italienische, wohl aber das Spanische als Schriftsprache beherrschte. Von sprachwissenschaftlicher Seite hat nun aber eine führende Persönlichkeit wie *Menéndez Pidal* (La lengua de Cristóbal Colón, Madrid 1942) den Nachweis erbracht, daß das von Colón geschriebene Spanisch keinem der bekannten judenspanischen Texte des 15. Jahrhunderts gleicht, sondern von ihm erst nach seiner Ankunft in Portugal auf Grund der vorherrschenden Zeitströmung erlernt worden ist, wofür auch der starke portugiesische Einschlag in seinem Spanisch spricht. Wo das historische Dokumentenmaterial versagt, schließt Madariaga die Lücken als ein Meister der psychologischen Interpretation und erreicht so in glänzender Darstellung ein in sich geschlossenes Bild seines Helden, bei dem es nur fraglich bleibt, ob es auch der historischen Wirklichkeit entspricht. Das Jahr 1951 brachte als bisher wohl größtes Ereignis innerhalb der Columbusforschung den 1. Internationalen Columbuskongreß in Genua (Mitte März 1951) mit der vorausgegangenen 1. Internationalen Columbusausstellung (12. Oktober 1950 bis 12. Oktober 1951) und der Gründung des Columbus-Institutes in Genua am 12. März 1951. Von den deutschen Universitäten waren auf diesem Kongreß Hamburg und Leipzig ver-

---

[35] *Salvador de Madariaga*, Christoph Columbus. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1951; 544 S., DM 19,80 (span. Originalausgabe 1940). Zu den älteren Kontroversen vgl. *A. Ballesteros y Beretta*, Cr. Colón y el descubrimiento de América. Barcelona/Buenos Aires 1945.

treten[36]), von den österreichischen Graz und Wien. Auf der Eröffnungssitzung überbrachte *Egmont Zechlin* die Grüße des Verbandes der Historiker Deutschlands. Von den verschiedenen Anregungen und Anträgen, die sich auf den Sitzungen ergaben, seien hier nur drei hervorgehoben: 1. *Gonzalo de Reparaz* (Lima) empfahl ein methodisches Studium der Entwicklung der iberischen Wissenschaft von ihren Anfängen bis zur Zeit des Columbus; 2. *de Dainville* (Paris) regte eine Enquête über die Verbreitung der Kenntnis Amerikas und über die aus der Entdeckung des Columbus gezogenen wissenschaftlichen Schlüsse an; 3. *Charles Verlinden* (Brüssel) forderte zum Studium der mittelalterlichen Einflüsse auf die moderne Kolonisation auf. Die auf dem Kongreß gehaltenen Vorträge und die eingereichten Beiträge liegen jetzt in einem dreibändigen Monumentalwerk „Studi Colombiani" [37] vor, das als das neueste, richtungweisende Standardwerk der modernen Columbusforschung gelten darf. Folgende deutschen Beiträge sind darin enthalten: *Egmont Zechlin* (Hamburg), Columbus als Ausdruck der mittelalterlich-neuzeitlichen Epochenscheide; *Heinrich Winter* (Berlin), Bemerkungen zur Navigation von Columbus und der seiner Zeit; *Walter Schneefuß* (Graz), Religionsgeographie nach Columbus; *Erich Woldan* (Wien), Die Columbusausstellung des Globusmuseums in Wien (1951); *Robert Haardt* (Wien), Die Entdeckung Amerikas auf den Globen des 16. Jahrhunderts; *Gerhard Jacob* (Leipzig), Die geistesgeschichtliche Bedeutung des 12. Oktober. Seit Januar 1953 gibt das "*Civico Istituto Colombiano*" in Genua eine reich illustrierte Vierteljahrsschrift heraus, die als das Sprachrohr der internationalen Columbusforschung weiteste Beachtung verdient und für deren beide ersten, inhaltsreichen Jahrgänge wir dem Institut und seinem Direktor *Ettore Lanzarotto* auch an dieser Stelle danken möchten. Der verdienstvolle Leiter des 1. Internationalen Columbuskongresses, *Paolo Revelli* (Genua), arbeitet gegenwärtig an einer Columbusbibliographie 1892—1952. Die Tat des Columbus wird der denkenden Menschheit stets vielseitige Anregungen geben[38]. In der schon fast chaotisch angeschwollenen Columbus-Literatur wäre im deutschen Bereich nach den hier schon vorliegenden Vorarbeiten eine zusammenfassende, dokumentenmäßige Darstellung von Columbus' Leben und Wirken sehr wünschenswert, um so mehr, als im 450. Gedenkjahr seines Todes (1956) mit einer neuen Hochflut von Columbuspublikationen zu rechnen sein dürfte.

Zu den besten Werken, die wir über die „conquista" und die anschließende, 250 Jahre währende Zeit der Coloniaje besitzen, gehört zwei-

[36] Vgl. meinen Bericht in: Histor. Ztschr. Bd. 178 (1954) S. 344—346 und: Die geistesgeschichtliche Bedeutung des 12. Oktober (Dia de la Raza). Ein Beitrag zur modernen Columbusforschung, in: Forschgn. u. Fortschritte, Oktober 1954.
[37] Studi Colombiani, 3 Bde. Civico Istituto Colombiano, Genova 1952. DM. 50,—.
[38] Man denke z. B. auch an *Paul Claudels* († 1955) „Buch des Chr. Columbus" (franz. Ausgabe Paris 1935, vgl. dazu: Bollettino Civico Istituto Colombiano I N. 4, Genova) und an *Werner Egks* Oper „Columbus, Bericht und Bildnis" (Text und Musik Mainz 1942).

fellos das von *Josef Höffner*[39]. In einer weitgespannten, geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise gibt er ein umfassendes Bild des spanischen völkerrechtlichen Denkens, wie es die „Kolonialethik" darstellt, und bei dem die spanischen Theologen-Juristen (vor allem Francisco de Vitoria, der Schöpfer der modernen Völkerrechtswissenschaft) die Hauptrolle spielen. Nachdem er im 1. Teil den ideengeschichtlichen und im 2. Teil den zeitgeschichtlichen Hintergrund der spanischen Kolonialethik behandelt hat, kommt er im 3. Hauptteil „Aufbruch des christlichen Gewissens" zu der Feststellung (S. 159): „Die Proteste der Missionare vermochten die Kolonisation der Neuen Welt nicht umzugestalten. Das Commenden-System war schon zu sehr zur Struktur der amerikanischen Kolonialwirtschaft geworden. Und doch ist die Aufrüttelung des christlichen Gewissens eine große Tat gewesen. Ihre bedeutendste Wirkung war es, daß wenigstens die menschenwürdige Behandlung der Indianer als christliche Forderung empfunden wurde und daß damals eine Kolonialgesetzgebung zu entstehen begann, die einzigartig in der Welt dasteht und die allein der spanischen Kolonialwirtschaft einen Ehrenplatz in der Geschichte der Menschheit zu sichern vermöchte" (nach *Ernst Samhaber*, Südamerika. Geist-Gesicht-Geschichte. Hamburg 1939 S. 196). Zu dem selben Ergebnis kommt *Richard Konetzke*[40]: *Lo más importante para la formación de la sociedad colonial en Hispano-América no ha sido la introducción de la esclavidud indiana en el Nuevo Mundo, sino su pronta abolición por la legislacion española.* Über den Doppelcharakter der Conquista und des Columbus („Gott und Gold"), den schon Lope de Vega in seinem Columbus-Drama (zwischen 1596 und 1603) behandelte, besteht heute in der internationalen Fachwissenschaft kein Zweifel mehr. In meinem Beitrag zum Columbuskongreß (Genua 1951) schrieb ich darüber: „Wir sehen hier, wie der Geist der ruhmsüchtigen Renaissance mit seinem Streben nach Macht und Gold zusammenwirkt mit dem ebenso starken religiösen Glaubenseifer, in dem der Kreuzzugsgedanke unverkennbar weiterlebte. (2. Januar 1492 Vertreibung der letzten Mauren aus Granada.)"[41]. Eine wertvolle Ergänzung zu dem Buche von Höffner bildet die lateinisch-deutsche Quellenausgabe der berühmten Vorlesung des Francisco de Vitoria durch *Walter Schätzel* mit einer Einleitung durch

---

[39] *Joseph Höffner*, Christentum und Menschenwürde. Das Anliegen der spanischen Kolonialethik im Goldenen Zeitalter. Paulinus-Verlag Trier 1947.

[40] *Rich. Konetzke*, La esclavidud de los indios como elemento en la estructuración social de Hispanoamérica. Madrid 1949 (Instituto Balmes de Sociologia C. S. I. C.), S. 39. *Konetzke*, dessen Werk „Das span. Weltreich" (München 1943) im Jahre 1946 ins Spanische übersetzt wurde, plant die Herausgabe einer Colección de documentos para la Historia de la constitución social de Hispanoamérica, 1. Bd. Madrid 1953. Auch das Werk von *Ernst Schäfer* über den Kgl. Span. Obersten Indienrat (2. Teil) wurde ins Spanische übersetzt, Escuela de Estudios Hispano-Americanos, Sevilla 1948.

[41] Vgl. o. Anm. 36; dazu *Höffner* S. 111 (genau so!) und *Georg Friederici*: „eine merkwürdige Mischung von Religion mit dem allzu Menschlichen, von Raubrittertum und Apostelgeist" (zitiert bei *Höffner* ib.).

Paul Hadrossek in der 1950 geschaffenen neuen Schriftenreihe „Die Klassiker des Völkerrechts“ [42]. Gerade die hier abgedruckte Doppel-Relectio ist es, „mit der Vitoria seinen wissenschaftlich exakt formulierten Beitrag zur kolonialethischen Diskussion geliefert und den Anspruch, Begründer der Völkerrechtswissenschaft zu sein, grundgelegt hat“. Nach dem Vorbild Höffners gab *Rudolf Reinhard* einen Beitrag „zur spanischen Kolonialethik in Chile im 16. Jahrhundert“ [43]; er wies darauf hin, daß „die ganze spanische Theologie des goldenen Zeitalters sich seit Francisco de Vitoria (1482—1546) darüber einig war, daß die angebliche Obergewalt des Papstes keine rechtliche Begründung der conquista bilden könne“. Hinsichtlich Chiles stellt er fest, daß „wenn es Spanier waren, die den Indianern grausames Leid zufügten, so waren Fray Gil, die Bischöfe von Santiago und Imperial, San Miguel und Medellín u. a. auch Spanier, die zuerst und unermüdlich in Chile die Stimme der Menschlichkeit zugunsten der unterdrückten Indianer erhoben“.

Den Anteil der Deutschen am Zeitalter der Entdeckungen und an den ersten Fahrten sowie ihre Handelsniederlassungen in der Neuen Welt beschreibt *Percy Ernst Schramm* auf Grund eines gewaltigen Materials im Rahmen eines größeren Werkes über „Deutschland und Übersee“ [44], wobei zwar Afrika die Hauptrolle spielt, aber Ibero-Amerika keineswegs zu kurz kommt und vor allem in den sehr reichhaltigen bibliographischen Anmerkungen mit gleicher Liebe und Sorgfalt bedacht wird. Gewiß gab es gerade auf dem weiten Gebiete der deutsch-ibero-amerikanischen Beziehungen schon viele gute Arbeiten. Hier aber ist ein besonderer Wurf unter großen Leitgedanken gelungen, ein schönes Zeugnis auch für den Verfasser selbst, den als Hanseaten viele Familien-Erinnerungen mit Übersee verbinden und der gerade in Deutschlands heutiger Lage ein Bekenntnis zur deutschen Leistung in Übersee ablegt.

Das moderne Südamerika. Die Schicksalsfrage lautet für diesen Erdteil: Wird das Land oder die Stadt die Zukunft prägen? Unterlagen für die Beantwortung dieser Frage hat *Herbert Wilhelmy* [45] mit seinem Buche „Südamerika im Spiegel seiner Städte“ auf Grund einer Reise im östlichen Südamerika 1936/37 geliefert. Rudolf Grossmann [46] schreibt dazu in einem Vorwort: „Das große Grundproblem des südamerikanischen

[42] *Franciscus de Victoria*, De Indis recenter inventis et de jure belli Hispanorum in Barbaros relectiones 1539, hrsg. v. *W. Schätzel*, J. C. B. Mohr, Tübingen 1952, 178 S.

[43] Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens 10, 1955, S. 96—112.

[44] *Percy Ernst Schramm*, Deutschland und Übersee. Der dt. Handel mit den anderen Kontinenten, insbes. Afrika von Karl V. bis zu Bismarck. Verlag Georg Westermann, Braunschweig 1950, 639 S., DM. 18,—.

[45] *Herbert Wilhelmy*, Südamerika im Spiegel seiner Städte. Band 23 der Iberoamerikan. Reihe des Ibero-amerikanischen Forschungsinstitutes hrsg. von *Rud. Großmann*, Hamburg 1952, 450 S., DM 30,—.

[46] Vgl. *Rud. Großmann*, A cultura americana-rústica ou urbana? Conferência pronunciada na Faculdade de Filosofia e Letras da Universidade de São Paulo. Revista de Historia IV/vol. VII No. 15 (Julho-Setembro 1953).

Kontinents ist seit dem Jahre 1492 die Spannung zwischen iberischer und autochthoner Kultur . . . Südamerika stellt eine Synthese dar, eine der eigentümlichsten und schöpferischsten Synthesen, die sich auf der Welt zwischen Autochthonen und Europäern vollzogen haben." Wilhelmy untersucht in seiner Arbeit sowohl die Entwicklung der südamerikanischen als auch der brasilianischen Städte und gibt von beiden anschauliche Schilderungen mit vortrefflichem Bild- und Kartenmaterial. In seinem einleitenden, grundlegenden Abschnitt „Vom Wesen eines Doppelkontinent" schreibt er (S. 11 f.): „Obwohl die USA eine Großmacht sind und ihr wirtschaftlicher Einfluß auf Südamerika . . seit dem Ende des ersten Weltkrieges unaufhörlich gestiegen ist, hat sich die Kulturfront zwischen Nord und Süd kaum verschoben. Aber übersprungen haben nordamerikanische Wirtschafts- und Lebensweise, nordamerikanische Architektur und Verkehrseinrichtungen den alten Grenzraum, um die sechs auf kolonialzeitlicher Basis erwachsenen südamerikanischen Millionenstädte Buenos Aires, Rio de Janeiro, São Paulo, Santiago, Lima und Montevideo in ihrem Geiste umzugestalten. In Caracas, Bogotá und Valparaiso bahnen sich ähnliche Wandlungen an. Die nordamerikanische Infiltration ist jedoch nur in diesen städtischen Zentren zu erkennen. Sie wirkt in Punkten, nicht über große Flächen. Die Klein- und Mittelstädte und vor allem das flache Land verharren in der Welt, die in der kolonialen Überlieferung fest verankert ist." Wenn Wilhelmy (S. 25) mit Recht hervorhebt, daß „Soldatentum und Entdeckertum die Gestalten der spanischen conquista formten", so sei ergänzend auf eine Bemerkung von Ramón Carande (Sevilla) hingewiesen[47]: „Daß die Entdecker, Eroberer und Besiedler Amerikas aus Hirtenkreisen und aus nomadischen Lebensgewohnheiten hervorgegangen sind, bestätigen . . . noch andere Tatsachen. Eine große Zahl der Auswanderer nach Amerika ist in den ursprünglichen Wandergebieten der Mesta-Herden beheimatet (bes. Estremadura)." Klar läßt Wilhelmy den Unterschied zwischen den zentralen kontinentalen Ortslagen der Spanier (Soldaten) und den peripheren maritimen Plätzen der Portugiesen (Händler und Unternehmer) hervortreten. „Für die Portugiesen gab es keine Staatsidee im Sinne der spanischen und auch die Kirche spielte in Portugal nicht die gleiche beherrschende Rolle wie bei der größeren Schwesternation" (erst 1551 der erste Bischof für Brasilien!). Für beide, Spanier und Portugiesen aber, spiegelt sich „die geistige Verbundenheit, die die südamerikanischen Völker und Staaten noch immer mit ihren alten Mutterländern empfinden, im 'Día de la Raza', der nicht als ein 'Tag der Rasse', sondern als ein Tag der gemeinsamen ibero-amerikanischen Sprache und Kultur aufzufassen ist". Es ist bedeutsam genug, daß Wilhelmy[48] in seiner

[47] *Ramón Carande*, Der Wanderhirt und die überseeische Ausbreitung Spaniens, in: Saeculum 3, 3 (Spanienheft) 1952 S. 384.

[48] Vgl. *Wilhelmy*, Tag der Hispanität (12. Oktober) — Verbundenheit über das Meer, in: Übersee-Rundschau 1950 S. 298.

in erster Linie doch wirtschaftsgeographischen und städtebaukundlichen Studie auf solche geistesgeschichtliche Fragen eingeht, wie andrerseits eine echte Geistesgeschichte sich auch mit den wirtschaftlichen und geographischen Faktoren befassen sollte; darauf weist auch *Grossmann* in seinem Vorwort hin. Es sei hier zum „Dia de la Raza" am 12. Oktober als Ausdruck der von Wilhelmy auch andernorts erwähnten paniberischen Kulturgemeinschaft vermerkt, daß dieser Tag in den einzelnen hispanoamerikanischen Ländern und Städten unterschiedlich gefeiert wird, in dem von indianistischen Tendenzen beherrschten Mexiko z. B. weniger als in dem hispanistisch orientierten Argentinien [49].

Wie schon nach dem ersten Weltkrieg, so ist auch nach dem zweiten die Zahl der europäischen Reisebücher über Südamerika sehr gestiegen als Zeichen des wachsenden Interesses an diesen Erdteil. Erinnert sei hier nur an die guten Bücher des Schweizers *Peter Schmid* (Nachbarn des Himmels, 1953), des Deutschen *Julius Overhoff* (Reise in Lateinamerika, 1953), und des Ungarn *Tibor Mende* (Südamerika — heute und morgen, 1953). Aus der Zahl der von Südamerikanern über Südamerika geschriebenen Bücher ragen die des Deutsch-Chilenen *Ernst Samhaber* hervor (Südamerika von heute, 1954; Die neue Welt — Wandlungen in Südamerika, 1949). Was noch fehlt, ist ein umfassendes kritisches Werk über ganz Ibero-Amerika samt Mittelamerika und der Inselwelt. Das uns vorliegende Buch des in Uruguay tätigen Musikhistorikers *Kurt Pahlen* [50], der auch eine „Musikgeschichte der Welt" geschrieben hat, verfällt in den Fehler, daß es die Dinge zu sehr durch eine rosige Brille betrachtet und Fragen wie der sozialen Problematik dieses Erdteils nicht gewachsen ist. Trotzdem wird man dieses Buch gern in die Hand nehmen, nicht zuletzt wegen seiner hinreißenden, von poetischen Schwung getragenen Sprache und seines ausgezeichneten Bildmaterials; man wird daraus eine Orientierung an der Oberfläche, nicht aber den Zugang zu den Tiefen der an-

---

[49] Im Anschluß an das Buch des Argentiniers *Rómulo Carbía*, „Historia de la leyenda negra hispanoamericana" (Madrid 1944) schreibt *Herbert Schottelius:* „Der Hispanismus in Amerika ist nicht so sehr ein politisches Freundschaftsbekenntnis einzelner Länder oder Regime gegenüber dem Regierungssystem Spaniens, sondern ein lebendiger Ausdruck kultureller Zusammengehörigkeit aller Länder spanischer Zunge. Dabei spielt auch die impulsierende Wirkung der liberalen spanischen Emigration (Madariaga, Altamira u. a. m.) eine Rolle." Über die *leyenda negra* schreibt Schottelius mit Recht, daß sie nach dem Werke von Georg Friederici (Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer, 1925—35, 3 Bde.) im allgemeinen als „widerlegt" gelten kann. „Denn eine vergleichende Untersuchung, die die Zeitumstände des 16. Jh.s, etwa Sklaven- und Gefangenenbehandlung, Strafvollzug und Hexenverbrennungen in der übrigen Welt berücksichtigt, läßt die spanische Kolonisation in keinem ungünstigeren Licht erscheinen als die anderer europäischer Mächte . . ." *Schottelius* spricht dann weiterhin auch von der „Priorität Spaniens hinsichtlich humanitärer Ziele einer Kolonialpolitik" (Saeculum 1952 Heft 1 S. 163/164).

[50] *Kurt Pahlen*, Südamerika — eine neue Welt. Zürich 1952, Orell Füssli-Verlag, 394 S., DM. 24,—.

ders gearteten Geisteswelt jenes Erdteils gewinnen. Dazu muß man Werke ernster Wissenschaft heranziehen wie z. B. das unübertreffliche Geschichtswerk von *Gerhard Masur* über Simón Bolívar und die Befreiung Südamerikas (1949). Für viele Europäer, nicht zuletzt für viele Deutsche verbindet sich mit Ibero-Amerika in erster Linie die Vorstellung von ungeheuer weiträumigen Ländern mit unermeßlichen Reichtümern an Rohstoffen aller Art, während man vom geistigen Leben dieser Neulandstaaten im allgemeinen wenig weiß. Das ist denn auch der Punkt, über den sich die Iberoamerikaner selbst am meisten bei den Europäern beklagen. Um wie tiefe, ernste Fragen es sich hierbei handelt, zeigt *Rudolf Großmann* in einer Arbeit „Über Tradition und Pflege der Wissenschaft im spanischen Kulturgebiet“ [51], wenn er z. B. mit *Salvador de Madariaga* (Spanien 1930) sagt: „Leben bedeutet (für den Spanier) die Einverleibung des Universums in das Individuum, die Assimilation des Alls durch den Einzelnen.“ Er fährt fort: „Und nun stellen wir uns einmal vor, daß diese Weltschau, die in allen ihren Elementen schon am Ende des Mittelalters feststand, von den Spaniern des Entdeckungszeitalters hinübergetragen wurde nach dem indianischen Amerika, wo eine magische Weltauffassung beinahe das gleiche Ziel und die gleiche Konsistenz hatte wie der Katholizitätsgedanke der spanischen Habsburger: auch hier hing alles mit allem zusammen, jeder Teilvorgang stand in Wechselbeziehung mit dem Ganzen, und wer ein wesentliches Stück des gottgeschaffenen Kosmos zu seinem eigenen machen konnte, lenkte und beherrschte damit, gewissermaßen in Vertretung der Gottheit selbst, auch dessen übersinnlichen Bezirk.“ Es erscheint *Großmann* nicht ausgeschlossen, „daß auch die Spanier der Kolonialzeit in Amerika das magische Denken der Indianer bewußt in ihre Denkweise eingebaut haben; haben sie doch in analoger Weise z. B. indianische Schmuckmotive in die Ornamentik ihrer südamerikanischen Barockkirchen oder das Symbol der Taufe und des Kreuzes sowie den Messiasgedanken gewisser mexikanisch-mittelamerikanischer Volksstämme in ihre Missionsarbeit einbezogen.“ Schließlich verweist er noch auf das beachtenswerte Auftauchen des halbmagischen Begriffes des „Numinosen“ in der modernen südamerikanischen Kulturphilosophie, z. B. bei Ricardo Rojas. Wenn Großmann dann weiterhin über „Wissenschaft und Humanismus“ spricht und sagt, daß „Wissenschaft für den Spanier in erster Linie Wissenschaft vom Menschen geblieben ist“, so finden sich auch hier unschwer die Parallelen zur ibero-amerikanischen Welt. So schreibt *Julius Overhoff* über den geistigen Habitus des Südamerikaners: „Mitten im Treiben der Technik hält sich noch ein Humanismus des Herzens, der uns manchmal wie eine Erinnerung an eigene Vergangenheit vorkommt.“ (Reise in Lateinamerika. Berlin 1953 S. 360). Und *Tibor Mende* urteilt: „In Lateinamerika hat der Mensch immer mehr gegolten als das

---

[51] Romanist. Jahrbuch 5 (Hamburg 1952) S. 138—160. In diesem Band ist die Festschrift zu Rud. Großmanns 60. Geburtstag enthalten.

Programm, und in Brasilien ist die Persönlichkeit wichtiger als die Prinzipien." (Südamerika — heute und morgen, Frankfurt 1952. S. 79). Damit deckt sich das, was Wilhelmy (S. 11) über das Wesen des amerikanischen Doppelkontinents aussagt: „Lebensformen und Lebensinhalt der Anglo-Amerikaner werden durch zielstrebige Arbeit und finanziellen Erfolg bestimmt. Der Ibero-Amerikaner ist ganz anders eingestellt. Sinn und Rhythmus seines Lebens wachsen aus einer anderen Mentalität. — Er hat eine elegantere Art, das Dasein zu meistern, sich nicht von dem Übereifer, der Hast und Nervosität europäisch-nordamerikanischer business-men erschüttern zu lassen und trotz aller Geruhsamkeit nicht zu darben."

Spanien. Zur großen Freude aller Hispanisten brachte das Jahr 1954 zum ersten Male nach dem zweiten Weltkriege die Fortsetzung der von *Johannes Vincke* herausgegebenen „Gesammelten Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens", deren 9. Band der 700-Jahrfeier der Universität Salamanca (1953) gewidmet ist[52]. Außer reichhaltigen Abhandlungen, von denen wir hier nur die von *Vincke*[53], *Juretschke*[54] und *Conradi*[55] nennen, sind in diesem Bande für die deutsch-spanischen Wissenschaftsbeziehungen besonders wichtig die Nekrologe auf Donoso Cortés, Honecker, Taberner, Paul Kehr, Karl Brandi, Obermaier, Wohlhaupter, Josef Sauer, Ludwig Klaiber, A. Allgeier sowie auf Ludwig Pfandl, Karl Vossler und Adalbert Hämel. Im 10. Band (1955), der zur Wiedereröffnung des Forschungs-Instituts der Görresgesellschaft in Madrid erschien, setzt *D. José Vives* (Barcelona) seinen Bericht aus dem 9. Band über die spanischen Arbeiten zur westgotischen Archäologie (Epigraphie; 1939—53) fort[56]. *Ramón Carande* (Sevilla) schreibt im selben Band über „Das westindische Gold und die Kreditpolitik Karls V." ein interessantes Kapitel besonders aus den Jahren 1552—56 mit ihrem „Mißverhältnis zwischen der glänzenden Vorherrschaft Spaniens und seiner darniederliegenden Wirtschaft". „Unsere Expansionskraft", so bemerkt er abschließend (S. 21), „die sogar diejenige Roms in der klassischen Welt übersteigt, weit davon entfernt, uns zu materieller Wohlhabenheit zu führen, opferte sie sogar schließlich im Keime. Unsere Armut, Schmelztiegel unserer Widerstandskraft, bleibt bestehen, nachdem jene Schätze aus den amerikanischen Minen geborgen waren, die wir über die alte Welt verstreuten, indem wir mit unseren Idealen den Glauben verteidigten und verbreiteten. Der neuen Welt, die unser Werk ist, bleiben

---

[52] Ges. Aufsätze zur Kulturgesch. Spaniens 9, Verl. Aschendorff, Münster/Westf. 1954.

[53] *J. Vincke*, Die Hochschulpolitik der span. Domkapitel im Mittelalter, ib S. 144 ff.

[54] *H. Juretschke*, Die Ursprünge der spanischen Romantik und ihre Darstellung in der Literaturgeschichte, eine Untersuchung über den Einfluß August Wilhelm Schlegels in Spanien, ib S. 224—242.

[55] *G. Conradi*, Christentum und Originalität. Der Konflikt zwischen Eros und Caritas bei Angel Ganivet, ib S. 243—260.

[56] Ges. Aufsätze zur Kulturgesch. Spaniens 10, 1955, 312 S. DM 24,—.

wunderbare Schöpfungen eingeprägt, ein Bild unseres Wesens." Ferner seien hervorgehoben der Aufsatz von *Georg Weise* über „Das Element des Heroischen in der spanischen religiösen Literatur der Zeit der Gegenreformation" (S. 161—304) und der von *Georg Schreiber* „Der heilige Berg Montserrat" (S. 113—160). Mit dem letzteren Thema beschäftigt sich auch *Karl Vossler*[57], der zu dem Ergebnis kommt (S. 131), „daß die Gralsburg auf Montsalvatsch so gut wie nichts mit dem Montserrat in Katalonien zu tun hat und ein 'château en Espagne' ist, wie *Theodor Heinermann* (Der Mythus von Montserrat, in: Die Welt als Geschichte, 1940, S. 139 ff.) einwandfrei nachgewiesen hat. Bei unserer Neigung, spanische Landschaft und Geschichte zu romantisieren, vergessen oder unterschätzen wir oft gar zu leicht die realistischen und aufklärerischen Leistungen, die im Mittelalter von Spanien ausgingen." Vossler hat in dieser seiner nachgelassenen Schrift den Werdegang der spanischen Kultur von der Vorgeschichte über die römische, westgotische, mohammedanische Zeit und die mittelalterliche „Aufklärung" (Andalusier Averroes!), die Renaissance und den spanischen Humanismus bis zur Neuzeit meisterhaft beschrieben, wie es nur ihm möglich war, dem für spanisches Wesen mit kongenialer Einfühlung begabten Nichtspanier. Zugleich gibt er damit einen wertvollen Beitrag zu dem Begriff und der Bedeutung von Europa, indem er die bleibenden Werte darstellt, die in Spaniens Vergangenheit für Europas Zukunft liegen. „Warum sollten nicht", so fragt er (S. 146), „Ehrbegriffe und ritterliche Ideale gegen die Gelegenheitsmachereien des technisierten Menschen von heute sich siegreich wieder durchsetzen? Der hispanische Begriff der Rasse („dia de la raza" am 12. Oktober) hat mit dem arisch-germanischen Ideal einer animalischen oder zoologischen Züchtung nichts zu tun, sondern beruht auf Erziehung, Kultur und Religion. Ohne eine strenge Auffassung der Ehe und ohne Heiligung der Familie wäre er nicht denkbar."

Von derselben hohen Warte des Spaniertums und mit demselben Ziel „fiat Europa!" wie Karl Vossler hat *Salvador de Madariaga* sein geistvolles Buch über Europa[58] geschrieben, allerdings in einer ganz anderen Konzeption, nämlich derjenigen der völkerpsychologischen Vergleiche. Von den vier Hauptteilen dieses Buches (Der europäische Geist, Der europäische Olymp, Europäische Spannungen, Europäische Zusammenklänge) sind die vier Kapitel des zweiten Hauptteils nach unserem Empfinden die schönsten und nachdenklichsten. Sie behandeln Europäer des Geistes: Hamlet und Don Quijote, Faust und Don Juan sowie europäische Symbole. In seiner funkelnden Pointierung schreibt er: „Es ist ganz natürlich, daß Hamlet Freiheit von seiner Gesellschaft sucht und Don Quijote eine Gesellschaft für seine Freiheit" (S. 55). „Es besteht eine ergreifende

---

[57] *Karl Vossler*, Spanien und Europa, Kösel-Verlag, München 1952, 207 S.

[58] *Salvador de Madariaga*, Portrait Europas. Autorisierte deutsche Übersetzung aus dem Englischen von *Herbert v. Borch*. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart 1952. 256 S., DM 8,50.

Symmetrie zwischen den Monologen Hamlets und den Einfällen Don Quijotes. Die Monologe sind innere Abenteuer, Einfälle des Mannes der Tat, den der Druck der Gesellschaft zur Leidenschaft treibt und der gezwungen wird, sein geheimstes Ich zu erforschen. Sie dringen immer tiefer wie nach innen gerichtete Spiralen, bis sie in der Spitze des selbstmörderischen Rapiers enden. Don Quijotes Einfälle und Abenteuer aber sind wie die Monologe eines Mannes der Leidenschaft, der durch die gesellschaftliche Leere zur Tat getrieben wird, und sie entwickeln sich wie nach auswärts gerichtete Spiralen, bis sie sich im Staube der Wüste verlieren." (S. 56/57) . . „Der echte europäische Geist erfordert ein politisches und geistiges Klima, das jeden von uns davor bewahrt, ein Don Quijote oder ein Hamlet zu werden. Gegenwärtig bewegen wir uns einer Welt von Hamlets entgegen. Don Quijote befindet sich im Abstieg." (S. 57). — *Salvador de Madariaga* hat anderswo einmal von der „Sanchifizierung Don Quijotes" und der „Quijotisierung Sanchos" gesprochen und damit eines der schwierigsten Deutungsprobleme der cervantinischen Schöpfung antithetisch formuliert. An dieses geistreiche Wort wird man erinnert bei der Lektüre eines neueren gelehrten Werkes der Cervantesforschung[59], das aus Anlaß des 400. Geburtstages von Cervantes (1947) erschien. Es stammt aus der Feder des Baseler Hispanisten *August Rüegg*[60] und widmet sich eingehend und tiefschürfend der Deutung des großen cervantinischen Lebenswerkes. Rüeggs Ausführungen (S. 225/26), die an Madariagas Ausspruch erinnern, besagen, daß „auch Sancho im Grunde, gleich wie sein Herr, ein Träumer, ein Phantast und Vagabund ist. Auch er verläßt sein Heim und läuft einem Irrlicht nach. Er läßt Weib und Kind und Land, d. h. die zunächstliegende Wirklichkeit seines Lebens, im Stich . . . Andererseits besitzt nicht nur Sancho gesunden Menschenverstand, sondern auch der Kavalier. Er nimmt den gesunden Rat seines Knappen sogar gern entgegen und gibt seinerseits dem Sancho oder dem Basilio so vernünftige Ratschläge, daß der Vertreter des commonsense selbst über diese Offenbarung bodenständiger Lebensweisheit von seiten des Phantasten erstaunt ist. In vielen Fällen erweisen sich beide, Don Quijote und Sancho, als gleich dumm und unbelehrbar." Seit der deutschen Romantik spricht man von der „Zwiespältigkeit" (Polarität) bei der Auslegung und Deutung des Don Quijote, wobei Don Quijote den Idealisten und Sancho Pansa den Realisten symbolisiert. Rüegg weist nach, daß der Ausgleich dieser polaren Gegensätzlichkeiten das eigentliche Ziel der cervantinischen Darstellung ist. Es wird erreicht durch den Humor: „Aus der galligen oder spöttischen Satire ist durch eine Änderung der Gesinnung des Verfassers eine vom Geist persönlichen Humors erfüllte Tragikomödie des Menschentums geworden" (S. 72). „Es ist ein schlechthin und uneingeschränkt menschliches Buch,

[59] Vgl. darüber den vorigen Bericht in: AKG 33 (1951) S. 269 f.

[60] *August Rüegg*, Miguel de Cervantes und sein Don Quijote. A. Francke-Verlag, Bern 1949, 486 S.

das an alle Menschen appelliert und für alle Menschen verständlich ist" (S. 19), oder wie es *Unamuno* einmal ausdrückt: „Interpretando el Don Quijote nos interpretamos a nosotros mismos." Daß der Don Quijote diesen Grundcharakter der allgemein menschlichen Bedeutung als ein Spiegelbild des menschlichen Lebens von ewiger Gültigkeit mit Defoes Robinson Crusoe teilt[61], wurde in den Literaturgeschichten bisher nicht beachtet. Beide Werke sind zudem, wie es ihre Verfasser nicht beabsichtigten, als Kinderbücher weltberühmt geworden, beide verfolgen den Doppelzweck „zu belehren und zu erfreuen" (enseñar y deleitar; the instruction and the diversion), und gemeinsam ist ihnen nicht zuletzt die „impersonation"[62] der Verfasser sowohl in autobiographischer Hinsicht als auch in der von ihren Werken ausstrahlenden moralischen Kraft, von der auch Rüegg bekennt, daß sie ihm „Trost und Glück in schweren Stunden" gespendet haben. Er spricht auch von den „Stillen im Lande", die nochmals ihren Don Quijote, das Buch ihrer Kindheit, in ihren reifen Jahren hervorholen, um daraus Mut zu schöpfen — genau wie beim Robinson, möchten wir hinzufügen. Aus der Feder des spanischen Schriftstellers *Sebastián Juan Arbó* (geb. 1902) besitzen wir jetzt eine Lebensbeschreibung des Cervantes, die mit Recht als bisher beste gilt und in ihrer liebevollen Versenkung in die bunte Abenteuerlichkeit dieses Lebens und seiner glänzenden Schilderung wohl ganz der Vorstellung des Cervantesforschers Rüegg entsprechen dürfte[63].

Wenn *Madariaga* in seinem Europa-Buch (S. 57) sagt: „Hamlet und Don Quijote sind die beiden europäischen Symbole für das europäischste aller Probleme: das Problem des Gleichgewichts zwischen dem Menschen als Individuum und dem Menschen als Gemeinschaftswesen", so erinnern diese Worte an den kürzlich verstorbenen Philosophen *Ortega y Gasset* (1883—1955), der uns an Hand seiner Lebensphilosophie lehrt, die eigenen Lebenskrisen zu erkennen und „die Rettung des Menschen nur in der Übereinstimmung mit sich selbst zu finden"[64]. In seinem Buch über „das Wesen geschichtlicher Krisen" handelt er von „der Wahrheit als Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst". In seinem „Buch des Betrachters"[65] sind neun seiner früheren Betrachtungen zusammengestellt, darunter über „Vitalität, Seele, Geist", „Kant", „Phrase und Aufrichtigkeit". Daß die Geschichte für Ortega die Grundwirklichkeit ist („der Mensch hat keine Natur") und daß „sich der Mensch nur versteht, wenn er die ganze Vergangenheit versteht", lehrt sein Buch über „Geschichte als

---

[61] Vgl. *Gerhard Jacob*, Defoe und Robinson, in: Archiv f. d. Studium d. Neueren Sprachen 186 (1949) S. 49—64.

[62] Ders., Das Problem der „impersonation" bei Daniel Defoe, in: Forschungen und Fortschritte 27 (Oktober 1953).

[63] *Sebastian J. Arbó*, Das große Lebensabenteuer des M. de Cervantes. Paul List-Verlag, München 1952, 342 S. DM 13,80.

[64] *Ortega y Gasset*, Das Wesen geschichtlicher Krisen. Dt. Verlagsanstalt Stuttgart 1954, 145 S. DM 7,80.

[65] Ders., Buch des Betrachters, ebenda 1952, 295 S. DM 10,80.

System"[66]. Zu den Fragen der Universitätsreform nimmt Ortega Stellung durch Herausgabe seines vor 22 Jahren geschriebenen Essays[67], als „die kontinentalen Nationen, wenn auch schon kranke, doch noch normale Gesellschaften waren, die ihre Struktur und ihr Profil bewahrten". In einer Zeit, da es im öffentlichen Leben keine andere „geistige Macht" als die Presse gibt, wünscht er, daß die Universität wieder das werden möge, was sie in ihrer großen Zeit war, nämlich „das bewegende Prinzip der europäischen Geschichte". Eine kritische Stellungnahme zur Philosophie Ortegas mit ihrem Grundgedanken der „razón vital" (primum vivere, deinde philosophari) bringt die ausgezeichnete Buonarenser Universitäts-Zeitschrift[68], die in ihrer Zweiteilung in „Estudios" und „Poesia y Arte" wertvolle, internationale Beiträge aus der Literatur, Philosophie, Kunst, Geschichte und Politik veröffentlicht[69].

Aus der nach dem Kriege wieder angewachsenen Reiseliteratur über Spanien ragt wegen seines hohen wissenschaftlichen Niveaus und der menschlichen Note seines Verfassers das Buch des Historikers *Willy Andreas*[70] hervor, der mitten im letzten Weltkriege auf Einladung des Kunsthistorischen Instituts Diego de Velasquez in Madrid auf Ferienbesuch nach Spanien kam und von dort einen Ausflug nach Lissabon unternahm. Entsprechend seinen kunsthistorischen Interessen und Studien ist seine mit guten Bildern unterstützte lebendige Reiseschilderung vor allem den iberischen Kunststätten gewidmet. Den gegenwärtig besten Prachtbilderband über Spanien gab der Begründer des Atlantis-Verlages (gegr. 1930) *Martin Hürlimann*[71] heraus auf Grund seiner drei Spanienreisen (1953/54), auf denen er auch vieles typisch Spanische photographierte, was abseits vom Touristenverkehr liegt: namenlose Dörfer, entlegene Kastelle und Klöster. Nicht minder vortrefflich wie die Bilder sind die Einleitung und Erläuterungen, bei denen dem Herausgeber der bekannte Züricher Arabo-Hispanist *Arnald Steiger* zur Seite stand.

Die lusitanische Welt[72] (Portugal und Brasilien). Im Gegensatz zur Gallo-Romanistik wird die Ibero-Romanistik in Europa ver-

---

[66] *Ortega y Gasset,* Geschichte als System u. über das römische Imperium. Dt. Verlagsanstalt Stuttgart 1952, 176 S DM 8,80.

[67] Ders., Schuld u. Schuldigkeit der Universität. R. Oldenbourg München 1952, 84 S. (mit kurzer Biographie), DM 5,20.

[68] *Miguel Oromi* (OFM), La razón vital y la razón abstracta en Ortega y Gasset, Revista de la Universidad de Buenos Aires Enero/Marzo 1952. (Instituto de Publicaciones, Director: Hermán Benítes.)

[69] z. B. *A. Lora Risco,* Problemática y crítica de la poesia mestiza (Pablo Neruda) ibidem.

[70] *W. Andreas,* Reisebilder aus Spanien u. Portugal. F. Bruckmann München 1949, 214 S. DM 14,50.

[71] *M. Hürlimann,* Orbis Terrarum: Spanien, Atlantis-Verlag Zürich 1954, 237 Bilder, 8 farbige, DM 32,—.

[72] Lusitanien = röm. Name für Portugal, das sich zur Römerzeit bis weit ins heutige Spanien erstreckte (Avila). Lusus = Sohn des Bacchus, Lusitanier = Nachkomme des Lusus, poetischer Name für Portugiesen, im weiteren Sinne auch für Brasilianer portug. Abstammung (Luso-Brasilianer). Lusi-

hältnismäßig noch immer wenig behandelt, besonders in ihrem lusitanischen Zweige, der hinter dem hispanischen (incl. hispano-amerikanischen) meist zurücktritt, wenngleich nicht verkannt werden soll, daß — wie wir am Anfang unseres Berichtes feststellten — gerade nach dem zweiten Weltkriege als Folge des Weltgeschehens und Wiederauflebens europäischer Überseebeziehungen zur ibero-amerikanischen Welt das Interesse an diesem Kulturkreis bei uns aufs neue zu erstarken und sich zu vertiefen beginnt. Während aber z. B. in Frankreich ein so bedeutender Lusitanist wie *Le Gentil* schon eine ganze Schule namhafter Gelehrter auf dem Gebiete der Lusitanistik hervorgebracht hat (z. B. *Marcel Bataillon*, *Robert Ricard)*, und die englischen Lusitanisten *Livermore* und *Entwistle* (1895 bis 1952) zu Ehren ihrer großen Fachkollegen *Prestage* (1869—1951) und *Bell* (1881—1950) ein Standardwerk der Lusitanistik herausbrachten [73], dem auf dem europäischen Kontinent nichts Gleichwertiges an die Seite gestellt werden kann, sind es in Deutschland immer noch nur vereinzelte Philologen und Historiker, die sich mit dem lusitanischen Zweige der Romania [74] beschäftigen, sei es weil die eigene Anschauung jener Welt oder weil die nötigen Sprachkenntnisse fehlen. Die bei uns verbreitete Unkenntnis der ibero-romanischen (luso-hispanischen) Länder der Alten und Neuen Welt führt selbst bei Gebildeten zu der irrigen Auffassung, als sei das Portugiesische nur ein Dialekt des Spanischen und die portugiesische Literatur- und Kulturgeschichte nur ein Zweig der spanischen. Wenn auch z. B. in deutschen und ausländischen wissenschaftlichen Zeitschriften (Archiv f. das Studium der Neueren Sprachen, Revista Hispánica Moderna des "Hispanic Institute in the USA") die portugiesisch sprechende Welt im Anschluß an den umfassenden Sinn des Wortes „Hispania" im Mittelalter oft unter „hispanisch" und die lusitanische Wissenschaft ebenso oft unter „Hispanistik" erscheint, so verdient es doch die Eigenart und Bedeutung der portugiesischen (brasilianischen) Sprache und Kultur, in genauerer Weise als „lusitanisch" bezeichnet zu werden. (Zu „Hispania" im weitesten Sinne des Wortes vgl. *Ramon Menéndez Pidal*, El Imperio Hispánico y los cinco reinos, Madrid 1950.)

---

tanistik = Wissenschaft von der Sprache, Literatur, Kultur und Geschichte Portugals u. Brasiliens. Vgl. die Begriffe: Lusitanist, lusophil, Lusitanität und Hispanistik, hispanophil, Hispanität. Vgl. *Gerhard Jacob*, Begriff und Bedeutung der „lusitanidade", in: Festschrift zum 70. Geburtstage von Prof. Dr. Dr. von Jan. Wissenschaftl. Ztschr. der Univ. Jena. Gesellschaftswiss. u. sprachwiss. Reihe 1955.

[73] *Livermore*, Portugal and Brazil, an Introduction, made by friends of Edgar Prestage and Aubrey Fitz Gerald Bell in piam memoriam. Clarendon Press Oxford 1953, 418 S. Preis: 42 s.

[74] Vgl. z. B. die Verzeichnisse der Doktorarbeiten im Romanistischen Jahrbuch des Romanischen Seminars u. Ibero-amerikan. Forschungsinstituts der Universität Hamburg Bd. 4 (1951) und 5 (1952). Ferner *Herm. B. Hagen*, Die schöne Literatur Lateinamerikas in dt. Übersetzung, in: Übersee-Rundschau Hamburg 1952 S. 556—559; *Hans Schneider*, Ibero-amerikan. Literatur in der Welt, ebd. 1954 (Heft 9—10).

Wer sich wissenschaftlich mit jener Welt beschäftigen will, in der das Portugiesische von rund 60 Millionen Menschen in Brasilien und Portugal (mit seinen Kolonien) gesprochen wird, findet jetzt in dem Katalog der *William B. Greenlee Collection* in der "Newberry Library" eine moderne Bibliographie vor, die nicht weniger als 5833 Titel vor allem aus den geschichtlichen Disziplinen beider Länder enthält[75]. Ein Auswahlverzeichnis[76] bedeutender literarischer und kultureller Zeitschriften (im ganzen 900 aus 72 Ländern) mit kurzer Charakteristik enthält die Zeitschriften-Sondernummer des Instituts für Auslandsbeziehungen, in der unter Portugal 5, und unter Brasilien 16 Zeitschriften aufgezählt und charakterisiert werden. Ein nützliches Verzeichnis der wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Institutionen in Portugal brachte das "Instituto de Alta Cultura" in Lissabon heraus[77]. Für speziell philologische Zwecke kommen in erster Linie in Frage *A. Kuhn,* A linguística românica na Alemanha 1939—1948 (in: Revista Portuguesa de Filología, Coimbra 1949) und *Harri Meier,* Bibliografia Portuguesa 1932—1952 (im Romanistischen Jahrbuch 6, 1953). Umfassende Bibliographien finden sich auch in dem erwähnten Werke von *Livermore* und den Kongreßberichten des ersten großen internationalen luso-brasilianischen Kongresses[78].

Durch jenen internationalen Kongreß für luso-brasilianische Studien in Washington 1950[79] erhielt die lusitanische Wissenschaft einen neuen Auftrieb. Der Kongreß, der unter den Auspizien der Kongreß-Bibliothek (Washington) und des Instituts für luso-brasilianische Studien an der Vanderbilt University (Nashville) stattfand, wurde von 252 Delegierten (Gelehrte, Diplomaten und Studenten) aus 11 verschiedenen Staaten, darunter USA, Brasilien, Portugal, Frankreich, Spanien, Argentinien, Deutschland und Kanada besucht. Das Hauptthema seiner Tagungsvorträge lautete: „Die Ausstrahlung der portugiesischen Kultur in Amerika." In Buchform[80] wurden die Forschungsergebnisse sowohl auf Portugiesisch als auch auf Englisch veröffentlicht. Einige von ihnen seien hier kurz wiedergegeben. Die Frage nach den Grundelementen der portugiesischen Kultur beantwortete *Jorge Dias*[81] mit folgenden Hinweisen: Der Portugiese ist eine Mischung von Träumer und Mann der Tat oder besser: er

---

[75] A Catalogue of the William B. Greenlee Collection of Portuguese History and Literature and the Portuguese materials in the Newberry Library compiled by *Doris Varner Welsh.* Chicago 1953. 342 S.

[76] Mitteilgn. des "Instituts f. Auslandsbeziehgn". 5. Jhrg. Stuttgart 1955.

[77] Instituiçóés cientificas, literarias e artisticas portuguesas. Lisbôa (Centro de Documentaçãó Cientifica) 1953. 171 S.

[78] Vgl. *G. Jacob,* Brasiliens Sprache und Kultur, in: Leuvense Bijdragen 1952 S. 113 ff.

[79] Vgl. *Luigi Panarese,* Il Congreso di studi luso-brasiliani, in: Quaderni Ibero-Americani No. 15 (1954) Editi a cura dell'associazione per i rapporti culturali con La Spagna, il Portogallo e l'America Latina. Torino (Italia).

[80] Proceedings of the international colloquium on luso-brazilian studies. Nashville (The Vanderbilt University Press) 1953; 335 S.

[81] *Jorge Dias,* Os elementos fundamentais da cultura portuguesa. In: Proceedings S. 51—65.

ist ein tätiger Träumer, der nicht einer praktischen und realistischen Seite ermangelt. Er ist zutiefst human, für ihn ist das Herz das Maß aller Dinge (beim portugiesischen Stierkampf ist die Tötung des Stieres schon seit über 200 Jahren abgeschafft; ferner Abschaffung der Todesstrafe [auch in Brasilien]). Er ist mehr Idealist und Mann der Imagination als ein Mann der Reflexion mit einem starken Glauben an Wunder und wunderbare Lösungen von Problemen (vgl. „Sebastianismus"), außerordentlich sprachbegabt, anpassungsfähig und tolerant („anti-racismo", Fraternisierung mit den Eingeborenen). Weiterhin sagt Dias wörtlich: *A rigidly capitalistic mentality is lacking in Portugal. The spirit of rationalization is lacking not only in agriculture but also in commerce and industry. There are even cases in which human values have been set above profit and the utilitarian.* Der letzte Satz gilt auch für die Spanier und Hispano-Amerikaner. Damit vergleiche man, was der brasilianische Soziologe *Gilberto Freire* [82] sagt: „Die Brasilianer sind als Romanen frei — vielleicht zu frei — von der protestantischen Auffassung, daß Nichtstun ein Laster sei und erkennen augenscheinlich instinktiv seine Bedeutung als Gegengewicht zu jenen geldeinbringenden Tätigkeiten, die den Menschen zu einen bloßen Wirtschaftsfaktor herabwürdigen . . ." Über den Einfluß der USA sagt er folgendes: „Obwohl im Laufe der letzten 50 Jahre Teile von Brasilien nordamerikanisiert wurden, hegt der typische Brasilianer doch eine tiefe Abneigung gegen eine Standardisierung — einschließlich der völkischen Standardisierung."

Mit *Jorge Dias* stimmt *Emilio Willems* [83] darin überein, daß die kaum übersetzbare „saudade" ein wesentliches Merkmal im Nationalcharakter der Portugiesen und Luso-Brasilianer ist. Dieses lyrische Gefühl der „saudade", das man mit einem geistreichen Wortspiel als „wehmütige Sehnsucht" und „sehnsüchtige Wehmut" gedeutet hat, erklärt Willems mit einem Zitat des englischen Lusitanisten *Bell: The famous saudade of the Portuguese is a vague and constant desire for something other than the present, a turning toward the past or toward the future; not an active discontent or poignant sadness, but an indolent dreaming."*

Wertvolle Beiträge zur Kulturgeschichte Brasiliens bringen seit 1953 die Jahrbücher des „Instituto Hans Staden" in São Paulo. So lesen wir in einem Aufsatz von *João Cruz Costa* „Zur Geistesgeschichte Brasiliens" folgendes [84]: „Jedes umfassende Studium der brasilianischen Gesellschaft muß — wie *Sergio Buarqua de Holanda* schreibt — von der grundlegenden Tatsache ausgehen, daß Brasilien den einzigen erfolgreich verlaufenen Versuch darstellt, europäische Kultur in großem Maßstab in die tropische und subtropische Zone zu verpflanzen. Das fremde Erbe wurde nicht unverändert bewahrt, sondern unter der Einwirkung

---

[82] *Gilberto Freire,* Brasilien, das Land der Kompromisse. In: Kontinente 1954 S. 39 H. 10/11.

[83] *Emilio Willems,* Portuguese culture in Brazil. In: Proceedings p. 66—79.

[84] *João Cruz Costa,* Zur Geistesgeschichte Brasiliens. In: Hans Staden-Jahrbuch 1 (1953) S. 9 ff.

der neuen Umweltbedingungen in schöpferischer Weise verwandelt. Wir pfropften auf den alten portugiesischen Rebstock die Kulturen anderer Völker." In demselben Sinne äußert sich *Antônio Cândido*[85]: „In unserer Kultur liegt eine fundamentale Zweideutigkeit: Einmal sind wir ein lateinisches Volk, das eine europäische Erbschaft überkommen hat, zum anderen sind wir in ethnischer Hinsicht zum guten Teil ein Mischvolk, das beeinflußt ist von primitiven indianischen und afrikanischen Kulturen, außerdem leben wir in tropischen Zonen." Was die Negerkultur in Brasilien anbetrifft, so hat der Anthropologie-Professor *Arthur Ramos*[86] an der Universität Rio de Janeiro ein vortreffliches Kompendium über die Negerkulturen in der Neuen Welt geschrieben, das alle Tatsachen und Probleme zusammen mit einem reichhaltigen Literaturverzeichnis darbietet. Es liegt in der von seinem Freund *Richard Katz* besorgten Übersetzung auch in deutscher Sprache vor und enthält gutes Bildmaterial. Als das neueste umfassende Buch über Brasilien ist das von *Hoffmann-Harnisch*[87] zu nennen, das 1938 zuerst erschien. Es stammt aus der Feder eines Mannes, dem das schöne Tropenland zur Wahlheimat wurde und der es in allen seinen Teilen kennt. Es ist fesselnd geschrieben und vermittelt ein gutes Bild von Land und Leuten, von seiner Politik, Wirtschaft und Kultur, ohne dabei in die Tiefe zu dringen, was wohl auch nicht seine Absicht war. Wie anschaulich der Verfasser bei seinen Schilderungen vorzugehen weiß, zeigt das Beispiel der Geschichte vom Kakao, die er von dem brasilianischen Schriftsteller *Jorge Amado* erzählen läßt (geb. 1912 in Bahia; seit 1946 in Prag; von der chilenischen Nobelpreisträgerin *Gabriele Mistral* als „Bralisiens größter Romanschriftsteller" angesehen). Man vermißt an diesem umfangreichen Buch ein Literaturverzeichnis und ein Namen- und Sachregister; auch wird über die deutsch-brasilianischen kulturellen und geistigen Beziehungen allzu wenig gesagt, obgleich der Verfasser gerade hier viel mehr hätte bieten können.

Deutsch-lusitanische Wissenschaftsbeziehungen. Das erwähnte „Hans-Staden-Institut" in São Paulo (gegr. 12. Oktober 1946) bezweckt „die planvolle Förderung wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Bestrebungen in Brasilien und des Kulturaustausches zwischen Brasilien und Deutschland, Österreich und der Schweiz". Von seinen vielen, für die kulturgeschichtliche Forschung sehr wertvollen Veröffentlichungen seien hier nur folgende erwähnt: *F. Sommer*, Der literarische Austausch zwischen Deutschland und Brasilien (zweisprachig, 1941); Hans Staden, Duas Viagens ao Brasil 1547—1555 (ins Dt. übers. von Carlos Fouquet/1942). *Paulo Malta Ferraz*, Apontamentos para a historia da colonização de Blumenau 1850—60 (1949). Vom dritten Band

---

[85] *Antônio Cândido*, Die Literatur als Ausdruck der Kultur im zeitgenössischen Brasilien (s. oben Anm. 84 S. 19 ff.).

[86] *Arthur Ramos*, Die Negerkulturen in der Neuen Welt. Eugen Rentsch-Verlag Erlenbach-Zürich 1946, 203 S.

[87] *Wolfgang Hoffmann-Harnisch*, Brasilien. Ein tropisches Großreich. Safari-Verlag Berlin 1952, 649 S. DM 15,80. Mit 147 Photos u. 10 Karten.

(1955) seines auf hohem wissenschaftlichem Niveau stehenden Jahrbuches (hrsg. *Egon Schaden*) ab veröffentlicht das Institut in seinen Jahrbüchern regelmäßig eine „Deutsch-brasilianische Bibliographie", die das gesamte Schrifttum aufnimmt (Bücher, kleinere selbständige Schriften, Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, Kalender, Übersetzungen aus dem Deutschen ins Portugiesische und umgekehrt), es enthält deutschsprachige Veröffentlichungen über Brasilien und brasilianische Veröffentlichungen über den deutschen Kulturkreis. Das „Hans-Staden-Institut" ist heute führend auf dem ebenso neuen wie aussichtsreichen Gebiete der „Brasilkunde". Es arbeitet zusammen mit der 1930 in Rio de Janeiro von *Theodor Heuberger* gegründeten „Pro Arte-Gesellschaft", die auf Heubergers Initiative seit 1935 die Kulturzeitschrift „Intercambio" herausgibt. Es ist für die deutsche wissenschaftliche Forschung besonders wichtig und wertvoll, daß sie an der altehrwürdigen portugiesischen Universität Coimbra [88], der berühmten Hochburg lusitanischer Kultur, auf der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die Mehrzahl der brasilianischen Dichter und Denker ihre geistige Ausbildung erhielten, ein „Deutsches Institut" an der Faculdade de Letras besitzt (gegr. 1925) [89], das als portugiesische Gründung und unter portugiesischer Leitung nun schon ein Vierteljahrhundert lang den deutschen Wissenschaftlern einen Zugang zum Zentrum lusitanischer Kultur bietet, sowie umgekehrt hier die portugiesischen Wissenschaftler mit deutscher Geistesart und Wissenschaft vertraut werden können. Eine stolze Reihe von Veröffentlichungen verschiedenster Art auf beiden Seiten legt ein beredtes Zeugnis vom Segen dieser Einrichtung ab [90]. Als Brasiliens Staatspräsident *Dr. Café Filho* im Sommer 1955 bei seinem Staatsbesuch in Portugal die Ehrendoktorwürde der Rechtsfakultät von Coimbra erhielt, derselben Fakultät, die einst das Vorbild war zur Gründung der ältesten Rechtsfakultät in Brasilien (Recife 1827), sprach er folgende Worte: „Innerhalb der lusitanischen Kultur besitzt der Beitrag Coimbras den Vorteil der langen Dauer. Die intensive Tätigkeit der Professoren und Studenten macht diese 1000jährige Stadt zu einem beständigen Mittelpunkt geistig-kultureller Entwicklung. Wir Brasilianer wandeln hier unter den mittelalterlichen Arkaden in tiefster Ehrfurcht bei dem Gedanken daran, daß mehr als zwei Jahrhunderte vor der Entdeckung unseres eigenen Vaterlandes diese Universität schon längst bestand; Portugiesen und Brasilianer! Wir sind alle die geistigen Söhne dieser alma mater! Von ihr haben wir zahlreiche Wesenszüge unserer

---

[88] Vgl. *G. Jacob*, Die Bedeutung der Universität Coimbra. In: Die paniberische Bewegung Hamburger Auslanddiplomarbeit 1927. *Henrique Schüler* (gest. Jan. 1955) Die kulturelle Entwicklung Brasiliens, in: Iberica 1927 (gegr. von *Bernh. Schädel)* S. 121—133.

[89] Vgl. *G. Jacob*, Die deutsch-portug. Wissenschaftsbeziehungen. Zum 30. Jahrestag des Deutschen Instituts in Coimbra. In: Forschungen u. Fortschritte 1955 H. 8.

[90] Vgl *G. Jacob*, Das Deutsche Institut in Coimbra 1925 — 1950. Jubiläumsgabe des Verf. (1950); ferner: Instituto Alemão, in: Romanist. Jhb. Hamburg 1950.

Geistesart und unseres historischen Schicksals geerbt." Aus diesen Worten klingt mehr als nur die Höflichkeit einer Dankesbezeugung. Sie sind erfüllt von dem lebendigen Gefühl für die lebensgestaltende Kraft einer großen historischen Tradition — die hier auf dem Gebiete der geistig-kulturellen Verwandtschaft zwischen Portugal und Brasilien und ihrer Pflege als „Lusitanität"[91] in Erscheinung tritt entsprechend der „Hispanität" zwischen Spanien und Hispano-Amerika.

Unvergängliches birgt das Erbe der iberischen Mutter-Völker[92], deren weltliche Macht schon längst zerbrach, aus deren geistigen und sittlichen Werten aber noch immer neue Kräfte aufsteigen zum Aufbau einer wahren Kultur der Menschheit, in deren Dienst auch die hier berichteten Fortschritte wissenschaftlicher Forschung stehen.

„Es ist heute nur die ibero-amerikanische Übersee, in der man den Verjüngungs- und Erneuerungsprozeß einer romanischen Kultur mit all seinem Positiven und Negativen, seinem Licht und Schatten, im Gelände studieren und gewissermaßen als Augenzeuge miterleben kann. Eine derartige fortzeugende Kraft haben außer den Ibero-Romanen nur ihre römischen Vorahnen besessen." (*Rud. Großmann* auf dem Hamburger Neuphilologentag 1954)[93].

Sowohl die Lusitanität als auch die Hispanität sind geistige Realitäten, deren praktische Auswirkungen gerade in jüngster Vergangenheit offenkundig wurden (vgl. den luso-brasilianischen Freundschafts- und Konsultationsvertrag zwischen Portugal und Brasilien von 1953[94] und die spanische Anregung einer „hispanischen Überstaatlichkeit" als doppelte Staatsangehörigkeit für alle Hispanier, die in Madrid am Tage der Hispanität am 12. Oktober 1954 offiziell gegeben wurde und von Chile und Perú schon mit Gesetzesvorlagen vorbereitet wird[95]), ganz in dem Sinne, den einst *Rubén Dario* (Nicaragua 1867—1916) in seinem sprachgewaltigen Ruf an „Hispaniens ruhmvolle, fruchtbare Rassen" in die Worte kleidete:

> „Einigen und einander befruchten sollt ihr euch, glänzen!
> So vieler Kräfte Bund wirkt in die Weite der Welt!"

---

[91] Ders., Begriff und Bedeutung der Lusitanität, Wiss. Ztschr. d. Univ. Jena 1955.
[92] *Reinhold Schneider*, Iberisches Erbe. Olten (Schweiz) 1949.
[93] Mittgsblatt des Allg. Dt. Neuphilologenverbandes 24. 10. 1954; vgl. *Großmann*. Geistige Bilanz des mod. Lateinamerika. In: Südamerika, Buenos Aires 1953, S. 460 ff.
[94] Sobre o tratado luso-brasileiro de amizade e consulta. Lisbôa (S. N. I.) 1954.
[95] Vgl. auch *Fr. W. von Rauchhaupt*, Vergleich und Angleichbarkeit der Rechte Süd- und Mittelamerikas, in: Ztschr. f. ausländ. u. internat. Privatrecht 1955 Heft 1 S. 121 ff. Über die „ideologia de la Hispanidad" (imperialismo puramente espiritual) vgl. *Werner Beinhauer*, El españolismo del Quijote in: Ensayos y Estudios Berlin 1939 (Publicación del Instituto Ibero-Americano Año I, Número I; Enero 1939) und Beinhauers neuesten Vortrag über „La esencia de España al transluz del Quijote" im Centro Ibérico (Köln 1955), *Friedr. Schürr*, Der Don „Quijote" als Ausdruck der abendländ. Seele, Freiburg i. Br. 1952 (Heinrich Finke-Gesellschaft).

Eingesandte Bücher

(Besprechungen vorbehalten)

Fritz Haensell, Probleme der Vor-Völker-Forschung. Grundzüge einer ethnologischen Urgeschichte. (Die Universität Bd. 55.) Humboldt-Verlag Frankfurt/Main-Wien 1955. 304 S., DM 11,50.

Kunstgeschichtliche Anzeigen, hrsg. von Karl M. Swoboda, Neue Folge 1. Jahrgang Heft 1/2 (betr. Werke zur Kunst der Prähistorie und des alten Orients). Hermann Böhlaus Nachf., Graz-Wien-Köln 1955 (jährlich 4 Hefte).

Wita v. Jazewitsch, Jahrringchronologie von Ziegenhainer Eichengebälken (Beiträge zur Hessischen Landesgesch.). Bärenreiter-Verlag Kassel-Basel 1955. 19 S. mit Abb.

Wilhelm Niemeyer, Die Stammessitze der Chatten nach Bodenfunden und antiker Überlieferung insbesondere bei Cl. Ptolemäus (Beiträge zur Stammeskunde Hessens 2). Bärenreiter-Verl. Kassel-Basel 1955. 39 S.

Kurt Scharlau, Die hessische Wüstenforschung vor neuen Aufgaben (Beiträge zur Hess. Landesgesch.). Ebd. 1955. 21 S. mit Abb.

Martin P. Nilsson, Die hellenistische Schule. C. H. Beck, München 1955. IX u. 101 S., 10 Abb., brosch. DM 9,—, geb. DM 12,—.

Paul Kirn, Das Bild des Menschen in der Geschichtsschreibung von Polybios bis Ranke. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1955. 230 S., kart. DM 10,80, geb. DM 12,80.

Fritz Rörig, Die europäische Stadt und die Kultur des Bürgertums im Mittelalter, hrsg. von Luise Rörig (Kleine Vandenhoeck-Reihe 12/13), ebd. 1955. 134 S., kart. DM 2,40.

Hans Conrad Peyer, Stadt und Stadtpatron im mittelalterlichen Italien (Wirtschaft Gesellschaft Staat, Zürcher Studien zur allgemeinen Geschichte 13). Europa-Verlag Zürich 1955. 84 S.

Hermann Conrad, Die mittelalterliche Besiedlung des deutschen Ostens und das Deutsche Recht. (Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswissenschaften Heft 35.) Westdeutscher Verlag, Köln-Opladen 1955. 40 S., brosch. DM 2,80.

Kurt Forstreuter, Preußen und Rußland von den Anfängen des Deutschen Ordens bis zu Peter dem Großen. (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft 23.) Musterschmidt-Verlag Göttingen 1955. 257 S., geb. DM 16,80.

Günther Borchers, Die Kirche des ehemaligen Augustiner-Chorherren-Stiftes Riechenberg bei Goslar. Grabungen und Untersuchungen 1951—52 (Beiträge zur Gesch. der Stadt Goslar 15). Selbstverlag des Gesch.- u. Heimatschutz-Vereins Goslar 1955. 70 S., 19 Abb.

Die deutsche Habichtslehre. Das Beizbüchlein und seine Quellen. Eingeleitet u. hrsg. von Kurt Lindner (Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd 2). Walter de Gruyter & Co., Berlin 1955. 275 S., geb. DM 36,—.

Giuseppe Cammelli, I dotti bizantini e le origini dell'umanesimo 3: Demetrio Calcondila. Felice le Monnier, Firenze 1954. 154 S.

Franco Gaeta, Lorenzo Valla. Filologia e storia nell'umanesimo italiano. Istituto Italiano per gli Studi Storici in Napoli, 1955. 261 S., brosch. Lire 1400.

Erich Loos, Baldassare Castigliones ‚Libro del Cortegiano'. Studien zur Tugendauffassung des Cinquecento. (Analecta Romanica, Beihefte zu den Roman. Forschungen Heft 2.) Vitt. Klostermann, Frankfurt/Main 1955. 235 S., brosch. DM 17,50.

Staats- und Verwaltungsgrenzen in Ostmitteleuropa. Histor. Kartenwerk, hrsg. vom Göttinger Arbeitskreis III: Pommern, bearb. von Franz Engel. R. Oldenbourg, München 1955. 9 Karten mit Begleittext, DM 7,20.

Otto Stolz, Deutsche Zolltarife des Mittelalters u. der Neuzeit 1: Quellen zur Geschichte des Zollwesens und Handelsverkehrs in Tirol und Vorarlberg vom 13. bis 18. Jahrh. (Deutsche Handelsakten des Mittelalters u. d. Neuzeit Bd. 10). In Kommission bei Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1955. XVIII u. 369 S., 1 Karte, brosch. DM 26,—.

Heinrich Schnee, Die Hoffinanz und der moderne Staat. Geschichte und System der Hoffaktoren an deutschen Fürstenhöfen im Zeitalter des Absolutismus. Duncker & Humblot, Berlin. Bd. 2 (Hannover u. Braunschweig, Sachsen u. Anhalt, Mecklenburg, Hessen-Kassel u. Hanau) 1954. 367 S., brosch. DM 33,—. Bd. 3 (in den geistlichen Staaten Norddeutschlands, an kleinen norddeutschen Fürstenhöfen, im System des absoluten Fürstenstaates) 1955. 359 S., brosch. DM 35,—.

Friedrich Hermann Schubert, Die pfälzische Exilregierung im Dreißigjährigen Krieg. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Protestantismus (aus: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 102, N. F. 63). 1955. 106 S.

Der Türkenlouis. Ausstellung zum 300. Geburtstag des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden. Badisches Landesmuseum Karlsruhe 1955. 258 S., 67 Abb., brosch. DM 2,50.

Hans-Georg Böhme, Die Wehrverfassung in Hessen-Kassel im 18. Jahrh. bis zum Siebenjährigen Kriege. (Beiträge zur Hessischen Landesgeschichte.) Bärenreiter-Verl. Kassel-Basel 1954. 87 S.

Heinz Stolpe, Die Auffassung des jungen Herder vom Mittelalter. (Beiträge zur deutschen Klassik, hrsg. von den nationalen Forschungs- u. Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar, Abhandlungen Bd. 1.) Herm. Böhlaus Nachf. Weimar 1955. 536 S., geb. DM 21,50

Samuel Hahnemann, Organon der Heilkunst, mit Geleitwort, Namen- u. Sachregister, Bibliographie hrsg. von Wilhelm Schwarzhaupt. Hippokrates-Verlag Stuttgart 1955. 284 S., geb. DM 14,50.

Eberhard Borsche (†), Adolf Ellissen 1815—1872, ein Vorläufer der modernen byzantinischen Literatur- und Sprachforschung. Ein Gelehrtenleben zwischen Politik und Wissenschaft. August Lax, Hildesheim 1955. 151 S., 1 Tafel, brosch. DM 12,—.

Max G. Lange, Marxismus Leninismus Stalinismus. Zur Kritik des dialektischen Materialismus. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1955. 210 S., geb. DM 12,80.

Marc Chadourne, Anahuac. Unvergängliches Mexiko. Aus dem Französ. übersetzt von Susanne Ullrich. Orell Füssli Verlag, Zürich 1955. 190 S., 47 Abb.

Menéndez Pidal, Die Spanier in der Geschichte, übers. von K. A. Horst mit einem Vorwort von H. J. Hüffer. Verl. Hermann Rinn (1955), 180 S., 3 Kartenskizzen.

Johannes Mela, Ιστορία τῆς νήσου Ικαρίας 1 (Von prähistorischer Zeit bis zur Einnahme der Insel Ikaria durch die Türken 1521 n. Chr.). Athen 1955. 175 S. (griechisch).



